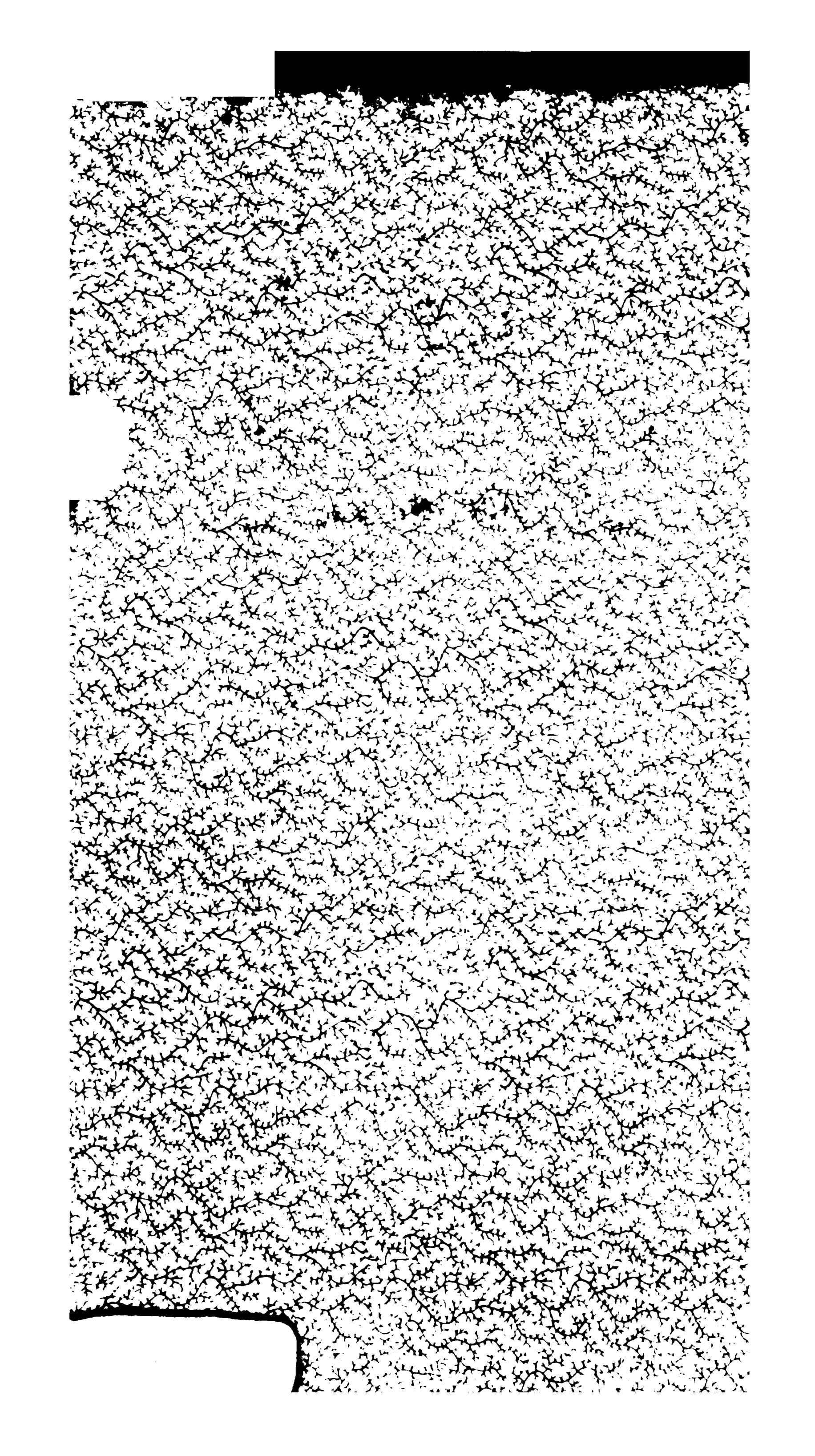
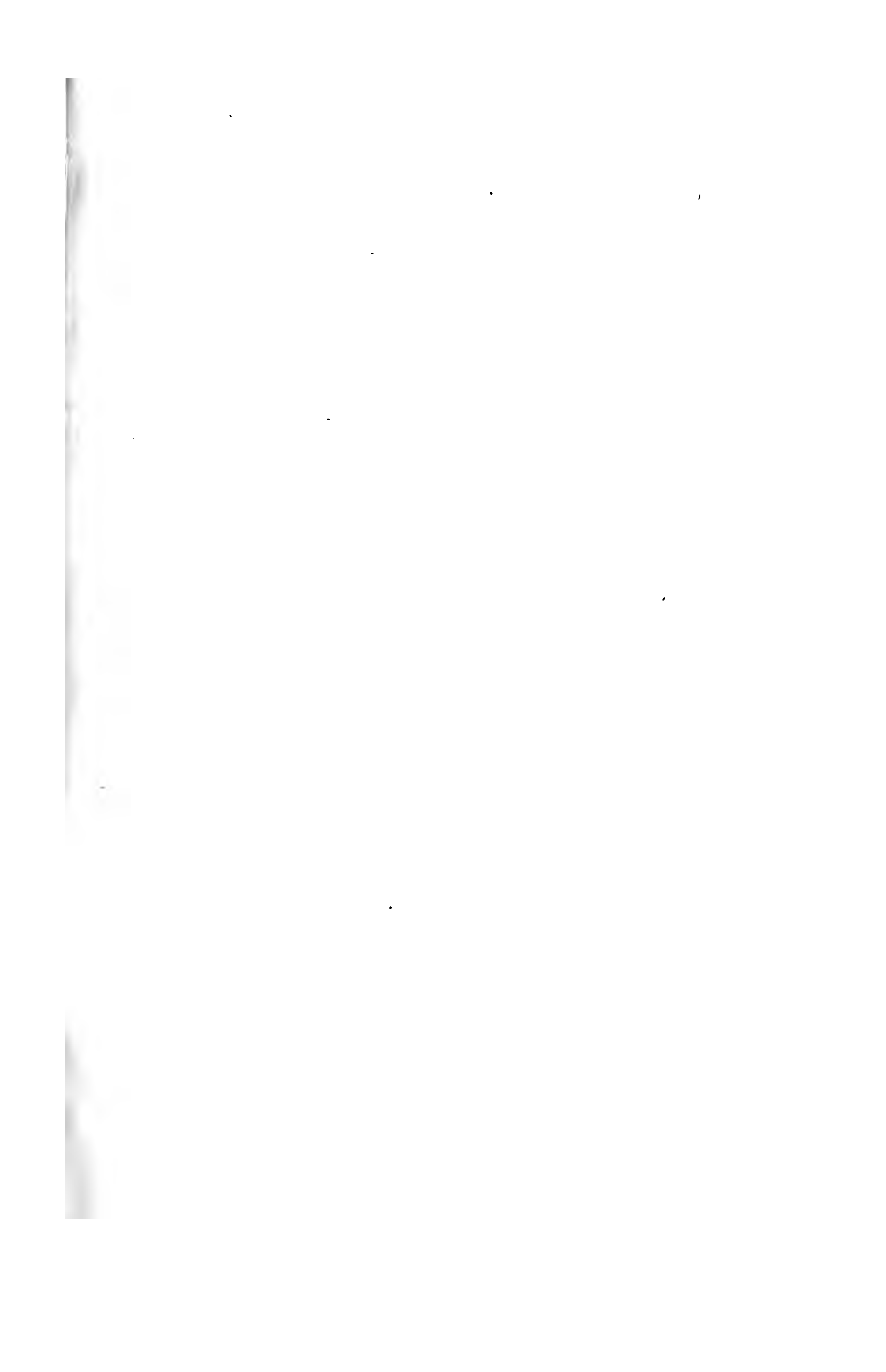






Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Social-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Dritter Band.

Die Familie.

Neunte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1882.

Die Familie.

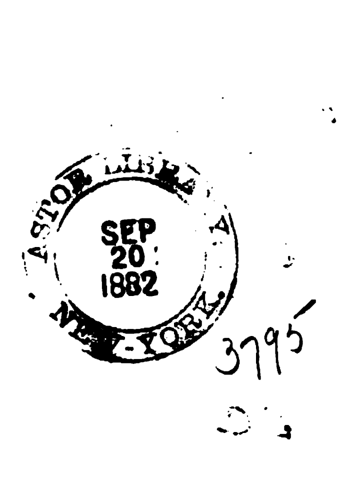
Von

W. H. Riehl.

Neunte, mit vielen Zusätzen vermehrte Auflage.



Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1882.



Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort zur ersten Auflage.

Dieses Buch über die „Familie“ bildet den Schlußstein meiner „Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik“ und zwar, wie mir scheint, nicht bloß den Schlußstein als den zuletzt eingefügten, sondern auch als den eigentlich schließenden Stein, der das Gewölbe erst zusammenhält und den festen Mittelpunkt ausmacht, darin der Gegendruck aller Pfeiler und Mauern seine Stütze findet.

In „Land und Leute“ legte ich die Methode meiner naturgeschichtlichen Volksstudien dar und bezeichnete zugleich in der ethnographischen Dreigliederung Deutschlands die natürliche Vorbedingung der Verschiedenheit des Volkslebens wie der socialen Standpunkte. Die „bürgerliche Gesellschaft“ sucht die großen Naturgruppen des Volkes auf, welche durch Stand und Beruf, Sitte und Lebensart gegeben sind, den Staat und sein Rechtsleben noch nicht voraussetzen, dennoch aber im Staate als Stoff und Inhalt für die plastische Staatskunst berücksichtigt werden müssen. Es gibt aber noch andere, noch ursprünglichere Gruppen im Volksleben, die gleichfalls den Staat nicht voraussetzen, trotzdem aber seine

höchste Beachtung heischen, und ihrerseits vom Staate vorausgesetzt werden. Diese Gruppen sind die Familien.

Die Familie ist der Urgrund aller organischen Gebilde in der Volkspersönlichkeit. Daher konnte ich in diesem Buche viele Begriffe erst wissenschaftlich entwickeln und feststellen, die in den beiden andern Bänden als gegeben vorausgesetzt sind. In dem Gegensatz von Mann und Weib z. B. läßt sich erst die sociale Ungleichheit als ein ewiges Naturgesetz im Leben der Menschheit erweisen. Der Begriff der Sitte und ihre Bedeutung für das Rechtsleben des Staates hat hier erst seine erschöpfende Darstellung gefunden. Die theoretische Scheidung und das in der Praxis unlösbare Sichdurchdringen der Gebiete des Staates, der Familie und der Gesellschaft konnte hier erst mit der rechten Klarheit erörtert werden. An dieses und anderes dachte ich, als ich oben das Bild vom „Schlußstein" gebrauchte.

Nun wird man aber fragen, warum ich denn bei den vorliegenden drei Bänden den Stiel nicht geradezu umgekehrt habe und also der inneren Logik der Sache gemäß zuerst die „Familie" geschrieben, dann die „bürgerliche Gesellschaft" und zuletzt meine Methode in „Land und Leuten" gerechtfertiget und auf die bestehenden deutschen Zustände angewandt?

Darauf habe ich zweierlei zu erwidern.

Erstlich ist das ganze Werk nicht nach einem vorgefaßten symmetrischen Plane gemacht worden, sondern es ist binnen Jahr und Tag mit dem Verfasser gewachsen. Das System lag in dem Bewußtsein des Verfassers, aber nicht um ein System darzustellen, schrieb er die drei Bücher, sondern um Thatsachen, in denen sein System verborgen steckt, reden zu lassen für die Art der politischen Forschung und Erkenntniß, welche nun einmal mit seiner ganzen Persönlichkeit unauflösbar verwoben ist. So bearbeitete er also die drei großen Stoffe in der Reihenfolge, wie sie ihm durch das persönliche

Bedürfniß, sich dieser Dinge quitt zu machen, eingegeben ward, nicht nach einem vorgefaßten systematischen Gesammtplane.

Zum Andern meint er aber, es sei dennoch gut, daß er gerade diese, scheinbar verkehrte, Reihenfolge gewählt. Und in der That, wenn ich jetzt, wo die Resultate dieser fünfjährigen Arbeit schwarz auf weiß und übersichtlich vor mir liegen, noch einmal das Ganze zu schaffen und neu zu ordnen hätte, würde ich eben die Bände doch gerade so folgen lassen, wie sie gegenwärtig vorliegen. Es scheint mir nämlich, ein richtiger Instinkt habe mich geleitet, in der Reihenfolge der Stoffe genau denselben Weg einzuschlagen, der meine ganze Methode der politischen Forschung und Darstellung charakterisirt. Ich gehe von der Anschauung des Besondern aus, um durch Vergleichung und Schluß von da den Weg zum Allgemeinen zu finden. Nach derselben Logik folgen sich die drei Bände dieser Naturgeschichte des Volkes. „Land und Leute" enthält die individuellsten Untersuchungen, wie ich sie in einzelnen Gauen unsers Vaterlandes, bei ganz bestimmten Stammespersönlichkeiten angestellt habe. Die „bürgerliche Gesellschaft" geht schon zum Allgemeineren über; sie sucht aus den örtlichen Anschauungen zu schließen auf die einheitlichen Grundlagen der großen socialen Volksgruppen der ganzen deutschen Nation. Die „Familie" endlich behandelt die universellste aller Gliederungen der Volkspersönlichkeit; die allgemeinsten Grundlagen des organischen Volksthumes sind in ihr dargestellt, und der Socialpolitiker wird hier häufig sogar über den Gesichtskreis der Nation hinaus auf die Culturgeschichte der Menschheit blicken müssen. Man sieht also, die Reihenfolge dieser drei Bände war eine zufällige und ist doch für mich eine innerlich nothwendige gewesen, indem sie aus meiner Art, politisch zu denken, mir selber unbewußt, hervorgewachsen ist. Und so sind die drei Bücher mit mir gewachsen und ich mit den Büchern, und in der, nach dem System verkehrten, nach meiner analytischen

Methode aber doch wieder überwiegend praktischen Reihenfolge der Bände mag sich wiederum die Persönlichkeit des Autors unverhüllt spiegeln.

Abgesehen von den wissenschaftlichen Lesern wünsche ich mir namentlich für die „Familie“ auch noch einen Leserkreis anderer Art. Ich möchte, daß das Buch auch als ein kleines Kunstwerk erfunden würde — nennt's meinetwegen ein Idyll vom deutschen Hause! — und so als Hausbuch sich einbürgere in dieser und jener Familie, namentlich auch bei deutschen Frauen.

In bangen Tagen häuslicher Angst und Sorge hat mich die Bearbeitung gerade dieses Gegenstandes, der ja so ganz besonders im deutschen Gemüth anklingt, getröstet und muthig erhalten. Vielleicht fühlen es einige Leser, vorab dem zweiten Theile, an, daß dieses Buch dem Autor während des Schaffens wie zu einem Trostgedicht wurde, und verspüren wohl gar unter ähnlichen Umständen eine annähernd ähnliche Wirkung des Buches.

Wenn man nun eine Arbeit solcher Art vollendet hat, dann empfindet man zwar wohl auch jenen Abendfrieden, der den Menschen beim Abschluß jedes Tagewerks in geheimer Wonne überschleicht; aber andererseits ist es einem auch, als ob man von einem lieben Freunde scheide, einen langgewöhnten, belebenden Umgang aufgebe. Wie man sich langsam einem Freunde nähert, so lebt man sich auch langsam in ein Werk des Geistes ein, und die Freundschaft wird meist dann erst recht fest geschlossen sein, wenn man just dem Verkehr ein Ende machen muß. Da verspürt man eine Leere, die nicht so bald wieder ausgefüllt sein wird. Aber der Kern, die tragende Idee solchen Verkehrs bleibt doch fest in uns sitzen nach dem Abschiede vom Buche wie vom Freunde. Und ich glaube fast, dieses Buch würde von allem, was ich geschrieben, die größte, praktische, politische Wirkung üben, wenn es ihm gelänge, auch nur bei wenigen ver-

wandten Geistern die gleiche Begeisterung zu festigen, die es bei mir selbst gefestiget hat, nämlich die Begeisterung für das große, unser Volk veredelnde und zur sittlichen Einheit verbrüdernde Kleinod des deutschen Hauses und der deutschen Familie.

München, am 14. December 1854.

W. H. R.

Vorwort zur neunten Auflage.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches sind siebenundzwanzig Jahre verflossen.

Ein siebenundzwanzigjähriges Buch ist schon ein altes Buch in unserer schnell lebenden Zeit; viele Bücher werden kaum so alt, die meisten sterben sogar schon in der Wiege, und die Kindersterblichkeit der Bücher ist noch größer als die Kindersterblichkeit unter den Menschen. Nur lassen sich die literarischen Mortalitätsziffern weit schwerer feststellen als die menschlichen; denn daß ein Buch todt ist, erfährt man erst spät und allmählig, während man den Tod eines Menschen augenblicklich weiß. Die Schwingungen des Geisteslebens spotten der Ziffer, hier wie anderswo, sie lassen sich nur schätzen, nicht zählen. Aber diese Schätzung hat doch ihre äußeren Anhaltspunkte, die zuletzt auch auf Zahlenreihen zurückgreifen.

So könnte ich wohl Ziffern dafür zeugen lassen, daß sich dieses anspruchlose Buch durch siebenundzwanzig Jahre lebendig erhalten hat. Sieben Oktav-Ausgaben und eine sehr starke Volksausgabe würden die Grundlage des Rechenexempels bilden, wozu sich nun diese neunte Ausgabe als der am meisten beweisende Schlußfaktor fügt.

Lebenszeugnisse anderer Art gesellen sich hinzu. Meine „Familie“ hat fortwährend viele Zustimmung und vielen

Widerspruch erfahren; sie ist gelobt worden, sogar in Versen, und scharf getadelt, doch letzteres immer nur in Prosa. Sie wurde oft benützt, oft erwähnt in andern Büchern, sie wurde auch ganz und theilweise in fremde Sprachen übersetzt, obgleich sie ein eigensinnig deutsches Buch ist. Verboten wurde sie freilich meines Wissens nicht, was sonst auch als ein Lebenszeichen der Bücher gilt. Wenn einmal der vollendete Socialismus herrscht und folglich die wirkliche Familie „verstaatlicht“ wird, dann könnte auch diese gedruckte Familie verboten werden. Sie wird aber diese Zeit nicht mehr erleben.

Hausbücher existiren im socialistischen Gemeindewesen nicht; es gibt da nur noch öffentliche Bibliotheken, aus welchen jeder Staatsbürger seine Bildung gratis schöpft, wie das Wasser aus dem Marktbrunnen.

Im Gegensatze hierzu wurde dieses Buch vielfach „Hausbuch“; es ist oft zu Geschenken an festlichen Tagen des Hauses benützt und zum Andenken in der Familie bewahrt worden — das erfährt der Autor ja wohl auch so unter der Hand —; es hat andere Hausbücher veranlaßt, ja hier und da wohl auch Einfluß auf die treue Pflege der Sitte des Hauses geübt. Dieser praktische Erfolg ist mir der werthvollste. Denn meine „Familie“ will kein Lehrbuch sein, sondern ein Lesebuch; aus dem Leben geschöpft, will es auf das Leben wirken, und vielleicht ist es gerade darum lebendig geblieben.

So ziemt es sich denn, daß dieses Vorwort zunächst ein Wort des Dankes werde für alle die Theilnahme, welche das Buch gefunden. Von jeglichem Pessimismus weit entfernt, glaube ich überhaupt, daß es mir in meinem Leben wie mit meinen Büchern besser ergangen sei, als ich irgend hätte wünschen und hoffen dürfen, und daß ich also alle Ursache habe mit Gott und der Welt zufrieden zu sein. Dieß gilt auch insbesondere von der „Familie“.

In den früheren Auflagen habe ich stets den ganz unveränderten Text der ersten wieder abdrucken lassen, — nicht weil ich zu träg gewesen wäre, fortschreitend zu erweitern und zu bessern, noch weniger, weil ich die Anmaßung gehabt hätte, das Buch für nicht verbesserungsbedürftig zu halten. Ein Lehrbuch hätte ich binnen siebenundzwanzig Jahren mindestens dreimal umarbeiten müssen; ein Lesebuch, welches bloß anregen und erbauen, trösten und ermuntern soll, kann während eines Menschenalters schon stehen bleiben wie es ist. Ich schrieb es als ein Ganzes aus einem Guß; ich wollte ein kleines Kunstwerk bieten, das ebenso durch die Form wie durch den Inhalt sprechen sollte. Ein wesentlich veränderter Inhalt würde die festgefugte Form zersprengt haben. Den Kern des Inhaltes halte ich aber heute noch als innerste Ueberzeugung fest, und so durfte ich auf Verbesserungen im Einzelnen verzichten, die nur das Ganze geschädigt hätten. In frischer jugendlicher Begeisterung schritt ich, damals erst dreißig Jahre alt, zuerst an dieses Werk, und im Feuer der Jugend ging ich dabei wohl manchmal etwas ungestüm in's Zeug und schoß über's Ziel hinaus: — sollte ich später bei ruhigerem Pulsschlag mildern, dämpfen, beschneiden? Dem Buche wäre sein Bestes geraubt und nicht viel Besseres dafür gegeben, das Werk wäre ein Flickwerk geworden. Nur indem das Buch blieb wie es war, konnte es alt werden und doch jung bleiben.

Seit den Tagen, wo die „Familie" zuerst erschien, sind wir in eine neue Zeit eingetreten, Deutschland, Europa hat sich gründlich verändert, neue Ideale des politischen und socialen Lebens erfüllen und bewegen unser Volk, wir denken anders, empfinden anders wie damals. Wir haben viel lernen und viel vergessen müssen.

Diesen Wandlungen habe ich mich wahrhaftig nicht verschlossen; ich habe redlich an mir gearbeitet vorzuschreiten mit der vorschreitenden Zeit; ich habe, was leicht ist, zu

lernen getrachtet, und, was unendlich schwerer, ich habe auch gekämpft, daß ich vergessen lernte.

Hätte ich diesen ganzen Umbildungs-Prozeß unserer großen Zeit und meiner kleinen Person in diesem Buche widerspiegeln wollen, so würde ich dasselbe aus allen Fugen getrieben haben. Es mußte bleiben wie es ist, oder es durfte überhaupt nicht mehr sein.

Die Familie ist der Schwer- und Angelpunkt unsers social-politischen weil unsres nationalen Lebens. Der deutsche Staat änderte sich und die deutsche Gesellschaft — und die deutsche Familie blieb doch im Wesentlichen was sie war. Ja mir scheint sogar, in dem Maße, als wir beweglicher wurden in Staat und Gesellschaft, blieben wir um so beharrender in der Familie.

Ein Glück, daß es also geschehen ist!

Das in Sitte und Sittlichkeit, im Gemüthsleben und im Troste und opferfreudigen Entsagen des tiefsten göttlich-menschlichen Gemeinbewußtseins gegründete Haus, welches ich zu schildern und für welches ich zu begeistern versuchte, steht auch heute noch auf seinem altgefesteten Grundbau. Und es wird stehen bleiben.

Nicht alle, aber doch fast alle sociale Parteien werden einig sein in diesem Gedanken. Darum hoffe ich auch heute noch, daß dieses alte Buch Leser bei allen Parteien finden werde.

Von politischen Seitenhieben, die ich in oft ungestümem Eifer vordem in diesen Bogen so nebenher führte und die ich mit gutem Bedacht trotzdem nicht beseitigte, wird gar keine Partei durchaus befriedigt sein; aber die erhaltende, sittigende und versittlichende Macht des Hauses steht über den Parteien und ihr gilt der Grundgehalt meines Buches.

Die Partei entwickelt sich aus dem Leben; doch wehe uns, wenn wir alles Leben nach der Schablone der Partei bemessen würden. Erst dann, wann wir vollauf gelernt haben, fest in der politischen Partei zu stehen und doch diese Partei

zu vergessen, wo es sich um die Gebilde der Kunst, um die Probleme der Wissenschaft, um die Thatsachen des sittlichen und religiösen Volksgeistes handelt, erst dann sind wir ein politisch reifes Volk.

Aus allen diesen Gründen habe ich die neue Auflage nicht umgearbeitet, sondern den alten Text fast unangetastet stehen lassen, selbst wo er mir sehr fremdartig entgegentrat, ja wo ich geneigt gewesen wäre mit mir selbst in Wortwechsel zu gerathen. Dagegen aber habe ich durch viele kleine Zusätze die Substanz des Buches, welche mir fest bestehen blieb, vermehrt und verstärkt. Absichtlich bezeichnete ich nur in wenigen Fällen diese Zusätze durch Beifügung der Jahreszahl (1881) ausdrücklich als neu; ich wob sie außerdem ganz ohne Abzeichen in den Text, ich versteckte sie darin, wenn man so sagen will. Der Leser soll im Einzelnen gar nicht merken, daß und was Neues in das Buch gekommen ist. Liest aber ein früherer Leser aufmerksam die neue Auflage, dann wird sie ihm doch etwas reicher, ja ich hoffe sogar etwas lebendiger und frischer erscheinen als die älteren Drucke. Denn was ich einschob, sind fast durchweg kleine aus dem Leben gegriffene Beobachtungen und Thatsachen, und das Leben belebt.

Wenn meine „Naturgeschichte des Volkes" irgend einen bleibenden Werth haben sollte, so gründet derselbe in den „Quellenstudien aus dem Leben", deren ich mich stets in allen meinen Schriften, auch in meinen novellistischen und musikalischen, befliß, und durch solche Studien suchte ich auch diese neue Auflage der Familie zu bereichern.

Meine Methode faßt sich in die zwei Worte: „Beobachten und Bedenken!" und mein Ziel in die zwei andern Worte: „Aus dem Leben für's Leben!"

München, 25. November 1881.

W. H. R.

Inhalt.

Erstes Buch.

Mann und Weib.

Zweites Buch.

Haus und Familie.

Erstes Buch.

Mann und Weib.

Erstes Kapitel.

Die sociale Ungleichheit als Naturgesetz.

Wäre der Mensch geschlechtlos, gäbe es nicht Mann und Weib, dann könnte man träumen, daß die Völker der Erde zu Freiheit und Gleichheit berufen seien. Indem aber Gott der Herr Mann und Weib schuf, hat er die Ungleichheit und die Abhängigkeit als eine Grundbedingung aller menschlichen Entwickelung gesetzt.

Es ist der verwegenste Gedanke des modernen Radikalismus, daß das Verhältniß der Ungleichheit und Abhängigkeit auch zwischen Weib und Mann, wie es die Natur gegeben, wie es die Sitte von Jahrtausenden weitergebildet und in die ehernen Tafeln aller Gesetzgebungen eingeschrieben hat, ein Ausfluß barbarischer Tyrannei, ein bloßes Siegeszeichen der rohen physischen Gewalt sei.

Die älteste Satzung des widerrechtlichen socialen Despotismus steht diesen freien Geistern in den Eingangskapiteln der Genesis, wo zum Weibe gesagt ist: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn und er soll dein Herr seyn."

Bedeutungsvoller aber ist es Jehovah selber, der dort mit eigenem Worte diese Satzung aufstellt. Und zwar unmittelbar nach dem Sündenfalle.

Trifft sich's hierbei nicht seltsam, daß gerade radikale deutsche Socialphilosophen, die kleinen Jünger eines großen Meisters — Hegels — auf den Satz pochen, daß in dem Sündenfall der Mensch erst Mensch geworden, während er vorher als zahme Bestie im Paradies, zu deutsch im Thiergarten, umhergewandelt

sei? Wohlan! wir halten euch beim Wort. Unmittelbar mit diesem „Menschwerden" hing die Unterordnung der weiblichen Persönlichkeit unter die männliche in der Familie zusammen, aus welcher, naturnothwendig wie aus dem Saatkorn die Pflanze, aufgesproßt ist die ungleichartige Gliederung der bürgerlichen und politischen Gesellschaft. Prophetisch sind in jenem Kapitel der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts die zwei mächtigsten Hebel zur Herausbildung eines öffentlichen Lebens neben einander gestellt, jene Hebel, über welche sich gerade jetzt die sociale Theorie am meisten den Kopf zerbricht: die natürliche organische Gliederung der Gesellschaft in ihrem Grundbau, der Familie, und die Berufung zur mühevoll erobernden individuellen Arbeit. Denn unmittelbar nachher heißt es: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen." Und beides ist ausgesprochen in der Form eines göttlichen Fluches, das heißt eines Fluches, dessen geheime Frucht ein Segen ist.

Es ist scheinbar ein kleines, ja ein eitles Ding, zu reden von dem Gegensatz zwischen Weib und Mann, und stecken doch so große Folgerungen darinnen. Es ist dieser Gegensatz ein Ding, welches sich von selbst versteht, und doch ist derjenige der Weiseste, welcher zur rechten Zeit immer gerade die Dinge zu sagen weiß, die sich von selbst verstehen.

In dem Buche von „Land und Leuten" habe ich gezeigt, wie mit den Verschiedenheiten der Bodenbildung, selbst innerhalb eines einzelnen Landes, die größte Mannichfaltigkeit nicht nur der gesellschaftlichen Zustände, sondern selbst der Anschauung und Parteiung des Gesellschaftslebens gegeben sein müsse. Also schon die Landes- und Volkskunde legt Protest ein gegen die Ausebnung der Gesellschaft.

Hier gehe ich aber noch viel weiter zurück: die beiden Begriffe „Mann und Weib" führen uns auf den Punkt, wo die Gesellschaftskunde in die Anthropologie hinübergreift, wo der natürliche Gegensatz der menschlichen Geschlechter ein naturwissenschaftlicher wird, wo der Anatom für uns den Be-

weis antritt, daß die Ungleichartigkeit der ursprünglichen und buchstäblich „organischen" Gliederung des Menschengeschlechtes eine unvertilgbare, von Gott gesetzte, bis auf Nerven-, Blut- und Muskelbildung durchgeführte sei. In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt. Wer Mann und Weib nicht wieder zur Geschlechtseinheit zurückführen kann, der vermesse sich auch nicht, das Menschengeschlecht zur socialen und politischen Einheit und Gleichheit zu führen.

Ein tiefsinniges, oft sehr gedankenlos gebrauchtes Wort des Volksmundes sagt: „Vor Gott sind alle Menschen gleich." Allerdings vor Gott, und nur vor Gott, und eben darum nicht vor den Menschen. Die Urparagraphen des göttlichen Sittengesetzes sind als die gleichen in unser aller Herzen geschrieben. Also nur das Göttliche ist das allgemein Menschliche. Es gibt vielerlei richtige Staats- und Gesellschaftsverfassungen, wie es Männer und Weiber gibt, Mongolen und Kaukasier, Binnenland- und Küstenbewohner, aber es gibt nur ein einziges und gleiches Grundgesetz der Religion für Alle. Indem sich die Menschheit besondert, bildet sie erst den Staat und die Gesellschaft. Eine einheitliche menschliche Universalgesellschaft bestand nur im Paradiese und auch da nur — bevor Eva geschaffen war. Sie wird wiederkommen nach dem jüngsten Tag, wo auch nicht mehr Mann und Weib sein, wo nicht mehr gefreit werden wird, das heißt, wo die Menschen eben aufhören sollen Menschen zu sein.

Es stehet geschrieben, daß bis dahin Ein Hirt und Eine Heerde werden soll, nämlich in göttlichen Dingen; es stehet aber nichts geschrieben von Einem König und Einem Volk. Ein Universalstaat widerspricht der Idee des Staates: denn dieser ist gegründet auf die Besonderungen von Land und Volk, von Stand und Beruf, von Mann und Weib. Unser Staat ist männlichen Geschlechts, der Universalstaat aber müßte generis neutrius sein; denn so lange die Männer bloß direct das staatliche Leben schaffen,

die Frauen aber nur mittelbar in der Familie dafür wirken, ist eben auch der rechte Universalstaat noch nicht da.

Consequent ist darum auf der einen Seite nur der Socialpolitiker, der die Idee der Menschheit nur in der Summe der mannichfaltigst abgestuften, von Natur ungleichartigen Thatsachen der Familien, Volksgesellschaften und Staaten verwirklicht sieht, und auf der andern Seite der Socialist, der sich nicht scheut, seinen Traum eines Universalstaates auch durch den Traum einer in sich gleichen Universalgesellschaft zu begründen, und schließlich den Muth besitzt zu sagen: auch der unterschiedliche Beruf von Mann und Weib ist nur eine willkürliche, barbarische Satzung der finsteren Vorzeit.

Wenn im Universalstaate nicht Mann und Weib ebenso gleich berufen sind, wie Edelmann und Bettelmann, dann wäre der Universalstaat doch wieder ein Sonder-Staat der Männer. Man muß darum den tollen Muth dieser Consequenz der Socialisten bewundern, welche den beiden Geschlechtern trotz aller leiblichen und seelischen Ungleichartigkeit doch die gleiche politische und sociale Berufung zusprechen und ganz resolut ein Gesetz der Natur entthronen wollen, um ein Gesetz der Schule und des Systems an seine Stelle zu setzen. Périsse la nature plutôt que les principes!

Nicht zu Ehren eines Principes, wohl aber zu Ehren der Natur hielten die beiden Wetterauischen Gemeinden Kirchgöns und Pohlgöns noch im sechzehnten Jahrhundert folgenden in unvordenklicher Zeit geschlossenen Pakt aufrecht. Wenn eine Frau ihren Mann geschlagen, dann brachen die Nachbarn dem Manne, der sich solches hatte gefallen lassen, die First vom Dache ab, und die Mannschaft des verbündeten Dorfes kam solenniter herbeigezogen mit einem Esel, auf welchen die Frau gesetzt und im Orte herumgeführt wurde, „damit die Männer nach Gottes Gebot Herren bleiben und die Oberhand behalten sollen“. Der Mann der sich's hatte gefallen lassen, wird so gut gestraft wie die Frau, welche den Frevel verübt, und nur durch Spendung einer Ohm

Bier an die verbündeten Gemeinden konnte sich das straffällige Ehepaar von der Strafe loskaufen. Gottes Gebot und dem Gesetze der Natur zu Ehren wird man dann die Ohm Bier ausgetrunken haben. Die Kirchgönser und Pohlgönser waren also praktische Social-Politiker, keine Socialisten. Wie aber ein Mann gestraft würde, der seine Frau geprügelt, darüber scheint nichts pactirt gewesen zu seyn. Durch Letzteres wäre das Recht und die Sittlichkeit verletzt gewesen, und deßhalb kam es dem Pfarrer und dem Amtmann zu, solche Gemeinheit zu strafen; prügelte aber das Weib den Mann, so war dadurch noch obendrein eine offene Empörung gegen ein Naturgesetz der Gesellschaft verkündet, und die Gemeinden als sociale Körperschaft traten zusammen, nicht um dem Pfarrer oder Amtmann ins Handwerk zu greifen, sondern lediglich um diese Empörung niederzuschlagen. Das Haus des geprügelten Mannes ist von innen heraus zerstört, und zum Wahrzeichen dessen wird ihm die First vom Dache gerissen.

Klüglich hat man sich bisher (1854) begnügt, die sogenannte Emancipation der Frauen vorzugsweise poetisch zu verherrlichen. Die Lehre von der Ausgleichung des Geschlechtsgegensatzes gehört bis jetzt mehr der Novellistik an als der wissenschaftlichen Literatur. Sie klingt einleuchtender in Poesie als in Prosa, und fast nur, wo sie gereimt behandelt wurde, entging sie dem Schicksale, ungereimt zu erscheinen. Auch war es den Socialisten selten recht geheuer, wenn sich die Gelegenheit ergab, einmal thatsächlich zuzugreifen und die Frauen als gleichberufene Mitarbeiterinnen einzuführen in das politische Leben. Die Kirchgönser und Pohlgönser sind in ihrer Vertheidigung von Gottes Gebot und dem Gesetze der Natur weit zuversichtlicher aufgetreten. Es gibt gewisse Wahrheiten, die nur wahr sind, wenn man sie gleich der Decorationsmalerei aus einiger Entfernung und bei künstlichem Licht betrachtet. So erwies sich die Lehre von dem gleichen Beruf der beiden Geschlechter berechtigter in der Poesie als im System, aber immer noch berechtigter im System als in der That.

Die Frauen sind, um ein Bild aus dem Feudalwesen zu nehmen, noch „Wildfänge“ in dem großen Lehensreiche der conservativen Staatspraxis. Es gilt, diese herrenlose Sippe in einen festen Unterthanenverband zur Staatspraxis zu bringen, ihnen die Vergunst der Theilnahme zu schaffen an kaiserlichem Recht und Landrecht der social-politischen Wissenschaft. Die politische Würdigung des Gegensatzes von Mann und Weib aus dem Gesichtspunkte der Naturgeschichte des Volkes ist eben die Aufgabe dieses Abschnittes.

Wie uns die Socialisten zu Untersuchungen über das Proletariat zwangen, so haben sie uns auch die Untersuchung über Mann und Weib zur Gewissenspflicht gemacht. Denn wer den Feind schlagen will, der muß sich auf Feindes Gebiet begeben und nicht warten, bis er zu ihm herüberkommt. So lange uns die Socialisten nicht aus der behaglichen Beschränkung aufgestört hatten, daß die Politik lediglich das angewandte Staatsrecht sei, war die Erörterung des Geschlechtsgegensatzes und seiner politischen Folgen kaum flüchtiger staatsmännischer Betrachtung würdig. Jetzt aber ist sie zu einem Eckstein des ganzen Systems der Naturunterschiede der Gesellschaft und damit auch des Staates geworden. Das Staatsrecht erscheint uns nunmehr bloß als die Formenlehre der Politik; ihr gegenüber steht die Lehre von den politischen Stoffen, die ich als die „Wissenschaft vom Volke“ bezeichne. In dieser Wissenschaft wird auch der Gegensatz der beiden Geschlechter nach seiner politischen Bedeutung zu untersuchen sein.

So gewiß Stoff und Form im Staatsleben sich fortwährend durchdringen, so gewiß müssen sie doch theoretisch gesondert behandelt werden. Dem Aesthetiker gesteht es Jedermann zu, daß er Inhalt und Form des Kunstwerkes scheidet und gesondert betrachtet, obgleich es niemals ein Kunstwerk gegeben hat, welches bloß aus Form oder ein anderes, welches bloß aus Inhalt bestanden hätte. Aus der Durchdringung beider geht erst das Kunstwerk hervor, wie der Staat erst aus der Durchdringung des

gesellschaftlichen Stoffes und der Rechtsformen. Warum soll denn dem Politiker verwehrt sein, was dem Aesthetiker nicht nur erlaubt ist, sondern sogar als wissenschaftliche Schärfe von ihm gefordert wird?

Die Lehre von der „bürgerlichen Gesellschaft" bildet die eine Halbschied der Gesammtlehre von den politischen Stoffen. Die Lehre von der „Familie" gibt die andere Hälfte.

Staatsrecht und Gesellschaftskunde berühren nur beiläufig den Gegensatz von Mann und Weib, sie haben ihn nicht in der ganzen Breite seiner Thatsachen und Folgerungen zu erforschen. In einem System der „bürgerlichen Gesellschaft" wird man bei Aufstellung der einzelnen Gruppen nicht etwa wieder gesondert behandeln müssen den Bauer und die Bäuerin, den Bürger und die Bürgersfrau 2c. Im Gegentheil ist gerade die höhere Einheit dieses Unterschiedes das „Bauernthum", das „Bürgerthum", der eigenste Gegenstand der Gesellschaftskunde. Der Staat ist männlichen Geschlechtes und die Gesellschaftsgruppen sind generis neutrius: wo bleiben da die Frauen? Sie sollen bleiben in der „Familie", die ja die vorwiegende Signatur der Weiblichkeit schon in ihrem Geschlechtsartikel aufzeigt.

In der Lehre von der Familie ist die ursprünglichste natürliche Gliederung des Volkes, wodurch dasselbe dem Geschlechte nach in Männer und Frauen gespalten wird, zu erörtern und abzumachen. Die Familie setzt nur das Individuum voraus; Staat und Gesellschaft aber setzen bereits die Familie voraus, und haben es darnach im Allgemeinen nur mit dem öffentlichen Stellvertreter der Familie zu thun, mit dem Manne.

Mit dieser „Voraussetzung" der Familie meine ich es aber ernstlich. Die Lehre von der Familie muß ebensogut wie die Gesellschaftskunde als ein selbständiger Wissenschaftszweig bearbeitet werden, oder unsere ganze Staatswissenschaft steht in der Luft. Mit dem bloßen Familienrecht ist es hier nicht gethan. Die Lehre von der Familie ist eine sociale Disciplin, ein Theil der Volkskunde.

Wie für die Wissenschaft, so muß auch für die Staatskunst die Lehre von der Familie erst noch erobert werden. Familienleben und Staatsleben bedingen sich nicht in ihrem Princip, wohl aber in ihren Wirkungen. Weit gründlicher denn der Staat hat die Kirche seit alten Zeiten die Macht der Familie ausgenützt. Und doch handelt es sich hier um eine wahre Naturmacht zur Stütze der erhaltenden Staatskunst, um einen am Anfang der Tage aus dem Boden gewachsenen Felsenpfeiler, nicht um künstlich gefugtes Mauerwerk. Ueber der unmittelbaren Beziehung des Mannes zum Staate wird die in der Familie vermittelte des Weibes vergessen. Freilich handelt der Mann auf der politischen Bühne, während die Frau nur eine ruhende Macht im Staate ist. Der aber weist sich als einen schlechten Logiker aus, der die ruhende und leidende Kraft für gleichbedeutend nimmt mit einer nicht vorhandenen. In der That, die Franen könnten sich beschweren darüber, daß man sie vergißt im öffentlichen Leben. Ich bin ein Mitkämpfer für die verrufene „Emancipation der Frauen", indem ich kämpfe für eine bedeutend erweiterte Geltung und Berücksichtigung der Familie im modernen Staat. Denn in der Familie stecken die Frauen. Sie sollen wirken für das öffentliche Leben, aber man soll ihrer dabei nicht ansichtig werden, denn sie sollen zu Hause bleiben. Diese Wirksamkeit im Hause aber ist den Frauen zur Zeit noch sehr verkümmert, und wird es bleiben, so lange die Lehre von der Familie das Aschenbrödel unter den Disciplinen der Volkskunde bleibt.

In dem Gegensatz von Mann und Frau sind gar manche Grundzüge der natürlichen Gliederung der Gesellschaft bereits vorverkündet. Andererseits wirkt Standesart und Standessitte ebensosehr bestimmend auf das Gepräge des Weibes oder Mannes, wie die Standessitte wiederum so oft mit der Familiensitte untrennbar zusammengewachsen ist.

Auf den untersten Stufen der Gesellschaft ist die Charakterfigur von Mann und Weib noch nicht in ihren vollen, bestimmten Umrissen herausgezeichnet. Das Gegenbild wird erst fertig mit der steigenden Gesittung. Denn die ächte Civilisation sondert und gliedert, die schlechte ebnet aus. Das Bauernweib ist in jeder Beziehung, bis auf das allgemeine körperliche Gepräge hinab, noch ein Halbmann: erst im höheren Culturleben tritt das ganze Weib dem ganzen Mann in jedem Zug charakteristisch gegenüber. Von dieser merkwürdigen Thatsache und ihren Folgen wird das nächste Kapitel ausführlich handeln.

Hier beschäftigt uns der Gegensatz von Mann und Weib noch in seiner Allgemeinheit. Und da erscheint dann dem Social-Politiker jene doppelte Naturmacht in demselben verborgen, die in der einfachsten Hauptgliederung der Gesellschaft schon bestimmter zu Tage tritt: eine Macht des „socialen Beharrens“ und der „socialen Bewegung,“ der That und der ruhenden Kraft.

Der Mann strebt in der Familie doch schon wieder über die Familie hinaus, aus den Familien gestaltet er die größern Kreise der Gesellschaft und des Staates, und so wird der Staat als die letzte, dem Manne eigenste Frucht dieses Strebens zuletzt ein rein männliches Wesen. Das Weib nimmt nur insofern Antheil an den Entwickelungen jener Kreise, als es dieselben auf die Familie zurückbezieht, es beharrt in der Familie; nicht umsonst stempelt die Sprache die Familie als weiblich; sie ist des Weibes ursprünglichster Besitz. Der Mann also stellt in der Familie die Potenz dar, welche das Bürgerthum hauptsächlich in der Gesellschaft vertritt; das Weib die Potenz der Aristokratie. Adel und Bauern beharren im Stande, der ihr eigenster Besitz ist, sie beziehen Gesellschaft und Staat auf den Stand zurück; das Bürgerthum aber sucht hinauszugehen über den Stand, es sucht denselben zur Gesellschaft zu erweitern.

Wo Staat und Gesellschaft stille stehen, da wuchert darum die Weiberherrschaft auf, nicht minder ein ausschließendes Regiment der Mächte des socialen Beharrens. Der Acker „junkert“, sagt

der Bauer, wenn das Land nur noch Halme und Aehren erzeugt, aber keine Samenkörner darin, welche die Aussaat hundert- und tausendfältig weiter tragen. Sowie die absoluten Staaten des Orients stille standen und junkerten, brach die Weiberherrschaft durch, sie brach durch trotz des Harems und im Harem. Und obgleich im Orient das Haus zugleich der Kerker der Frauen ist, wußten sie doch in der Zeit der politischen Stagnation die Thüre zu finden, durch welche man in den Thronsaal schlüpft. Als Frankreich junkerte, beherrschten Mätressen mit dem Schlage ihres Fächers das Land. Aber auch nur, wo das Beharren im Staatsleben den Gegensatz der Bewegung verliert, ist ächtes Weiberregiment möglich. Elisabeth von England und Maria Theresia führten kein Weiberregiment; sie waren Männer in Frauenkleidern.

Das Weib ist von Haus aus conservativ, und wo es radikal wird, ist es radikal — aus Aristokratismus. Es stehet vorwiegend unter dem Zauberbanne der Sitte gleich den Gesellschaftsgruppen der Bauern und der Aristokratie. Ganz wie bei letzteren ruht seine gesellschaftliche Geltung mehr in dem was es ist und darstellt, als in dem, was es thut. Ein Hinwegsetzen über die Sitte, welches bei dem Manne vielleicht noch als Originalität oder harmloser Eigensinn passiren könnte, bezeichnet der Sprachgebrauch mit scharfem Verständniß bei dem Weibe bereits als „unweiblich".

Bei dem Stande, der in seiner ganzen Lebensführung zumeist dem Naturtrieb der Sitte folgt, bei den Bauern, sind vorzugsweise die Frauen die Hüterinnen dieses Triebs. Die Frauen sollen aber überhaupt sorgen, daß das heilige Feuer des häuslichen Herdes niemals erlischt, das heißt, ihr Beruf ist es ganz besonders, die Sitte des Hauses zu pflegen, zu schirmen und fortzubilden. Schon darin ist ihnen ein positiver politischer Beruf gegeben. Unsere besten volksthümlichsten Sitten sind uns bewahrt worden durch Frauenhände. Solche Sitten aber sind wesentliche Züge unserer Nationalität; unsere Nationalität würde unendlich mehr sich abgeschliffen haben, wenn die Frauen nicht gewesen wären.

Die altherkömmlichen Festesherrlichkeiten des Bauernvolks haben sich nur da frisch und leiblich ganz erhalten, wo eine Feier der Familie gilt, das heißt wo die Frauen mitthun dürfen. Das Haus ist die Citadelle der Sitte. Während die Festgebräuche des Schwerttanzes, des Hahnenschlags 2c., überhaupt alle die bäuerlichen Kampf- und Festspiele, bei welchen auf Kirmessen und an andern Jubeltagen der Mann allein prunken konnte, fast durchweg abgekommen oder bis zur Unkenntlichkeit zusammengeschrumpft sind, haben sich die alten Bräuche bei Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen 2c., soweit die Frauen dabei die Hand im Spiele haben, viel lebendiger erhalten. Es ist hier sogar ein Uebermaß der festlichen Bräuche zeitweilig eingetreten, namentlich sind die deutschen Hochzeitsitten zu einer so üppigen Mannichfaltigkeit angewachsen, daß sie der Culturhistoriker gar nicht mehr übersehen und ordnen kann. Mit ihren unmäßigen Hochzeiten, Polterabenden, Kindsbieren, Vor- und Nachkindtaufen 2c. haben die Frauen zuletzt die Polizei ins Haus gerufen und durch das Unmaß der häuslichen Sitte auch die Ertödtung ächter und berechtigter Sitten leider fördern helfen.

Bei der Ausstattung der Mädchen herrscht bei norddeutschen Hofbauern noch häufig die alte deutschrechtliche Auffassung der Aussteuer als einer Absteuer, d. h. einer standesmäßigen Abfindung, die nach dem Stand der Eltern und nicht nach ihrem Privatbesitz bemessen wird. Es ist dieß ein uraltes Verfahren, das außerdem nur noch bei hohen Potentaten annähernd vorkommt, und bloß die Mädchen, die conservativen Frauen haben bei jenen Hofbauern für sich daran festgehalten; denn bei den Jungen ist mitunter das romanistische Gleichtheilungsprincip schon durchgedrungen, wo bei den Mädchen noch eine Absteuer und keine Aussteuer stattfinden.

In Gegenden, wo bei den Männern die Volkstracht durchaus verloren gegangen ist, tragen doch häufig die Weiber noch das altmütterliche Kleid. Aber kein einziges Beispiel des umgekehrten Falles ist mir bekannt. Es mögen leicht zwei Drittel

der noch florirenden bäuerlichen Originaltrachten Weibertrachten sein. Unter diesen letzteren sind aber mehrere noch ächt mittelalterlich, während die männlichen deutschen Bauerntrachten kaum je über das siebzehnte oder achtzehnte Jahrhundert hinaufgehen. Man kann wohl einen Bauernburschen des neunzehnten Jahrhunderts sehen, der in dem Sonntagsrocke des achtzehnten seine Braut, die in einem bürgerlichen Festkleid des fünfzehnten prangt, zum Altare führt. Dieses Bild ist eine Illustration zur Geschichte der Frauen. Der zähe, beharrende, conservative Geist des weiblichen Geschlechts spiegelt sich darin.

Die Frauen allein zeichnen in allen Ständen noch Jungfrauen, Frauen und Wittwen durch bestimmte Schattirungen der Tracht aus. Diese Symbolisirung der verschiedenen Stufen der Familienglieder fand gewiß auch ursprünglich in der männlichen Tracht statt. Allein die beweglicheren Männer haben die Abzeichen jener Stufen weggeworfen und Junggesell, Ehemann und Wittwer gehen in dem gleichen Rock daher. Die Familie ist die Welt der Frauen, darum kündet die Frau auch gleich durch ihre Haube aller Welt, wie sie in der Familie steht.

Die kargen Reste von Volkstrachten im Bürgerstande, soweit sie in Deutschland noch erhalten sind, fallen meines Wissens ausschließlich den Bürger*innen* zu. Bürgersfrauen tragen in Eger noch den schwarzen, mit Gold verbrämten, innen mit Scharlach gefütterten Faltenmantel des siebzehnten Jahrhunderts, und in den bayerischen Städten tragen die Bürgersfrauen noch die Riegelhauben, die alten Mieder mit den Silberketten, während bei dem städtischen Mannsvolk keine Spur der entsprechenden Tracht mehr vorhanden ist.

Die *Mägde* vom Lande, welche in der Stadt dienen, hängen, wenn nur einmal die erste Anfechtung abgeschlagen wurde, länger und zäher an ihrem heimathlichen Kleid, als die *Knechte*. Es ist solche Beharrlichkeit um so höher anzuschlagen, als die bäuerlich gekleidete Magd der Verspottung um ihres Rockes willen wehrlos preisgegeben ist. Um der Sitte ihrer alten Umgebung

treu bleiben zu können, muß sie gegen die Sitte ihrer neuen Umgebung verstoßen. Darin liegt für das weibliche Naturell ein tiefer tragischer Conflikt, den ich manchmal mitempfand, wenn ich sah, wie der städtische Pöbel in sündlicher Frivolität die Bauerndirne wegen ihres Rockes verhöhnte, wegen der treuen Anhänglichkeit an die überlieferte heimische Sitte.

Die Tracht ist überhaupt ein höchst wichtiges Ding, wo es sich um die Familie und ihre Sitte handelt. Die große Hauptscheidung der Tracht in männliche und weibliche findet sich bei allen Völkern, und in allen Perioden der Geschichte. Hier ist ein wahrer consensus gentium. Die Civilisation hat diesen Unterschied nicht entfernt auszugleichen vermocht. Die besondere Frauentracht ist der handgreifliche Protest aller Nationen gegen die Berufung von Frauen und Männern zu gleichem Wirken. Die Frauen halten nicht mit Unrecht so viel auf ihr Kostüm: es ist das Wahrzeichen ihrer Eigenartigkeit; und ein ächter Socialist muß beim Anblick jedes Weiberrockes in die Zähne knirschen, denn solange es noch besondere Weiberröcke gibt, ist es auch noch nichts mit einem folgerechten Socialismus.

Hat aber das Weib erst einmal den Bann des alten Herkommens in Sitte und Tracht durchbrochen, hat es den natürlichen Conservatismus seines Geschlechts erst einmal verläugnet, dann wird es auch weit zügelloser, radikaler, neuerungssüchtiger in der Mode als der Mann. So wird die Großmutter ihre alten Geschichten und Sprüche treuer und vollzähliger den Enkeln überliefern als der Großvater, und doch konnte man wiederum mit Grund den Frauen zur Last legen, daß sie z. B. jene zur Zeit der Kreuzzüge beginnende Verwälschung unserer Sprache durch eingeflickten fremdländischen Wortflitter hauptsächlich angestiftet hätten, indem sie bei der damaligen weiblichen Liebhaberei des Sprachstudiums nichts Eiligeres zu thun hatten, als mit jedem neugelernten fremden Worte sofort die altüberlieferte deutsche Redeweise neu aufzuputzen.

Hier zeigt es sich, daß der Stab der strengen Sitte dem

Weibe eben ein wahres Naturbedürfniß ist. Es wird haltlos, sobald es diesen Stab von sich wirft. Darum liegt ein tiefer Sinn in jener altisländischen Rechtssatzung, kraft deren das Aufgeben der landesüblichen Tracht der Frau als ein Ehescheidungsgrund geltend gemacht werden konnte.

Man sollte nun meinen, die Modesucht der städtischen Frauen stehe in geradem Widerspruch zu dem Beharren der Bauernweiber bei der überlieferten Tracht. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Der bestimmende Grund für die Modesucht der Städterin ist durchaus nicht jener Drang nach gesellschaftlicher Nivellirung, welcher den Bürger sein besonderes standesmäßiges Kleid mit dem möglichst form- und farblosen, gleichsam allgemeinen Rock der gebildeten Welt vertauschen heißt. Aus Vornehmthuerei, nicht aus Liberalismus, aus dem falschen aristokratischen Gelüste einen ganz bestimmten und zwar möglichst hohen Rang repräsentiren zu wollen, hascht die Frau nach jeder neuen Mode; aus einem ächten Aristokratismus hält die Bauernfrau an dem ererbten Kleide fest. So alt wie unsere Volkstrachten ist daher auch die Klage, daß die Dienstmägde in Schleiern einhergehen, „geschmückt wie Hofjungfrawen“, denn sie wird bereits im sechzehnten Jahrhundert erhoben. Jener eigenthümliche Stolz der Gelehrten, der die Geringschätzung der äußeren Abzeichen des Ranges durch eine möglichst nichtssagende und nachlässig geordnete Tracht ausdrückt, wird bei dem Weibe niemals Wurzel fassen. König Salomo war ein Mann, darum prunkt er mit jenem Bettlerstolz, der, indem er fortwährend ausruft: „Alles ist eitel“, eben darin sich selbst als den Allereitelsten bekundet.

Das Weib weiß recht wohl, daß der äußere Rang — ganz im Sinne der Aristokratie — bei ihm viel strenger berechnet wird, als beim Manne. Einem bedeutenden Manne öffnen sich alle Schranken der vornehmen Geselligkeit; er kann hoffähig werden bloß um seines Talentes willen. Die geistvollste Frau dagegen wird niemals hoffähig werden, weil sie geistvoll ist. Sie steht in ihrem einmal angeborenen oder angeheiratheten Rang, über

den sie durch eigene Kraft nicht hinaus kann. Darum wacht sie um so eifersüchtiger über denselben, und sucht sich wenigstens in ihrem Putz zeitweilig in einen höheren Rang hinaufzuträumen.

Der Mann kann seinen Lebensberuf wählen, er kann ihn wechseln, er kann sich selbst im reiferen Alter noch neue Berufe schaffen. Der Frau wird der Beruf angeboren und sie muß in ihm verharren. Das allein gibt den Frauen schon ein aristokratisches, conservatives Gepräge.

Aber die Zeiten wechseln. Das Mittelalter kannte auch viele angeborene Familienberufe der Männer. Die Neuzeit kennt deren nur noch wenige. Andererseits streben jetzt viele Frauen nach freier Berufswahl, hauptsächlich von zweierlei Motiven getrieben, durch den Ehrgeiz und durch die Noth.

Es legten in den letzten Revolutionsjahren viele deutsche Frauen den entschiedensten politischen Freisinn zur Schau. Aber nirgends verfuhren sie wie jene demokratischen Männer, welche den Rock mit dem Kittel vertauschten, sich wie Tagelöhner kleideten, um Volksmänner zu werden, und geradezu renommirten mit der Maske einer möglichst niedrigen bürgerlichen Stellung. Diese unächten Blousenmänner wollten ausebnen, indem sie alle Gesellschaftsgruppen herabzogen zu der unreifsten und untersten des vierten Standes. Dergleichen fällt keiner Frau ein. Keine einzige vornehme Demokratin hat sich, um volksthümlich zu werden, den Schurz einer Küchenmagd umgebunden. Die weiblichen Radikalen wollten nur insofern nivelliren, als sie gern alle Stände gleich vornehm gemacht hätten. Die Männer wollten alle Stände gleich gering machen. Das ist der Gegensatz von Mann und Frau. Wenn die Demokratinnen alle Welt gleich vornehm zu machen sich vermaßen, so übersahen sie den Widerspruch, der in den Wörtern „gleich" und „vornehm" liegt. Aber gerade derselbe Widersinn ist ja auch angedeutet in dem Wort, daß die Frauen nur aus Aristokratismus radikal werden. Von dem Augenblicke an, da die Londoner Schenkmädchen im Bloomercostüm paradirten, war diese neumodische Tracht auch für

die freisinnigste Dame „unmöglich" geworden; sie ist von nun [illegible] ein weiblicher Sozialdemokrat, sie stellt nichts Vornehmes [illegible] mehr dar.

Es ist also derselbe Geist des Beharrens, welcher bei der weiblichen Landbevölkerung sich beugt unter die Alleinherrschaft der Sitte als einer unwandelbaren, und in der Stadt unter die Despotie der Mode, als der zeitlich wechselnden. Die frei sich bewegende Selbstbestimmung fehlt hier wie dort. Im Begriff der weiblichen Mode selbst liegt es schon, radikal zu sein aus Konservatismus.

Der Mann ist im Allgemeinen gleichgültiger gegen die Mode, weil er es auch gegen die Sitte ist. Die Unabhängigkeitserklärung von der Herrschaft der Sitte [illegible] hier, wie bei der Gesamtheit der [illegible] Gesellschaft, die Macht der Bewegung an. Darum nennen wir es weibisch, wenn Laffen und Stutzer jeden Wechsel der Mode mitmachen, und es [illegible] auf die noch nicht vollständig [illegible] Durchbildung des Geschlechtsgegensatzes deutet, wenn die [illegible] Männer und Weiber [illegible] in der [illegible] Kleidertracht [illegible]. Männer [illegible] Mode [illegible] [illegible] [illegible] meist immer [illegible] an, deren [illegible] [illegible] zu [illegible] als zu [illegible] [illegible] wie z. B. [illegible] [illegible] [illegible] u. s. w.

[illegible] zeigt sich [illegible] [illegible] unter den Frauen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] zu [illegible] in der [illegible] um [illegible] [illegible] zu können. Die [illegible] [illegible] [illegible] sind [illegible] Frauen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Damen, die Männer lang [illegible] den [illegible] der [illegible] [illegible] weil sie zu Hause nichts zu thun hatten. Eine Frau, die an die [illegible] [illegible] mit den Männern denkt, muß [illegible] sehr viele [illegible] [illegible] [illegible] haben. [illegible] [illegible] [illegible] eine deutsche Frau [illegible] [illegible] auf den Gedanken der „Emancipation der Frauen". Die [illegible] Frauen [illegible] der [illegible] [illegible] Thema, [illegible]

ganz wenigen aber, welche selbige verstehen, haben sie mißverstanden. Erscheinungen wie die russischen Nihilistenstimmen oder geistesverwandte Pariser Bürgerinnen muthen uns Deutsche doch gottlob noch sehr ausländisch an.

Das Weib hält die natürlichen Stufenfolgen im Familienleben und den Gesellschaftsgruppen streng auseinander, nicht aus politischem Bewußtsein sondern aus Instinkt. Es hat die Selbstbeschränkung auf einen engen Kreis im Hause kennen gelernt; es wird nur vollgültig, indem es sich eins weiß mit einem Mann; es existirt nicht für sich, sondern nur in und mit der Familie; es kann mit Anstand nicht einmal allein spazieren gehen; es lernt also von Jugend auf seine Persönlichkeit einem höheren Ganzen unterordnen. Das Weib beurtheilt die Gesellschaft nach dem Hause; es begreift die Gliederung der Gesellschaft als eine Naturnothwendigkeit, der man seinen persönlichen Eigensinn ebensogut beugen müsse wie der Idee der Familie, während der Mann noch nach Beweisen für die Vernünftigkeit dieser Gliederungen sucht. Auch darum sind die Standesschranken für das Naturell des Weibes weit fester gefugt, als für den Mann, oft sogar zu fest und unübersteiglich. Es läßt sich recht gut eine Naturgeschichte der Gesellschaft für Frauen schreiben, nicht aber eine Philosophie der Gesellschaft.

Ein Bauernbube kann es weit eher zum vornehmen Herrn bringen, als ein Bauernmädchen zur Dame. So sahen wir wohl, daß im Jahr 1848 Geheimräthe, dieweil ihnen der Angstschweiß auf der Stirne stand, mit Proletariern Brüderschaft tranken, nicht aber daß die gleich heftig erschreckten Geheimräthinnen mit den Marktweibern smollirt hätten. Man würde es geradezu „unweiblich" nennen, wollte eine Bürgersfrau die Sitten einer Bäurin annehmen. „Unmännlich" wäre der entsprechende Schritt des Mannes wenigstens nicht.

Wenn eine Frau aufsteigt zu höheren Gesellschaftsstufen, so thut sie dies zumeist durch die Familie; der Mann dagegen schwingt sich rasch empor im öffentlichen Leben. Wir halten es

für eine weit bedenklichere Ehe, wenn ein Fräulein einen Bauern, als wenn ein feingebildeter Herr eine Bauerndirne heirathet. Denn das Bauernmädchen kann fein werden in seinem Hause, das Fräulein aber wird verbauern im Bauernhaus und wird doch ihrer Lebtage keine rechte Bauernfrau. Diese Sätze stehen scheinbar im schnurgeraden Widerspruch zu den kaum erst ausgesprochenen Worten, daß es ein Bauernbube weit eher zum vornehmen Herren bringen könne als ein Bauernmädchen zur Dame. Und doch sind beide Sätze richtig, ja sie wurzeln im gleichen psychologischen Grunde. Der Unterschied ist nur bedingt durch das Hinzutreten der Familie. Das Haus vermag das Weib zu adeln und zu entadeln weit über die persönliche Kraft hinaus.

Es ist sogar eine erbliche Schwachheit des weiblichen Geschlechts, die gesellschaftlichen Unterschiede bis ins verderbliche Extrem festzuhalten. Das Weib verknöchert weit eher in seinem Standesbewußtseyn, gleich dem Aristokraten und dem Bauern, als daß es gleich dem Bürger in den umgekehrten Fehler der Gleichgültigkeit gegen alles gesellschaftliche Leben, in das „sociale Philisterthum" verfiele. Es liegt ein erstaunlicher Drang zum körperschaftlichen Zusammenhalten in der weiblichen Natur, und sollte sich derselbe auch nur in der Art äußern, wie bei jenen Württembergerinnen, welche Anno 1848 einen Aufruf erließen, daß alle schwäbischen Mädchen sich verbinden möchten, keinen Reaktionär mehr zu heirathen!

Eine heillose Verwirrung ist bei uns eingerissen im Gebrauch der Wörter „gesellig" und „gesellschaftlich" (social). Wenn man von den Formen des persönlichen Umganges, von den öffentlichen und häuslichen Lustbarkeiten einer Stadt spricht, nennt man das wohl gar das „gesellschaftliche" oder „sociale Leben" — zur Verzweiflung social-politischer Ohren. Diese Verwechselung des „Geselligen" und „Gesellschaftlichen" muß wohl von den Frauen aufgebracht worden seyn. Denn sie schauen die Gesellschaft ja fast nur im Spiegel des geselligen Lebens; sie erstarren so tief im socialen Standesbewußtseyn, daß sie auch im geselligen Leben,

wo gerade vor der Gleichheit der Bildung und des Strebens alle Standesunterschiede fallen sollten, den Rang nicht vergessen können, der ihnen angeboren oder mit ihrem Manne angetraut ist.

Der Mann gibt dem Hause und der Familie Namen und äußere Gestaltung; er vertritt das Haus nach außen. Durch die Frau aber werden die Sitten des Hauses erst lebendig; so haucht sie in der That dem Hause den Odem des Lebens ein.

Das innerste Leben des Hauses, sein individueller Charakter wird fast immer bestimmt durch die Frau, die äußere Stellung gibt der Mann dem Hause. Auch hier springt das beharrende, aristokratische Wesen der Frauen hervor. Wenn sich eine Norddeutsche nach Süddeutschland verheirathet, so hält sie in der fremden Gegend ihre heimathlichen Sitten dennoch fest, impft sie dem Hause ein, und die Kinder werden trotz der süddeutschen Umgebung schwer davon loskommen können. Der Mann fügt sich allmählig den fremden Bräuchen der Frau. Zieht der Mann in einen fremden Gau und gründet sich dort eine Familie, so wird man von seinen mitgebrachten Sitten im neuen Hause kaum etwas verspüren; er selber wird vielmehr sehr rasch umgemodelt werden und der häuslichen Art seiner Frau ganz folgen. Der weibliche Geist des häuslichen Beharrens ruht nicht über ihm. Wenn die Großmutter oder Urgroßmutter eines mitteldeutschen Hauses eine Schwäbin war, dann findet man immer noch etwas schwäbische Küche, allerlei schwäbische Ausdrücke und Sprüchwörter, einigen schwäbischen Aberglauben und ein klein wenig Schwabentrotz in der Familie überliefert. War aber bloß der Großvater ein Schwabe, dann wird man im mitteldeutschen Hause kaum mehr etwas Schwäbisches aufspüren können. Diese Thatsache ist von großer Wichtigkeit für den Ethnographen, der die Bewegung und Verbreitung der Sitten erforscht. Er wird hier zu einem paradoxen Satze kommen: Gerade dadurch, daß die Frauen am zähesten aushalten bei den ererbten häuslichen Sitten, tragen sie am meisten zur Verschmelzung und Bindung der Volkseigenthümlichkeiten bei. Der Mann, der, wenn er auswandert, seine hei-

mische Sitte rasch mit der fremden vertauscht, fördert dadurch das starre Abschließen der Volkscharaktere. Ursache und Wirkung kreuzen sich also hier in diagonaler Entgegensetzung.

Es ist uns nunmehr schon nahe gelegt, den öffentlichen und nationalen Beruf der Frauen zu begreifen. Sie bewahren das instinctive Leben, das Gemüthsleben des Volkes, welches sich kundgibt in der nationalen Sitte, und eben damit den eigentlichen Genius des Volkes, die verborgensten, dunkelsten, aber eigensten Kräfte, aus welchen in dem männlichen Staatsleben seine bewußte Seelenthätigkeit, sein politisches Schaffen entspringt. Der politische Volkscharakter ruht in letzter Instanz bei dem Weibe, die politische That bei dem Mann. Ueber die unermeßliche Wichtigkeit dieser Vorbildung des Staatslebens in der häuslichen Sitte werde ich im ersten Kapitel des zweiten Buches dieser Schrift eingehender reden, und dabei möge man sich erinnern an den hier angedeuteten politischen Beruf der Frauen.

Unsere Religionsbegriffe lernen wir bei den Männern; beten aber lernen wir bei der Mutter. Die Mutter lehrt uns die Selbstbeschränkung, der Vater öffnet uns den ersten Blick in die Welt. Ein einseitiges Muttersöhnchen wird daher leicht zum Stubenhocker, der in sich hinein verkrüppelt. Die Großmutter wird uns am schönsten die Mährchen und Sprüche des Hauses erzählen, der Großvater aber die Geschichte der Zeit, die er selber durchgelebt.

Fühlt man nicht klar in diesen wenigen weltbekannten Zügen den Gegensatz männlicher und weiblicher Natur?

Aber auch die praktischen Folgerungen sollte man herausfühlen.

Die sociale Tugend ist es, deren Grund zuerst von Frauenhänden in uns gelegt wird; zur politischen bedarf es der Lehre und des Beispiels der Männer. Wie von fernher dämmert uns in dem Naturunterschiede der Geschlechter bereits ein Schattenbild des großen Doppelreiches von Gesellschaft und Staat entgegen. Die Sitte, die bewegende Kraft der Gesellschaft wird gehegt und bewahrt vom Weibe, das Weib steht im Naturleben der Sitte; der Mann erst schafft aus dem Rechtsbewußtsein das Gesetz, die

bewegende Kraft des Staates. Gesellschaft und Staat aber werden erst in ihrer gegenseitigen Durchdringung ein lebendiges Ganze, wie Weib und Mann zusammen erst einen ganzen Menschen ausmachen.

Dann wiederholt sich im innern Kreise der bürgerlichen Gesellschaft dasselbe Gleichniß, welches doch auch wieder mehr als ein Gleichniß, welches eine Thatsache ist.

In Weib und Mann sind uns hier die Mächte des Beharrens und der Bewegung vorgebildet. Die Mächte des socialen Beharrens aber, Aristokratie und Bauernthum, sind die reinsten gesellschaftlichen Mächte. In den Mächten der socialen Bewegung, namentlich im Bürgerthum, wird die Gesellschaft schon über sich hinausgeführt zum Staate. Die Macht des Bürgerthums am Ausgange des Mittelalters weissagt den Sturz des feudalen, des aristokratischen Gesellschaftsstaates. Man hat mir vorgehalten, ich habe in meinem Buch von der „bürgerlichen Gesellschaft" die Mächte des socialen Beharrens mit besonderer Vorliebe behandelt. Das ist ganz richtig, aber auch natürlich. Denn in ihnen lebt eben das gesellschaftliche Element am reinsten, vollsten, mächtigsten. Wer dagegen ein Buch vom Staate schreibt, der wird am ausführlichsten in die Ideen und Thaten des Bürgerthums eingehen müssen, denn dieß ist der am meisten staatliche Stand. So behandle ich auch in diesem Abschnitt von „Mann und Weib" das Weib mit der größeren Liebe und Ausführlichkeit. Ihm gilt fast immer mein Hauptsatz, dem Mann nur der erläuternde Gegensatz. Denn das Weib bildet das vorzugsweise familienhafte Geschlecht, es ist ganz erfüllt von der Idee der Familie, während der Mann, selbst sofern er in der Familie steht, doch auch schon wieder über die Familie hinausgreift.

Man hat in unsern Tagen gar oft die Forderung einer politischen Volkserziehung gestellt. Seltsam genug aber verstand man darunter die Einführung des Volkes in das Studium der politischen Parteilehren. Wenn aber das Volk seine Parteigrundsätze nicht erlebt, dann wird es sie gewiß auch nicht erlernen.

Der erste Schritt zu einer politischen Erziehung des Volkes — scheint mir vielmehr darin zu suchen, daß man das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine eigene Art zurückführt. Denn von der Erziehung des weiblichen Geschlechts hängen unsere socialen Zustände in weit höherem Maße ab, als man wohl wähnen mag. Man bilde die jungen Mädchen wieder zu Hüterinnen der Sitte, man lehre sie wieder Selbstbeschränkung im Hause finden, man gebe ihre Erziehung, die viel zu viel der Schule zugefallen ist, der Familie wieder mehr anheim, und die Anerkennung der Sitte und die Selbstbeschränkung im gegebenen Lebenskreise, als die beiden socialen Nationaltugenden werden auch bei den Männern allmählig wieder einziehen.

Statt dessen suchen wir, wunderlich genug, die jungen Mädchen mit jedmöglicher künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung auszustatten, mit einer durchaus männlichen Bildung, und sind nachher erstaunt, daß die Sitte des deutschen Hauses schwindet, daß unsere Kinder den inneren socialen Halt und die rechte Selbstbeschränkung im Hause nicht mehr eingepflanzt erhalten! Der Unterschied von Mann und Weib konnte nicht dadurch ausgeglichen werden, daß wir die Frauen wie Männer erziehen, aber die Grundfesten der Gesellschaft wurden erschüttert.

Hiermit bin ich aber weit entfernt von dem Gedanken, daß die Frauen in Unbildung stecken bleiben sollten. Ich will nur, daß ihre Bildung eine weibliche sei, eine gemüthliche, sittliche, religiöse, eine Bildung des Lebens nicht der gelehrten Schule. Man versuche es, einen wissenschaftlichen Stoff zu einem Vortrage vor Frauen zu gestalten. Wer bei dieser Aufgabe durch Thatsachen beweist, durch Bilder und Anschauungen erläutert, durch sittliche Wärme und gemüthliche Frische begeistert und erhebt, der wird seine Zuhörerinnen fördern und belehren. Und doch können die dargebotenen Resultate streng wissenschaftlich erarbeitet sein; aber die streng wissenschaftliche Methode wäre hier nicht am rechten Ort. Man kann den Frauen vielerlei Gelehrsamkeit bieten, nur nicht jegliche Gelehrsamkeit. Die Form ent-

scheidet, und es gibt außerdem große Wissensgebiete, die immer vorwiegend männliche Domänen bleiben werden, wie es Gebiete des Gemüthslebens gibt, die ein besonderes Heiligthum der Frauen sind.

Weiter unten werde ich reden über die Emancipirung von den Frauen. Diese ist nöthig geworden eben durch die Mißachtung der natürlichen Berufe beider Geschlechter in der Erziehung. Die Frauen werden in allerlei männlicher Kunst und Wissenschaft aufgezogen und haben in Folge dessen unser Geistesleben weibisch gemacht, statt daß sie, in den Mysterien des deutschen Hauses herangebildet, unserem Familien- und Gesellschaftsleben den ächten weiblichen Grundton hätten geben müssen. So gehen die Wirren der socialen Frage bis auf den verkannten Unterschied von Mann und Weib zurück.

Das Mittelalter machte mit feinfühligem Sprachsinne eine Abstufung in den Wörtern „Weib" und „Frau". „Weib" bezeichnet einmal den allgemeinen Geschlechtsgegensatz, und so mußte ich dieses Buch wohl überschreiben: „Mann und Weib". Anders gefärbt wird aber die Bedeutung dieses Wortes, wenn man es dem Worte „Frau" gegenüberstellt. Dann wurde die bewegliche, unstäte, schmiegsame Naturseite des andern Geschlechts, welche radikal macht aus mißverstandenem Aristokratismus, in dem Ausdruck „Weib" zusammengefaßt. „Frau" war das treu beharrende, in der Selbstbeschränkung große, in der Zucht der Sitte gefestete Wesen, das Idealbild des andern Geschlechts. Von einer „Würde der Frauen" konnte Schiller singen, aber nicht von einer „Würde der Weiber". So sagt Walther von der Vogelweide zum Lobe seiner Landsmänninnen, daß in Deutschland die „Weiber" noch besser seien als anderwärts die „Frauen".

In dieser sprachlichen Unterscheidung liegt eine klare Erkenntniß des Berufes der Frauen angedeutet, wie die Willkür, mit welcher wir jetzt oft beide Wörter zusammenwerfen, und gar noch die französische „Dame" dazu nehmen, ein Beweis mehr ist, wie sehr diese Erkenntniß im modernen Leben verdunkelt wurde.

Die Socialisten appelliren an die Weiber, wir wollen c
die Frauen appelliren.

Es ist nun zunächst meine Aufgabe, darzustellen, wie di
höhere Gesittung naturgemäß zu einer immer tieferen Ausprägun
des Charakteristischen bei beiden Geschlechtern führen muß, als
zur immer bestimmteren Unterscheidung von Mann und Fra
Daraus ergibt sich, daß das Streben, den Frauen den gleiche
Beruf mit den Männern zu überweisen, keine That des For
schrittes, sondern der wahrhaften Reaction, der Rückkehr zu
ursprünglichen Rohheit wäre. Das leitet uns denn zu dem Ka
pitel über die Emancipation von den Frauen. Mit dem Ve
such eines solchen Rückschrittes, der ein durchaus widernatürliche
ist, würde aber den „Frauen" die Schmach angethan, daß ma
sie als zu „Weibern" entartet voraussetzte.

Zweites Kapitel.

Die Scheidung der Geschlechter im Processe des Culturlebens.

Bei fast allen Bildnissen berühmter weiblicher Schönheiten aus vergangenen Jahrhunderten überraschen uns die bestimmt geführten Conturen und Züge; es dünken uns diese Köpfe zu männlich gegenüber dem Urbild weiblicher Schönheit, welches uns Modernen vorschwebt.

Sowie die mittelaltrigen Maler den allgemeinen Typus der Engel- und Heiligenköpfe aufgeben, so wie van Eyck und Hemmling Madonnen und weibliche Heilige mit persönlichen, individuell durchgebildeten Köpfen malen, schleichen sich in diese so tief empfundenen Bildnisse zartester Jungfräulichkeit gewisse harte Züge ein, welche uns die Köpfe auffallend männlich oder ein klein wenig zu alt erscheinen lassen. Van Eyck'sche Madonnen mit dem Christuskind auf dem Schooße sehen uns häufig wie Dreißigerinnen aus. Dennoch folgte der Maler der Natur; aber die Natur ist seitdem eine andere geworden. Auch die zarte Jungfrau hatte vor drei Jahrhunderten noch männlichere Züge als jetzt, und wer in dem Porträt der Maria Stuart ein Gesicht wie aus dem Modejournal geschnitten sucht, der wird sich enttäuscht finden, durch die bestimmten, für das Auge des neunzehnten Jahrhunderts fast männlich bestimmten Umrisse dieser gepriesenen Schönheit.

Der Unterschied von Mann und Weib entwickelt sich immer tiefer mit der steigenden Gesittung. Und diese immer individuellere

Ausprägung des Geschlechtsgegensatzes erstreckt sich über den ganzen Menschen an Leib und Seele. Nicht bloß die alten Maler, auch unsere Aerzte und Anatomen können hier die Beobachtungen des Socialpolitikers vermehren helfen.

Bei dem rohen Naturmenschen, deßgleichen bei verkümmerten, in ihrer Gesittung verkrüppelten Volksgruppen zeigt sich der Gegensatz von Mann und Weib noch vielfach verwischt und verdunkelt. Er verdeutlicht und erweitert sich in gleichem Schritt mit der wachsenden Cultur.

Bei sehr abgeschlossen lebenden Bauerschaften, bei einer verarmten und gedrückten Landbevölkerung wie bei den in harter körperlicher Arbeit und Entbehrung erstarrten Proletariern hat der männliche und weibliche Kopf fast ganz die gleiche Physiognomie. Ein in Männertracht gemaltes Frauengesicht aus diesen Volksschichten wird sich kaum von einem Mannskopf unterscheiden lassen. Namentlich alte Weiber und alte Männer gleichen sich hier, wie ein Ei dem andern.

Selbst der mittlere Durchschnitt der Körperlänge wird sich beim gemeinen Volke für beide Geschlechter weit gleichmäßiger stellen als bei den verfeinerten Klassen. Unsere kleinen städtischen Weibchen neben den langaufgeschossenen Männern künden den Culturmenschen an. Wer Scenen aus den Nibelungen malt, der darf seine Kriemhild und Brunhild nur um weniges kleiner messen als seinen Siegfried und Hagen. Das Weib des Recken ist selber noch reckenhaft gewesen. In den norddeutschen Marschen sind grenadiermäßige, ihrem Manne schier gleichgewachsene Bauernweiber noch nahezu die Regel. In unsern Städten sind solche Erscheinungen bereits eine auffallende Ausnahme. Mit dem höheren Alter wird die Bauernfrau sehr häufig ein förmliches Mannweib.

Selbst die Klangfarbe der Stimme der beiden Geschlechter ist bei einfacheren Zuständen der Gesittung im Allgemeinen gleichmäßiger. Der hohe Tenor, als die weibliche Mannsstimme, und der tiefe Alt, als die männliche Frauenstimme, sind bei den

Culturmenschen viel seltener als bei den Naturmenschen, wo männliche und weibliche Art noch unterschiedsloser ineinander übergreift. Unsere Kapellmeister reisen nach Ungarn und Galizien, um helle, hohe Tenore zu suchen, und für den tiefen Alt wird fast gar nicht mehr componirt, weil die mannweiblichen Contra-Altistinnen bei den civilisirten Völkern aussterben. Herrschend wird dagegen der bestimmteste Gegensatz der geschlechtlichen Klangfarbe: Sopran und Baß. Diese Thatsache ist bereits bestimmend geworden für unsere Gesangschule, bestimmend für unsere vocale Tondichtung — auf welche versteckte Seitenwege führt doch hier die Wahrnehmung des stets sich erweiternden Gegensatzes zwischen Mann und Weib!

Dinge, welche die emancipirten Damen als eine ganz neue Eroberung hinzustellen suchen, finden sich bei den niedern Volksklassen in frischer und berechtigter Ursprünglichkeit längst vor, nur daß sie hier von einem etwas abschreckenden bucolischen Parfüm durchdrungen sind. Die Tirolerinnen z. B. gehen, ohne es zu ahnen, in fast vollständiger Bloomertracht: Männerhut, kurzer Rock und hohe Schnürstiefeln. Auch das Kleid der patriarchalisch in den Harem gekerkerten Türkinnen wollten socialistische Damen zum Abzeichen der befreiten Weiblichkeit erwählen; sie vergaßen nur, daß auch der Schleier zum türkischen Costüm gehört.

Als Seitenstück zu den jungen Damen mit der Papier-Cigarre im Munde sind mir bei mittel- und niederdeutschen Bauernhochzeiten, Kindtaufen und Metzelsuppen häufig häßliche alte Weiber aufgestoßen, die, als holzschnittmäßige Vordergrundsfiguren, mit dem qualmenden Thonpfeifenstummel, einem sogenannten „Backenwärmer", am Tische saßen und eine Tabakssorte in die Luft bliesen, bei deren Arom es selbst einem starknervigen Städter schwarz vor den Augen hätte werden können. Bei der untersten Hefe des Bauernvolkes, dazu bei Vagabunden und Zigeunern, hat die Verschmelzung männlicher und weiblicher Sitte ihren wahren geschichtlichen Boden. Hier sind die Frauen emancipirt. Hier herrscht keine prüde Unterscheidung zwischen männlicher und

weiblicher Decenz, und eine Zote, die den Männern zu ungewaschen ist, findet bei den Weibern immer noch eine gute Statt.

Der gemeine Mann bezeichnet das Weib gerne geschlechtlos als „das Mensch" und zwar keineswegs immer im verächtlichen Sinn, sondern gerade auch dann, wenn ihm das Treue, Geduldige, Entsagende der weiblichen Natur vorschwebt. Also: ein treues, ehrliches, fleißiges Mensch. Er ahnt noch nicht die tiefe Herabsetzung, welche darin liegt, wenn man eine Person als geschlechtlos bezeichnet.

Die Volkssprache kennt sogar Wörter, darin die beiden Geschlechtsbezeichnungen geradezu zusammengekoppelt sind, wie etwa wenn sie die Frauen „Weibskerle" nennt. Das ist wiederum kein Schimpfwort: es soll nur die dem Weib aus dem Volke eigene selbstbewußte, aktiv vorschreitende Mannesnatur bezeichnen. Mit der Logik der gebildeteren Sprache vertragen sich solche Wörter nicht mehr, weil den gebildeteren Kreisen die Scheidung von Mann und Weib bereits zum vollsten Bewußtsein gekommen ist.

Recht klar veranschaulicht sich das der steigenden Cultur Schritt für Schritt folgende Auseinandergehen männlicher und weiblicher Art in der Kleidersitte.

Die Tunica, womit wir den gemeinen Mann des deutschen Mittelalters auf alten Bildern und Holzschnitten bekleidet sehen, ist, gleich dem heutigen Bauernkittel, nur ein abgekürzter Weiberrock. Die Wörter „Kappe" und „Haube" gelten in der älteren Sprache oft unterschiedlos für die Kopfbedeckung beider Geschlechter. In Altbayern nennt man heute noch die Kappen der Männer Hauben, wie anderwärts die Hauben der Weiber Kappen. Die altbürgerliche Riegelhaube ist nichts weiter als der männliche Haarbeutel, auf einen Weiberzopf angewandt.

Dagegen ist die Tracht der beiden Geschlechter wohl niemals gründlicher geschieden gewesen als bei der feinen Gesellschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Hier scheint überhaupt die Trennung der Geschlechter ebenso ins Uebermaß erweitert, als sie bei den untersten Volksschichten unter dem rechten Maß zurückgeblieben

ist. Ein unversöhnlicherer Gegensatz ist nicht wohl denkbar, als der des Fracks und des langen Frauengewandes, des topfartig geschlossenen runden Männerhutes, und des gleich den Scheuledern der Pferde zu beiden Seiten offenen Schirmhutes unserer Damen. Selbst in den Farben der Gewandung hat das eine Geschlecht die dunklen charakterlosen und abgedämpften, das andere die hellen, vollen und saftigen für sich ausschließlich in Beschlag genommen.

(Seit ich dies schrieb [1854] hat sich die Mode geändert. Die oberbayrischen Bäuerinnen haben ihre spitzen Männerhüte mit runden vertauscht und die städtischen Damen die zierlichsten Männerhütchen der Renaissance-Zeit, Rubenshüte u. dgl. aufgesetzt. Da aber die Männer durchaus nicht gleichen Schrittes entgegengekommen sind, so daß sie sich einzelne weibliche Kleidungsstücke zugelegt hätten, so bleibt doch mein Satz bestehen. Der Trieb der Frauen, sich zu vermännlichen, ist überhaupt eine Weile gestiegen; der Trieb der Männer, sich zu verweiblichen, wurde aber nicht beobachtet.)

Auch der geschäftliche Beruf des Weibes aus dem Volke fällt mit dem des Mannes noch völlig zusammen. Je mehr dagegen die Berufskreise Reichthum und Bildung voraussetzen, um so weniger ist dem Weibe eine Mitarbeit an dem Berufe des Mannes vergönnt.

Bei dem bäuerlichen Taglöhner und dem armen Kühbauern schafft die Frau ganz das Gleiche wie der Mann. Auch die geistige Bildungsstufe Beider wird völlig gleichartig seyn. Beide arbeiten im Acker, lenken Pflug und Wagen gemeinsam, säen, ernten und verkaufen gemeinsam oder in zufälliger Abwechslung. Das Walten im Hause ist nur eine gelegentliche Zugabe für die Frau. Ja, männlicher und weiblicher Beruf findet sich auch hier oft ebenso ausgetauscht, wie die Bezeichnung von Kappe und Haube. So bewacht der Hirt vielleicht, Strümpfe strickend, die Heerde, während seine Frau hinter dem Pfluge geht. Es ist selbst oft, als wäre der alttestamentliche Fluch, daß das Weib mit Schmerzen gebären solle, von solchen Weibern genommen;

denn sie gebären wohl gar „hinter den Hecken", packen den neugebornen Wurm auf, tragen ihn eine Stunde Wegs weit nach Hause und stehen nach drei Tagen wieder an ihrer gewohnten Arbeit. Gerade Schwangerschaft und Kindbett ist es ja, was in andern Kreisen den Frauen unmöglich macht einen äußern geschäftlichen Beruf stätig durchzuführen gleich dem Mann, der immer seines Körpers Herr ist.

Bei einer reichen, blühenden, an großen Verkehrsstraßen gelegenen bäuerlichen Bevölkerung tauscht die Frau schon durchaus nicht mehr so consequent ihre Arbeit mit der des Mannes. Da würde es die Frau in der Regel schon für sehr unschicklich halten, das Gespann zu lenken oder auch nur einen Kahn zu steuern; sie würde ausgelacht werden, wenn sie hinterm Pfluge ginge, und der Mann wenn er Strümpfe strickte. Die Hauptthätigkeit der Frau ist in den entwickelteren Schichten des Bauernthumes schon selbständiger auf das Haus beschränkt; auch die Unterscheidung männlicher und weiblicher Tracht und Sitte ist bei blühenden Bauerschaften in der Regel weit höher entfaltet als bei armseligen, zurückgebliebenen. Aber wenigstens ein Theil des landwirthschaftlichen Geschäftes wird doch überall auf dem Lande unterschiedslos von Mann und Weib geübt werden.

Aehnlich geht es beim handarbeitenden Proletarier. Taglöhner und Taglöhnerinnen üben meist den ganz gleichen Beruf. Bei den Fabrikarbeitern stehen Männer und Frauen, Kinder und Greise oft durchweg in der nämlichen Thätigkeit.

Nur bei Straßenräubern von Fach und gemeinen Dieben hilft auch die Frau mit im Geschäft; bei vornehmen Gaunern übt der Mann in der Regel seinen Beruf ganz allein.

Hier sei nun ferner daran erinnert, daß die Theilung des Berufs nicht bloß nach dem Geschlecht, sondern selbst nach den Altersstufen immer verwischter wird, je tiefer wir zu besitz- und bildungslosen Volksschichten hinabsteigen. Bei dem armen Kleinbauern muß schon der Schulbube dem Vater die halbe Berufsarbeit abnehmen. Die Beschäftigung der Frau, der heran-

wachsenden Kinder und des Hausgesindes fällt in eins zusammen. In den Städten haben die Kinder, bis sie zu Jünglingen und Jungfrauen herangereift sind, ihre eigenthümliche Kindertracht. Auf den Dörfern steckt der fünfjährige Bube schon in den verkleinerten Wasserstiefeln und dem Miniaturrocke des Vaters, und ruft uns in dieser drolligen Zwergenmaske die alte naturgeschichtliche Wahrheit ins Gedächtniß, daß nur die höchsten Formen des organischen Lebens auch die reichsten und bestimmtesten Gliederungen in sich schließen. Der unterschiedlose Beruf der Geschlechter ist ein trauriges Erbtheil armer und verkommener Leute, und das gliederungslose, abstracte Staatsbürgerthum wollen wir den Würmern und Mollusken nicht streitig machen.

Die Absonderung der beiden Geschlechter im geschäftlichen Beruf, wie sie beim entwickelteren Bauernthum bereits begonnen, setzt sich bei den Bürgern stufenweise fort. Dem Schuster, dem Schneider, dem Schenkwirth, überhaupt dem eigentlichen Kleingewerb ist die Frau noch ein ganzer Gesell im Geschäft. Bei den größeren Gewerben aber und vollends bei den geistigen Berufen hört diese weibliche Mitarbeit ganz auf. Des Ministers Frau kann nicht mehr im Kabinet aushelfen, wie des Krämers Frau im Laden. Je höher der Berufskreis: um so gesonderter ist die Thätigkeit von Mann und Frau.

Während man aber in Europa eine Frau nirgends auch nur in das unterste Bureau des Ministeriums läßt, setzt man in Oesterreich, England, Rußland, Spanien, Portugal Frauen auf den Thron. Man läßt sie zu keinem öffentlichen Amte zu, nur zu dem höchsten, staatlichsten, männlichsten von allen — zum Königsamte. Griechen und Römer kannten solches Frauenregiment nur bei den Barbaren, und nur ein Heliogabal konnte seine Mutter in den Senat führen. Die weibliche Thronfolge ist bei unsern Gesittungszuständen eine der wunderlichsten Abnormitäten, die aus dem Mittelalter stehen geblieben sind, und erklärt sich nur aus der Auffassung, daß das ganze Land als Privateigenthum des regierenden Hauses gedacht wird. Wenn der Mann

stirbt, dann nimmt ja die Frau auch das Regiment über ihr ererbtes Haus in die Hände. Je geläuterter aber die Idee des Staates und der Familie wird, um so sicherer muß die weibliche Thronfolge abgeschafft werden.

In der Urgeschichte der Völker zeigt sich eine verwandte Vertuschung der Geschlechtsgegensätze wie bei den rohen Urschichten der modernen Gesellschaft.

Im altgriechischen Olymp theilen sich Götter mit Göttinnen ganz ähnlich in die himmlischen Berufsgeschäfte, wie heutzutage die Proletarier und die Kleinbauern mit ihren Weibern. Pallas übt Mannesberufe, und Göttinnen mischen sich in das Getümmel des Kampfes. Es ist eine der bedeutsamsten culturgeschichtlichen Signaturen des deutschen Volkes, als des familienhaftesten, daß die Göttinnen des deutschen Olymps nur wie himmlische Mütter des Hauses gedacht werden. Wo die griechische Göttin den Speer führt, da führt die deutsche den Rocken.

Dieß hängt eng zusammen mit einer andern Thatsache, die ein Stolz der germanischen Volksstämme sein sollte. Mit dem Eintreten des deutschen Volkes in die Weltgeschichte werden die Frauen erst wahrhaft frei, eigenartig; das volle Bewußtsein über Beruf und Stellung von Mann und Weib ist der Menschheit erst von den Germanen hell entzündet worden. Die Frauen des Orients und des klassischen Alterthums wandeln dahin wie in einem Traumleben, nur der Mann waltet dort im klaren Sonnenlichte des Tages. Erst die Germanen haben die Würde der Frauen und die Würdigung der Frauen mitgebracht in die abendländische Welt. Wie eine eingeborne göttliche Gabe seines Stammes hat das rohe Krieger- und Jägervolk die wahre Idee von der Stellung der beiden Geschlechter herübergetragen aus seiner dunklen asiatischen Urheimath, gleich als ein Erbstück aus dem verlorenen

Paradiese. An dieser germanischen Erkenntniß der Berufe von Mann und Weib konnte das Christenthum erst recht fest anknüpfen und zu ganz neuen Entwickelungen der Gesittung treiben. So ist die reinere Erfassung des Geschlechtsgegensatzes im deutschen Geiste zu einem der granitenen Pfeiler geworden, auf denen die große Epoche des neuen christlich-germanischen Culturlebens ruht.

Bei Jakob Böhme finden wir den sinnvollen Mythus tief und herrlich entwickelt, daß der Urvater Adam ursprünglich ein volles Bild Gottes gewesen sei, „Mann und Weib und doch keines von beiden." Auch Platon hat diesen Gedanken, und in der biblischen Schöpfungsgeschichte wird das Weib nur abgelöst aus dem männlichen Urmenschen, nicht neu geschaffen.

Die theosophische Anschauung des großen Schusters von der Geschlechtseinheit im Urmenschen ist das Spiegelbild der geschichtlichen Thatsache von der Verdunkelung des Geschlechtsgegensatzes bei den Naturvölkern. Eine Semiramis und Deborah, eine Sibylle und Velleda ist nur bei ganz unentwickelten Gesellschaftszuständen denkbar. Als in der Zeit der Karolinger die Seherin Thiota aus Allemannien ihre Weissagungen verkündet, wird sie bereits kraft bischöflichen Synodalbeschlusses öffentlich mit Ruthen gepeitscht und hört von da an auf zu weissagen.

Die faule, veräußerlichte Civilisation des späten römischen Alterthums sucht aus Blasirtheit uralte Anschauungen und Zustände wieder aufzuwärmen. Da ergötzt sich dann auch die verderbte Sinnlichkeit an der Darstellung des Hermaphroditen, des geschlechtseinheitlichen und darum geschlechtslosen Menschen. Gesunden Naturen ist ein solcher Zwitter ebenso zuwider, wie eine emancipirte Dame, der Hermaphrodit der modernen veräußerlichten Civilisation.

Die Sage von den Amazonen symbolisirt uns die im Urzustande noch nicht vollzogene Trennung des männlichen und weiblichen Berufs. In einem Lande wie Dahomey, wo Sklavenjagd noch die nobelste Arbeit ist und Menschenopfer der höchste Fest-

prunk, gibt es auch jetzt noch Amazonen. Dort besteht die Hälfte des Heeres aus Weibern. Dort schlägt aber auch der König seinen Unterthanen noch nach Belieben die Köpfe ab; der Oberhenker ist sein erster Minister, und als Oberhofmeisterin des Harems figurirt die Frau Oberhenkerin. Man ist so glücklich, die reinste Civilehe zu besitzen: die Braut reicht ihrem künftigen Gemahl einen Schnaps, und mit dieser einzigen sinnreichen Ceremonie ist die Ehe geschlossen.[1] Trotzdem ahnen selbst die Dahomer schon den Berufsgegensatz von Mann und Weib; denn die Amazonen dürfen sich nicht verheirathen, weil sie, wie sie selber sagen, „ihr Geschlecht vertauscht" haben und „Männer, nicht Weiber sind".

Es sind zwar in den deutschen Befreiungskriegen, in den polnischen und italienischen Revolutionskämpfen allerlei verkappte weibliche Husaren aufgeritten, und bei den letztjährigen Wiener Straßengefechten gab es auch einige Barrikadenamazonen. In solchen Erscheinungen mag der Patriotismus oder die politische Schwärmerei ein Wunder wirken, allein bis zur Generalissima gleich der Jungfrau von Orleans wird es in unserer modernen Gesellschaft auch die heldenmüthigste Schwärmerin nicht mehr bringen können. Der Gedanke der strengsten Theilung der Arbeit zwischen Mann und Weib ist eine zu tief gewurzelte Grundlehre aller höheren Gesittung geworden.

In Südamerika kann Manuelita, die Tochter des Dictators Rosas, noch das Amt eines Unterstaatssecretärs im Kabinette ihres Vaters führen, ihre Büreaux einrichten, alle Fäden einer verwickelten modernen Verwaltung in Händen halten, und doch eine liebenswürdige Dame bleiben. Mit diesem Zug aus dem dortigen Staatsleben muß man aber auch einen Zug aus dem geselligen Leben vergleichen. Manuelita sitzt am Pianoforte und singt im erlesenen Cirkel spanische Romanzen. Da tritt ihr Vater ins Zimmer mit einem silbernen Präsentirteller, worauf ein paar Menschenohren liegen, von dem Kopf eines Unitariers abgeschnitten.

[1] S. Dahomey and the Dahomans by F. E. Forbes. London 1851.

Langsam schreitet der Dictator auf das Pianoforte zu und stellt den Teller vor den Augen seiner Tochter nieder. Mit Wuth und Entsetzen springt sie auf; aber mit seinem festen, schrecklichen Blick bannt der Dictator ihre Zunge und ihre Mienen, daß sie, statt seine Barbarei zu verfluchen, ohnmächtig zu Boden sinkt. Wo solche Scenen noch möglich oder denkbar, da kann eine Frau immer noch Unterstaatssecretärin in einem wohlgeordneten Ministerium seyn.

Das heidnische Alterthum hatte Priesterinnen; die christliche Kirche kennt dergleichen nicht mehr. Die Nonnen des katholischen Mittelalters gehören nicht zum Klerus, aber doch zur geistlichen Welt. Sie stehen zwischen dem Klerus und den Laien und in alten Zeiten wurden sie vom Volke wohl als eine Art Priesterinnen angesehen. Hätten sie ihren geistlichen Beruf nicht als ein uraltes Erbstück in die Gegenwart herübergebracht, sie würden ihn jetzt gewiß nicht erworben haben. Nur indem sich diese geistlichen Frauen hinter ihren Klostermauern gleichsam außerhalb des Staates und der Gesellschaft gesetzt haben, konnten sie sich in unserer Zeit noch ihren Bestand retten. Dem Bewußtsein des gemeinen Mannes liegt freilich ein weibliches Priesterthum auch heute noch viel näher als den gebildeteren Schichten. In strengkatholischen Schichten Oberdeutschlands hält es der Bauer keineswegs für eine Profanation, wenn beim Läuten der Abendglocke die Dienstmagd sich erhebt und inmitten der anwesenden Männer die Gebetsformeln vorspricht, indeß diese mit den Responsorien einfallen. Der gebildete Reflektionsmensch hat diese Naivetät nicht. Er würde den Patriarchen des Hauses zu solch priesterlichem Dienste erküren, aber gewiß nicht ein Weib, geschweige die Magd! Vielleicht belehrt ihn aber Tacitus über diese Naivetät, wenn er von den alten Deutschen erzählt, daß sie den Frauen vorzugsweise den Charakter der Heiligkeit, eine Priester- und Sehernatur zugeschrieben. Und der Name Frau stammt von einer Göttin her, von Frouva, der frohen Frau, der huldvollen Schwester des Fro. Aber der Name der Göttin selber ist wieder aus der

Rippe eines Mannesnamens genommen, wie das Urweib aus des Urmannes Rippe.

Es zeugt für das höhere Alter der katholischen Cultusformen, daß in den katholischen Kirchen Männer und Frauen nebeneinander beten, während es protestantische Art ist, die beiden Geschlechter in den Kirchenstühlen abzusondern. Dem naiven Sinne der alten Zeit, der eben erst Nonnen zu Priesterinnen geschaffen, lag eine solche Scheidung ganz fern, und zu Ehren des Hereinragens der Familie in den Gottesdienst der Gemeinde wünschten wir, daß sie auch in den protestantischen Kirchen wieder beseitigt würde. Wenn Mann und Frau untrennbar zusammen durchs Leben gehen sollen, dann sollen sie auch in der Kirche neben einander beten.

Man könnte nun wähnen, weil bei den niederen Volksschichten eine so auffallende Gleichartigkeit der beiden Geschlechter in Natur, Sitte und Beruf herrscht, so müsse dort das Weib auch im bürgerlichen Leben drein reden können gleich dem Manne. Allein nirgends tritt in diesem Stücke das Weib tiefer in den Hintergrund der stillen Häuslichkeit zurück, als gerade bei den Bauern. Es pflügt mit dem Manne den Acker, aber „es schweigt in der Gemeinde". Das Amt der Gemeinde-Gänsehüterin schließt bezeichnend genug die ganze öffentliche Laufbahn in sich, welche einer Frau auf den Dörfern offen steht.

In der Last der Arbeit steht die Bäuerin dem Bauern gleich, in der Zucht des Hauses ist sie ihm am gründlichsten unterthan. Die Mädchen heirathen meist sehr früh und ehe ihr Charakter zu einiger Selbständigkeit gereift ist, bekommen rasch viele Kinder, arbeiten sich das Mark aus den Knochen, werden darum alt und häßlich vor der Zeit und gehen vollständig in der täglichen Plage um die Familie auf. Sie sind die wahren Leibeigenen, vielleicht nicht immer des Mannes, aber doch allezeit des Hauses. Die selbständige Persönlichkeit prägt sich bei der Bauern-

frau in der Regel erst dann aus, wenn sie eine Matrone geworden ist. Weibliche Originalköpfe, über den stillen Beruf ihres Geschlechtes hinausdrängende Frauencharaktere, die sich in der Stadt schon mit achtzehn Jahren als Dichterinnen, Malerinnen, Sängerinnen geltend gemacht hätten, müssen hier warten, bis sie alte Weiber geworden sind; dann erst können sie als zahnlose Hexen die Karte schlagen, das Vieh beschwören, oder sonstwie die Eigenart ihres Genius walten lassen. Das ist schier alles, was unsern Naturmenschen von dem persönlichen Erbtheil der Sibyllen und Velleden verblieben ist. Böse Hexen sind aus den Seherinnen geworden: „Wo der Teufel nicht selber kommen kann, da schickt er ein altes Weib." Von den jungen und schönen Bauernmädchen dagegen gleicht eine so sehr der andern, daß kein Dorfgeschichten-Dichter damit zurechtkommen kann, ein individuelles Porträt von dieser Art zu zeichnen, oder er mischt fremde, städtische Farbentöne hinein.

Es fügt sich zu einem wunderbar vollendeten Bau, den nicht Schulwitz ersonnen, sondern der aus dem innersten Wesen unserer Natur frei emporgewachsen ist, daß das Weib aus dem Volke, äußerlich zumeist dem Manne gleichgestellt, in der Zucht des Hauses ihm am strengsten untergeordnet ist, während die höhere Gesittung, welche Mann und Weib besondert, dennoch — oder gerade darum! — das Verhältniß des Weibes zum Manne in der Familie erst zur harmonischen Gleichstimmung gebracht hat.

Noch reicher und geordneter aber gestaltet sich dieser Bau, wenn wir ihn in seinem Verhältniß zu den natürlichen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft betrachten.

Die Familie des Bauern ist noch patriarchalisch gebunden. Bei den verdorbenen Bauerschaften geht es so wüst und gemein im Hause zu, daß alle feineren Züge des Familienlebens gleichsam von Schmutz überdeckt und verrostet sind; nur den groben Grundzug des patriarchalischen Hausregiments merkt man noch im Verhältniß von Mann und Frau. Der Großvater, der Patriarch des Hauses, heißt in manchen Gegenden „das Herrchen". Im Volksmund gelten aber auch im Allgemeinen „Mann" und „Herr"

vielfach als Ein Wort. Die Dorfschulzen auf der schwäbischen Alp reden ihre Gemeindebürger in den Gemeindeversammlungen nicht „ihr Herren Bürger" an, sondern mit dem stolzen Amts- und Ehrentitel: „ihr Mannen-Bürger". Als sich's ein neuerungssüchtiger Schulze beikommen ließ, seine Bauern als Messjes (messieurs) zu begrüßen, erhoben sich dieselben und riefen im Gefühl ihrer verletzten Mannes-Herrenwürde: wir sind nicht Messjes, wir sind Mannen.

Gegen solches „Mannen"-Bewußtsein tritt das Weib vollständig in den Hintergrund. Weil sich die weibliche Natur noch nicht zu ihrer vollen Eigenart herausgebildet hat neben der männlichen, bleibt sie trocken, spröde, unbedeutend, sie entbehrt der Idealität. Der Bauer ist oft ein viel größerer Virtuose der Persönlichkeit, als unsere bürgerlichen oder aristokratischen Männercharaktere: allein mit den gebildeten Frauen kann sich in diesem Punkte die Bäuerin nur selten messen. Sie ist der leibeigene Gehülfe des Mannes, recht eigentlich die „Männin" nach Luthers Ausdruck, die nicht aufkommen kann neben dem Manne, weil sie ihm gleich ist.

Hier trifft der höchste Idealismus mit dem gröbsten Realismus zusammen, wie hochstudirte Salondamen wohl auch mit Viehmägden und Zigeunerinnen auf dem gleichen Boden der Mannweiblichkeit sich begegnen. Plato kommt in seiner Republik auf dieselbe Vermischung des Berufes der Geschlechter, welche bei unsern Kleinbauern die unterste Stufe der Gesittung bezeichnet. Seine Frauen würden darum gerade so trocken, spröde und unbedeutend geworden sein, wie die verkommenen armen Bäuerinnen. Ich kann mir's nicht versagen, zur Veranschaulichung die Worte Hegels hierher zu setzen, in welchen er mit seinem kurzangebundenen Sarkasmus die Stellung der Frauen in Platons Idealstaat zeichnet: „Die Frauen, deren wesentliche Bestimmung das Familienleben ist, entbehren in der Platonischen Republik dieses ihres Bodens. In derselben folgt daher: indem die Familie aufgelöst ist und die Weiber nicht mehr dem Hause vorstehen, so

sind sie auch keine Privatpersonen und nehmen die Weise des Mannes als des allgemeinen Individuums im Staate an. Und Plato läßt die Weiber deßwegen ebenso wie die Männer vertheilen, alle männlichen Arbeiten verrichten, ja selbst mit in den Krieg ziehen. So setzt er sie auf beinahe gleichen Fuß mit den Männern, hat aber dennoch kein sonderliches Zutrauen zu ihrer Tapferkeit, sondern stellt sie nur hinterdrein, und zwar nicht als Reserve, sondern als arrière-garde, um wenigstens dem Feinde durch die Menge Furcht einzujagen und im Nothfalle auch zu Hülfe zu eilen."

Man sieht eben, so wie die Frauen gleich berufen werden mit den Männern, kommen sie doch immer ins Hintertreffen, verlieren ihre Eigenthümlichkeit und gewinnen keine neue dafür, in der Platonischen Republik so gut wie bei unsern Kleinbauern.

Das Familienleben des Bauern hat darum auch eine sehr eintönige Färbung. Weil der Gegensatz der Geschlechter auf's kleinste zusammengeschrumpft ist, so wurzelt die eheliche Liebe hier auch weit mehr in der Freundschaft als in der Minne. Daher ist die Ritterlichkeit des Frauendienstes, wie sie in der Anschauung der feineren Welt immer noch durchklingt, dem Bauern ganz fremd. Die Bauersfrau bewahrt die Sitte des Hauses am treuesten und macht dadurch das Bauernhaus gar oft zu einem wahren Musterhaus, daran man dem Städter ein Exempel aufstellen kann. Aber dieses Leben in der häuslichen Sitte ist auch wieder passiv und unbewußt; ein Dritter erschauet wohl die in diesem Hause webende Poesie, aber die darinnen wohnen, ahnen sie selber nicht.

Dieselben Ursachen und dieselbe Wirkung finden wir auch in der Familie des germanischen Alterthums. Man muß die romantischen Züge aus dem mittelaltrigen Ritterschloß nicht in die Bauernhütte der deutschen Urwälder übertragen. Treffend sagt Weinhold in seiner „Geschichte der Frauen des Mittelalters": „Die Hochstellung der Frauen unter den Germanen war eine mehr religiöse als weltliche, mehr eine passive als active. Wir

würden sehr irren, wenn wir die Frauen im Vordergrunde des Volkes und als die Mittelpunkte der Gesellschaft und des geistigen Lebens ansehen wollten. Die altgermanische Frauenverehrung ist durchaus nicht zu modernisiren; das Weib war Weib, zu deutsch ein Wesen hinter dem Manne. Rechtlich war die Lage der Frau völlig untergeordnet und läßt sich durchaus nur mit der des Kindes im väterlichen Hause vergleichen." Bei den Westgothen durften die Frauen nicht einmal ohne einen Beistand zur Ader lassen.

Erst als in den höher gesitteten Gesellschaftsschichten des Mittelalters die Sonderung der Geschlechter bis ins Aeußerlichste vollzogen wurde, kam die romantische Minne und der ritterliche Frauendienst in das patriarchalische Haus. Denselben mittelaltrigen Frauen, die so opfervollen Minnedienst begehrten, war es bei den beschimpfendsten Strafen verboten, Männerkleider zu tragen, und die scheidende Etikette im Verkehr beider Geschlechter ist wohl niemals peinlicher zugespitzt gewesen als in jener Zeit.

Seit dem Mittelalter blieb nun der Aristokratie das Streben eigen, nicht nur die Sonderung der Geschlechter immer schärfer zu vollziehen — was die nothwendige und wohlthätige Folge der entwickelten Gesittung überhaupt ist — sondern sie auch in allem äußeren Nebenwerk auf die letzte Spitze zu treiben. Dadurch sind wir dann endlich zu einem Extrem der Ueberweiblichkeit gekommen, das eben so einseitig ist als die Unweiblichkeit bei dem rohen Volk.

Selbst der leibliche Gegensatz von Mann und Weib hat sich in der sogenannten „feinen" Welt zu einer fast erschreckenden Bestimmtheit durchgebildet. Schier findet man in dem Schmächtigen, Marklosen, Krankhaften das eigenthümlich Weibliche, wenn man bei dem Mann die frische Natur noch allenfalls gelten läßt. Die Unterscheidung des „schwachen" und „starken" Geschlechts wird auf dieser Stufe eine bittere Wahrheit. Eine schmächtig in der Stubenluft aufgeschossene Gestalt mit blendend weißer Gesichtsfarbe gilt uns schon als der Typus ächter moderner Frauenart. Die weichen,

rundlichen, unterschiedslosen Formen in Gestalt und Zügen nehmen bei unsern Frauen so bedenklich überhand, daß wir fast den Sinn für persönlich charakteristische weibliche Schönheit verlieren. Wir zwingen unsere Maler immer mehr zu der Manier, einen Frauenkopf wie den andern zu bilden.

Während beim gemeinen Volk das Weib die volle Hälfte von des Mannes harter körperlicher Arbeit auf seine Schultern nimmt, wird unter feinen Leuten die einfachste Kraftäußerung und Leibesübung für unweiblich gestempelt. Eine Dame, die auch nur einen ehrlichen Tagemarsch rüstig zu Fuß machen kann, gilt für ein Mannweib. Wer die edle, schönen Frauen so wohl anstehende Reitkunst übt, erscheint schon halbwegs als eine Emancipirte. Schon bei den höfischen Frauen des Mittelalters gilt es als eines der obersten Gesetze des Anstandes, möglichst langsam und mit ganz kleinen Schrittchen zu gehen, andeutend, daß nicht eine geschäftliche Nöthigung, sondern lediglich die freie Laune eine Dame zu dem plebejischen Akt des Gehens treiben dürfe.

Hiermit hängt zusammen, daß das lange bis auf die Füße herabfallende Hof- und Paradekleid, welches jede freie und rasche Bewegung hemmt und eine Zwangsjacke zum feierlich langsamen Tempo ist, allmählig auch das Werktagskleid der vornehmen Damen und dann leider sogar der Bürgersfrauen wurde. Die Bauernweiber haben bei ihrer Theilung des landwirthschaftlichen Berufs mit den Männern vernünftigerweise noch zumeist die netten kurzen Röcke beibehalten.

Hände, so fein und niedlich, daß man ihnen ansieht, es sei niemals mit denselben gearbeitet worden, Füße, so klein und nach dem Reihen hinauf widernatürlich zusammengedrückt, daß ein vollkommener Körper gar nicht ordentlich darauf stehen, geschweige gehen kann, gelten für besondere weibliche Schönheiten. Aphrodite zeigt uns auf den Bildsäulen der Griechen und Römer noch so kräftig ausgebildete und gut proportionirte Füße, daß eine moderne Dame sich schämen würde, dergleichen zu besitzen.

So kommen wir auch zu der Forderung, daß ein schönes

Frauengesicht nur Mienen haben soll, aber keine Züge. In den Mienen spiegeln sich die Stimmungen des Augenblicks, aus den Zügen aber spricht Schicksal und Charakter des Menschen. Hat eine Frau „Züge“ — etwa wie eine van Eyck'sche Madonna — dann dünkt uns ihr Kopf schon männlich, denn eine moderne feine Dame soll keine Schicksale gehabt, sie soll nichts erlebt, sie soll auch keinen bestimmten Charakter haben. Auch das Volk sagt: „Die häßlichste Frau ist die beste Haushälterin.“ Ein häßliches Gesicht hat eben Züge und hinter den Zügen steckt etwas. Darum besitzen große Geister das Privilegium der Züge und damit ein gewisses Privilegium der Häßlichkeit, welches sie manchmal zu übertreiben pflegen.

Es ist offenbar, daß wir mit alle diesem bei dem unnatürlichen Extrem der Weiblichkeit, bei dem Ueberweiblichen angekommen sind. Wir gehen hier selbst weiter als das im Punkte der haarscharf ausgeklügelten Frauensitte doch äußerst pretiöse spätere Mittelalter. Damals gab man z. B. das Alleinreisen der Frauen noch in sehr liberaler Ausdehnung zu, während wir bald dahin gekommen sein werden, daß sich anständige Damen nur paarweise gleich den Nonnen vor ihrer Hausthüre sehen lassen dürfen.

So zwingen wir die gebildetere Frau, entweder in reiner Unthätigkeit zu verharren, oder die Schranken ihres Geschlechtes zu durchbrechen und ihrem Thätigkeitstrieb in Dingen, die außerhalb des Hauses liegen, Genüge zu leisten. Die feinste Spitze der Gesittung biegt sich hier wieder zur ursprünglichen Barbarei zurück, und die Dame des europäischen Salons verbringt gar oft ihr Leben ganz in derselben Weise wie das ungebildete Weib des orientalischen Harems, dessen Tagesarbeit erfüllt ist, wenn es sich geputzt, gebadet, mit Oelen und Pomaden gesalbt und zum Zeitvertreib ein wenig gestickt oder gewebt hat.

Die Vertilgung der persönlichen Originalität im Weibe durch die Ueberweiblichkeit ist schon in den modernen Frauennamen angedeutet. Sie sind ohne Vergleich charakterloser als die Taufnamen der Männer. Nur ganz wenige ächt deutsche

Frauennamen sind noch im Schwang, dafür unzählige fremdländische. In allerlei Formen und Unformen sind die neueren Frauennamen von männlichen abgeleitet, während die alte Zeit noch überwiegend viele, jetzt verklungene, selbständige weibliche Namen hatte. Wenn es unweiblich geworden ist, das persönliche Gepräge der „Züge" im Gesicht zu führen, dann ist auch ein wahrhaft persönlicher und originaler Taufname unweiblich und überflüssig. Und so glauben wir denn auch in unsern abscheulichen Christinen, Adolphinen, Georginen, Henrietten, Louisen, Charlotten, Albertinen, Seraphinen rc. wunder wie bedeutsame Namen zu besitzen, während sie gegenüber den stolzen, selbständigen Namen einer Gerberg, Liuba, Rosamunde, Hedwig, Bertha, Gertrud rc. doch eigentlich auf nichts deuten, als auf die Unselbständigkeit und Verblasenheit der persönlichen Natur bei unsern Frauen.

Die veräußerlichte und übertriebene Scheidung der Geschlechter bei der Aristokratie und die daraus hervorwachsende Ueberweiblichkeit ist allmählich auch in die höheren Schichten des Bürgerthums eingezogen. Hier fehlt aber der feste Zusammenhalt der Familie und des Stammes, der es bei der Aristokratie noch einigermaßen unschädlich macht, daß dort fast alle eigene That von den Frauen genommen ist. Im Bürgerthum tritt die sociale Geltung der Familie in den Hintergrund. Die Ehe hat allenfalls noch ihre Romantik, aber nicht mehr ihre Politik. Die Neigungsheirathen überwiegen in eben dem Grade, wie bei den Bauern und Edelleuten die Standes- und Convenienzheirathen. Die Aufstellung förmlicher Ehegedinge wird in den Städten immer seltener. Die modern bürgerliche Sitte hat die patriarchische Gewalt des Hausvaters möglichst abgeschwächt. Die altfränkische Forderung eines „Segens der Eltern" ist hier in der Oper und dem Schauspiel fast zu größerem Ansehen und drastischerer Wirksamkeit gekommen, als im wirklichen Leben. Ein Liebender, der nach altbürgerlicher Art zuerst beim Vater um die Hand der Tochter anhielte, um hintendrein seine Ehewerbung bei jener zu beginnen,

würde sich geradezu lächerlich machen. Bei dem Bürgerthum ver-
engert sich die historische und sociale Anschauung von der in
Stamme und allen seinen Zweigen erst abgeschlossenen Famili
zu der des vereinzelten häuslichen Kreises. Da kann dan
freilich die Poesie der Minne, das ideale Moment der Einigun
und Gleichstellung beider Geschlechter im Hause, die freie Liebes
wahl von Mann und Frau zur vollen Geltung kommen, währen
das Alles bei dem Bauern niedergehalten wird durch die Starr
heit des Familienbegriffs. Allein, was die Familie an trauliche
Innerlichkeit und dichterischer Weihe gewinnen mag, das geht ih
am äußeren Umfang und an festem Zusammenhalt verloren. Un
hiezu kommt dann also der auf's äußerste zugespitzte Begriff de
modernen Weiblichkeit.

Bei den französischen Damen berührt sich Unweiblichkeit un
Ueberweiblichkeit am nächsten. Auch dem Hause ist dort der fest
Boden der überlieferten Sitte fast ganz weggezogen. Darum droh
in Frankreich aber auch das ganze Familienleben in Trümmer z
fallen. Auch bei den englischen Frauen grassirt die Ueberweiblich
keit. Weil aber in England ein wirkliches Hausregiment, streng
Familiensitte und Heilighaltung des häuslichen Herdes noch gang
barere Dinge sind, als in Frankreich, hat das weibliche Geschlech
seinen letzten Rückhalt noch nicht verloren. Als der Congreß de
Friedensfreunde im Jahre 1850 in Frankfurt tagte, erregte es b
uns Deutschen kein geringes Aufsehen, daß die englischen Thei
nehmer, sowohl aus Britannien wie selbst aus Nordamerika, fa
sammt und sonders ihre Frauen über's Meer mitgebracht hatte
Ein Franzose und wohl auch ein Deutscher aus der verfeinerte
Gesellschaft würde im Gegentheil froh sein, bei solchem Anlaß ei
mal auf ein paar Wochen familienlos erscheinen zu dürfen, un
die Frau jedenfalls zu Hause lassen, um sich wieder einmal a
etliche Tage recht ohne alle Fessel in die goldene Zeit des Jun
gesellenlebens zurückzuversetzen.

Die veräußerlichte und übertriebene Sonderung der Geschlecht
ist ein wahrer Keil zum Auseinandersprengen der Familie g

worden. Der feinen Dame ist das Walten im Hause zuletzt auch nicht mehr weiblich genug. Die Unweiblichkeit auf niederen Culturstufen verdunkelt die eheliche Liebe und Hingebung; die Ueberweiblichkeit der veräußerlichten Civilisaton zerstört das „Haus".

Bei den Bauern und den Kleinbürgern kann es häufig ein Gebot der Nothwendigkeit sein, eine Frau zu nehmen, weil auf dem Acker und in der Werkstatt die Mitarbeit einer Hausfrau gefordert ist. Die Frau findet also ihren ganz bestimmten Beruf in der Familie bereits vor.

Ebenso kann der sociale Beruf des Aristokraten, der in dem Stamme erst dem Individuum vermittelt ist, um der Aufrechthaltung dieses Stammes, um der Pflege des historischen Familienlebens willen, zur Heirath gebieterisch zwingen, und die Prinzen regierender Häuser haben von allen Menschenkindern das Heirathen am nöthigsten. Auch hier findet die Frau, und sei sie noch so überweiblich geworden, wenigstens eine Seite ihres Berufes in der Familie bestimmt vorgezeichnet. Und dieser Beruf in der Familie ist zugleich ein Beruf im Stande, wie er bei der Bäuerin und Kleinbürgerin nebenbei ein geschäftlicher Beruf ist.

Bei dem reichern und gebildetern Bürger dagegen wird die Gründung einer Familie fast immer rein die Sache persönlicher Neigung sein. Ist daher die Frau zu fein, um in der Familie und dem Hause, rein um der Familie selbst willen, ihren Beruf und ihren Frieden zu finden, dann steht eine solche Ueberweibliche ganz ohne den sittlichen Halt eines festen Berufes in der Luft. Nichts thun ist aber hier schon so viel wie zerstören. Die Frau, welche das Haus nicht erbaut, reißt das Haus nieder. Eine Zwischenstellung gibt es nicht.

Nun hat aber auch die neuere Zeit eine große Zahl selbständiger weiblicher Berufszweige ausgebildet, durch welche das Weib der Familie ganz entrückt wird. Diese Künstlerinnen und Erzieherinnen aller Art bis herab zu den Köchinnen und Näherinnen treiben für sich ein eigenthümlich weibliches Geschäft, sie stehen

da als social ganz vereinzelte und eigenherrische Wesen und unterscheiden sich dadurch ganz bestimmt von der Frau des Bauern oder des Kleinbürgers, die ihrem Manne um der Familie willen in seinem — männlichen — Berufe aushilft. Die Familie besteht für diese selbständigen Frauen nur noch als etwas Zufälliges, wie auch ihr Geschlecht nur noch etwas Zufälliges ist. Diese Erscheinung, die wohl immer im Kleinen vorhanden war, rückt jetzt massenhaft vor, verwirrt die Klarheit des Gegensatzes von männlichem und weiblichem Beruf und hemmt eine durchgreifende Reform der Familie.

Dazu kommt eine andere Neubildung, der vierte Stand, in welchem die Familienlosigkeit geradezu zur Regel wird. Wo hier die Familie auftritt, ist sie meist zur Existenz gar nicht berechtigt.

Wie soll sie nun eine gesunde, vollgültige Familie werden? Der Stand setzt sonst das Haus voraus; der vierte Stand hat aber kein Haus. Er erweist sich also auch in diesem Sinne als der Stand, der sein eigenes Wesen verneint. Das Weib steht hier vereinsamt, fessellos; es kann sich nicht in seiner Eigenthümlichkeit entfalten, weil es von seinem natürlichen Boden, der Familie, abgelöst ist. Neben unberechtigten Familienexistenzen wuchert freie Liebe, wilde Ehe. Unweiblichkeit und Ueberweiblichkeit gehen hier oft die seltsamste Mischung ein. Nachdem daher den modernen Poeten die Bauernmädchen zu grob und die Fräulein zu fein geworden waren, haben sich die französischen Neuromantiker mit besonderer Liebe dem „Weib aus dem Volke," den Frauen des vierten Standes zugewandt. Hier gehen noch die herbsten Gegensätze einträchtig mit einander, romantische Rohheit und pikante Fäulniß der Civilisation, hier kann man noch einen Teufel zum Engel verklären, und eine Buhldirne, die an den Straßenecken Abends auf den Fang lauert, zu einer Madgalena rein waschen.

Man muß sich nicht verhehlen, daß die „Marien-Blüthen" und „Camelia-Damen" dieser Poeten trotz ihrer künstlerischen und sittlichen Unwahrheit das Lesepublikum, namentlich das weibliche, am Herzen gepackt haben. Denn es spiegelt sich in ihnen eine

der unheimlichsten, aber auch sicherlich folgenschwersten Gährungen der Zeit, angerührt durch die übertriebene und veräußerlichte Sonderung der Geschlechter und die damit zusammenhängende innere Familienlosigkeit im höheren Bürgerthume und die äußere Familienlosigkeit beim vierten Stande.

Die Stellung der Frau in der Familie bei Bauern, Bürgern und Aristokraten ist kurz und bündig in Folgendem versinnbildet:

Bei den Bauern reden sich die Ehegatten mit Du an, das Kind aber muß den Vater Ihr heißen.

In der höheren Aristokratie sagt häufig nicht bloß das Kind zum Vater, sondern mitunter wohl auch zum Uebermaß der die Geschlechter scheidenden Etikette ein Gatte zum andern Sie.

Altbürgerliche Sitte war es, daß wenigstens das Kind den Vater Sie oder Ihr nannte. Neubürgerliche Sitte dagegen ist's, daß sich die ganze Familie, für welche die Gemüthlichkeit des häuslichen Lebens an die Stelle der patriarchalischen Zucht des Hauses getreten ist, durch die Bank duze.

Nicht bloß im gesunden, selbst im kranken leiblichen Leben scheiden sich in den verfeinerten Gesellschaftsschichten die beiden Geschlechter auf's bestimmteste. Die Gruppe der eigenthümlichen Frauenkrankheiten, welche bei den niedern Volksklassen nur klein und gleichsam die von der Natur diktirte Ausnahme ist, erweitert sich hier künstlich zur Regel. Das ganze Krankheitsleben der verfeinerten Frauenwelt ist ein individuelles, von dem Kreise der Männerkrankheiten unterschiedenes geworden, und die Berufung eigener Damenärzte wäre ebenso zweckmäßig wie die von eigenen Damenpredigern und Beichtvätern.

In den Dorfschulen erhalten Buben und Mädchen die ganz gleiche geistige Ausbildung; sie sitzen sogar meist zusammen auf der nämlichen Schulbank. Beim Kleinbürgerthum, in der niedern städtischen Volksschule, nehmen wir wohl noch das Gleiche wahr; aber so wie wir höher aufsteigen, sondert sich eine selbständige weibliche Erziehung von der männlichen ab. Wollte oder könnte man eigene Töchterschulen auf dem Lande errichten, so würde

man dort eine vollständige Revolution in die gegenseitige Stellu
der beiden Geschlechter werfen.

In der gebildeteren Gesellschaft haben wir aber nicht bl
eigene Schulen, eigene Lehrsysteme, eigene Lehrerinnen und Le
bücher für das weibliche Geschlecht, sondern auch eine ganze Bibl
thek von Schriften, welche alle Zweige der Wissenschaft,
der Astronomie bis zur Aesthetik, weiblich machen, für Fra
popularisiren und verwässern. Es ist dieß also eine Art
Volksliteratur für gebildete Frauen.

Den Schriftstellern dagegen, die für das „wirkliche Vo
für die bildungärmeren Volksklassen, schreiben, wird es ge
nicht beifallen, entsprechend eine gemeinnützige Literatur
Bauernfrauen gesondert abzuzweigen. Hier zielen die Bücher
das ganze Volk, auf die in Bildung und Beruf noch nahe
gleichstehenden Männer und Frauen zumal.

Die Literatur und Kunst für Frauen und von Frauen w
immer selbständiger. Sie wirkt bereits auf unsere gesam
Entwicklung in Wissenschaft und Kunst leise aber sicher zur
Namentlich ist schier unsere ganze Belletristik geradezu unter
Pantoffel gekommen. Ich sprach oben von den männlichen Zü
der Frauenköpfe aus vergangenen Jahrhunderten. Ihnen
Seite finden wir die prächtigen altdeutschen Männerköpfe, stre
feste Physiognomien, mit den bestimmtesten Zügen, die ein f
bewegtes Leben eingegraben, ganze Naturen, ächte Charakterkö
an denen wir uns nicht satt sehen können. Dieser deutsche M
nerkopf, den Keiner tiefer erfaßt und dargestellt als Holbein,
schwindet in der feinen, vornehmen Welt immer mehr. Die G
lüste der Ueberweiblichkeit strahlen in diesen Kreisen von
Frauen auch auf die Männer über, und das Uebermaß der S
derung der Geschlechter droht sich dadurch wieder auszugleic
daß der feine Mann weiblich wird, ein Mischgeschöpf an Leib
Seele. Davon werde ich ein Mehreres reden im nächsten Kapi
welches „die Emancipirung von den Frauen“ zur Uebersich
führt. Die holbeinischen Männerköpfe sind aber deßhalb

noch lange nicht ausgestorben in unserer Zeit. Eine Gallerie unserer großen Meister in Wissenschaft und Kunst würde hunderte der durchgebildetsten Prachtexemplare dieser Art enthalten; auch auf den Bauerndörfern, in den Werkstätten, unter den Handarbeitern finden sich solche ächte Charakterköpfe des deutschen Mannes noch in reicher Wahl. Nur im Salon entdecken wir sie kaum mehr. Mit anderer Barbarei der verfeinertsten Gesittung wuchern dort auch jene aus dem Modejournal geschnittenen weiblichen Männerköpfe ohne „Züge", hinter denen ein Maler aus Holbeins Zeit wohl Hermaphroditen vermuthen würden, nicht aber ganze Männer. Und die stecken auch in der That nicht dahinter.

Auf die Liebe und Liebesunfähigkeit solcher Milchgesichter zielt es wohl, wenn die Frauen im Volksspruchwort verächtlich sagen: „Ein Kuß ohne Bart ist ein Ei ohne Salz."

Ich muß aus alle dem Vorhergehenden doch auch noch eine allgemeine Schlußfolgerung ziehen. Sie lautet so: Wenn das Weib in dem eigenartigen Gepräge seines Geschlechts sich recht klar von männlicher Art abhebt und die weibliche Sitte auf's unterschiedenste zuspitzt, dann nur kann es frei seine Einflüsse in Haus und Gesellschaft üben und herrschen wo es soll und — wo es nicht soll. Dagegen bleibt es in um so höherem Grade die Leibeigene des Mannes, als männliche Sitte und männliches Wesen noch ungeschieden in ihm vorhanden ist.

Mir fällt nicht ein, den für die Idealität des Familienlebens so bedeutsamen Zug in der Stellung des Weibes anzutasten, wonach in den höheren Gesellschaftsschichten die Last aller äußeren Berufsarbeit von ihm genommen ist, damit es im stillen, in sich befriedeten Sein die versöhnte Innerlichkeit des Gemüthslebens gegenüber dem nach Außen drängenden Schaffen des Mannes voll und rein und schön darstelle. Es stimmt vielmehr dieser ideellere Beruf der glücklicheren Hälfte der Frauen vollständig zu meinem Satze, daß dieselben, ächt aristokratisch, mehr durch das wirken sollen, was sie repräsentiren, als durch das was sie thun,

ein Gedanke, der so alt ist, als die Erkenntniß der weiblichen
Natur überhaupt und der so sinnreich aus einigen Schiller'schen
Xenien hervorklingt, wenn der Dichter z. B. von der weiblichen
Schönheit sagt:

„Wo sie sich zeige, sie herrscht; herrschet bloß, weil sie sich zeigt."

Und von der Frauen Tugend im Gegensatz zu der des Mannes

„Tugenden brauchet der Mann, er stürzt sich wagend in's Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet;
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets."

Und von dem „weiblichen Ideal":

„Dünke der Mann sich frei! Du bist es, denn ewig nothwendig
Weißt du von keiner Wahl, keiner Nothwendigkeit mehr."

Die Blütheperiode unserer klassischen Nationalliteratur in
achtzehnten Jahrhundert zeigt anf tausend Blättern ein tiefe
Verständniß der modernen deutschen Frauennatur. Man brauch
nur die Art wie Goethe Frauenart und Frauenliebe erfaßt, z
vergleichen mit dem Frauencultus und dem Minnedienst de
Mittelalters, um den ungeheuern Fortschritt zu erkennen, de
wir in der freien, eigenartigen Entfaltung beider Geschlechter un
doch auch wieder in der Vereinigung des männlichen und weib
lichen Berufes gemacht haben. Allein Goethe's Frauencharakter
haben auch noch „Züge", sie kranken noch nicht an der Bläss
und Gestaltlosigkeit des Ueberweiblichen. In dem Kapitel vo
der „Verläugnung des Hauses" werde ich zeigen, wie die über
lieferte deutsche Sitte des Hauses und die in ihr wohnende Poesi
schier gar in Ungnade gefallen war bei unsern großen Literatore
aus Goethe's Zeit. Wenn diese Poeten nun aber auch vor de
geschichtlichen Thatsache des deutschen Hauses zurückschreckten, dan
wußten sie den Gegensatz männlicher und weiblicher Art in seine
Scheidung und Versöhnung um so tiefer zu erkennen und dichte

risch zu gestalten. Kein Dichter hat die weibliche Natur in ihrer edelsten modernen Erscheinung wahrer und mannichfaltiger gezeichnet als Meister Goethe. Allein die ganze Bildung jener Zeit blieb eben stehen bei dem ersten Theile der Wissenschaft von der Familie, bei dem Buche, welches von „Mann und Weib“ handelt, zu dem zweiten Buche, welches die historisch entwickelte Verfassung der deutschen Familie und die organisch erwachsene Sitte des Hauses zum Gegenstande hat, vermochte erst ein späteres Geschlecht wieder vorzubringen.

Dieselbe Einseitigkeit aber lastet schwer wie ein Alp noch jetzt auf der häuslichen Lebenspraxis fast der ganzen vornehmeren und gebildeteren Gesellschaft. Fassen wir den Muth, auch das zweite Buch der Familie uns wieder zu erobern, das Buch, welches den „Organismus der Familie und die Sitte des Hauses“ im Titel führt!

Nach J. J. Wagners geistvollem Worte „schaut das Volk sich selber an in seinen Familien“. In der Familie dämmern uns zuerst die natürlichen Gliederungen des Volkes auf. So schreibet auch schon Paulus an die Korinther: „Ich lasse Euch aber wissen, daß Christus ist eines jeglichen Mannes Haupt, der Mann aber ist des Weibes Haupt, Gott aber ist Christus Haupt“ — und entwickelt die einfachste Gliederung des Gottesreiches und das große Mysterium der Stellung Christi an dem Mysterium der Stellung von Mann und Weib.

Je tiefer wir eindringen in das Wesen der Familie, wie es durch die im Culturprocesse wechselnde Art von Mann und Weib mitbedingt wird, um so reicher und prachtvoller wird auch hier die natürliche Mannichfaltigkeit des gesammten Volkslebens vor unsern innern Sinnen aufleuchten. Recht als ein Spiegel des großen Weltorganismus, darinnen auch nicht das Gleichartige, steif Symmetrische, sondern das Ungleichartige, groß und klein, gerad und krumm, zur stolzen Einheit sich zusammenbaut, schauet uns dieses organisch gegliederte Volksthum an.

Wie will uns die Schulweisheit, welche nach den nivellirten

großen Städten, in denen sie sich eingesponnen, die ganze W
bemißt, solche fröhliche, üppige Naturfülle wegdisputiren? M
von politischen Folgerungen daraus entspringen, was da wi
zuerst kommt uns die ewig junge Natur des Volkslebens u
die Pflege ihres freien Wachsthums und hintendrein erst d
„alte Schwiegermutter“ Politik.

Drittes Kapitel.

Die Emancipirung von den Frauen.

In Tagen der Abspannung des öffentlichen Lebens, der erschlafften Sitte des Hauses, in üppigen Friedenstagen bemerken wir in den verschiedensten Zeitläuften ein Vordrängen der Frauen auf den offenen Markt, ein Hereinpfuschen namentlich in die geistigen Berufe der Männer.

So geschah es in der Zeit nach den Kreuzzügen, wo die vornehmen Frauen mit Sprachstudien dilettirten und oft besser lesen und richtiger schreiben konnten als ihre Männer, während andererseits der Minnedienst in einer Weise überwucherte, daß er zu einem sittlichen und gesellschaftlichen Fluch zu werden drohte.

Aehnlich stand es am Ausgang des Mittelalters. Die gewaltigen Gährungen eines neuen Culturlebens brausten auf. Der Märzsturm dieser weltgeschichtlichen Frühlings-Tag-und-Nachtgleiche rüttelte auch an allen Pfosten des deutschen Hauses. Da traten aus diesem sonst so verschwiegenen Hause gelehrte Streiterinnen des Humanismus, die mit Latein und Griechisch um sich schlugen und in den klassischen Staats- und Privatalterthümern besser zu Hause waren als in den „Alterthümern" der strengen deutschen Haussitte.

Als die Araber in Spanien sich unabhängig gemacht hatten von dem Khalifat, als die Omejjaden den höchsten Prunk eines orientalischen Hofes in Cordova entfalteten, da war mit diesen Thatsachen der Glaubensstaat des Islam bereits in seiner Idee

verläugnet, in seinem Kern angefressen. Alsbald kommen aber auch spanisch-arabische Dichterinnen in erklecklicher Zahl und eine Favorit-Sultanin schreibt historische und ästhetische Untersuchungen. Das sind die Leichenhühner, die das Absterben des Reiches Mohameds ankündigen. Als mit der Ermordung Ali's, mit der Herrschaft der Omejjaden in Damaskus die Periode der großen Glaubensspaltung und des Glaubensspottes im Islam beginnt, sehen wir sogleich eine Frau, der strengen Bande orientalischer Frauenzucht vergessend, an der Spitze der Spötter. Die eigene Gemahlin des Khalifen Muavia macht ein Spottgedicht auf ihren Eheherrn; dieser aber als resoluter Muselmann schickt den Blaustrumpf im Harem sofort wieder zu ihrem heimathlichen Stamme zurück.

Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erscheint eine kurze Periode, wo in den Niederlanden und Italien die Malerinnen und Kupferstecherinnen wie Brombeeren an allen Wegen wachsen. In der Perücken- und Zopfzeit treten die fürstlichen Mätressen in den Vordergrund, nach Kräften sich in der Staatskunst versuchend. In Frankreich nahmen die Buhldirnen am Throne Revanche dafür, daß das salische Gesetz den Frauen verbietet, auf dem Throne das Land zu beherrschen, und die Pariser Damen wurden geistreich und trugen in Briefen, Memoiren und Romanen gar emsig Urkunden zusammen zur Gesellschaftskunde ihrer Zeit.

In unsern Tagen ist es vorwiegend die Kunst und die schöne Literatur, worin eine große Gruppe von Frauen auf die Zeitstimmung Einfluß übt. Immer deutet aber auch hier das massenhafte Hervorströmen geistig productiver Frauen und die Vergötterung der weiblichen Schöngeister auf eine Periode des politischen Stillstandes. Die Geschichte unseres politischen Elendes läuft parallel mit unserer Geschichte der Blaustrümpfe. Wo aber das öffentliche Leben einen kräftigen neuen Aufschwung nimmt, da sind allezeit die Frauen in den Frieden des Hauses zurückgetreten.

Ein wahnsinniger Cultus der Sängerinnen bezeichnet die Zeit

der Karlsbader Beschlüsse. In den schwülen, matten Tagen nach der Julirevolution stoßen wir auf eine ganze Schaar von Schriftstellerinnen, welche das junge Deutschland mit einem Zwiebacksüpplein aufziehen helfen. Bettina's „Schwebereligion" und die „Gedankenatomistik" der Rahel würden zu einer andern Zeit schwerlich so begeisterte Bewunderer, selbst in Berlin nicht, gefunden haben. Nur an dem unheimlichen nebligen Vorabend der Februarrevolution konnte es noch Lärm erregen, daß etliche Frauen von deutschem Namen und französischer Art mit der „Emancipation" gleichsam auf den Messen hausiren gingen, indem sie dem ganzen deutschen Publikum zeigten, wie eine emancipirte Frau ißt, trinkt, raucht und mit der Polizei Scandal hat.

Die Zeit der sprachgelehrten Frauen im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert ist zugleich eine Zeit der sprachgelehrten Wunderkinder gewesen, gerade so wie jetzt das künstlerische Dilettantenthum bei den Frauen mit den künstlerischen Wunderkindern zusammenfällt. Melanchthon schrieb bekanntlich, als er fünfzehn Jahre alt war, seine griechische Grammatik und hielt im sechzehnten als Magister Vorlesungen über die Philosophie des Aristoteles. Andreas Canter aus Gröningen legte schon vor dem zehnten Jahre die h. Schrift öffentlich aus, ward im zehnten Jahre beider Rechte Doctor und disputirte öffentlich vor Kaiser Friedrich III., der ihn nach Wien berief. Das geht noch über die Milanollo's. Wie aber heutzutage das künstlerische Virtuosenthum miasmatisch in der Luft der Zeit schwebt, daß ja auch heuer zehnjährige Bübchen schon Verse machen so glatt und schön wie Platen und Rückert: — so erging es damals mit dem sprachgelehrten Virtuosenthum. Dringt nun ein solches Miasma einmal so gründlich durch, daß die Frauen massenhaft davon berührt werden, dann müssen zuletzt selbst auch noch die Kinder daran, und wo die Blaustrümpfe epidemisch auftreten, da kommen alsbald auch einige Wunderkinder nach. Es ist dann aber auch hohe Zeit, daß man die Luft reinige.

Ich sage nicht, daß eine Frau überhaupt alle künstlerische und

literarische Productivität sich versagen solle. Aber das massenhafte Aufsteigen weiblicher Berühmtheiten und ihr Hervordrängen in die Oeffentlichkeit ist allemal das Wahrzeichen einer krankhaften Nervenstimmung des Zeitalters. Gar leicht unterschätzt man den Einfluß dieser aus dem Rahmen der Familie in ganzen Schwärmen heraustretenden Frauengeister. Kunst, Literatur und Gesellschaft der Gegenwart zeigen aber wahrhaftig genug sichtbarliche Spuren desselben.

Als die Schauspielkunst noch vorwiegend oder ausschließend von Männern geübt wurde, war sie ganz anders geartet als gegenwärtig. Die Gründung eines eigenen Berufs der Schauspielerinnen und Sängerinnen ist nicht bloß ein Bruch mit alten Sitten gewesen: sie schloß zugleich eine ästhetische Umwälzung der gesammten Bühnenkunst in sich. Ebenso erging es mit der Kirchenmusik, als die Kirchensängerinnen dazu kamen. Der ganze katholische Cultus hat durch dieses weibliche Element eine andere Nase bekommen. Die Kirchenmusik hat ihren Mönchscharakter, ihren ascetischen Ton verloren, sie ist dramatisch geworden, der Welt geöffnet, als die Frauen auf den Singchor stiegen; und die gemüthlichen Wiener Meister konnten zuletzt gar eine förmliche Volksmusik zur Messe machen, und weil die Kirchweih ja auch mit der Kirche zusammenhängt, so umklingt selbst etwas Kirchweihmusik naiv und rührend und weiblich schalkhaft den alten, strengen, männlichen Text.

Wenn man es in früherer Zeit als selbstverständlich ansah, daß die Schauspielerinnen, weil sie sich ja so manchmal hinwegsetzen mußten über weibliche Sitte, auch hinwegsprangen über die Sittlichkeit, so lag in dieser Folgerung eine aus tiefer Kenntniß der weiblichen Natur geschöpfte Wahrheit. Und die That bestätigte sie. Die Schauspielerinnen waren wirklich im Ganzen sehr zuchtlos, solange ihr Beruf außerhalb der Schranken der bürgerlichen Sitte gestellt erschien. Erst als dieses freie weibliche Künstlerleben allmählig selbst Sitte und Regel zu werden anfing und in der Gesellschaft einen bestimmten Platz zu finden begann, hob sich auch die Sittlichkeit hinter den Kulissen.

Es begegnen uns hier allerlei interessante Einzelzüge, charakteristisch für die Stellung der Frauen überhaupt. Die Schauspielerin tritt durch ihre öffentliche Wirksamkeit aus den Schranken des Familienheiligthums heraus. Die früher fast allgemeine Sitte, daß solche Künstlerinnen ihren Familiennamen dem Publikum gegenüber mit einem Künstlernamen vertauschten, ist hiefür höchst bezeichnend. Verheirathete Schauspielerinnen dienen zweien Herren: es liegt ein richtiger Gedanke der Forderung zu Grunde, d eine Frau, welche sich einem öffentlichen Dienste widmet, der Fa entsage. Die weiblichen Priesterinnen, die Nonnen, sind d auch mit Recht familienlos. Im priesterlichen Amt, in der derzucht, in der Kranken- und Armenpflege &c. tragen sie Tribut an die Gesellschaft ab, welchen sonst das Weib in Wirksamkeit für die Familie abzutragen pflegt. Der Staat nicht gerne verheirathete Lehrerinnen an. Der Brauch der S spielerinnen, in der Ehe ihren ursprünglichen Namen mit neuerworbenen ihres Mannes zusammengekoppelt fortzuf findet seine sociale Rechtfertigung. Die verheirathete Künst selbständig wirkend und erwerbend, steht nur halb unter Hausregiment ihres Mannes. Man präsumirt auch in der nicht mit Unrecht, daß sie ihren Mann mehr als andere F unter dem Pantoffel habe.

Wir befinden uns hier aber auch auf einem der leh Gebiete für das Studium der Frauennatur in ihren k **schichtlichen** Einflüssen. Eine vollere Hingabe des Kü an die Oeffentlichkeit als auf der Bühne läßt sich nicht d **Er macht seine eigene Persönlichkeit als solche Kunstwerke.** Daher scheidet sich auch hier der Gegensatz männlicher und weiblicher Art ästhetisch am schärfsten ab. Weib, seinem vorwiegend passiven Wesen gemäß, wirkt au Bühne auch künstlerisch weit mehr durch das, was es ist, wi sich gibt, als durch sein Handeln, mehr in dem fertigen, a dem sich entwickelnden Charakter. Gerade der äußerlich reißendste Effekt genialer Darstellerinnen weist auf diesen S

zurück. Ich erinnere an Jenny Lind und Henriette Sonnta
Frauenrollen sollten darum vom Dichter mehr bloß angelegt a
ausgeschrieben sein. Man erzählt von der Pasta, daß sie sch
durch ihr bloßes Kommen und Gehen den Zuschauer in die ah
dungsvolle Stimmung der Situation zu versetzen gewußt hab
und daß das ruhende Kunstgebilde ihres bloßen Erscheinens b
der weiblich maßvollen Plastik ihrer Geberden von weit hinreiße
derer Wirkung gewesen, als das vordringende Spiel Talma'
Es war die ruhende Majestät der idealen Weiblichkeit, weld
wesentlich nur erscheinen, nur sich geben darf, um zu wirke
Die gleiche Beobachtung wird man bei der Rachel machen könner
ihre stärksten Effekte weiß sie meist in die Pausen zu legen, a
wildesten bewegt erscheint sie, wenn sie stille steht, und dur
die Kunst der Repräsentation ihrer Persönlichkeit macht sie d
Sünden ihrer französisch manieristischen Declamation auch fü
den deutschen Zuschauer wieder gut.

Solche Erscheinungen, denen sich hundert verwandte anreihe
ließen, mußten eine ganz neue Art von dramatische
Kunst schaffen.

Seit die Frauen die Bühne überwiegend beherrschen, wi
das Schauspiel mehr und mehr durch die Oper verdrängt. A
einen großen Sänger kommen gewiß vier gleich bedeutende Sä
gerinnen, aber auf vier selbstschöpferische Schauspieler kaum ei
Schauspielerin vom gleichen Range produktiver Künstlerschaf
Dieses Verhältniß ist ganz naturgemäß. So wie der Bühne
künstler singt, stellt er fast immer die handelnde Entfaltung de
Charakters still und zeigt uns denselben in seiner objektiven E
scheinung; er tauscht die männliche Gedankenfülle des gesprochene
Wortes mit der weiblichen Gemüthsfülle des Tons. Hier sin
die Frauen obenauf. Der Milder-Hauptmann fehlte der eigen
liche Genius, ja selbst die strenge musikalische Schulbildung; s
sang die edelsten Recitative in Mozarts und Glucks Opern i
Wiener Dialekt, ihr Organ ermangelte der Biegsamkeit, ih
Bewegungen der freien höheren Grazie. Und dennoch galt s

Jahrzehnte hindurch für eine Künstlerin ersten Ranges. Es war die ruhende Schönheit der gewaltigen Fülle des reinen metallklingenden Tones, die Naturschönheit einer weiblichen Heldengestalt, welche ein Kunstwerk ahnen ließ, ohne daß ein solches ausgeführt vorhanden war. Nicht durch das, was sie that, sondern durch das, was sie repräsentirte, wirkte die Künstlerin.

Hier ist die Gefahr einer tiefen Verderbniß des Geschmacks durch den Einfluß einer solchen vorwiegend weiblichen Kunstrichtung sehr nahe gelegt. Die eigenthümlich weibliche Kunstauffassung der einzelnen großen Sängerinnen wirkte seit Faustina Hasse's Tagen häufig selbst maßgebend zurück auf die ganze Schreibart des Componisten. Gar mancher neuere italienische und französische Meister ist zum Manieristen verdorben worden durch die Sängerinnen, denen er seine Rollen auf den Leib schrieb. Nur von sehr wenigen Sängern wird man einen ähnlichen Einfluß nachweisen können, und beim Schauspiel wird sich vollends gegen ganze Dutzende von Componisten kaum ein einziger Dichter finden, der seine Dramen für eine bestimmte Schauspielerin gedichtet hätte.

Durch den Beruf, auf der Bühne die eigene Persönlichkeit in freier, wechselnder Gestaltung als Kunstwerk zu setzen, wird es, wie schon angedeutet, den Künstlerinnen nahe gelegt, auch im bürgerlichen Leben nach freier Laune sich ihre wechselnde originelle Rolle zu schaffen, unbekümmert um die nüchterne Einförmigkeit der socialen Sitte. Der romantische Reiz dieser künstlerischen Entfesselung der Frauensitte wirkt ansteckend auch weit über die Künstlerkreise hinaus. Seit Frauen öffentlich die Bretter betreten, seit die bürgerliche Sitte sich allmählig ausgesöhnt hat mit dieser Thatsache, recken die Philinen, obgleich sehr selten im Geiste der Goethe'schen Romanfigur, in allen Ecken der verfeinerten Gesellschaft die Köpfchen in die Höhe. Es gibt wenig Grillen der modernen emancipirten Frauen, die ihren Ursprung nicht auf die Künstlerlaunen der weiblichen Bühnenwelt zurückführen ließen.

Ein Urbild einer solchen modernen Künstlerin, die auch das bunte Drama ihres wirklichen Lebens dichterisch frei gestaltete und

im hellen nüchternen Tages[illegible] ganz ebenso phantastisch auftrat, als sei sie von dem gedämpften Lampenschimmer der Schaubühne umleuchtet, war die Malibran. Wenn das ungelehrige Kind, von der geißelnden Ruthe ihres harten Vaters in die Vorhallen des Kunsttempels getrieben, plötzlich umschlägt, und in der eigenthümlichsten, genialsten Erfassung ihrer Kunst ganz in derselben aufzugehen scheint, trotz dem schmerzensfeuchten Ausdruck ihres tief wehmüthigen Auges naiv und ausgelassen fröhlich, scheinbar dennoch ein ganzes Kind ist und bleibt, wenn sie, die zarte Jungfrau, doch zugleich als kühne Reiterin auf wilden Rossen dahin jagt, bei ihren Seereisen als nicht minder kecke Schwimmerin in leichter Matrosenkleidung über Bord mitten in die Fluthen springt, ebenso in ihrem Gesang mit bestrickendem Zauber das Widersprechendste zu vereinigen weiß, und plötzlich, räthselhaft wie sie aufgetaucht, wieder verschwindet und gerade zur rechten Zeit in der vollen Frühlingsblüthe ihrer Schönheit und ihres Ruhmes stirbt: dann glauben wir nicht nüchterne Wirklichkeit, sondern ein zartes Idyll, ein duftiges Mährchen vor uns entfaltet zu sehen, oder auch den vollendeten Roman eines ächt modernen künstlerisch emancipirten Blaustrumpfes.

Diese Damen arbeiten nicht bloß auf den ästhetischen, sondern auch auf den bürgerlichen Kulisseneffekt. Eine geraume Zeit erschien das fashionable Virtuosenthum als die affenmäßige männliche Copie einer solchen weiblichen Bühnenkunst außerhalb der Bühne. Diese eleganten Virtuosen, die bald genial struppig wie Blusenmänner, bald geschniegelt wie Ladendiener auftraten, strebten gleichfalls mehr durch das zu wirken, was sie repräsentirten, als durch das, was sie leisteten. Interessant zu sein lag ihnen näher als interessant zu musiciren, und in Weiberlaune sich über die Sitte hinaus zu setzen, dieß eben dünkte ihnen interessant. Hier zeigte sich's recht deutlich, daß, wenn eine Nachahmung männlichen Wesens beim Weibe unter gewissen Umständen und in engen Grenzen noch reizen mag, die Koketterie mit weiblicher Art beim Manne unter allen Umständen lächerlich und ekelhaft erscheint.

Es wirft interessante Streiflichter auf den Entwickelungsgang des Frauenthums, wenn wir der ächt modernen weiblichen Kunstübung des Bühnenberufs und ihren Folgen für Gesellschaft und Haus die entsprechend vorwiegende Neigung der kunstbegabten Frauen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts zur Malerei vergleichend gegenüber stellen.

Während gegenwärtig die Frauen eine selbständige, sozusagen weibliche Seitenlinie der dramatischen Kunstschöpfung eröffnet haben, schmiegen sich jene zahlreichen Malerinnen im Gegentheil wunderbar treu und voll Selbstentsagung den großen männlichen Meistern an. Also auch hier ist in der höheren Bildungsepoche das weibliche Naturell eigenartiger hervorgetreten. Jene Malerinnen beschränken sich fast durchweg auf Kunstzweige, deren oberste Anforderung auf die treue und fleißige Ausführung, nicht auf neue Erfindung und geniale Composition zielt: Blumenstücke, Porträte, Miniaturbilder. Der Zahl nach sind diese Künstlerinnen sehr bedeutend, der kunstgeschichtlichen Geltung nach unbedeutend.

Die italienische Historienmalerin Sirani wird als die einzige genannt, „deren Lob nicht von Schmeichelei eingegeben, sondern von ihrem Verdienst gefordert worden sei," und dieses Lob ist doch auch schon längst von Vergessenheit gedeckt. Es handelt sich hier weniger um einen epochemachenden geistigen Aufschwung der Frauen, als um eine Fortsetzung der mittelalterlichen Damenliebhaberei an allerlei Curiositäten, an niedlicher Arbeit. Sie stickten mit Pinsel und Grabstichel.

Gar viele dieser Malerinnen waren zugleich — und darin klingt abermals eine mittelalterliche Reminiscenz durch — Sprachgelehrte. Die Porträtmalerin Anna Maria Schurmann, eine Musterfigur dieser Gattung, war eine wahre Tausendkünstlerin von Jugend auf. Sie dichtete, musicirte, malte, stach in Kupfer, schnitzte in Holz und Elfenbein, sprach im siebenten Jahre Latein, übersetzte im zehnten Seneca's Schriften ins Flandrische und Französische. Nebenbei handhabte sie noch das Griechische, Hebräische,

Syrische, Spanische und Italienische in Versen und in Prosa. Die Malerin Elisabeth Cheron war Mitglied der Pariser Akademie der Wissenschaften und übersetzte als ein weiblicher Ambrosius Lobwasser die Psalmen aus dem hebräischen Urtext in französische Reime. Dieß gibt ein ungefähres Bild von den damaligen als Künstlerinnen hervorragenden Frauen. Sie waren keine Emancipirten. Es handelte sich vor allem um einen Bienenfleiß, mit dem ein abenteuerlicher, jedenfalls sehr äußerlicher Wissenskram zusammengetragen und ein Kunstwerk in's feinste ausgebüftelt wurde. Es wird mit der dicken Gelehrsamkeit so mancher großen Philologen kaum anders gewesen sein. Von Joseph Justus Scaliger steht freilich geschrieben, daß er dreizehn Sprachen gesprochen, aber wie er sie gesprochen, steht nicht dabei.

Wenn man damals den Kupferstichen der beiden Töchter des Malers Klöcker das höchste Lob gab, indem man ihre Blätter mit dem Prädikat „muliebris industriae ingeniique monumenta" einzeichnete, so würde sich eine moderne selbstschöpferische Künstlerin wenig von einem solchen Lob geschmeichelt fühlen, worin die industria, und mit Recht, vor das ingenium gesetzt ist.

Was es überhaupt mit dem aus dem Mittelalter herüberragenden gelehrten und künstlerischen Fleiß der Frauen in socialem Betracht auf sich hatte, leuchtet am klarsten daraus heraus, daß solche Gelehrsamkeit in jener früheren Zeit bei Männern als weibisch machend angesehen wurde, und daher die vornehmen Frauen mehrentheils besser lesen und schreiben konnten, als ihre Ehemänner. Noch Jahrhunderte später, zur Reformationszeit, wird die gelehrte Humanistin Olympia Morata, der die (wahrscheinlich unbegründete) Sage eine Berufung als Lehrerin der griechischen Sprache an die Heidelberger Universität zukommen läßt, geradezu wegen der in ihrer Gelehrsamkeit offenbarten ächten Weiblichkeit gerühmt und auch in diesem Sinne eine „Perle ihres Geschlechts" genannt. Hier zeichnet sich wie in einem Epigramm der Gegensatz des romantischen und modernen Zeitalters: im Mittelalter galt die Gelehrsamkeit bei den Männern aus demselben

Grunde für unmännlich, aus welchem sie in der Gegenwart bei den Frauen für unweiblich gilt.

Die von den Frauen so fleißig geübte Kabinetsmalerei war an sich keine der Oeffentlichkeit zugewandte Kunst, und die weibliche Mitarbeit an derselben eine durchaus naturgemäße. Wenn aber einer der bedeutendsten unter den lebenden Aesthetikern die Blüthe der Kabinetsmalerei an sich als ein Wahrzeichen der politischen Verderbniß und darum auch als ein ästhetisch sehr zweideutiges Phänomen ansieht, so möchten wir ihm von unserm socialen Standpunkte entgegen halten, daß in diesem auch den Frauen so vertrauten Kunstzweige wenigstens eine Gediegenheit und Innerlichkeit des häuslichen Lebens, eine Fülle und Kraft des Familiengeistes ausgesprochen ist, welche, namentlich in der Sphäre des Bürgerthums, jene Epoche noch so ehrenwerth auszeichnet. Das ächte Familienleben ist aber an sich schon eine Form des öffentlichen Lebens. Im Reiche der Socialisten würde freilich die Pflege der Kabinetsmalerei ein Staatsverbrechen sein.

Die Bedeutung jenes harmlosen Kunstzweiges für das Haus und die Familie führt uns zurück auf die sociale Stellung der alten Malerinnen, die ebenso entschieden noch im Herzen der Familie war, als die modernen Künstlerinnen sich meist von der Familie zu emancipiren suchen. Ich bemerkte über diesen entscheidenden Punkt in meinen „Culturgeschichtlichen Briefen": „Die meisten der alten Kabinetsmalerinnen stammten aus Malerfamilien, und sehr viele haben sich auch wieder mit Malern und Kupferstechern verheirathet. Landschaftsmalerinnen sind selten, Historienmalerinnen noch seltener, und kunsthistorisch von wenig Bedeutung; Anna von Deyster radirte zwar Landschaften, aber ächt weiblich — mit einer Nähnadel. Wir finden hier ein weibliches Künstlerthum, welches noch fast gar keinen Beischmack von Blaustrumpferei hat." — „Wo die malenden Männer selbst kaum erst der Zuchtschule des Handwerkes entronnen waren, wo der Künstlerberuf so häufig als ein Erbstück der Familie angesehen

wurde, und dadurch die Atmosphäre der Kunst auch für d
Weiber eine häusliche war, da konnte sich auch die weiblic
Künstlerschaft leichter in den rechten Schranken halten, indem si
vorwiegend nur die Aufgaben der sinnigen, feinfühligen Beobach
tung, der zart detaillirten Nachahmung für sich erkor. Von de
Frau des Landschaftsmalers Parmigiano aber steht geschrieben
sie habe mit ihrem Manne das Land durchzogen und ihm be
seinen Arbeiten geholfen — und diese rein aufopfernde A
weiblicher Künstlerschaft ist sicherlich von allen die beste gewesen.

Eine moderne Erscheinung, welche sich der Frau des Parm
giano würdig zur Seite stellt, war Dorothea Schlözer, d
Tochter des bekannten Historikers.

In dem gelehrten väterlichen Hause ward sie selbst ei
Gelehrte, aber sie blieb eine ächt weibliche Natur, eben w
ihr diese Gelehrsamkeit mit dem Hause überliefert war. S
bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, die russis
Münzgeschichte und trug als Jungfrau sogar den philosophisch
Doktorhut. Als sie aber die Haube des Ehestandes aufset
legte sie den Doktorhut bei Seite und lebte fortan nur n
der Familie.

Die modernen in der Oeffentlichkeit wirkenden Künstlerinn
deren grundverschiedenes Gegenbild aus einer vergangenen Z
ich eben skizzirte, haben aber doch immer nur einen vereinz
thatsächlichen, nicht aber einen durchgreifenden und principiell
Kampf mit der überlieferten Frauensitte durchgefochten. D
Krieg gegen die Gesellschaft führen sie harmlos, naiv, unbewu
durchaus mittelbar, und es werden sich wohl wenige Sängerinn
finden, die gleich der Schröder-Devrient — buchstäblich o
figürlich — auf den Barrikaden der Revolution gestanden hab

Selbst in Nordamerika, wo doch die Lebensluft der Frau
die häusliche Sitte, so dünn und trocken geworden ist, gibt
nur ganz zahme, sanfte Dichterinnen. Literarische Blaustrüm

sind höchst selten, gesellschaftstürmende Damen unerhört. Vor einigen Jahren erschien ein Werk: „the female poets of America," welches uns nicht weniger als neunzig nordamerikanische Dichterinnen vorführte. Ein französischer Berichterstatter in der Revue des deux Mondes, der in Paris ganz anders geartete Priesterinnen der Muse vor Augen haben mochte, konnte sich nicht genug darüber wundern, daß diese Dichterinnen nicht sammt und sonders aus Eitelkeit oder Scandalsucht geschrieben, auch nicht, was bei einer Französin besonders pikant, aus Reue über verübten Scandal, sondern ganz harmlos, „wie bei uns junge Mädchen zeichnen oder singen". Es waren eben anmuthige Unterhaltungen, ein künstlerisches Spiel mit Versen, wie es Frauen ebenso wohl ansteht, als wenn sie stickten oder einen Lampenschirm malten. Am meisten aber fühlte sich der Franzose betroffen durch die Entdeckung, daß keine einzige dieser neunzig amerikanischen Dichterinnen das Glück der ehelichen Liebe in Versen schildere. Allein eben darum, weil diesen Frauen die eheliche Liebe kein Stoff zum Spielen war, kein Gegenstand, den man auf den Lampenschirm malt oder in Versen stickt, haben sie die eheliche Liebe aus ihrer Poesie gelassen, die dadurch das Präjudiz einer wirklich weiblichen Poesie erhält.

Es gibt aber in unserm alten Europa auch eine grundsätzliche und durchgreifende Fehde der Frauen gegen die historische Gesellschaft und den darauf gebauten Staat. Eine Reihe von Schriftstellerinnen und praktischen Professorinnen der „Emancipation" haben in dieser Richtung entschieden Front gemacht und sind mit offenem Visir in die politischen Schranken getreten. Hier steigt eine ganz neue, wesentlich moderne Erscheinung auf. Auch das achtzehnte Jahrhundert hatte seine freien Frauen. Aber die Zügellosigkeit des Lebensgenusses, die Befreiung von der drückenden Fessel der Sitte genügte ihnen, sie wollten nur für ihre eigene Person emancipirt sein. Jene dagegen wollten die ganze Welt emancipiren und rücken angriffsweise vor als die streitende Kirche des Frauenthums.

Der Gegensatz wird recht klar, wenn man die in Sitte und Sittlichkeit entfesselten Frauengestalten der Heinse'schen Romane etwa mit Gutzkows Wally vergleicht. Heinse's Hildegard von Hohenthal und ihre Genossinnen sind üppige, sinnlich vollsaftige, vor allem aber kunstberauschte Weiber. Sie bilden sich ein, in dem Epicuräismus des Schönheitsgenusses das Ideal eines ächt weiblichen Lebenswandels gefunden zu haben, aber sie übersehen, daß die derb sinnliche Naturschönheit erst zur künstlerischen verklärt wird, indem sie sich durchgeistigt und sich selbst ein strenges Maß setzt. Wally dagegen ist ein für die Kunst des seligen Genießens verlorenes, durchaus theoretisch raffinirendes Wesen, ein Kind gekünstelter Gesellschaftszustände, viel zu kokett und selbstbewußt in ihren Reflexionsspielereien, um noch sinnlich üppig sein zu können. Ganz nothwendig thut sie sich daher auch alsbald als Schriftstellerin auf, während Heinse's Frauen bloß im Kunstgenuß schwelgen. Indeß Wally eine lange pointirte Abhandlung gegen die christlich-kirchlichen Dogmen schreibt, ziehen es die Rubens-schen Weiber des üppigen Poeten aus dem achtzehnten Jahrhundert vor, mit Augen und Ohren zu schmausen, zu trinken und zu küssen. Wally verneint mit kaltem Bewußtsein die Sitte, jene im trunkenen Taumel und ohne Tendenz. Wo Heinse theoretische Auseinandersetzungen über das Ideal der gesellschaftlichen Stellung gibt, wird er geradezu komisch.

Die klassische Stelle hierfür findet sich am Schlusse des Ardinghello. In dem auf den „glückseligen Inseln" gegründeten Idealstaate, dessen oberster Würdenträger den officiellen Titel eines „Hohenpriesters der Natur" führt, wird den Frauen folgende Rolle zugewiesen: sie erhalten Stimmen bei den allgemeinen Geschäften, jedoch nur zehn Procent im Vergleich mit den Männern, und werden nicht als bloße Sklavinnen behandelt. „Neben anderem Amazonenhaften" rüsten sie Schiffe und laufen auf Streifereien aus. Sie sind Mitglieder des Staates, obgleich die schwächeren, und ihnen bleibt das Recht, besonders das gut oder nicht gut zu heißen, was sie selbst betrifft. Uebrigens

besteht immer der Hauptunterschied, daß die Männer erwerben und sie bewahren.

Man sieht, Heinse, obgleich im Punkte der Entfesselung der Frauenzucht und Sitte der keckste Stürmer und Dränger seiner Zeit, steht mit seiner Reducirung der politischen Währung der Frauen auf zehn Procent noch arg zurück in der Kultur gegen unsere modernen Verfechter der vollen politischen und socialen Gleichberechtigung der Frauen, und das Ikarien seiner glückseligen Inseln wäre heutzutage noch lange nicht ikarisch genug, um auf „Entschiedenheit" Anspruch machen zu können. Auch läßt Heinse doch noch den Grundunterschied gelten, daß die Männer erwerben, die Frauen bewahren sollen. Er ahnt den aristokratischen Beruf der Frauen.

Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert blühete eine reiche satyrische und polemische Flugschriftenliteratur über die Stellung von Mann und Weib. Sie war für den großen Markt bestimmt, eine Art Volksliteratur, oder, wenn man lieber will, Philisterliteratur. In diesen zahllosen Flugblättern macht sich jene Sorte von trivialen Späßen und platt komischen Scenen breit, über welche unsere Großeltern noch recht herzlich lachen konnten, und wo die Satyre nicht mit reinem Salz gesalzen war, da that es auch Salpeter aus der Kloake. Da tritt nun in solchen Blättern gemeiniglich der Advokat der Frauen auf und klagt über die Tyrannei, die Prügelsucht, die Trinklust der Männer; oder es kommt der Advokat der Männer und schildert das Pantoffelregiment der bösen Weiber, das Hauskreuz in Gestalt einer alten Schwiegermutter oder einer jungen Tochter, zu deren Hütung kein Argus Augen genug habe rc. So harmlos amüsirte man sich damals noch über den Krieg der Männer und der Frauen. Nur die zufälligen Thatsachen der Haustyrannei wagte man anzugreifen, nur im platten Spaß den Männern das Scepter zu entwinden, aber nimmermehr im Ernst dem ersten Kapitel aus dem ersten Buche des ersten aller Bücher entgegen an eine wirkliche Ausgleichung von Beruf und Regiment zwischen Mann und Frau zu denken!

Wie ganz anders hat sich jetzt die vielfach von weiblichen Federn geschriebene Tagesliteratnr über die gesellschaftliche und politische Unterdrückung der Frauen gestaltet! Sie ist theoretisch und mit einem Anfluge von Wissenschaftlichkeit disciplinirt, sie hat ihr Theil ergriffen an den großen Fragen des öffentlichen Lebens, sie erscheint im engsten Zusammenhange mit unserm politischen Liberalismus, mit den radikalen Gesellschaftslehren. Welcher Fortschritt gegenüber jener alten hausbackenen Schnurrenliteratur von „Männer- und Weiberherrschaft!" Die emancipirten Frauen stellen sich jetzt gewappneten Armes auf den Boden des Naturrechts, um die äußersten Consequenzen der Ausebnung des historischen Sitten- und Rechtsbestandes zu ziehen, und jenes Heraustreten des Weibes aus dem Heiligthume des Hauses, welches bis dahin höchstens als Ausnahme seine Rechtfertigung fand, für die Regel zu erklären.

Dahinter steckt die Ueberweiblichkeit, die gar leicht in ihr Gegentheil, die Unweiblichkeit umschlägt; sie hat bereits den verschiedensten Gebilden unsers nationalen Lebens ihren Stempel aufgeprägt, und von ihr müssen wir uns emancipiren.

An diese Ueberweiblichkeit knüpfen die Socialisten den Strick, womit sie die historische Gesellschaft erwürgen wollen. Erst wenn man das Weib dem Hause entrissen hat, kann man die Ehe „vor den Richterstuhl der Vernunft" entbieten und statt ihrer die „freie Liebe" decretiren. Mit dem Hause und dem Hausregiment aber fallen alle natürlichen Gruppirungen der Gesellschaft, und der erste Schöpfungstag, ein Chaos selbstsüchtiger Einzelwesen, wäre als höchster Triumph der Gesittung wiederhergestellt.

Merkwürdig genug ist es aber den Revolutionsmännern selbst in der Regel wieder Angst geworden vor den Frauen, wenn sie an deren Emancipirung gingen. Sie fürchteten das Zaubernetz der Ueberweiblichkeit. Im Jahr 1848 zog man die Frauen in Paris in das politische Klubwesen. Als aber im Mai jenes Jahres der große Pariser Frauenklub seine erste — sehr stürmische — Sitzung gehalten, ließ das Ministerium Arbeitssäle für

müßige Frauenzimmer errichten und Armenküchen, in denen volksfreundliche Damen der Kochkunst sich widmen konnten. Also ein Revolutionsministerium selbst wußte nichts eiligeres zu thun als die politischen Frauen aus dem Klub geradenwegs in die Küche zu schicken. Man hatte kaum mit der Emancipirung der Frauen angefangen, als man schon flugs mit der Emancipirung von den Frauen wieder schloß. Es geschah dieß aber in denselben wunderlichen Tagen, wo das französische Ministerium decretirte, daß „keine Schriftsteller mehr als Erdarbeiter angestellt" werden sollten.

Die Frauenklubs waren überhaupt ein gar lustiges Intermezzo zu dem trüben Schauspiele der Revolution. Die Frauen konnten auf der Tribüne immer nur sprechen, nicht reden, sie konnten Zwiesprach halten, aber nicht debattiren. Dagegen redeten und debattirten damals ganz bildungslose Arbeiter mit mehr Sicherheit als mancher kathedergewohnte Professor. Vor den Wirkungen der Ueberweiblichkeit auf diesem Wege brauchte man sich also nicht zu fürchten; aber wo sie sich still und unmerklich in unsere Sitten und Anschauungen einschleichen will, da mögen wir der Emancipirung von den Frauen gedenken.

Ganz ernsthafte Demonstrationen, an welchen 1848, namentlich in Paris, politische Frauen theilgenommen, glänzen jetzt durch den Humor des inneren Widerspruches zwischen Zweck und Mittel. Als Cremieux das neue Ehescheidungsgesetz in die Nationalversammlung eingebracht hatte, bewegte sich am 30. Mai eine „Damendemonstration" über den Vendômeplatz, wo sie aus ihrer Mitte einen Ausschuß von zwölf Köpfen in das Kabinet Cremieux's, des Justizministers, abordnete. Diese weiblichen Deputirten begrüßten dann den verblüfften Mann mit dem Rufe: „Es lebe Cremieux! Es lebe das Ehescheidungsgesetz." Die Art moderner Frauen, von denen wir uns emancipiren müssen, begreift nämlich nicht einmal, daß einzig und allein ein recht strenges Ehescheidungsgesetz, welches im Sinne des Wortes der Schrift die Lösung der Ehe auf's Aeußerste erschwert, zu besonderen

Gunsten der Frauen gemacht ist. Alle leichten Ehescheidungsgesetze sind zum Frommen der Fessellosigkeit der Männer und ein Spott auf die Würde der Frauen. Das allerleichteste Ehescheidungsgesetz entsteht, wenn man die Weibergemeinschaft zuläßt. Als aber vor drei Jahren eine Gesellschaft von Schwärmern tief hinten in Nordamerika die Weibergemeinschaft unter sich einführte, fanden sie, Zweihundert an der Zahl, nur sechzig Weiber die mitthun wollten. Denn den Weibern mochte hier doch wohl klar geworden sein, daß eine solche allerleichteste Form der Eheschließung und Lösung weder ihrem Vortheil noch ihrer Würde zusage.

Die Auflehnung der verfeinerten Frauen wider die geschichtliche Familie und Gesellschaft war überall die ergötzliche Karikatur der Revolution, wie zu andern Zeiten die unmittelbare Theilnahme des weiblichen Pöbels an der Volksbewegung als ihr bestialisch diabolisches Zerrbild erschienen ist.

Auch in Deutschland traten Frauen auf und machten Profession aus der Lehre der Entfesselung weiblicher Art und Sitte. Wir sehen nicht bloß in Paris, sondern auch in norddeutschen Städten, namentlich in den Jahren 1842—48, Damen in Männerrock und Hosen, mit Sporen und Reitpeitsche, die wogende Feder auf dem Hut, die brennende Cigarre im Mund durch die Straßen stolziren und in den Bierkneipen zechen. Wir sehen Luise Aston — vor andern der „öffentliche Charakter" unter dieser Gruppe — ausgewiesen, eine „Märtyrerin." Sie wird wegen Preßvergehen angeklagt, weil ihre „wilden Rosen" als zu stachelicht erschienen waren, und steht mannhaft dem Berliner Polizeipräsidenten, Herrn von Puttkammer, Rede, und entwickelt ihm in großer Geläufigkeit ihre politischen, religiösen und socialen Ansichten, nicht ohne einige theoretische Excurse über die Ehe und die Freigebung der Naturrechte der Frauen. Nachgehends wird sie wieder ein Weib und geht mit in den schleswig-holsteinischen Feldzug, um in den Spitälern zu helfen und die verwundeten Krieger zu pflegen. Und diese vielbesprochene Dame war nicht etwa ein tolles Mädchen oder eine alte Jungfer, sondern eine,

wenn auch geschiedene Gattin, eine Mutter. Die Ehe wirkt sonst am tiefsten dahin, das Weib weiblich zu bewahren. Die Ueberweiblichkeit aber begreift den Ernst der Ehe nicht mehr; wie in ihr das Geschlecht schrankenlos in seiner Eigenart sich gehen läßt, so auch das Individuum. Da bleibt kein Raum mehr zur Opferwilligkeit für die große Idee der Familie und des Hauses. Jene emancipirte Frau war die Tochter eines deutschen Landpfarrers, in der Einsamkeit des Dorfes erzogen, von früh auf nur ein schwärmerisches Gemüthsleben führend, dann einem reichen, nüchternen englischen Maschinenfabrikanten angetraut, aus ihrer Einsamkeit plötzlich in die fremde große Welt gestoßen. Da waren alle Vorbedingungen zur Ueberweiblichkeit gegeben.

Wenn Tausende von Männern gegenwärtig aus dem socialen Geleise kommen, weil sie, in zärtlichster Besorgniß um sich selbst, die „rechte Existenz“ und den „rechten Beruf“ verfehlt zu haben wähnen: dann werden Tausende von Frauen irre an der natürlichen Stellung des Weibes, weil sie, bei gleicher Selbstverhätschelung in den falschen Ehebund getreten zu sein glauben. Gerade für den Ernst der Ehe sind wir im Durchschnitt viel zu sentimental gegenüber unserm werthen Ich, zu zärtlich gegen uns selbst. Das wirkt die Ueberweiblichkeit, die auch Männer weibisch macht. Vordem war man fatalistischer, oder, wenn man will, gottergebener, biß die Zähne zusammen und hielt den einmal erwählten Beruf, die einmal geschlossene Ehe als eine in Gottes Rathschluß vollendete Thatsache fest, und so gab es gar keine communistischen Männer und nur wenige emancipirte Frauen. Das ist ja eben das eigentliche Salz der Ehe, daß man, wenn man einmal Ja gesagt hat, nicht wieder Nein sagen kann.

In solchen Erscheinungen wie Luise Aston sehen wir die Frucht unserer ungesunden literarischen Entwickelungen. Aus Ueberweiblichkeit copirt die Dame die Männer, zeigt aber auch zugleich den Männern, wie weibisch sie geworden sind. Die Frau besitzt einen ungleich mächtigeren Nachahmungstrieb als der Mann. Er muß ihr zum Theil die mindere Schöpfungskraft ersetzen. Die

Gier, mit welcher so viele literarische Damen gerade der blasirtesten, zerrissensten, innerlich faulsten Poesie der Zeit nachahmend sich zuwenden, gemahnt mich an jene russischen Poeten und Künstler, die auch nur solche Schöpfungen des abendländischen Europa, welche tüchtig von der Verderbniß veräußerlichter Cultur angefressen sind, nachzuahmen pflegen.

Es ist sehr verführerisch, hier eine Parallele zwischen den Slaven und den Frauen zu ziehen. Die Slaven sind ein gemüthliches, häusliches, in der Selbstbeschränkung zufriedenes Volk, ganz nach guter Frauen Art, singen gern und gut und tanzen noch besser, halten fest an väterlicher Sitte und haben viel passive Tapferkeit, wie das alles auch bei guten Frauen sein soll. Aber es fehlt ihnen der erfinderische und künstlerisch selbstschöpferische Geist. Dafür sind sie wunderbare Virtuosen in der Nachahmung; gerade wie die Frauen. Wenn sie — die Slaven — aber einmal beginnen, fremde Art nachzuahmen, dann werden sie wahrhaft zügellos in der Aufnahme des Ausländischen, vor dem sie sonst spröde sich abschließen. Also: national und conservativ in den Sitten, im ruhenden Sein und Wesen; fessellos dem Fremden hingegeben in der Productivität. Das ist auch Frauen-Art, und bei diesem Geschlecht so wenig ein innerer Widerspruch wie bei jenem Volk.

Aber nicht bloß bei den sogenannten emancipirten Damen, auch bei Frauen ganz entgegengesetzter Art bricht die Ueberweiblichkeit hervor und steckt uns mit ihrem marklosen Wesen an. Als im vorigen Jahrhundert der Pietismus von einem deutschen Schloß und Herrenhause zum andern zog, waren es vorzugsweise die Gräfinnen und Baronessen, welche die neue weiche, schwärmerische Gemüthsstimmung hegten, dieselbe dann noch weicher und kranker auf die Männer wieder zurück leiteten, den Pfarrer spielten, als seien sie ordinirt und nach Außen auf's trefflichste Propaganda machten für ihre Partei. Das war auch Ueberweiblichkeit, die ins Männliche umschlug und unter deren Einfluß die ganze Sache verdarb.

Viele unserer heutigen milden und frommen Frauenvereine zur Heilung von allen möglichen sittlichen und socialen Schäden trifft derselbe Vorwurf. Der rechte Frauenverein ist das Haus. Wenn eine wohlhabende Frau einsam steht, dann soll sie sich vorerst umschauen, ob in ihrer Sippe keine Familie ist, bei der sie als „alte Tante" einziehen kann und mitarbeiten am Hause. Es ist dieß immer noch ein stolzerer und weiblicherer Wirkungskreis denn Präsidentin mehrerer Frauenvereine zu sein. Kann sie nicht alte Tante werden, dann gibt es vielleicht ein Asyl, wo sie arme Kinder erziehen und als in einer großen Familie mit den andern Frauen zusammenleben und wirken kann. Schickt es sich aber auch mit dem Asyle nicht, dann möge sie in Gottes Namen Frauenvereine gründen und leiten. Ich weiß recht wohl, wie viel Frauenmilde, Frauenbarmherzigkeit, Frauenaufopferung in solchen Vereinen als in einem köstlichen Gefäß geborgen liegt. Ich weiß aber auch, daß gar oft das überweibliche Gelüsten, die Männer nachzuahmen, dahinter spukt und daß die großartigsten Gedanken umfassender Association zur Hülfe in unsern socialen Nöthen häufig travestirt werden in diesem weiblichen Vereinswesen und dadurch unmöglich gemacht. Es gibt auch viele Frauen, die dadurch ihrem Hause ohne Gewissensbisse zu entschlüpfen wähnen, daß sie in einen milden, frommen Verein gehen. Aber ihr Gewissen wird eines Tages wach werden und wird ihnen sagen, daß eine Frau nicht gerecht werden kann vor dem Herrn, wenn sie nicht vorher gerecht worden ist vor ihrem Hause. Es ist am Ende bloß ein kleiner Unterschied, durch Erziehung und Lebensgewohnheit bedingt, ob man sich dem Hause entzieht, indem man im Verein sich mit Plänen zur Aufhülfe der nothleidenden Klassen unterhält oder im Literatenklub über Freiheit und Gleichheit räsonnirt.

Ein merkwürdiges Zeugniß, wie ganz und gar der Begriff von dem Ernst und der Würde des Eheberufs in der zimperlichen Ueberweiblichkeit untergegangen ist, liegt darin, daß sich feine Damen am meisten geschmeichelt fühlen, wenn sie Einer gar nicht

für Hausfrauen oder Mütter hält. Es ist hier bei dem weiblichen Berufe ganz dieselbe Erscheinung, wie wenn der Schneider sich schämt, ein Schneider zu heißen — ächtes sociales Philisterthum! Wo ist doch der Stolz der Frauen hingekommen auf den Ehestand als den „ächten Stand", auf den Segen einer zahlreichen Familie und Verwandtschaft, auf das Haus mit allem was dazugehört, auf die selbstgesponnene Leinwand, auf deren Menge die Frauen vordem so ehrgeizig erpicht waren, wie der Bauer auf den größten Misthaufen. Denn beides war das sicherste Wahrzeichen glänzender Wirthschaft.

Die Pariser Damen schicken ihre kleinen Kinder zur Erziehung auf's Land und übergeben ihr eigen Fleisch und Blut Miethlingen, damit sie selber für ehelos und kinderlos, und darum noch für jugendlicher und weil für jugendlicher, auch für schöner gelten mögen, als sie sind. Denn jung ist auch der Teufel schön gewesen. Dieß ist der schnurgerade Gegensatz zu dem vollständigen Aufgehen der Bauernfrau in der Familie. Verheirathet zu sein erweckt immer noch einen gewissen Respekt in den Kreisen des gemeinen Mannes, während der Ehe in der feineren Welt schon ein Beigeschmack des Philisterhaften anhängt. Darum wird es immer mehr „guter Ton", die Familienfeste möglichst kurz und still abzumachen, eine Taufe etwa, wie sie eine deutsche Schriftstellerin uns schildert, zu zwölf Personen bei einer Flasche Malaga und einer Schüssel Süßes, wovon der Conditor den Rest wieder an sich nimmt. Man schämt sich ordentlich, ein Kind zu bekommen und taufen lassen zu müssen. Wo diejenige Ehe für die reizendste gilt, von der es kein Mensch merkt, daß sie überhaupt vorhanden ist, da muß die natürliche Stellung beider Geschlechter, namentlich aber des weiblichen, bereits total verschoben sein.

Gegenüber dem Bilde der modernen Pariser Mütter, die sich ihrer kleinen Kinder schämen und dieselben „auf's Land" ins Exil schicken, stehe die wahrhaft poesiegetränkte Kunde, welche uns der Limburger Chronist von dem ächten Frauenstolz einer deutschen Mutter der alten Zeit überliefert hat. Die Frau vom Stein,

des großen deutschen Freiherrn Ahnfrau, hatte vier Töchter, von denen jede einem Ritter vermählt war, und zwei Söhne, beide Ritter und beide beweibt, und ihr Mann war auch ein Ritter. Da fügte es sich eines Tages, daß alle ihre Kinder in ihrem Hause waren, und es hatte die edle Frau sechs Töchter zu Tische sitzen und sechs Söhne, und diese sechs waren Ritter. „Und als sie also bey einander über einer Taffel sassen, da sagte die Frau ingemein: dieser Ehren ist zu viel. Darauff hatte niemand kein Acht; sehr kurtz darnach steht dieselbe Frau auff und gehet heimlich ihre Strassen weg, daß nie kein Mensch davon die Wahrheit erfahren können, wohin sie kommen wäre."

Eine moderne Dame wäre vielleicht auch davon gelaufen, wenn sie sich als die Mutter von zwölf Kindern und Schwiegerkindern hätte präsentiren müssen, aber gewiß nicht, weil ihr „solcher Ehren zu viel" gedünkt, gewiß nicht, um im großherzigen Opfermuthe einer fast antik heidnischen Schicksalsbeschwörung durch das eigene Entsagen den Neid der Götter von den Häuptern der Kinder abzuwenden.

Uebrigens wurde auch im Mittelalter die Ueberweiblichkeit zu Zeiten Meisterin über ächte Frauenart. Der übertriebene Minnecultus setzt schon diese Ueberweiblichkeit voraus. Die feinste Schule der Galanterie an den provenzalischen Liebeshöfen stellte geradezu den Satz auf, daß sich die Liebe mit dem Ehestande nicht vertrage. Man schloß dem entsprechend Liebesbündnisse, die keineswegs Ehebündnisse waren oder werden sollten, unter großen Feierlichkeiten und ließ sie selbst vom Priester einsegnen.

Das Schauspiel dieser Liebeshöfe, nur in anderm Kostüm, wiederholt sich in der Zeit Ludwigs XIV., wo überhaupt in so vielen Stücken ein letztes Aufleuchten mittelalterlichen Gepränges erscheint, und nicht bedeutungslos der Brustharnisch immer noch neben der Perücke getragen wird. Aeußerst klar sehen wir in der Geschichte der Frauen dieser Zeit, wie die Ueberweiblichkeit ausgebrütet wird, wie sie sich entwickelt und zuletzt das ganze französische Culturleben umstrickt, das ganze öffentliche Leben verfälscht

und verdirbt. Zuerst nehmen wir da wahr, daß die Frauen empfindsam werden, überfein; die Ehe und das Haus sind ihnen zu plumpe Dinge, sie frischen jene Idee mittelalterlicher Liebeshöfe wieder auf, daß die Liebe mit dem Augenblicke der Hochzeit aufhöre. Dann werden wirkliche neue Liebeshöfe im Rococogeschmacke gegründet. Die feine Dame hält große Cour in ihren festlich geschmückten Alcoven, wobei allerlei Hofsitten nachgeäfft werden. Der Alcoven wird zu einem förmlichen Tempel des Minnecultus, und der Herr, welcher dort als Hofmarschall die Etikette handhabt, führt den wunderlichen Ehren-Namen eines „Alcovisten". Die Unterhaltung muß sich in verfeinerten überweiblichen Redeweisen bewegen; plumpe Wörter, wie „Ehestand" „Sich-verheirathen" u. dgl. vermeidet man gänzlich. Man sagt statt des Letzteren „donner dans l'amour permis", wie man statt „Tanzen" sagt „Liebesrunen mit den Beinen zeichnen", tracer des chiffres d'amour. Von solchen verzwickten Redewendungen sind hunderte in der Schriftsprache sitzen geblieben und haben die kräftige und gesunde volksthümliche Redeweise verdrängt. So wird also schon der Genius der Sprache weibischer durch die überweiblichen Frauen. Bei dieser Sprachverbesserung sind aber die feinen Damen nicht stehen geblieben. Weil sie im Hause nichts mehr zu thun hatten, so warfen sie sich zuerst auf die schöngeistige Literatur. Die ganze marklose Schöngeisterei des achtzehnten Jahrhunderts ist weiblichen Ursprungs. In den Salons des Hotel Rambouillet wird ein Forum für die schöne Literatur eröffnet, viele Poeten sind schon so gefesselt von den weiblichen Einflüssen, daß sie ihre Werke vor diesen Gerichtshof bringen. Die Frauen selber werden schöpferisch und übertragen die verzwickte Empfindsamkeit ihres Minnecultus im Alcoven in die Literatur. Dann werfen sie sich auf wissenschaftlichen und religiösen Dilettantismus. Das ganze Geistesleben des Zeitalters Ludwigs XIV. kommt unter den Pantoffel. Furchtbar rasch geht es nun auf der einmal betretenen abschüssigen Bahn in die Tiefe. Ludwig selber, der sich anfangs streng gegen weibliche Einflüsse abzu-

schließen trachtete, erhält nachgerade ein vollständiges Kartenspiel von vier Herzensköniginnen. Das Frauenregiment dringt nun auch zur Politik vor. In der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war die Galanterie der überweiblichen Frauen noch ein harmloses Spiel gewesen. Die Dame des Salons, wie wir sagen würden, oder wie man damals hätte sagen müssen, die Dame des Alcoven, empfing zwar ihren glänzenden Cirkel, nach höfischer Sitte, im Bette liegend, allein der „Alcovist" machte dabei nicht nur die Honneurs, er war auch ein Ehrenwächter. Das änderte sich rasch, und der Alcov sah im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts ganz andern Minnecultus. Mit den häuslichen Sitten wird das Weib auch allemal der Sittlichkeit ledig. Und so ist dann die letzte Folge jener Ueberweiblichkeit, jenes Uebergreifens der Frauen in Kunst und Literatur, in religiöses und politisches Volksleben ein Abgrund von sittlicher Fäulniß. Mit der Frivolität geht bald die religiöse Heuchelei, verschwommene pietistische Schönseligkeit Hand in Hand, und die Büßerinnen selber unterwühlen den sittlichen Ernst des religiösen Geistes. Molière, der nur die besseren, unschuldigeren Zeiten dieses Weiberregiments erlebte, hat in seinen „gelehrten Frauen" bereits prophetische Blicke in die Zukunft solchen Treibens geworfen. Die Moral der „gelehrten Frauen" ist: die Emancipirung von den Frauen. Es ist darum ganz zeitgemäß, daß uns unlängst Adolph Laun in Oldenburg diese Warnungskomödie gesondert übersetzt und mit einer lesenswerthen Einleitung „über das Preziosenthum im siebzehnten Jahrhundert" herausgegeben hat. Denn die Einflüsse der Ueberweiblichkeit dringen wieder unmerklich in alle Poren unsers Culturlebens ein. Die Folgen lassen sich bereits leise spüren. Vor einem weiteren Fortschreiten auf dieser Bahn aber möge uns der Himmel bewahren, sowohl um der Würde der Frauen wie um der Würde der Männer willen.

Die Wurzel aller solcher weiblicher Krankheitseinflüsse steckt in der von der feinen Gesellschaft angestrebten Ueberweiblichkeit. So war es im Mittelalter und in der Rococozeit; so ist es noch

jetzt. Nur durch die Zucht des Hauses, nur durch das Leben der Familie kann man diesen Teufel der Ueberweiblichkeit banne Wie sollen aber die Kinder für die Familie und in der Famil erzogen werden, wenn die Eltern selber ein strenges häuslich Leben längst aufgegeben haben? Dagegen finden wir meist ei vom Hause weit abführende, wohl gar von Frauen selbst geüb Damenpädagogik, welche den Schaum aller Kunst und Wisse schaft als „Bildungsstoff" für halbwüchsige Fräulein abschöpft ur dadurch die unerhörte Individualisirung und falsche Selbständigke der weiblichen Natur erzielen hilft. Von solcher Frauenart müsse wir uns emancipiren.

Gerade der natürliche conservative Beruf der Frauen zu Erhalten und Pflegen der überlieferten Sitten, zur Bewahrun des Hauses, zur Hebung eines Geistes der Selbstbeschränkun des Maßes und der Opferwilligkeit geht bei dem überweiblich Wesen am sichersten verloren.

In Rußland, dem Lande der raffinirtesten Ueberfeinerung b der vornehmen Welt, hat die Polizei ein besonders scharfes Au auf überweibliche Frauen. Auffallend vornehme Damen, die v ihren Reisen durch Italien, Frankreich, Deutschland nach Petersbu zurückkehren, werden dort vom Thorschreiber oft ebenso vorw für verdächtig angesehen, wie bei uns die Handwerksburschen, u der Czaar verbannt höchst gebildete unruhige Frauenköpfe ni selten zur socialpolitischen Kur in das etwas minder gebilde Land Sibirien. Ein liberaler Schriftsteller macht nicht ohne Gru darauf aufmerksam, daß bei verschiedenen polnischen Aufstand versuchen die „heroischen modernen Weiber" weit mehr die Fäd der revolutionären Intrigue eingefädelt hätten, als die Männe und daß die deutschkatholische Sache weit eifriger durch d Fanatismus der Frauen als durch die Nüchternheit der Männ befördert worden sei. Letzteres ist vollkommen richtig. Ron ward von überweiblichen Frauen noch eine gute Weile mit zart Spenden fast erdrückt, als Männer von Bildung längst nur no ein Lächeln für ihn hatten. Seine Theologie entsprach so ga

der veräußerlichten, ästhetisch und moralphilosophisch verdünnten Religionsidee, wie sie in Briefen, Memoiren und Romanen der schöngeistigen Frauenliteratur, in Stammbuchsprüchen und Almanachversen seit einem halben Jahrhundert entwickelt worden war, daß die überbildeten Frauen im Bekenntniß des Ronge'schen Katechismus im Grunde nur das als Geschenk noch einmal hinnahmen, was längst ihr eigenstes Besitzthum gewesen war.

So haben gar viele feine, überweibliche Frauen auch im ersten Rausche unserer letzten revolutionären Bewegung sofort ihren natürlichen Geschlechtsberuf des Beharrens und Bewahrens vergessen und den Radikalen begeistert zugejubelt. Die Demokraten mit ihren jungen, stattlich bebarteten Wortführern, mit ihren Turnerschaaren, den wallenden Fahnen und wogenden Federn, den malerischen Volksversammlungen, den prächtig deklamirenden Volksrednern stellten mehr dar, als sie thaten und waren. Der weiblichen Natur entging diese Wahlverwandtschaft nicht. Die gesetzten, glatt rasirten conservativen Männer dagegen, deren Chorführer in den Parlamenten einen bedenklich starken Beitrag zur Statistik der Glatzköpfe lieferten, stellten für ein Frauenauge äußerlich wenig oder nichts dar. Aber auch die politische Lehre der Demokraten entsprach jenem merkwürdigen radikalen Naturrecht der Gesellschaft, welches sich bei den Frauen sofort da ausbildet, wo sie das feste geschichtliche Recht der überlieferten Sitte aufgeben.

Dieses Naturrecht wird in folgender Weise entwickelt. Zuerst fällt die Frau auf den Gedanken, daß ihr in der Familie vermittelter öffentlicher Beruf ein geringfügigerer sei, als der unmittelbar politische des Mannes. Sie glaubt nun dem Manne nur gleich sein zu können, wenn sie das Gleiche wirkt, und beginnt demgemäß allerlei männliche Geschäfte eifrigst in's Weibliche zu travestiren. Jetzt ist die Folgerung nahegelegt, daß das Festhalten verschiedener Berufe der Geschlechter nur eine von den Männern in unvordenklicher Zeit ersonnene und wie durch einen Geheimbund des starken Geschlechtes fortwährend aufrecht erhaltene Tyrannei sei.

Mit den verschiedenartigen Geschlechtsberufen fallen dann natürlich auch die verschiedenen Berufe der Stände — und so geht es mit Siebenmeilenstiefeln weiter zur vollständigen Ausebnung von Gesellschaft und Staat. Vermag das Weib einmal nicht mehr die nothwendige Ungleichartigkeit des Berufes von Mann und Frau einzusehen, dann wird sie in der Regel noch weit ausschweifender in socialistischen Schwärmereien als der Mann. Selbst wo das Weib thun darf, was der Mann thut, darf es dasselbe doch nicht thun, wie es der Mann thut. Es ist z. B. die Sitte der städtischen Frauen, auch im gewöhnlichen Verkehr mit einem bis über die Knöchel herabfallenden — ursprünglich höfischen — Gewande einherzugehen, so überweiblich und darum für eine rührige Hausfrau so unpraktisch und widersinnig, daß eine Empörung gegen dieses Hofkleid in der Küche an sich ganz berechtigt erschiene. Obendrein bieten die Volkstrachten herrliche Motive zu zweckmäßigerem und schönerem Gewand. Jede einzelne Frau kann nun wohl ganz still in ihrem Kreise dahin wirken, daß die Sitte allmählig in ihrer Verkehrtheit erkannt werde und sich aus sich selbst umgestalte. Wenn aber eine Handvoll Frauen für eine solche Kleiderreform stracks eine Agitation eröffnen, weibliche Meetings mit langweiligen Reden und desto kurzweiligeren Debatten abhalten und nicht nur eine neue Sitte machen, sondern auch neue gesellschaftliche Grundsätze so beiläufig als Garnitur zu den neuen Röcken aufsetzen wollen, dann haben sie schon die Schranken ihres Berufes durchbrochen. Nicht um des Gegenstandes willen, sondern wegen der Art, wie sie ihn angreifen, sind sie unweiblich geworden.

Das weibliche Talent der Nachahmung können wir gegenwärtig hinreichend in unserem ganzen Geistesleben verspüren. Die Gewandtheit, eine neue Zeitstimmung aufzunehmen und in geschmeidige Formen zu gießen, der Reproduktionsgeist, welcher den Frauen einen so entschiedenen Beruf für die Bühne gegeben, ist von den Frauen auch immer mehr den Männern übermittelt worden. In der Leichtigkeit, mit welcher jetzt jegliches Wissen und jede Kunst Gemeingut wird, steckt mehr weiblicher Einfluß,

als man ahnt. · In männlicheren Zeiten vertieft sich der Einzelne in das Einzelne; jetzt haben Alle alle Weisheit mit Löffeln gegessen — aber es ist meist ein Schaumlöffel gewesen und das Beste ist doch durchgelaufen.

Ich sprach oben von dem Einfluß des weiblichen Singchores auf die Kirchenmusik. Der entschied sich schon in alter Zeit. Wie viel größer ist jetzt der weibliche Einfluß auf die ganze schöpferische Tonkunst geworden, da die Frauen nicht bloß mitsingen, sondern auch componiren und namentlich kunstrichtern, da sie ein „Publikum" geworden sind, auf welches der Tondichter vor allen Dingen rechnen muß. Man vergleiche z. B. die spröden, herben, einseitig männlichen musikalischen Formen und Gedanken aus Händels und Bachs Periode mit unserm heutigen flüssigen, zierlichen, schmiegsamen Styl, um dieses weiblichen Einflusses inne zu werden. Es ist in der ganzen Epoche keine einzige große, schöpferische Tondichterin aufgetreten, und höchstens sind sinnigen Frauen kleine volksthümliche Lieder trefflich geglückt, während es mit dem ausgearbeiteten Musikstück und dem strengen, contrapunktischen Satz, d. h. mit der höheren musikalischen Architektonik, bei den Frauen niemals recht flecken will. Und dennoch haben sie einen mächtigen Einfluß über unsere ganze musikalische Entwickelung erstreckt. Die Schnörkeleien und das zärtliche Girren der Zopfcomponisten haben sie schon auf dem Gewissen, dann zum guten Theil die Sentimentalitäten und Ueberschwänglichkeiten der Romantiker, und die Blasirtheit, Koketterie und raffinirte Putzsucht der neuesten Schulen obendrein. Wenn Mendelssohn manchmal so gar blaß und eintönig und traumhaft verschwommen im Colorit wird, daß sich diese dünne Farbe unmöglich auf die Dauer halten kann, dann möge man sich nicht bloß seiner angeborenen weiblichen Natur, sondern auch der weiblichen Einflüsse erinnern, die seine Entwickelung fortwährend begleiteten.

An der Ehre der geschmeidigen, wasserflüssigen Prosa im Schriftthum des neunzehnten Jahrhunderts haben die Frauen

keinen geringen Antheil. Was uns die oft so holperige, ungefüge Rede des sechzehnten Jahrhunderts noch immer so frisch und wunderbar anziehend macht, das ist dagegen der männliche Geist jener harten Zeit, der aus ihrer volksthümlich kernhaften Sprache wie Feuer aus einem Felsen bricht.

Bei einer raffinirten, auf's Aeußerste und äußerlich entfalteten Gesittung ist die Gefahr eines übermächtigen Vordringens der weiblichen Art in eben dem Maße nahe gerückt, wie gegentheils bei rohen Naturzuständen, in der Urzeit, im heroischen Zeitalter, im niederen Volksleben die zarte Weiblichkeit leicht von der wilden, ungeschliffenen Mannheit erdrückt wird.

Weit zeitgemäßer wäre daher am Ende statt einer „Emancipation der Frauen" eine Emancipation *von* den Frauen."

Unsere Buchhändler speculiren auf nichts eifriger als auf Damenlectüre: ein Dichter, den die Frauen kaufen, ist ein gemachter Mann. Die Frauen sind jetzt „ein Publikum" geworden für den Poeten, wie sie vor zweihundert Jahren ein Kunstrichtercollegium im Hotel Rambouillet waren. Am Ende sind sie gar „das" Publikum, und das Publikum erzieht sich seine Poeten. Können wir uns z. B. die „Amaranth" von Redwitz denken ohne die Voraussetzung eines Frauenpublikums? (Doch bleibe hier auch nicht ungesagt, daß sich dieser in seinen späteren Werken von den Frauen emancipirt hat, ohne das ächt und edel Weibliche verloren zu geben.)

Wir haben „weibliche Hochschulen," Frauenzeitungen und Damenvorlesungen aller Art. Es gibt kaum eine Wissenschaft mehr, von der Metaphysik bis zur Maschinenkunde, welche nicht in eigenen Büchern zum besondern Handgebrauch der Frauen verarbeitet worden wäre. Von solch literarischer Betriebsamkeit im Frauendienste hat man sich noch nichts träumen lassen, als der Großvater die Großmutter nahm. Man hat aber damals auch nichts gewußt von dem rückwirkenden Einfluß, den die Frauen allmählig auch auf das wissenschaftliche Leben üben werden. Denn solche Beziehungen bleiben niemals einseitig.

Durchwandert die Säle unserer Kunstausstellungen: zwei Drittel der Gemälde sind in der Regel auf den Geschmack und das Urtheil der Frauen berechnet. Hat der Ernst der Kunst dabei gewonnen?

Seit es bei den Damen der feinern Welt wieder vorherrschend „guter Ton“ geworden ist, kirchlich gläubig und politisch loyal zu sein, ist der Bruch mit der Revolution nicht bloß durch die Bajonette, sondern auch in der Stimmung der Massen entschieden. Haben die Frauen, jede durch gründliche Umkehr im eigenen Hause, einen solchen Umschwung bewirkt, dann haben sie in ächt weiblicher Art ihren Beruf erfüllt.- Aber Mission nach Außen machen in der religiösen und socialen Welt, das sollen die Frauen nicht. Das Haus ist ihre Gemeinde. Das unmittelbare Leben im Glauben und im Gebet liegt der Frauennatur oft viel näher als der männlichen. Wir mögen die Frauen darum glücklich preisen. Aber wenn sie mit dem Glauben nicht etwa Berge versetzen, sondern noch viel mehr, den Staat und die Gesellschaft neu bauen wollen und diese Rechnung mit ungleichartigen Größen auch bei den Männern in Curs bringen, dann muß sich der Politiker seiner Haut wehren. Die Staatsmänner und Staatsbürger sollen als Menschen Gott im Herzen tragen; der Staat bleibt darum doch eine menschliche Anstalt und die Gesellschaft zeigt uns den Menschen zuvörderst von seiner wirthschaftlichen, beruflichen, ständischen Seite, nur mittelbar von seiner religiösen. Wer die Gesellschaft verjüngen und den Staat fortbilden will, der soll freilich im Namen Gottes an's Werk gehen, aber als Politiker an ein politisches Werk. Der Satz, daß nur durch Gottes Wort die zerfallende Gesellschaft wieder aufgebaut werden könne, ist so allgemein wahr, daß er speciell wieder nichts besagt, und der Staatsmann nichts mit ihm anfangen kann. Er würde zum politischen Quietismus führen; er ist Frauenweisheit im guten und schlimmen Sinne. Eine neue Gliederung der Stände, ein neues Innungsleben, eine Neubelebung tüchtiger Sitten und Gesetze des Hauses schafft man

nicht durch Gottes Wort. Gute Christen aber soll aus uns Allen Gottes Wort schaffen, damit wir fähig sind, gute neue Gesetze und gute alte Sitten zu ertragen und zu üben. Die heilige Schrift sagt: Gebet dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist.

Es könnte Mancher mich mißverstehen, als wolle ich je höhere Bildung von den Frauen genommen wissen, als wolle i die Frauen ganz und gar nur in die Haushaltung schlachten. I bin aber nicht entfernt ein solcher Barbar.

Molière hat folgende treffende Verse über die feinere Geiste bildung der Frauen:

„Je consens qu'une femme ait de clarté de tout:
Mais je ne lui veux point la passion choquante
De se rendre savante afin d'être savante;
Et j'aime que souvent, aux questions qu'on fait,
Elle sache ignorer les choses qu'elle sait:
De son étude enfin je veux qu'elle se cache,
Et qu'elle ait du savoir sans vouloir qu'on le sache."

Das ist mir aus der Seele gesprochen. Eine Frau mag i künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung ihren Geist auf's reichste entfalten; aber diese Bildung soll ihr nur in seltenen Ausnahmefällen Selbstzweck sein, die Frau soll nur ganz ausnahmsweise Profession davon machen. Dann wäre aber solche Bildung nur ein mäßiger Putz des Geistes? Keineswegs. Der Mann, die Familie, die Freunde, die ganze Umgebung einer Frau werden mittelbar die reichsten Früchte edler, durchgebildeter Weiblichkeit ernten. Herrschen soll die Frau, indem sie dient, den Mann aus seiner Beschränkung herausreißen, indem sie sich selbst beschränkt, Einflüsse üben, wo sie nur Einflüsse zu empfangen scheint. Das glänzendste Beispiel solch ächt weiblicher Wirksamkeit in den höchsten Sphären des Geisteslebens gibt uns die neuere Culturgeschichte in dem Verhältniß der Freundin Goethe's, Charlotte von Stein, zu dem Dichter. Eine reichbegabte, tiefgebildete Frau, wirkt sie bestimmend mit auf die Gestaltung der deutschen

Literatur, nicht indem sie selber auf den Markt tritt, Bücher schreibt u. dgl., sondern indem sie für den Freund und mit dem Freunde die Leuchte ihrer Gedanken entzündet und dadurch den versöhnten, milden, harmonischen Geist edler Weiblichkeit in des Dichters Seele gießt, der ihn auf dem klassischen Höhepunkt seines Wirkens so hoch vor Allen auszeichnet. In diesem Sinne hat die Freundin Theil an Tasso, an Iphigenie, an Egmont, an der Italienischen Reise, die ja fast ganz für sie und im Gedächtniß an sie geschrieben wurde; sie hat Theil an der Unsterblichkeit des Poeten, den sie bestimmen half, indem sie sich von ihm bestimmen ließ; und indem sie im Hause blieb, ist sie doch auch vor die Nation getreten und ihr Name wird genannt werden, solange man Goethe's Namen nennt.

Solch ächter, in den Schranken der Weiblichkeit gehaltener Einfluß der Frauen tritt fast immer ein in den eigentlich klassischen Perioden des Culturlebens der Nationen. Ich komme noch einmal auf die Musikanten zurück, die mir nun eben an's Herz gewachsen sind. Mozart und Haydn zeigen den versöhnenden, sänftigenden Einfluß edelster Weiblichkeit in fast jeder Note, die sie geschrieben. Sie hatten es beide gern mit den Frauen zu thun. Mozart hat ja von der Liebe so innig in Tönen gedichtet wie kein Anderer; Haydn, in seinen Gedanken so deutsch gemüthlich, in seinen Formen so hellenisch plastisch, ist der größte Meister der Hausmusik. In seinen alten Tagen hat sich Vater Haydn noch besonders schöne Mädchenköpfe, die ihm in Wien aufstießen, malen lassen, zur Anlegung eines kleinen Schönheitskabinets. Aber für ein „Damenpublikum" haben beide niemals componirt. Sie componirten auch nicht vorwiegend für Männer, wie der spröde, in die Tiefen seines einsamen Geistes versunkene Sebastian Bach: sie componirten für das ganze Volk, für Männer und Frauen zumal. Das ist ein ganz anderes Ding als die Herrschaft, welche ein Publikum überweiblicher Damen auf die moderne Kunstentwickelung übt. Von diesen Damen müssen wir uns emancipiren, nicht von Frauen der anderen Art.

Die Deutschen hatten den großen Beruf in der Weltgeschichte, Mann und Weib zuerst in der ganzen Tiefe ihres Gegensatzes zu erkennen und namentlich die weibliche Natur frei zu machen, zu vollen Ehren zu bringen. Diese deutscheste That hat ihr kleines aber wunderbar tiefsinniges Symbol in dem Charakter des deutschen Volksliedes gefunden. Das deutsche Volkslied ist männlich gegenüber den schwärmerisch weichen, weiblichen, oft weibischen Mollweisen der Slaven, gegenüber der schmiegsamen Anmuth der italienischen Gesänge. Dennoch aber klingt weibliche Innigkeit und Gefühlsunmittelbarkeit wiederum so klar und edel aus den meisten männlichen Rhythmen und männlichen Dur-Weisen unserer Lieder hervor, daß männliche und weibliche Art zum reinsten Einklang wie bei keiner andern Nation hier verbunden scheinen. Das haben die drei größten Meister der Versöhnung männlicher und weiblicher Art von den neueren Künstlern, Goethe, Haydn und Mozart, wohl herausgefühlt, denn gerade diese Drei haben wiederum das deutsche Volkslied in Wort und Ton zur Verjüngung der ganzen Kunst in ihre klassischen Schöpfungen hinüber geleitet.

Mann und Weib denken und handeln nach den gleichen, allgemein menschlichen Denk- und Sittengesetzen. Darum spricht man in der Logik nicht vom männlichen und weiblichen Geiste und in der Moral nicht vom männlichen und weiblichen Gewissen, sondern in beiden Wissenschaften nur vom Menschen. Die Psychologie dagegen scheidet schon zwischen Mann und Frau, und ihre Base, die Physiologie, noch viel mehr. Denn die Richtung in welcher diese Gesetze von Mann und Weib angewandt und entwickelt werden, ist eine unterschiedene. Es gibt nur Einen menschlichen Geist, aber es gibt eine männliche und weibliche Seele, die mitbedingt ist durch die höchst verschiedenartige Nerven-, Knochen-, Blut- und Muskelbildung von Mann und Frau. Es entspringt daraus ein gesonderter männlicher und weiblicher Beruf.

Wir treten hier vor das große Geheimniß des Zusammen-

hanges zwischen dem sterblichen Leib und dem unsterblichen Geiste. Ein moderner Naturforscher sagt, die Gedanken werden vom Gehirn erzeugt, wie der Urin von den Nieren. Das ist keine neue Weisheit. Ein Materialist des achtzehnten Jahrhunderts hat sie etwas derber, aber gleich ernstlich gemeint, in folgenden Spruch gefaßt: „Wenn ein hypochondrischer Dunst in unsern Eingeweiden wüthet, so kommt es nur darauf an, welche Direktion er nimmt. Steigt er aufwärts, so wird es ein sublimer Gedanke, steigt er abwärts, so wird eine Blähung daraus."

Zu so gemeiner Auffassung des Menschen wird derjenige nicht kommen, welcher im menschlichen Geiste zugleich den „Odem des Lebens," den göttlichen Geist erkennt, der in seinem Wesen und seinen Gesetzen unabhängig ist von den Besonderheiten des Körpers und des Geschlechts, in der Richtung der Entwickelung, die er einschlägt aber mitbedingt durch den Körper. So kreuzt sich hier, wie in allen menschlichen Dingen, Willensfreiheit und Naturnothwendigkeit — göttliche Vorbestimmung.

Und ein Produkt dieser Kreuzung erkennen wir auch in den verschiedenen Berufen der Geschlechter. Das Weib kann thun, was der Mann thut, aber es soll es anders thun als der Mann. Es handelt in den Schranken der Sitte und des Hauses und indem die Ueberweiblichkeit diese durchbricht, wird sie zugleich zur Unweiblichkeit.

Es ist höchst unlogisch, daß gerade die Materialisten, denen der Gedanke aus dem Hirn sich absondert wie der Urin aus den Nieren, für die Gleichartigkeit männlichen und weiblichen Berufes eifern. Für sie gibt es ja nur eine Sonderung der Geschlechter, zuletzt Ueberweiblichkeit und Uebermännlichkeit; denn sie bleiben ja stecken in der körperlichen Ungleichartigkeit, welche ihnen die verschiedenen Phasen des Geisteslebens erzeugt, und von da gibt es für sie gar keine Brücke zu dem allgemein Menschlichen und Göttlichen im Menschen, außer in den Extremen, die sich berühren, indem das überweibliche Weib den Mann zum Weibe macht — auf der Stufe der veräußerlichten Gesittung — oder

der übermännliche Mann das Weib zum Manne — im Zustande der Rohheit und Barbarei. Wir erkennen in und mit der Besonderung der Geschlechter zugleich die Versöhnung des Gegensatzes; für den Materialisten gibt es eine Ausgleichung nur in dem widerlichen Bilde des Hermaphroditen.

Der griechische Mythus aber sagt, daß Atalantius, der Sohn des Hermes und der Aphrodite, zur Strafe von den Göttern in den geschlechtlosen Hermaphroditen verwandelt worden sei, weil ihm die Liebe gefehlt habe.

Viertes Kapitel.

Zur Nutzanwendung.

„Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll'," — sagt das Volk. Wenn es aber schon nicht gut ist, daß der Mann allein sei, dann taugt das noch viel weniger für die Frau. Erst in der Familie finden wir den ganzen Menschen. Damit ist beileibe nicht gesagt, daß jeder sich verheirathen solle; aber einer Familie angehören, in einem Hause, zum mindesten in einer familienartigen Genossenschaft leben, sollte ein Jeder.

Es gehört zu den höchsten und schwierigsten politischen Aufgaben der Gegenwart, diesen Zustand, von dem wir sehr weit entfernt sind, möglichst wieder herzustellen.

Wenn mich der praktische Staatsmann fragte, was denn alle die in den vorhergehenden Kapiteln angestellten Untersuchungen über den Gegensatz und die Entwickelung männlicher und weiblicher Natur zum Aufbau einer „deutschen Social-Politik" nützen sollen? dann würde ich ihm erwidern: sie sollen vor allen Dingen zu der Erkenntniß führen, daß wir in unserer Gesetzgebung und Verwaltung noch kaum einen Anfang gemacht haben, auf diesen Urgegensatz alles menschlichen Lebens und seine ungeheuern Folgen Rücksicht zu nehmen. Wie wollen wir da von einem organischen Staatswesen reden?

Nur wer die Ursachen und Folgen der verschiedenen Abstufungen des Geschlechtsgegensatzes erfaßt hat, wird die politische Bedeutung der Familie ermessen.

Schon hier wird der Staatsmann eingestehen müssen, daß in

allen deutschen und europäischen Staaten noch wenig oder nichts geschieht, um die Stellung von Mann und Weib in ihrem fortlaufenden Entwickelungsproceß statistisch zu erforschen und den Männern der Gesetzgebung und Verwaltung als ein hochwichtiges Material geordnet vorzulegen.

Unsere Zahlenstatistiker rechnen pflichtlich aus, wie viele Männer und Frauen, wie viele Familien im Lande leben, wie viele Durchschnittsköpfe die Familie zählt, wie viele Ehen alljährlich geschlossen werden, wie viele vereinzelte Existenzen neben den Familien hergehen, wie viele Familien in einem Hause wohnen, und wie die Menschen fruchtbar sind und sich mehren. Das ist eine recht nützliche Wissenschaft; aber soll dieß unser ganzes statistisches Wissen von den Geschlechtern und der Familie bleiben? Dem Staatsmann soll ja doch nicht bloß ein Blick in das Kirchenbuch, es soll ihm auch ein Blick in's Haus eröffnet werden. Er soll auch wissen, wie das Verhältniß von Mann und Weib sich stellt in den verschiedenen Volksschichten, wie es sich entwickelt, stehen bleibt, zurück geht. Hat denn die Familie des Kleinbauern, wo Mann und Weib noch in gleicher Bildung gefesselt sind und hinter demselben Pfluge gehen, den gleichen politischen Sinn, wie die höhere bürgerliche Familie mit ihren voll und übervoll entfalteten Geschlechtsgegensätzen? Sollen beide in der Gesetzgebung über Einen Kamm geschoren werden?

Die Erkenntniß von diesen Dingen, nicht bloß in allgemeinen Umrissen, wie ich sie hier gezeichnet, sondern die genaue statistische Erkenntniß, die eindringt in das Detail nach den einzelnen Provinzen, Städten, Dörfern, eine Statistik, die das fortlaufende Werden der Gestalten dieser Zustände aufzeichnet und vergleichend zusammenstellt, ist mindestens ebenso wichtig für die Staatsverwaltung als die Zahlenstatistik der Bevölkerung. Es handelt sich hier nicht um zufällige Aperçus, nicht um persönliche Ansichten und Erörterungen, sondern um ein Erkennen und Festhalten ganz bestimmter Thatsachen, die sich in der Sitte und Lebenspraxis des Volkes fest und klar aussprechen.

Gar häufig findet man aber, daß selbst Localbeamte, die doch nur an und mit dem Volk fortwährend ihre Amtsthätigkeit zu üben haben, von den socialen und Familienzuständen ihres Bezirks wenig oder nichts wissen. Es haben mir bei meinen Entdeckungsfahrten in's Innere von Deutschland Beamte mitunter ganz naiv dieses Geständniß selber abgelegt, ohne etwas Arges dabei zu ahnen. Sie leben unter dem Volk und sehen und hören täglich, was es treibt; weil sie aber weder die Bedeutung der täglich wahrgenommenen Einzelzüge seines Lebens ahnen, noch dieselben durch Vergleichung mit den Zuständen anderer Landstriche in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfassen wissen, so vegetiren sie ebenso bewußtlos in diesem Volksleben fort, wie der ächteste Bauersmann. Forscht man bei solchen Leuten etwa auch nur, wie der gemeine Mann ihres Bezirkes seinen Tisch bestellt, so ist die regelmäßige Antwort, daß das Volk hier dasselbe esse, was man wohl auch anderwärts essen werde. Höchstens hört man, daß die Kost „gut" oder „schlecht" sei. Nun muß der Wißbegierige an ein förmliches, wohlberechnetes Inquiriren gehen, und von dem Frühstücke bis zum Abendbrod, von der täglichen Kost bis zu allen festlichen Speisen im Jahreskalender durchkatechisiren, und so wird er zuletzt ganze Seiten von Notizen über eigenthümliche Verhältnisse aufzeichnen können, wo man ihm anfangs gar nichts besonderes zu sagen wußte. Der Beamte hatte also wohl die Kenntniß von diesen einfachsten Thatsachen des Volkslebens, aber er wußte nicht, daß darin etwas Unterscheidendes liege, er hatte kein Bewußtsein seiner Kenntniß — d. h. eben kein „Wissen", obgleich er alles „wußte" und schließlich auch mittheilte. Wenn aber nun ein solcher Beamter sich nicht einmal der unterscheidenden Küche seines Bezirkes bewußt geworden ist, wie viel weniger wird er die so viel subtileren, aber auch so viel gewichtigeren, Unterschiede im Wesen und Leben der Familie erfaßt haben?

Rein wissenschaftliches Material über die Stellung von Mann und Weib ist in wahrhaft ungemessener Fülle aufgehäuft. In der Rechtsgeschichte und im Privatrecht wurde wohl kaum ein

Kapitel gründlicher und vielseitiger durchgearbeitet als jenes, welches von den besonderen Rechtsverhältnissen des Mannes und Weibes handelt. Die allgemeine Culturgeschichte strotzt von Aufzeichnungen über Frauensitte und Frauenbildung. Die vergleichenden ethnographischen Studien über die Beziehungen der beiden Geschlechter bei den verschiedenen Völkern sind vollends bereits so sehr Gemeingut der Bildung geworden, daß es schwer ist, hier noch wichtige Thatsachen zusammenzustellen ohne trivial zu werden. Aber für die Ausnützung aller dieser Weisheit zur Erkenntniß des socialen und politischen Geistes im Volk und vollends zu einer der Staatsverwaltung zu gut kommenden Erforschung des Lebens der Geschlechter und der Familien in einem Lande ist überall noch gar wenig geschehen.

Ich will nur auf eine einzige — freilich die gewichtigste — Thatsache in der Stellung von Mann und Weib hinweisen, um deren unabsehbare politische Consequenzen anzudeuten, die keineswegs bereits ihre ganze Berücksichtigung im Staate gefunden haben.

Als Resultat unserer Betrachtung erschien uns nämlich die Geltung der Frauen im öffentlichen Leben als eine bloß indirekte, in der Familie vermittelte. Wir wollen einmal diese Thatsache nach ihrer ganzen Ausdehnung und ihrem praktischen Werth zergliedern.

Alle Nationen, selbst die rohesten, haben wenigstens eine Ahnung davon, daß die häusliche Tugend zugleich die öffentliche Tugend des Weibes sei. Geschlechtliche Unsittlichkeit entwürdigt darum das Weib noch unendlich tiefer als den Mann; sie ist Hochverrath an der Familie. Folgerecht bestrafen selbst Nomaden und Wilde den Ehebruch der Frau schärfer als den vom Manne verübten; er ist eines der wenigen Staatsverbrechen, welche die Frau begehen kann. Selbst in unsern modernen Ehescheidungsgesetzen klingt diese Anschauung noch mitunter durch. Die alten Skandinavier gestatteten dem Manne Kebsweiber zu halten: die Frau aber verpflichteten sie bei Todesstrafe zur unverbrüchlichen ausschließlichen Treue gegen ihren Eheherrn.

Wir sind jetzt hoffentlich auf dem Punkte der Gesittung

angelangt, wo derartige Unterscheidungen vom Gesetzgeber nicht mehr gemacht werden dürfen. Dagegen besteht eine andere Thatsache, die aus dem gleichen Urgrund quillt. Die Frauen sind gegenwärtig im Allgemeinen ohne Zweifel sittlicher als die Männer. Sie haben den Libertinismus des achtzehnten Jahrhunderts weit gründlicher überwunden. Die meisten Männer schämen sich jetzt wohl, öffentlich solcher Unsittlichkeiten geziehen zu werden, mit denen ein galanter Herr vor hundert Jahren noch laut prahlte; die meisten Frauen sind dagegen wieder zu dem sittlichen Instinkt zurückgekehrt, sich solcher Unsittlichkeiten überhaupt, auch bloß vor sich selber, zu schämen. Das hat ihr ganz der Familie hingegebenes Leben gewirkt. Im Hause haben sie einen naiven religiösen Glauben, eine naive Sittlichkeit wiedergewonnen, daß wir Männer sie hier auf Umwegen erst noch einholen müssen. Positiv ist hiermit also dasselbe bewiesen, was durch jene schärfere Bestrafung des Ehebruchs der Frau negativ bewiesen war.

Die Wahrheit, daß die Frauen durch das Haus besser sind als wir, aber auch durch das Haus in ihrer Wirksamkeit beschränkt, hat das germanische Alterthum schon so tief erfaßt in der Anschauung, nach welcher ihm die Frauen vorzugsweise religiös geweiht erscheinen, vorahnend, Wunder wirkend mit göttlichen Zauberkräften, während den Frauen selbst der ältesten deutschen Götter- und Heldensage kaum irgend eine männliche Heldenarbeit zugetheilt wird. Eine so reine und tiefsinnige Erfassung des Weibes finden wir wohl in der Urzeit keines andern Volkes wieder.

Die Orientalin geht verschleiert außerhalb des Hauses; sie existirt überhaupt nur im Hause. Ihre freie Persönlichkeit geht unter in der Familie; ihr Haus ist nicht ihre Burg, sondern ihr Kerker. Das ist das Uebermaß der Bindung weiblicher Wirksamkeit an das Haus, wie uns überhaupt der Orient die erdrückende, alles persönliche Leben tödtende Uebermacht der Familie zeigt.

In Rom, dem Rechtsstaate, kümmert sich die Regierung nicht um das Leben in der Familie. Die Frau lebt im Hause; die Kindererziehung gehört dem Innern des Hauses an. Aber der

Mann, als die einzige politische Person, ist zugleich der politische Despot des Hauses. Der Staat erdrückt das persönliche Leben der Familie: er erkennt nicht an, daß das Walten der Frau im Hause zugleich ein politisches, ein öffentliches Wirken ist.

Und die römischen Frauen haben sich furchtbar dafür gerächt; denn durch sie ist die alte einfache römische Familiensitte und, in nothwendiger Folge, auch die öffentliche Sitte zerstört worden. Weit flotter noch als unsere modernen emancipirten Damen haben die Römerinnen einen Aufstand gemacht und Sturmpetitionen überreicht, um die Zurücknahme des den Luxus beschränkenden Oppischen Gesetzes zu erzwingen. Mit der von den Frauen eingeleiteten Ueppigkeit im Hause war die Verderbniß des alten Römerthums angebahnt, und als der stolze römische Staat in Trümmer stürzte, ist es mit zur tragischen Sühne dafür gewesen, daß er die politische Macht des Hauses und die politische Wirksamkeit der Frauen im Hause nicht erkannt hatte.

Hier ist der Punkt, wo man in Wahrheit von einer gebotenen Emancipation unserer Frauen reden kann. Die Familie muß politisch emancipirt werden, dann sind die Frauen emancipirt.

Das Weib wirkt in der Familie, für die Familie; es bringt ihr sein Bestes ganz zum Opfer dar; es erzieht die Kinder, es lebt das Leben des Mannes mit; die Gütergemeinschaft der Ehe erstreckt sich auch auf die geistigen Besitzthümer, aber vor der Welt kommen die eigensten Gedanken, die eigensten sittlichen Thaten des Weibes meist nur dem Manne zu gut; auf seinen Namen häufen sich die Ehren, während man gar bald der Gattin vergißt, die ihm diese Ehren hat mitgewinnen helfen. Nun kann aber doch wahrlich die Frau fordern, nicht daß der Staat ihre Person theilnehmen lasse an dem öffentlichen Leben, wohl aber, daß er die große politische Macht der Familie, in weit höherem Maße als gegenwärtig, berücksichtige bei der Volksvertretung wie in der Staatsverwaltung. Wird man der Familie gerecht, dann wird man den Frauen gerecht, denn der Herd des Hauses ist ja

der Altar, darauf sie ihr verschwiegenes und doch so entscheidendes Wirken für Gesellschaft und Staat niedergelegt haben.

Wir leben in einer Zeit, die gezwungen ist, mit neuen Wahlgesetzen, mit neuen Systemen der Volksvertretung Versuche anzustellen. Denn die alten Formen fallen hier auseinander. Ueber die beste neue Art der Volksvertretung aber gibt es schier so viele Meinungen als Köpfe darüber urtheilen. Jeder hat seinen besondern Eintheilungsgrund, nach welchem er das Volk neu gegliedert haben will, Jeder seine apparte neue Art von Kammern und Landtagen. Man wird also in deutschen Landen so lange nach verschiedenen Richtungen experimentiren, bis sich der Kern einer allgemeineren Ueberzeugung über das Beste in allen den Versuchen gefestet hat, und dann gewinnt wieder ein bestimmtes neues Princip der Volksvertretung auf ein Menschenalter Bestand und Alleinherrschaft.

Da wir uns also eben in dieser Uebergangszeit befinden, wo Jeglicher Vorschläge zu einer neuen Zusammensetzung der Volksvertretung zu Markte trägt, so erlaube auch ich mir im Interesse der wahren Emancipation der Frauen folgenden Vorschlag.

Bei den Wahllisten soll nicht bloß auf Stand, Vermögen, Beruf rc. der Wahlmänner und Wahlcandidaten gesehen werden, sondern ihre Eigenschaft als Familienväter oder Junggesellen soll ebensosehr mitentscheiden über Wahlrecht und Wählbarkeit. Nur ein Familienvater oder Wittwer kann Wahlmann seyn; gewählt werden kann auch ein Junggesell; allein die Junggesellen müßten doch auch nur in geringerer Zahl gewählt werden dürfen, etwa so, daß in der Kammer höchstens auf zwei Familienväter ein Junggesell käme. Dünkt das den Hagestolzen zu hart, dann geben wir ihnen allenfalls zu, daß auch bei den Wählern auf je zwei Familienväter ein Junggesell mitwählen darf. Damit haben wir wenigstens unser Princip noch vollständig gerettet.

Diese Verkürzung der Junggesellen bei der Volksvertretung geschieht nicht etwa auf Grund des Spruches: „Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll',“ sondern aus folgenden beweglichen Gründen der socialen Politik.

Streng genommen sollte eigentlich nur der Familienvater (Ehemann oder Wittwer) als Vertreter des Volkes gewählt werden können, denn er allein ist der natürliche Repräsentant der großen öffentlichen Macht der Familie, die außerdem gar nicht vertreten und berücksichtigt ist. Nicht die Einzelperson, sondern die Familie ist die nächste Voraussetzung der Stände, der Gesellschaft, überhaupt der Volkspersönlichkeit. „In den Familien schaut," nach dem oben citirten Worte J. J. Wagners, „das Volk sich selbst an." Wenn das Volk sich selbst erschaut und erkennt in seinen Familien, dann wird es seine Persönlichkeit auch am reinsten im Kleinen wiedergespiegelt, d. h. vertreten wissen in einer mit Berücksichtigung der Familie gestalteten Volksvertretung. Der Mann ist nicht nur der rechtliche Vormund des Hauses: alle Bildungs- und Gesittungsarbeit des Hauses wird durch ihn erst den weiteren Kreisen, der Oeffentlichkeit vermittelt. Wo die Ehe eine wahre, eine geistig ebenbürtige und sittlich vollgültige ist, da weben stets zwei Personen in den vornehmsten Gedanken und Gesinnungen des Mannes — er selbst und seine Frau. In diesem hohen und reinen Sinn werden auch alle ächten Ehefrauen mitvertreten sein im Parlament, wenn der Ehemann darin sitzt. Allein nicht bloß Mann und Frau, das „ganze Haus" wirkt, in seinen Gliedern gegenseitig sich bestimmend, zusammen als eine moralische Gesammtpersönlichkeit. In dem „ganzen Haus" ist auch gar mancher Junggesell, gar manche Jungfrau eingeschlossen, die als Verwandte oder Geschäftsgehülfin Unterkunft bei der Familie gefunden haben. Es gehört selbst das Gesinde dazu, worunter ich freilich nicht solche Knechte und Mägde verstehe, die auf jeden Georgi und Michaeli in einen andern Dienst laufen. Sie alle werden insbesondere mitvertreten sein in dem Familienvater. Dabei mag man freilich auch ermessen, welches politische Gewicht in der Idee des Wiederaufbaues des „ganzen Hauses" liegt, wie ich dieses im zweiten Buche gezeichnet habe, halb als eine Ruine der Vergangenheit, halb als das Zauberschloß einer besseren Zukunft. Endlich gibt dann doch der Besitz einer Familie, wofern nur die

Ehegesetze die rechten sind, in noch weit höherer Weise eine Gewähr für die bürgerliche Gediegenheit des Volksvertreters und für sein natürliches Interesse an der Erhaltung des Staates als der bloße Besitz von Grundeigenthum.

Dieß ist also die einzige vernünftige politische Emancipation, welche die Frauen noch anzustreben haben: die durchgreifende Berücksichtigung der Familie im Staate. Die Emancipation der Frauen ist kurzweg zu verdeutschen in die „staatliche Anerkennung der Familie."

Der Gedanke, daß nur als Familienglied auch der Mann im Staate erst vollständig „seinen Mann stelle," schaut unstreitig auch aus dem seltsamen Antrage auf Einführung einer „Hagestolzensteuer" hervor, der vor einigen Jahren in mehreren deutschen Kammern eingebracht wurde. Dort haben die Antragsteller gewiß an den Spruch gedacht: „Je länger Junggesell, je tiefer in der Höll'." Es wäre aber doch sehr lustig, wenn man heutzutage, wo alles, was wir besitzen und thun, bereits besteuert ist, die Leute nun auch noch besteuern wollte für das, was sie nicht sind, nicht besitzen und nicht thun. Der Staat soll allerdings mit allen Mitteln dahin wirken, daß die furchtbare Zahl der von jedem Familienleben losgerissenen Einzelexistenzen, der Träger des proletarischen Geistes, verringert werde. Es ist aber ein großer Unterschied zwischen diesen vereinzelten Leuten und einem Hagestolz. Ein Hagestolz kann ebensogut in einer Familie leben und wirken wie eine alte Jungfer. Nur die Familie repräsentiren kann er nicht, das kann allein der Hausvater und Eheherr. Der Staat soll so wenig einen Prohibitivzoll auf die Ehelosigkeit als eine Prämie auf's Heirathen setzen. Nur die Ueberzahl familienloser, keinem Hause angehörender Sonderinteressen soll er beschränken. Das wird aber geschehen, wenn die Idee des „ganzen Hauses" wieder zu höheren Ehren, und die Macht der Familie zur vollen politischen Anerkennung kommt *).

*) Der humoristische Einfall einer Hagestolzensteuer führt zu an-

Selbst die freiesten Frauen, die in Gedanken für einen gleichen Beruf mit den Männern schwärmen, ahnen in der Regel den inneren Widerspruch, wenn es gilt, hier zur That zu schreiten. Zur Candidatur für die französische Nationalversammlung von 1848 wurde von Männern Frau Dudevant, George Sand, vorgeschlagen. Aber mit dem natürlichen Takt eines Weibes wies die berühmte Dichterin, die man doch wohl für sehr freigesinnt, für sehr fehdelustig gegen die überlieferten Sitten halten mußte, das unsinnige Ansinnen der Männer entrüstet zurück.

Dem natürlichen Taktgefühl, dem angebornen Conservatismus der Frauen muß man eben zu Hülfe kommen, indem man in der erhöhten Anerkennung der Familie zeigt, daß man den weiblichen Beruf im Hause versteht und politisch würdigt. Ignorirt aber

dern und zwar sehr ernsten steuerpolitischen Erwägungen. Man strebt gegenwärtig eifrigst, die Steuern gerecht zu vertheilen und sucht auf's gründlichste das feste und wechselnde Einkommen jedes Staatsbürgers zu ermitteln, auf daß seine Steuerpflicht genau seiner Steuerkraft entspreche. Allein wenn ein Junggesell 6000 Mark jährlich einnimmt und ein Vater von sechs unversorgten Kindern gleichfalls 6000 Mark, so ist Jener doch weit „steuerkräftiger" und müßte weit stärker zur Steuer herangezogen werden als Dieser. Beide zahlen aber die gleiche Steuer und das ist gar nicht gerecht. Die erste Grundbedingung eines gerechten Steuergesetzes ist die Berücksichtigung der Familienverhältnisse der Steuerzahler. Bei der Miethsteuer springt die hier waltende Ungerechtigkeit am klarsten in's Auge. Vermag man den oft sehr verschleierten Erwerb und Besitz jedes Bürgers an's Licht zu ziehen, damit, wie man sich anmuthig ausdrückt, auch nicht die kleinste Summe „durch die Maschen des Steuernetzes schlüpfe", dann wird es der Staatsgewalt doch viel leichter sein, auch den Familienstand jedes Bürgers und die hiermit verbundenen Versorgungspflichten festzustellen. Die Gerechtigkeit der Rücksichtnahme auf diese Pflichten bei der Schätzung der Steuerkraft sieht wohl Jeder ein. Allein man fürchtet die weiteren Consequenzen. Unser moderner Staat blickt fast durchweg nur auf die Individuen, nicht auf die Familie. Wird er letzteres einmal thun, und er wird es thun müssen, dann ist ein Neubau des ganzen Staatsgebäudes aus den Fundamenten unvermeidlich. (1881.)

der Staat die Familie, dann legt er selber ja den Frauen die Frage in den Mund, ob sie denn eine vollkommene Null im öffentlichen Leben für alle Ewigkeit sein und bleiben sollen?

Wer dem Gedanken der in der Familie vermittelten politischen Stellung der Frauen weiter nachgeht, dem wird dadurch auch ein neues Licht aufgehen über die grenzenlose Halbheit in unsern bisherigen Zusammensetzungsarten der Volksvertretung.

Die Censustheorie z. B. wägt die Stimme des Einzelnen zur Volksvertretung nach der Summe des Beitrags, den derselbe durch seinen Besitz und Erwerb zum Nationalvermögen leistet. Da müßte aber doch wahrlich die Frau des armen Kleinbauern oder Handarbeiters, noch mehr die selbständige Taglöhnerin, die Künstlerin 2c. ebensogut ein Stimmrecht haben wie der Mann. Beide treiben das gleiche Geschäft, erwerben, besitzen selbständig, stehen in der Bildung auf wesentlich gleicher Stufe. Warum läßt man solche Frauen nicht mitwählen zum Parlament? Auf die Frage muß die Censustheorie schlechterdings die Antwort schuldig bleiben. Nur aus Instinkt, der Ueberlieferung folgend, handelt man gescheidter als man in der That ist, und schließt die Frau ohne Grund von der Wahl aus. Denn wollte man zugestehen, daß die Frauen um deßwillen nicht mitwählen, weil die Volksvertretung ja nicht ein Abbild der Einzelnen in der Nation darbieten soll, sondern das verkleinerte Bild *aller natürlichen Organismen* der Volkspersönlichkeit, und folglich die Frauen ja schon vertreten seien in dem Organismus der Familie — so würde damit die Censustheorie sich selber den Hals brechen, denn nur indem sie die politische Bedeutung dieser natürlichen Organismen läugnet, besteht sie.

Nur eine ständische Wahlform verträgt sich mit dem Erkennen und Anerkennen der Familie. Darum hat sich der einseitige moderne Constitutionalismus auch niemals sonderlich mit der Lehre von der Familie befaßt; man geht nicht ohne Noth auf's Glatteis, und aus der Idee der Familie wächst die Idee der natürlichen Stände auf.

Man rechnet z. B. aus, daß die ritterbürtigen großen Grund-

besitzer einer Provinz etwa nur ein Zwanzigstel von sämmtlichem Grund und Boden ihres Landstriches inne haben und demgemäß besteuert sind, und folgert nun hieraus, daß es doch schreiendes Unrecht sei, solcher Zwanzigstels-Minderheit ein gleiches Gewicht im Landtag einzuräumen wie der neunzehnfach mehr steuernden Mehrheit der übrigen Grundbesitzer. Vom Standpunkt der reinen Censustheorie ist diese Folgerung ganz richtig. Ich frage dann nur immer wieder, woher man das Recht leitet, die selbständig erwerbenden Bäuerinnen und Taglöhnerinnen, noch mehr die sogar selbständig *steuernden* Putzmacherinnen, Lehrerinnen und Sängerinnen vom Wahlakt auszuschließen? Entweder stellt die Volksvertretung die *gesammte* Volkspersönlichkeit nach der Gliederung ihrer natürlichen *Organismen* dar — (und dies ist das einzige Mittel, die Proportionen des Urbildes auch auf das Abbild richtig zu übertragen) — oder sie ist bloß aus den erwerbenden und besitzenden Individuen gegriffen, wobei man davon absieht, das Volk als ein organisches Ganze, eine Persönlichkeit zu fassen. Im ersteren Falle gehört der Stand wie die Familie zu diesen natürlichen Organismen; und mit demselben Recht, womit man die Familie als solche vertreten sein läßt in den Männern, läßt man die ritterlichen Grundbesitzer gesondert wählen neben den Kleinbauern und wägt beide Gruppen als *sociale Mächte im Ganzen*, nicht aber zählt man die Köpfe ihrer Mitglieder im Einzelnen. Wer aber bloß die steuerzahlenden Individuen abschätzt und zählt, der hat gar kein Recht, die steuerzahlenden selbständigen Frauen zu übergehen. Sowie er es aber damit rechtfertigt, daß er die Frauen als nur in der Familie zählend gelten läßt, wird er seinem eigenen Principe untreu und steht schon mit einem Fuß auf dem ketzerischen Boden der organischen Gliederung der Volkspersönlichkeit.

Die vereinzelten, familienlosen Frauen, namentlich der arbeitenden Klassen, werden in Zukunft den Staatsmännern noch manche schwere Stunde bereiten. Ihre Zahl droht sich in geometrischer Steigerung zu vermehren, während die Zahl der in der Familie wirkenden Frauen nur in arithmetischer wächst.

Nicht von der zunehmenden Ehelosigkeit spreche ich, sondern von der wachsenden Familienlosigkeit. Was nützt aller Beweis, daß der Beruf des Weibes in der Familie gegeben sei, wenn Tausende von Frauen keine Familie mehr finden können, die sie aufnimmt? Die Familie schließt sich, namentlich im wohlhabenden Bürgerthum, immer enger ab; lieber miethet der moderne Hausvater drei wildfremde Mägde, als daß er ein einziges armes Bäschen in seine Familie aufnähme.

So sehen sich unzählige Frauen in einen Zustand versetzt, welcher vollkommen dem des socialen Proletariats entspricht. Sie sind beruflos, mittellos, familienlos. Das geht durch alle Stände.

Vom Stricken und Spinnen kann auch das genügsamste weibliche Wesen kaum mehr leben. Der Kreis der von Frauen selbständig betriebenen Geschäfte hat sich zwar nach andern Seiten bedeutend, ja übermäßig erweitert, aber dennoch ist er viel zu klein für die täglich wachsende Masse vereinzelter verdienstloser Frauen. Hier bildet sich eine Gruppe der stillen und verschämten Armuth, deren Elend auf ganz eigenthümlichen und neuen Voraussetzungen beruht. Der Jammer dieser weiblichen Proletarier wird nicht in der Presse zur Schau getragen, wie bei dem männlichen Arbeitervolk; sie machen auch keine Aufläufe und bauen keine Barrikaden. Sie verhungern und verkommen ganz in der Stille, und ihr Nothschrei stört nicht die behagliche Verdauung dinirender und soupirender Minister. Gott allein siehet ihr verschwiegenes Dulden. Auch daran möget ihr erkennen, wie die Entsagung die eigentliche Pfahl- und Herzwurzel ist von dem natürlichen Conservatismus des Weibes.

In der Verzweiflung haben sich viele vereinzelte Frauen

allerlei neue Hantierungen vom Zaune gebrochen, die oft nur halb Gewerb, halb Bettelei sind. Soll man es nun gestatten, daß auf solche Existenz hin die Frau sich etwa mit einem ähnlich proletarischen Mann verheirathet? Geben zwei halbe Existenzen zusammen eine ganze? Ich glaube nicht. Ein familienhaftes Haus wenigstens werden sie gewiß nicht geben, und ein familienloses Haus ist schlimmer als gar keines.

Als in den dreißiger Jahren der vielbesprochene „Donner der Julikanonen" nur insofern an der Spree widerhallte, daß die Berliner Schneidergesellen Krawall machten wegen der Schneidermamsellen, lachte man über diesen Contrast großer Ursachen und kleiner Wirkungen. Ich glaube aber, es steckt eine dräuendere revolutionäre Zukunft hinter dem Krieg der Schneidergesellen gegen die Schneidermamsellen als hinter der ganzen Julirevolution. Denn die Noth der Familienlosigkeit und der weiblichen Beruflosigkeit zeigt sich hier zusammengekoppelt mit der Angstfrage des Proletariats.

Die einfachen Hantierungen der Fabrikarbeiterinnen entsprechen noch allenfalls dem Begriff einer untergeordneten weiblichen Gewerbthätigkeit. Sie sind bloß eine Arbeit, kein Beruf, sie erheischen kein meistermäßiges Erlernen und drängen das Weib nicht, gleich so mancher anderer Arbeit, aus den Schranken ihres Geschlechts. Sieht man aber die von der verdorbenen Luft, dem Staub und Maschinenöldunst der Fabriksäle gebleichten Gesichter dieser Arbeiterinnenn, die gekrümmten Gestalten kaum entfalteter Jungfrauen, und erwägt dabei die sittlichen Folgen eines derartigen massenhaften Zusammenlebens vereinzelter Bursche und Mädchen, dann möchte man es wahrlich nicht auf sein Gewissen nehmen, die Fabriken als Zufluchtsstätten für beruflose Frauen besonders zu empfehlen.

Es haben ehrenwerthe Fabrikherrn wohl ein sittlich veredelndes Vereinswesen unter ihren Arbeitern begründet, welches den Männern ein Stück des Hauses ersetzen kann: die volle Familie niemals, den Frauen aber gar nicht. Was auf der einen Seite

durch die Fabriken gewonnen wird, indem eine große Zahl von Frauen dort wenigstens Arbeit und Unterhalt finden, das kehrt sich andererseits wieder zum Schaden, denn hunderte von Frauen, die, wenn sie ihren Eigenwillen opfern wollten, ächt weiblich einer Familie dienen könnten, gehen, um frei und fessellos zu sein, in die Fabrik. Dadurch wird aber der Geist der Familienlosigkeit selber wieder gehegt, der eben darin wurzelt, daß Jeglicher sein eigener Herr zu sein begehrt, und nicht erkennt, daß es höher ist, seinen Eigenwillen vor der großen sittlichen Institution der Familie zu beugen. „Eines Andern Knecht soll Niemand sein, der für sich selbst kann bleiben allein." Der Vers ist nicht für Frauen gemacht. Er war der Wahlspruch des Paracelsus, und ein Mann wie Paracelsus durfte wohl ein so stolzes Wort im Munde führen. Heutzutage aber will es ihm jeder Esel nachsprechen, der doch nichts weniger als ein Paracelsus ist.

Es gibt viele familienlose Frauen, die, wie man sagt, „von ihrem Gelde leben können." Sie verkümmern aber auch als mit sich selbst zerfallene alte Jungfern. Sie stehen vereinsamt und ohne Beruf. Ich möchte sie dem aristokratischen Proletariat vergleichen. Ihr Geschlecht und ihre Stellung verbietet ihnen geschäftsmäßig zu arbeiten. Sie verzehren ihre Renten als unsers Herrgotts Tagediebe. Viele dieser Frauen üben Werke der Mildthätigkeit, um nur überhaupt etwas zu thun. Das ist gewiß ein heiliger Beruf für Frauenhand, und Gott wird ihnen vergelten. Aber ein voller, ganzer, das Weib erfüllender Beruf ist es doch noch nicht, und ich glaube, viele von diesen in wohlhäbiger Unabhängigkeit lebenden Frauen beneiden manchmal eine arme Dienstmagd, der es vergönnt war, unter Müh und Plage sich in eine Familie einzuleben, die Kinder aufziehen zu helfen und liebzugewinnen, als wären sie ihr eigen Fleisch und Blut, und mit ihrem harten Stück Brod unvermerkt auch den Frieden eines weiblichen Berufs im Hause zu finden. Es ist wohl das fürchterlichste Ding, beruflos, ziellos ein Pflanzendasein zu leben, und sei es auch ein üppiges, und es gehört die ganze natürliche Entsagungskraft,

der Duldermuth einer Frau dazu, um bei einem solchen Dasein nicht aus der Haut zu fahren.

Als man den Kreis der Familie auch in den Städten noch weiter zog und eine wenn auch entfernte Base nicht vereinsamen ließ, so lange noch ein Platz am Tische und eine Schlafstätte noch in den Dachkammern vorhanden war, da fanden solche arme Wesen nicht nur eine Häuslichkeit, sondern auch einen Beruf in der Familie, der sie nahe standen und als natürliche Hausgenossen einverleibt waren. Das ist anders geworden, wie ich im Kapitel vom „ganzen" Hause" zeigen werde. Aber muß es anders geworden sein?

Das Volk hält jede häßliche Frau vorweg für eine gute Haushälterin. In den gebildeteren Kreisen ist man jetzt versucht, jede häßliche Frau vorweg für eine Schriftstellerin oder für eine Gouvernante zu halten. Eine häßliche Frau ist in der Regel auch eine Verbissene, Verbitterte, Gekränkte. Und in der That ist die überwiegende Zahl der modernen Schriftstellerinnen lediglich durch Verbitterung über die Verschrobenheit ihrer Stellung in Familie und Gesellschaft, wozu sich noch der Fluch der raffinirten Ueberweiblichkeit gesellt haben mag, zur Schriftstellerei getrieben worden. Groll und Trotz gegen Gott und die Welt war oft genug die einzige Begeisterung, welche sie an's Werk trieb, und doch — wie gemäßigt haben die meisten geschrieben gegenüber unsern im Weltschmerz unter die Literaten gegangenen Männern! Der sociale Roman ist seit Johanna Schopenhauers Tagen äußerst fleißig von Frauen angebaut worden. Damen aber, welche solche Romane schrieben, um der Gesellschaft Fehde anzukündigen, haben dies meist nur im Sinne eines veräußerlichten Aristokratismus gethan. Bettler sollen Fürstenbrüder werden, — aber die Verbrüderung muß jedenfalls im Salon und mit Anstand vor sich gehen.

Neben den Schriftstellerinnen stehen die Gouvernanten. Die Frau soll erziehen; das beste Theil unserer Erziehung haben wir Alle wohl von Frauen erhalten. Soll aber die Frau auch lehren und ein Gewerb aus dem Lehramt machen?

Sie soll lehren in der Familie. Sowie sie öffentlich lehrt,

treten dieselben Gefahren ein, wie bei der öffentlichen Kunstübung der Frauen, und wenn die Frauen massenhaft dem Lehramt zuströmen, wenn es sich gleichsam von selbst versteht, daß jedes häßliche und nicht allzureiche Mädchen aus guter Familie Lehrerin wird, dann ist damit bereits ein krankhafter Zug in der ganzen Physiognomie des weiblichen Geschlechts angezeigt.

Diese Gruppe vereinzelter Frauen ist um so gefährlicher, weil sie in der That einen ächt weiblichen Beruf üben, nur nicht in weiblicher Art; weil auch am Ende weniger die Erscheinung an sich als die Massenhaftigkeit ihres Auftretens den Staatsmann stutzig machen muß.

Auch hier tritt immer wieder die Frage, wie die Familie diese tausend durch den weiblichen Lehrberuf sich absondernden Elemente auf's Neue an sich ziehen könne, als die eigentliche Frage der „Nutzanwendung" für den Staatsmann in den Vordergrund.

Auf die verschobene Stellung der beiden Geschlechter zu einander übt das weibliche Erziehungswesen den entscheidendsten Einfluß. Ein Unterrichtsminister würde zwar gewiß darüber lachen, wenn man ihm sagte, daß das Studium des Gegensatzes von Mann und Weib speciell in sein Departement einschlage; es hat aber doch seine Richtigkeit. Zur gerechten oder verfälschten Herausbildung jenes Gegensatzes, in dem die Gesundheit und Dauerbarkeit der Familie beruht, wirkt die Erziehung auf's Entschiedenste mit.

Ich verwies oben bereits auf den Einfluß der Dorfschulen, wo Mädchen und Buben bis zur Confirmation auf denselben Schulbänken sitzen.

So treibt die Ueberweiblichkeit der feinen Welt in der Töchtererziehung dieser Kreise ihre erste tiefe Wurzel. Wo ein Mädchen schon mit dem ABC-Buch auf den Isolirschemel einer aparten weiblichen Bildung gestellt wird, da ist es kein Wunder, wenn die erwachsene Dame zuletzt vor lauter Weiblichkeit zu Grunde geht.

Die erste Erziehung gehört der Frau, aber — in der Familie. Vornehme Damen schicken ihre kleinen Mädchen, wenn

diese kaum ordentlich laufen können, häufig bereits in eine weibliche Pension, nicht um sie besser erziehen zu lassen, sondern um sie los zu werden. In einem Lebensalter, wo das Kind noch rein in der Zucht des Hauses stehen sollte, wird hier bereits die künftige Dame in ihm vorgebildet. Gegenüber solchen Müttern erscheint mir der berühmte Strauchdieb Matthias Weber, weiland Zeit- und Ruhmesgenosse des Schinderhannes, immer als ein höchst respectables Gegenbild. Als Weber vor seiner Hinrichtung gebeichtet hatte, sagte er zu dem Beichtvater, nun habe er nur noch einen Herzenswunsch: nur eine kleine Weile möchte er frei sein, um — noch einmal etwas recht Großes stehlen zu können! Als ihm der Beichtvater staunend diesen letzten Wunsch verwies, erwiederte der Räuber: „Ja, das wollt' ich, ich würde das Geld nehmen und dafür mein armes Kind erziehen lassen. Es wird doch zu Grunde gehen!" Der Spitzbube hatte noch väterliches Gefühl; er hätte bei besseren Verhältnissen sein Kind gewiß nicht in ein Pensionat geschickt, um es los zu werden.

Die Tochter soll, noch weit entschiedener als der Sohn, möglichst lange in der elterlichen Familie gehalten werden, denn wenn sie auch nebenbei in die Schule geht, ihre Hochschule wird immer das elterliche Haus sein.

Die ausschließliche Bildung durch Privatunterricht, die vorzugsweise bei den Töchtern eingerissen ist, läßt zwar das Kind im Hause, trägt aber auch von der andern Seite zu der bei dem weiblichen Geschlecht so verfänglichen Vereinzelung der Persönlichkeit und des Geschlechtes bei. Ueberall liegen hier Keime, aus denen später die Ueberweiblichkeit aufsproßt.

Auch in den Städten sollte man die Mädchen bis zum zwölften oder vierzehnten Jahre durchaus in die Volksschule schicken, seien ihre Eltern so vornehm wie sie wollen. Die Kinder werden hier von den Kindern gemeiner Leute zwar manche Rohheit lernen, sie werden aber auch vor der Ziererei überweiblicher Art gründlich bewahrt und erhalten Auge und Sinn für des Volkes derbe und kräftige Natur. Es liegt ein unberechenbarer Gewinn für die

Charakterbildung der Männer und Frauen der höheren Kreise darin, wenn sie wenigstens in der Schule mit der Gesammtheit der Kinder aus dem Volke auf einer Bank gesessen und mit den barfüßigen Kameraden und Gespielinnen unter dem gleichen Kriegsrecht des Bakels gestanden haben.

Die Mädchen erhalten hier auch wenigstens noch männliche Schulmeister und keine weibliche „Erzieherinnen." Sie sollen den Ernst und die harte Disciplin einer öffentlichen Volksschule durchkosten, als Präservativ gegen die Ueberweiblichkeit.

Das Weib kann die mannichfachsten Bildungsstoffe in sich aufnehmen; es kann in der Kunst und Wissenschaft festen Fuß fassen, und sofern es dadurch nur dem weiblichen Hauptberuf, welcher der Familie gehört, nicht untreu wird, mag eine solche anspruchlose und feine männliche Bildung auch dem Weibe ein köstlicher Schmuck werden. Dieses Ausnahmeverhältniß aber wird in den meisten weiblichen Erziehungsanstalten zur Regel verkehrt. Geradezu auf der Grundlage der Wissenschaft und Kunst soll hier das Mädchen erzogen werden. Und es ist das noch nicht einmal die männlich ernste, strenge Kunst und Wissenschaft, in welche mühsam einzudringen schon allein zur Zucht des Geistes wird, sondern bei der weiblichen Erziehung ist ein bloßes Dilettantenwesen mit Musik, Malerei und Poesie obenauf, die Sprachbildung zielt nicht auf die logische Zucht der Erkenntniß der Sprache und ihrer Gesetze, sondern auf fein renommistisches Parliren. Wenn dazu der Unterricht in allen möglichen Wissenschaften von Frauen ertheilt wird, die selbst niemals Gelegenheit hatten, die festen Fundamente eines streng wissenschaftlichen akademischen Studiums zu legen, was soll da anders herauskommen als eine Oberflächlichkeit, die zur ächten Zucht des Geistes zu wenig und zur Bewahrung der naiven natürlichen Frauenart viel zu viel ist? So fängt denn der Blaustrumpf bereits im Institute an, und jene specifisch weibliche Literatur der glänzend lakirten Oberflächlichkeit hat hier ihre wahre Universität gefunden.

Man spricht von der strengen Häuslichkeit, dem festen Cha-

rakter der Mütter und Frauen der guten alten Zeit, und im ehrenden Gedächtniß an sie nennt man den natürlichen Scharfblick, die natürliche Gesundheit und Schlagfertigkeit des Urtheils „Mutterwitz“ — als den von der Mutter ererbten Witz. Diese Frauen mit den vollen ehrwürdigen Gesichtern in den großen steifen Halskrausen, die Frauen, von denen wir den Mutterwitz geerbt, hatten aber auch ganz andere weibliche Erziehungsanstalten durchzumachen als unsere Pensionen und Institute, in denen gemeinhin der Mutterwitz todtgeschlagen wird.

In der „Christlichen Kirchenordnung“ des Landes Braunschweig-Wolfenbüttel vom Jahre 1543 finden wir einen Abschnitt „Von der Junkfrouwen Scholen“, der uns ein höchst anschauliches Bild von den „Dameninstituten“ des sechzehnten Jahrhunderts gibt. Die Jungfrauen sollen in diesen Schulen lesen und schreiben lernen und zwar ziemlich bedächtig, nämlich „allein lesen“ in einem bis zwei Jahren. Dann lernen sie Psalmen singen, lernen den Katechismus und ein gutes Stück der Bibel auswendig. „Wer seine Jungfrauen mehr will lassen lernen, der lasse sie auch mit dem Schreiben lernen, geschriebene Briefe zu lesen“ u. s. w. wie es naiv genug heißt.

Wenn die Schulstunden der Mädchen vorüber sind, dann „sollen sie bei ihrer Mutter seyn zu Hauſ', sollen etwas lesen, und lernen von ihrer Mutter tüchtig haushalten und was dar mehr zu gehöret. Man soll ihnen auch nicht zu viel auflegen, Maß ist zu allen Dingen gut. Man lasse die kleinen Kinder zu Zeiten auch spielen, daß sie darnach desto fleißiger zum Studiren wieder ankommen.“

Auch über die religiöse Erziehung in den Jungfrauenschulen redet die Schulordnung Dinge, die heute noch nützlich zu hören sind. Da heißt es unter Anderem: „Salomon am Ende seiner Sprüche sagt, daß es nicht genug ist, wenn eine Hausfrau schön ist, so sie nicht auch gottesfürchtig ist: die nach Gottes Worte Gott allezeit in allen ihren Geschäften vor Augen hat. Gottlose Mütter fragen nichts nach Gott, das heißt nach Gottes Wort,

darum halten sie auch ihre Knechte und Mägde nicht zu Gottes Wort und ziehen gottlose Kinder auf. Aber aus solcher Jungfrauen-Schule können wir viele Hausmütter kriegen, die mit Gottes Wort zu Gottes Furcht gehalten sind, die gedenken bei Christo zu bleiben, in welchem sie getauft sind, die halten nachgehends ihre Kinder und Gesinde auch zu Gottes Wort" . . . „Von solchen Hausmüttern, die Gott fürchten, wird nachmals die Stadt besetzet mit ihren Kindern, die fromme Bürger und Bürgerinnen werden, und kommt von ihnen ein edel Geschlecht, die Kinder Gottes werden durch den Glauben an Jesum Christum bis zum jüngsten Tag: darum wollen wir traun solche Jungfrauen-Schulen nicht versäumen, sondern in Ehren halten."

Diese Jungfrauen-Schulen hatten auch damals schon eine „Jungfrauen-Schulmeisterin," obgleich die alte Zeit weit bedenklicher war als die unsrige in der Zulassung der Frauen zum Lehramt, und schon Karl der Große wollte, daß nicht Frauen sondern Männer die Mädchen erziehen sollten. Allein die „Jungfrauen-Schulmeisterin" sieht dann doch ganz anders aus als die moderne „Erzieherin". „Zu dieser Schule soll man vorschaffen eine ehrliche Matrona, die wohl lehren kann und mit den Jungfrauen wohl und vernünftig kann umgehen, die Gottes Wort liebt und gern in der Bibel sonst was gutes lieset." Aus dem Nonnenkloster geht die Jungfrauen-Schule hervor, darum fordert man zuerst eine Matrone zur Schulmeisterin, und zwar, da das Kloster wie die Jungfrauen-Schule im Sinne der Zeit nur die häusliche Erziehung ergänzen soll, wo möglich eine verheirathete oder verwittwete, keine alte Jungfer. Joh. Ludw. Vives in seiner damals als klassisch anerkannten Schrift „de institutione christianae foeminae" fordert sogar, daß der Mädchen-Schulmeister verheirathet sei und obendrein, daß er wo möglich eine schöne Frau habe — „ita demum in alienas minime exardescet."

In diesen Jungfrauen-Schulen erkennen wir erst recht die ehrsamen Hausfrauen, wie sie uns von den Bildern Dürers, Holbeins und Kranachs hellen Auges entgegenschauen, und in

den modernen Pensionaten und Instituten mögen wir die Damenköpfe unserer Almanachkupfer und Modejournale erkennen.

Mit allen diesen Erörterungen über die politische Vertretung der Frauen durch eine erweiterte Anerkennung der Familie, dann über die vereinzelten Frauen und damit zusammenhängend über die Erziehung zur Ueberweiblichkeit habe ich also nur verschiedene Folgen der Einen Thatsache dargelegt, daß der Beruf der Frauen überall in der Regel nur ein in der Familie vermittelter sein könne.

Diesem Centralsatze sind aber überhaupt alle Untersuchungen über Wesen und Natur der Frauen zugewandt. Er ist der geheime Kern aller im Vorhergehenden aufgestellten Thesen über den Geschlechtsgegensatz. Er führt uns auch hinüber zu dem nächsten Buche, welches von dem Ideal und der Reform des Hauses und der Familie handelt.

Wo aber bleibt die Nutzanwendung?

Was soll man denn beginnen mit den vereinzelten Frauen? Wie soll man die täglich wachsende Heerschaar Derjenigen mindern, die ohne ihr Verschulden losgelöst sind von der Familie, hinausgestoßen, einsam dastehend in der eigensüchtigen, wirr bewegten Welt, beruflos, mittellos, oder doch wenigstens von vornherein ohne Gnade verdammt zu einem verfehlten, ziellosen Leben? Was soll man mit diesen Aermsten anfangen? Soll man sie in Nonnenklöster sperren? in Pfründnerhäuser einkaufen? barmherzige Vereine aus ihnen organisiren? soll man die Wittwenkassen erweitern, Lebensversicherungen für Schwestern und Basen gründen, die voraussichtlich alte Jungfern werden? soll man die Ueberzahl der familienlosen Frauen über's Meer nach Australien schicken? soll man sie todtschlagen?

Mit einem Sturme solcher Fragen wird der Socialpolitiker leicht vom praktischen Staatsmann übergossen. Er gibt aber auf so viele Fragen ganz kaltblütig nur eine einzige Antwort: „Beginnen“ soll man mit der ganzen Legion der vereinzelten Frauen gar nichts. Man soll sie ihrer Wege gehen lassen nach wie vor. In allen den eben aufgeworfenen Fragen mögen gute Aushülfen

für einzelne Fälle liegen — nur das Todtschlagen will ich nicht empfohlen haben — allein für den Krankheitszustand als Ganzes und in seiner Wurzel ist durch solche örtliche Linderung noch nichts gewonnen.

Man will aber helfen, augenblicklich helfen! — Ja man mag augenblicklich helfen, aber die Frucht wird sich früheſtens zeigen binnen heute und fünfzig Jahren — gerade wie bei der „Reform der Gesellschaft.“ Wer in solchen Dingen sogenannte praktische Rathschläge begehrt, wundersame Geheimmittel, die von heute auf morgen wirken, der möge bedenken, daß in der Regel nur der Idealist oder der Charlatan derlei praktische Rathschläge in socialen Fragen gibt: der besonnene, ehrliche, gründliche und praktische Mann glaubt auch hier an keine Universalpillen.

Aber soll man denn solche Krankheitszustände ganz sich selber überlassen?

Gewiß nicht. Der Verfasser, welcher ein ziemlicher Ketzer im Glauben an die medicinische Facultät ist, befolgt für seine Person bei Unpäßlichkeit das Selbstheilverfahren der Hunde, die sich lediglich durch Fasten, heftige Bewegung und Schlafen curiren und ist dabei so wohl gefahren, daß er seit seinen Kinderkrankheiten — unberufen! — für den Dittersdorfischen Doctor und Apotheker mehr Geld ausgegeben hat als für den wirklichen. Er glaubt auch, daß alle vernünftigen Heilmittel keinen andern Zweck haben können, als eine oder mehrere der Wirkungen dieser drei Naturhülfen künstlich zu erzielen.

Die Naturhülfen müssen wir auch für das sociale Heilverfahren aufsuchen. Die Rückführung der vereinzelten Frauen zur Familie wird nur dann erfolgen, wenn die ganze Nation wieder tiefer durchdrungen sein wird von dem Geiste der Familienhaftigkeit. Einen solchen „Geist“ citirt man aber nicht wie ein Gespenst durch ein Zauberwort mit etwas social-politischem Hocuspocus. Man kann ihn nur entzünden — langsam und allmählig — bei den Einzelnen, man kann durch ein treffendes Wort den Leuten klar machen, was sie wohl geahnt und gefühlt,

aber nicht auszusprechen gewußt haben, man kann solchergestalt allmählig eine stille Gemeinde der Gleichgesinnten stiften, und in Jahr und Tag, wenn vielleicht längst unsere Kinder an unsere Statt eingerückt sind, wird der ursprüngliche zündende Funke zu einem hellen Feuerschein geworden, der Geist wird in allem Volke „entzündet" sein. So zu wirken soll der Stolz, aber auch zugleich die Selbstbescheidung des Socialpolitikers sein.

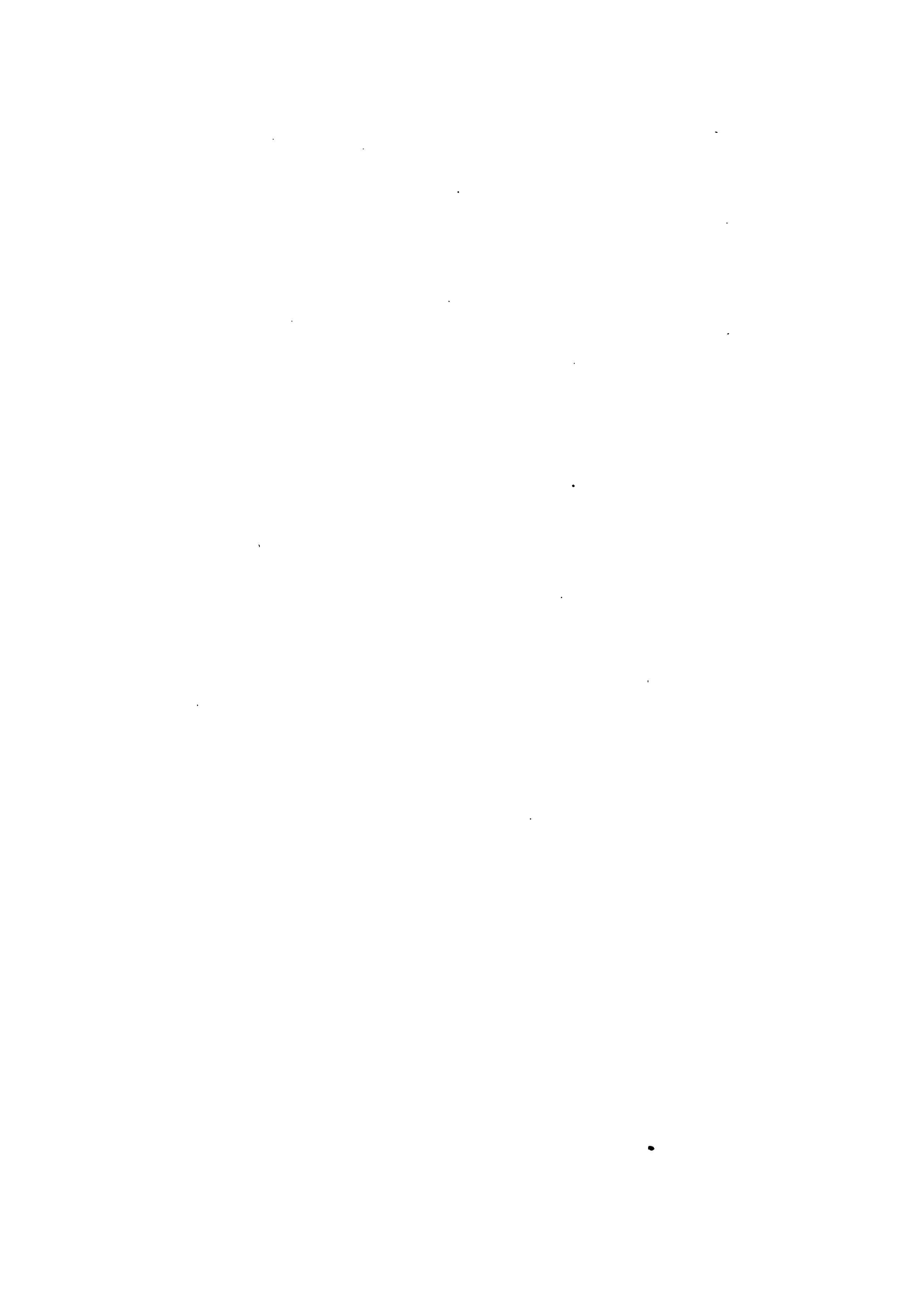
Meine Antwort, wie man die vereinzelten Frauen ins Familienleben zurückführen solle, war darum in sehr wenigen Worten gegeben, sie folgt aber auch noch in vielen. Denn das ganze nunmehr folgende Buch vom „Haus und der Familie" ist eigentlich auch eine Antwort darauf. Dort habe ich nämlich meine Ansicht über das Urbild der Familie, über ihren Verfall und Wiederaufbau niedergelegt. Ich habe wiederum viele einzelne praktische Rathschläge angedeutet, aber kein einziges Universalmittel. Den Geist der Familienhaftigkeit wünschte ich zu entzünden durch dieses Buch, und wenn mir dieß gelänge bei einigen Wenigen, Gleichgesinnten, wenn ich nur ein Dutzend deutscher Männer und Frauen bewegen könnte, die verklungene Idee des „ganzen Hauses" wieder in sich aufleben zu lassen, dann würde ich mich glücklich preisen mit diesem Buche einen großen praktischen Erfolg gewonnen zu haben. Mit dem Geiste der Familienhaftigkeit werden die Frauen nicht mehr fessellos und persönlich eigenherrisch ins Weite schweifen wollen; sie werden ihre Seligkeit wieder darin finden, zu Hause zu bleiben. Die Familien selber aber werden sie dann auch wiederum nicht mehr von sich stoßen, sie werden es Gott danken, die natürlichen Genossen des Hauses statt gemietheten Volkes wieder in ihre Mauern einziehen zu sehen. Ein Jeder fange nur in seinem eigenen Hause an, dann wird die deutsche Familie bald reformirt sein.

Der Staat kann viel thun, er kann trefflichen Hebammendienst verrichten bei socialen Geburten, aber selber ein neues sociales Leben zeugen oder gebären kann er nimmermehr. Und gerade den allgemeinsten Urverhältnissen der socialen Erscheinungen

gegenüber ist der Staat am ohnmächtigsten. Wo es nicht für das deutsche Haus begeisterten Männern und Frauen gelingt, einen wahren apostolischen Glaubenseifer für die große sittliche und nationale Idee der Familie anzufachen, da wird es dem Staate nie und nimmer gelingen die verschobene Stellung des männlichen und weiblichen Geschlechtes in die rechte Linie zu rücken.

Das deutsche Haus baut sich auf wie die gothische Kirche: von Innen nach Außen. So wird aus dem Innern der Familien heraus die Stellung von Mann und Weib wieder ins Loth gebracht werden müssen. Dann wird auch wieder herrlich erfüllt werden, was Goethe so wunderbar schön von dem Beruf der Frauen gesagt hat und was ich den ächten deutschen Frauen zur Erbauung, den modernen Damen aber zum Trutz als den rechten Zimmermannsspruch hierhersetzen will, da ich nun den letzten Balken zum äußeren Fachwerk meiner Familie aufgeschlagen:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in Andern!"



Zweites Buch.

Haus und Familie.

Erstes Kapitel.

Die Idee der Familie.

Der philosophische Mythus Platons, Jakob Böhme's und so manches anderen Denkers, daß in dem Urmenschen Mann und Weib in Einer Person vereinigt gewesen sei, findet seine praktische Deutung in der Ehe.

Die in ihre zwei Gegensätze gespaltene menschliche Gesammtpersönlichkeit sucht in der Ehe wieder einheitlich zu werden. In einem einzelnen Mann oder einer einzelnen Frau kann sich die Idee der Menschheit niemals vollständig darstellen. Ein Ehepaar gibt erst einen Mikrokosmus der ganzen Menschheit. Die Menschheit ist ausgegangen von dem „ersten Paar"; und wenn sie ausstürbe bis nur auf ein Paar, könnte sie doch wieder aufwachsen und blühend werden wie vorher.

Durch die leibliche und sittliche Verbindung von Persönlichkeiten der beiden Geschlechter zur Wiederherstellung des ganzen Menschen — die Ehe — entsteht die Familie. Denn mit jener Wiederherstellung des ganzen Menschen ist zugleich die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes gegeben, und die drei Elemente der Familie: Vater, Mutter und Kinder sind in ihr bereits vollständig vorausgesetzt. Die Familie ist darum der erste und engste Kreis, in welchem wir unser ganzes menschliches Wesen wiederfinden, uns in uns befriedigt und bei uns selbst daheim fühlen.

Sie ist die ursprünglichste, urälteste menschlich=sittliche Genossenschaft, zugleich eine allgemein menschliche; denn mit der Sprache und dem religiösen Glauben finden wir die Familie bei allen Völkern der Erde wieder.

Die Ehe und die Familiengründung ist der erste Ausfluß des hohen Urrechtes des Menschen: der freien Persönlichkeit. Bei dem Thiere verbinden sich die Geschlechtsindividuen gattungsmäßig und eben darum nur vorübergehend: bei dem Menschen verbinden sich die Personen für die ganze Lebensdauer. Wenn moderne Socialisten Staats=Kinderzeugungs=Anstalten an die Stelle der Familie setzen wollen, so heißt das nichts anderes, als die Bestialität an die Stelle der Menschlichkeit setzen. Um aber den Begriff der Familie logisch zu vernichten, muß z. B. Peter Leroux von einem Grundsatz ausgehen, welcher schon durch die bekanntesten physiologischen Thatsachen widerlegt wird: von dem Grundsatz: „die Menschheit ist virtualiter in jedem einzelnen Menschen. Die Menschheit ist der Mensch — der Mensch die Menschheit.“ Wir sagen umgekehrt: der einzelne Mensch kann nicht einmal für das verkleinerte Bild der Menschheit gelten, geschweige, daß er selbst die Menschheit wäre; die Menschheit ist erst im Bilde repräsentirt durch zwei Menschen, durch Mann und Weib, und wiederum nicht durch Mann und Weib in ihrer Vereinzelung, sondern in ihrer Verbindung durch die Ehe zur Familie.

Die Protestanten des sechzehnten Jahrhunderts sagten statt des „Ehestandes“ auch: der „ächte Stand“. In der That ist er auch der Urstand: die Basis aller weitern Gesellschaftsentwickelung. Als die Wiederherstellung des ganzen Menschen weihet die Kirche den Ehestand und erkennt in ihm eine göttliche Einsetzung.

Man hat es katholischerseits den Protestanten als eine Inconsequenz vorgehalten, daß sie zwar ein für das ganze Leben bindendes Ehegelübde statuirten, dagegen ein gleiches Gelübde der Ehelosigkeit nicht wollen gelten lassen. In dem Ehegelübde ist aber eigentlich nur das Urrecht der menschlichen Persönlichkeit,

das Recht auf die Wiederherstellung des ganzen Menschen in der Vereinigung von Mann und Weib besiegelt und erfüllt; das Gelübde der Ehelosigkeit dagegen ist ein Verzicht auf dieses Urrecht. Der qualitative Unterschied beider Kategorien springt auch schon daraus hervor, daß eine auf Zeitdauer abgeschlossene Ehe eigentlich gar keine Ehe, ein logisches Unding ist, während sich eine auf Zeitdauer gelobte Ehelosigkeit recht wohl denken läßt.

Ich kann meine Persönlichkeit ganz und ungetheilt nur einer anderen Persönlichkeit darbringen, nicht aber einer Mehrzahl von Persönlichkeiten. Daher kann eigentlich nur aus der Monogamie eine wirkliche Ehe hervorgehen. Je reifer die Menschheit wird, um so allgemeiner wird die Monogamie.

Die Familie ist uns aber nicht bloß religiös, sondern auch social und politisch ein Heiligthum. Denn die Möglichkeit aller organischen Gliederungen der bürgerlichen Gesellschaft ist in der Familie im Keim gegeben, wie der Eichbaum in der Eichel steckt. In der Familie ist gegründet die social-politische Potenz der Sitte, aus welcher das Gesetz hervorgewachsen ist. Die Familie ist überhaupt die nothwendige Voraussetzung aller öffentlichen Entwickelung der Völker. Die Familie antasten, heißt aller menschlichen Gesittung den Boden wegziehen.

Der Staat setzt die Familie voraus, aber er ist keineswegs, wie man so oft behauptet hat, die erweiterte Familie, noch ist der Organismus der Familie schlechthin ein Vorbild des Staatsorganismus.

Die Familie ist nur das natürliche Vorgebilde der Volkspersönlichkeit, d. h. der bürgerlichen Gesellschaft. Beide sind, gleichsam als Naturprodukte unserer geschichtlichen Entwickelung, bestimmt durch die Idee der Sitte; der Staat dagegen ruht auf der Idee des Rechtes. So verkehrt es daher ist, den Staat als eine erweiterte Familie zu betrachten, so verkehrt ist es, bei der Familie oder der bürgerlichen Gesellschaft nach der beiden Organismen zu Grunde liegenden Rechtsidee zu fragen. In dem Wesen beider liegt gar keine Rechtsidee, wohl aber kann und muß der

Staat die Familie wie die Gesellschaft hinüberziehen in **seine** Rechtssphäre. Aber auch dann noch betrachten wir mit gutem Grund das Familienrecht nicht als einen Theil des öffentlichen Rechtes, sondern des Privatrechts.

Es ist ein Zeichen der höchst niedrigen politischen Entwickelungsstufe des patriarchalischen Staates (der eben überhaupt nur annähernd für einen Staat gelten kann), daß hier wirklich der Staat als eine erweiterte Familie erscheint.

Wie der Staat auf den Schwerpunkt des Rechtes gestellt ist, so die Familie auf den Schwerpunkt der sich ergänzenden Liebe und der auf diese gegründeten bewegenden Mächte der **Autorität** und **Pietät**.

Die Familie steht unter der natürlichen Obervormundschaft der Eltern und speciell des Familienvaters. Diese Obervormundschaft ist ein Urrecht, in der Natur der Sache gegeben. Weil Vater und Mutter die Auctores, die Urheber der Familie sind, darum besitzen sie von selber auch die Auctoritas, die Macht der Autorität. Weil aber die Autorität die Gewalt des Urhebers ist, so ist sie andererseits gegründet auf die natürliche Liebe und Aufopferung des Erzeugers für sein Kind.

Ebenso steht der Mann zu seiner Frau in dem aus der Liebe hervorwachsenden Verhältniß der Autorität. Nicht gezwungen durch äußere Unterdrückung, sondern weil sie es ihrer Natur nach gar nicht anders kann und mag, tritt die Frau unter die Autorität des Mannes. So war es seit die Welt stehet und so wird es bleiben. Die Frau gibt ihren Namen auf und nimmt den Namen des Mannes dafür hin; denn in diesem Namen allein ist zugleich der durch die langen Reihen der Generationen fortlebende Namen der Familie gegeben. Ohne den „Familien-Namen", der naturgemäß von der Frau das Opfer ihres eigenen Namens fordert, hätten wir keine Familiengeschichte. Die Familien-Namen sind jüngeren Datums als die Personen-Namen, weil das historische Gesammtbewußtsein sich erst auf einer späteren, das heißt höheren Culturstufe ausprägt. Der Bauer sagt: ich „heiße" Karl und

[sch]eibe mich" Huber; der Personen-Name gehört schon der Zeit [an,] wo man nur mündlich verkehrte, der Familien-Name kam erst [als] das Volk schreiben und lesen lernte.

Auch die Religion des Vaters wird für das Bekenntniß der [F]amilie entscheidend; denn er ist der Repräsentant der Familie. Eine völlige Verschiedenheit der Religion beider Ehegatten kann gar nicht gedacht werden, denn eine solche Ehe würde von vornherein ihrem vollen Begriffe nicht entsprechen. Wo sie scheinbar vorkommt, da hat der eine oder andere Theil die Religion, welcher er dem Namen nach angehört, in der That bereits aufgegeben. Wohl aber wird z. B. Verschiedenheit der Confession innerhalb der gemeinsamen christlichen Kirche eine wahre Ehe nicht unmöglich machen. Es liegt dann aber im Begriff der Familie, daß alle Kinder der Confession des Vaters folgen, als des Hauptes, des Repräsentanten, des Namengebers der Familie. Ohne diese Voraussetzung kann wenigstens der historische Geist der Familie nicht aufrecht erhalten werden. Bei den Häusern der Fürsten und des hohen Adels, wo der historische Zusammenhang der Familie noch mit besonderer Sorgfalt gewahrt wird, gilt es daher als allgemeiner Grundsatz, daß die Confession des Familienhauptes, d. h. eben die historische Confession der Familie, maßgebend bleibe für alle Glieder der Familie. In Rußland, wo patriarchalische Zustände noch so tief in das sociale, religiöse und politische Leben eingreifen, müssen sich selbst die Schwiegertöchter des Kaisers bequemen, die Confession des Hauptes der kaiserlichen Familie anzunehmen.

Das Alles sind Ausflüsse des natürlichen Autoritätsverhältnisses in der Familie, für welche der Staat keine Analogie hat.

Schon bei der Aufstellung dieser einfachsten Begriffe der Familie öffnet sich vor uns ein wahrer Abgrund gewaltiger Consequenzen. Fragt mich Einer: warum bist du Protestant? so kann ich (wie mir dünkt ohne den Vorwurf der Oberflächlichkeit) nur antworten: weil mein Vater Protestant war. Ich bin es mit Ueberzeugung; aber ich würde zu dieser Ueberzeugung niemals

gekommen sein, wenn ich nicht in protestantischen Anschauungen und Ideen aufgewachsen, wenn meine Familie nicht protestantisch gewesen wäre: mein religiöses Bekenntniß, scheinbar das Individuellste, was ich nur besitze, ist mir also wesentlich eingeimpft worden durch die Autorität der Familie. Der gemeine Mann hält darum das Abfallen vom Glauben der Väter („Umfallen" sagten unsere Vorfahren schlechtweg) auch deßhalb für ganz besonders schimpflich, weil er darin neben Anderem die größte Verläugnung der Familie sieht. Nur in Zeiten der wildesten religiösen Erregung werfen ganze Völker die Scheu vor einer solchen Verläugnung der Familie von sich. Darum sind aber auch die großen religiösen Krisen der Menschheit niemals ohne die gründlichste Umwälzung der Familie wie der Gesellschaft vor sich gegangen.

Wir ahnen gar nicht, wie sehr die Autorität der Familie unser innerstes Selbst gefesselt hält. Dieses Schauspiel wiederholt sich, wenn wir im Großen statt auf einzelne Menschen auf ganze Generationen blicken. Die vergangenen Geschlechter stehen zu den gegenwärtigen im Verhältniß der Autorität, des Urheber-Rechtes, wie der Vater zum Sohn. Sie haben uns die Bahnen unserer Entwickelung fest bestimmt, und wir folgen diesen Bahnen so gewiß als ich Protestant bin und sein muß, weil mein Vater Protestant war. Aber auch diese Fesselung der natürlichen Autorität hat Maß und Ziel. Dem Kinde wird niemals der ganz gleiche Beruf mit dem Vater zufallen, und wenn ich schon ein Protestant bin, weil mein Vater einer war, so bin ich doch ein ganz anderer Protestant als mein Vater.

Wenn das Familienhaupt den übrigen Gliedern der Familie gegenüber im Verhältniß der A u t o r i t ä t steht, so stehen diese zu ihm im Verhältnisse der P i e t ä t, der liebe- und ehrfurchtsvollen Hingebung. Ich sagte, auch bei den Generationen der Menschheit wiederhole sich das Verhältniß der väterlichen Autorität der vorangegangenen Geschlechter zu den nachfolgenden. So soll sich auch das Verhältniß der Pietät gegen die Vorfahren bei jedem lebenden Geschlechte wiederholen.

Autorität und Pietät sind die bewegenden sittlichen Motive in der Familie. Im Staate sind sie das nicht; sie treten hier in die zweite Linie zurück, und das Rechtsbewußtsein tritt an ihrer Statt in die erste Linie vor.

Aus dem Grundverhältniß der natürlichen Autorität und Pietät zwischen den Familiengliedern wächst die Familiensitte auf, welche das Familienleben formt und ordnet, wie das Gesetz die Formirung des Rechtsbewußtseins im Staatsleben ist.

Es ist hier am Ort, den höchst wichtigen Begriff der Sitte gründlicher zu bestimmen. Denn von der Familie geht das Regiment der Sitte aus, um sich über die bürgerliche Gesellschaft und, beim organischen Aufwachsen der Gesetze und Rechtsgewohnheiten, auch über den Staat zu verbreiten.

Die Entstehung der Sitte vergleiche ich mit der Entstehung des Volksliedes. Kein Volkslied hat einen bestimmten, nennbaren Verfasser. So lange man einen solchen noch nennen kann, ist das Lied auch kein wirkliches Volkslied geworden. Nur das Volk selber macht Volkslieder. Allein ein Einzelner muß doch der erste Urheber gewesen sein? Ganz gewiß. Andere bildeten aber sein Lied weiter; ganze Generationen modelten es auf's neue um, so daß immer wohl Elemente des ursprünglichen Liedes blieben, aber auch so viele neue, an denen Hunderte mitgearbeitet, hinzukamen, daß zuletzt Niemand mehr sagen kann, wer eigentlich das Lied gemacht hat. Wüßte man auch den Namen des Autors, so thäte das gar nichts zur Sache. Das Lied ist sein Lied nicht mehr. Es sind hundert neue Lieder daraus hervorgewachsen, an welche hundert weitere Sänger Ansprüche haben, und als die Quintessenz dieser hundert Lieder erscheint zuletzt die eben geltende neueste Fassung als Volkslied. In fünfzig Jahren wird aber auch diese wieder in eine andere umgebildet worden sein. So entsteht und wächst das Volkslied, und ganze Generationen sind sein Dichter und Componist gewesen.

Aehnlich geschieht es mit der Sitte. Eine Sitte kann niemals von einem Einzelnen willkürlich gemacht werden: sie wird und

wächst wie das Volkslied. Eine von einem Einzelnen geschaffene Einrichtung wird erst zur Sitte, indem sie sich durch eine Reihe von Geschlechtern festsetzt, erweitert und fortbildet. Etymologisch ist dieß angedeutet in den mit Sitte häufig gleichbedeutend genommenen Wörtern „Brauch“ und „Herkommen.“ Die Sitte wird solchergestalt zu dem natürlichen, organischen Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwickelungen, und das Vorurtheil, daß eine Sitte schon darum gut sei, weil sie sehr alt, ist in der Regel nicht unbegründet. Ein Volkslied muß auch alt sein, sehr alt, um recht ächt und gut zu sein. Ein „ganz neues Volkslied“ ist eigentlich ein Unsinn. Denn ein solches Lied könnte wohl im Volke gesungen werden, aber es kann nicht vom Volke gemacht sein; dazu braucht es Zeit.

Es fragt sich nun aber weiter, was denn eigentlich der substantielle Werth der Sitten sei, die ächt sind, weil sie alt sind. Sind sie auch gut, weil sie alt sind? sind etwa die ältesten die besten? Sollen wir unsern Trieb zur freiesten, buntesten, individuellsten Entwickelung jener Sitten in Fesseln dahin geben, deren einziges Recht ihr langer Stammbaum ist? Sollten wir nicht nach eigenen Heften neue Normen der Lebenspraxis aufstellen, begründet auf die in der modernen Zeit unstreitig geläuterten Ideen der Freiheit, des Rechtes, des Wohlstandes, der Bildung?

Hier stelle ich nun geradezu den paradoxen Satz auf, daß allerdings die meisten Sitten gut sind, weil sie alt sind, und daß wirklich in der Regel die ältesten die besten.

Wir erkannten oben die Sitte als das geschichtliche Produkt einer ganzen Kette menschlicher Entwickelungen. Sie ist ein Gefäß nicht des Witzes eines Einzelnen, sondern der Weisheit der Jahrhunderte. Sie läuterte sich und wuchs mit denselben Generationen unseres Volkes, mit denen uns das ganze große Erbe unserer geistigen Fundamental-Anschauungen zugewachsen ist. Es wiederholt sich also auch hier ein Verhältniß, welches der väterlichen Autorität verwandt ist. Weil die nationale Sitte geschaffen ist von der ganzen Volkspersönlichkeit, darum legen wir

ihr höheren Werth bei, als dem Brauch, welchen ein Einzelner aufbringt. Man will ja auch nicht, daß ein Einzelner die Gesetze mache; die Vertreter der ganzen Nation, nämlich der Fürst mit seinen Ministern zusammt den Volksabgeordneten beschließen die Gesetze. Glaubet man nun hier, daß es würdiger und besser sei, wenn ein solches Werk im Namen und Auftrag der ganzen Volkspersönlichkeit geschaffen werde: um wie viel höher muß man dann das Gewicht jener großen Volkskammer anschlagen, die seit Jahrhunderten tagt, um stätig und langsam die nationalen Sitten herauszubilden!

Aus den Sitten sprossen die allgemeinsten und dauerhaftesten Gesetze auf, die eigentlichen Grundgesetze der Staaten. Sie bauen eine Brücke von der Gesellschaft zum Staate hinüber. Wie die Kunst-Musik sich verjüngt und erkräftigt, indem sie von Zeit zu Zeit immer wieder zum Born des Volksliedes zurückkehrt, so verjüngt sich auch der Staatsorganismus durch jede neue Berücksichtigung der volksthümlichen Sitte. Die Rücksichtnahme auf die Volkspersönlichkeit anzubahnen und zu regeln, ist eben die Aufgabe der Social-Politik. Das Volk bleibt durch Jahrhunderte jung, während der Einzelne in Jahrzehnten altert: darum ist die Volkssitte und das Volkslied ein wahrer Jungbrunnen für alternde Staatsmänner und Musikanten. Denn die schwer zu verwüstende Jugendfrische des Volkes sprüht und glüht in seinen Sitten und Liedern, und je älter Sitten und Lieder sind, um so jugendfrischer müssen sie natürlich sein, weil ihre Keime alsdann ja in dem frühesten Jugendalter des Volkes gesäet wurden.

Wenn aber die Sitte keimt, wächst und blüht, dann muß sie auch vergehen. Tausende von Sitten erstarren, sterben ab und werden vergessen. Die ursprünglichsten aber dauern fast immer am längsten aus, und auch darum sind sie gut, weil sie alt sind, denn sie haben die Feuerprobe der Jahrhunderte bestanden.

Ein jugendlich naives Zeitalter besitzt vorwiegend noch die rechte Unbefangenheit und den natürlichen Instinkt, um jene allgemeinsten und sittlichsten Sitten schaffen zu können, die für die

häusliche und gesellschaftliche Lebenspraxis auf Jahrhunderte den Grund legen. An eine Sitte muß man glauben. Wenn wir aber auch ganz vortreffliche neue Grundlagen des Hauses und der Familie ersönnen, würden doch schwerlich noch einmal Sitten daraus aufwachsen, denn alle Welt würde unsere neuen Regeln kritisiren und nur die Wenigsten würden sie gläubig hinnehmen und bewahren. Eine Epoche, welche so theoretisch schöpferisch ist auf dem Gebiete des Rechts wie die unsrige, wird es niemals praktisch auf dem Gebiete der Sitte sein. Wir werden die ererbten Sitten läutern, weiter bilden oder zerstören, in minder wichtigen Dingen werden wir auch allenfalls Keime zu neuen Sitten pflanzen; aber Cardinalsitten der Nation, die bestimmend würden für den ganzen Charakter derselben, schafft unsere Zeit keine mehr. Wären darum die alten Cardinalsitten unseres Volkes auch minder gut als sie wirklich sind, so müßten wir sie doch festhalten, weil in ihnen eine Autorität gegeben ist, die, einmal gebrochen, für uns nie mehr wieder gewonnen werden kann. Die Nationen selber fallen in Trümmer, wenn einmal ihre Cardinalsitten fallen; denn in dem Aufgeben dieser Sitten ist zugleich der ganze Charakter der Nation, die innerste Culturmacht derselben, verläugnet und abgeschworen.

Ich habe gezeigt, wie die Idee der Familie eine ganz andere sei, als die Idee des Staates, indem die Familie gegründet ist auf das Bewußtsein der liebevollen Autorität und Pietät unter ihren Gliedern, der Staat aber auf das Rechtsbewußtsein; wie dem entsprechend der innere Lebensgang der Familie geregelt wird durch die Sitte, der Lebensgang des Staates aber durch das Gesetz.

Dieser starre principielle Gegensatz wird jedoch in der Wirklichkeit flüssig. Die staatlichen Rechtsverhältnisse greifen hinüber in die Familie, und der Staat, der eben nicht bloß nackter Rechtsstaat ist, sondern zugleich ein socialer, in der Volkspersönlichkeit

gewurzelter Staat, kann sich dem Rückschlage der Familienzustände durchaus nicht entziehen.

Hausregiment und Staatsregiment sind zwei grundverschiedene Dinge. Dennoch reißt der Verfall des Hausregimentes auch das Staatsregiment unrettbar mit sich fort.

Als Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen seinen Sohn Georg eines Tages aus der Schule rufen ließ, und dieser zierlich aufgeputzt mit neuen, engen, glatten Stiefeln und einem feinen hohen Filzhütchen erschien, schnitt der Vater dem geputzten Prinzen mit eigener Hand die Stiefel von den Füßen ab; und sandte ihn, mit einem Paar seiner eigenen großen Stiefel und einem rauhen Filzhut angethan, zum großen Gelächter der Gassenbuben zu seinem Lehrmeister zurück.

Man würde es heutzutage sehr unpolitisch finden, wenn ein Fürst seine väterliche Gewalt so angesichts der Oeffentlichkeit übte, daß er einen Erbprinzen, und wäre derselbe gleich noch ein ABC-Schütze, zur Strafe für ein häusliches Vergehen dem Spotte des Marktes preisgäbe. Vor dreihundert Jahren war das Verfahren Philipps im Gegentheil politisch. Zeigte der Fürst, daß er ein kraftvolles Hausregiment führe, so erwartete man auch ein kraftvolles Staatsregiment von ihm. So war es in dieser ersten Blüthezeit der neuen patriarchalischen Fürstensouveränetät. Im constitutionellen Staatsrecht gibt es kein Kapitel vom Hausregiment, wohl aber in der Social-Politik.

Beiläufig bemerkt, ist die öffentliche und handgreifliche Demonstration des Hausregiments bei jenem Prinzen Georg gar nicht übel angeschlagen. Der Ahnherr der hessen-darmstädtischen Linie, zeichnete er sich nachgehends durch seine kluge, sparsame Führung des Staatshaushaltes aus, durch ein patriarchalisch-ökonomisches Staatsregiment.

Man begehrt gegenwärtig wieder dringender als vorher Anerkennung der Autorität des Fürsten, der Verwaltung, der Gesetzgebung, der Kirche, in Summa aller öffentlichen Lebensmächte. Das kann nichts anderes heißen, als daß man die be-

wußt oder instinktiv dargebrachte Beugung des Eigenwillens v
diesen Gewalten im Interesse der Gesammtheit fordert. Bei d
Massen zieht dieser Geist des Respects vor der Autorität nur ei
wenn das Geschlecht die volle Autorität der Familie wi
der durchempfunden hat. Eine anscheinend wieder gewonne
Autorität der öffentlichen Mächte steht so lange wurzellos in d
Luft, als in der Sitte des Hauses die Autorität des Hausreg
ments nicht restaurirt ist. Es kann kein patriarchalisches, rein a
das Verhältniß von Autorität und Pietät gegründetes Staat
regiment mehr bestehen in dem civilisirten Europa, wohl ab
ein patriarchalisches Familienregiment, und dieses letztere mu
bestehen, wo ein ächt conservativer Geist bei den Staatsbürger
einziehen soll. Im Hause allein aber kann bei uns das Volk de
Geist der Autorität und Pietät noch gewinnen, im Hause kan
es lernen, wie Zucht und Freiheit miteinander gehen, wie da
Individuum sich opfern muß für eine höhere moralische Gesamm
persönlichkeit — die Familie. Und im Staatsleben, obgleich
auf eine andere Idee als die Familie gebaut ist, wird man d
Früchte dieser Schule des Hauses ernten.

Der tiefste Grund zur Autorität in der Familie, zum Hau
regiment, wird gelegt bei der Erziehung der Kinder.

Früher erzog man die Kinder im Hause; moderne Art ist
dagegen, sie möglichst früh hinaus in die Schule zu schicken. D
deutschen Fürstensöhne des sechzehnten Jahrhunderts wurden i
früheren Knabenalter noch von ihren Müttern erzogen; spät
nahm der Vater in Gemeinschaft mit den Hofmeistern die E
ziehung in die Hand. Regieren lernten die Prinzen gleichfalls i
väterlichen Hause, indem sie schweigend zuhören durften, we
wichtige Staatsangelegenheiten verhandelt wurden. Nachgehen
schickte man sie fleißig in die Schreibstuben der fürstlichen Räth
auf daß sie dort mitarbeiten und die Kunst des Regiments v
unten herauf kennen lernten. (Gegenwärtig hält man es zw
noch für passend, daß ein Prinz im Militär von unten hera
dient und zur Probe einmal Schildwache steht, würde es al

durchaus nicht mehr für passend halten, wenn er sich auch durch die Bureaux der Ministerien von unten auf arbeitete, obgleich er doch später weit mehr regieren als commandiren soll.) Hatte der Prinz zu Hause ausgelernt, dann ging er in die Fremde, d. h. an den Hof eines befreundeten deutschen Fürsten, um anderer Leute Art und Weise kennen zu lernen. Auch dort kam er in die Zucht des Hauses und lernte fremdem Hausregiment sich fügen. Auf diese Art bildete man zwar keine Gelehrten (obgleich Ludwig der Getreue von Hessen-Darmstadt bei seinem häuslichen Erziehungscursus das ganze Corpus juris auswendig gelernt hat); aber man bildete Persönlichkeiten.

Der Segen solcher ächten familienhaften Gesellen-Erziehung ging früher durch alle Stände. Wer Cavalier werden wollte, der zog nicht auf die Pagerie, sondern ging zu einem erfahrenen alten Hofherrn, in dessen Haus er wie in kindlichen Pflichten und Rechten gehalten wurde und nebenbei alle Handgriffe eines Cavaliers erlernte. Der Künstler suchte sich seinen Meister auf, und der Meister machte eine Schule, die zugleich eine Schule der häuslichen Autorität war. Nicht bloß die Kunst, auch das Familienleben wurde trocken durch die Akademien. Bei dem Handwerk lebt das heutzutage noch halb und halb in alter Weise fort. Der ächte Bauer allein aber gehet noch bei keinem andern auf die hohe Schule der Landwirthschaft als bei seinem eigenen Vater. Dadurch ist zwar die bekannte Verstocktheit gegen ökonomische Fortschritte unter das Bauernvolk gekommen; allein auf der andern Seite ist auch der Bauer ein um so größerer Virtuos der Persönlichkeit geblieben, familienhafter und in seinem Stand gefesteter als irgend ein anderer moderner Mensch.

Es gehört jetzt zum vornehmen Ton, die Kinder so früh als möglich aus dem Hause zu schaffen, oder sie wenigstens im Hause ganz an einen gemietheten Hofmeister abzugeben. Man sagt, unsere Berufs- und Erwerbsverhältnisse sind so complicirt geworden, daß sich der Vater der häuslichen Erziehung seiner Kinder gar nicht mehr widmen kann. Damit wäre aber nur der Beweis geführt,

daß unsere Erwerbsverhältnisse überspannt und maßlos geworden sind, daß wir in Vielthuerei und der Hetzjagd nach Geldgewinn uns selber verderben, nicht aber daß wir unsere Kinder der häuslichen Erziehung entreißen müssen. In unserer statistischen und finanz-politischen Zeit mißt man die Arbeit nur nach dem daraus hervorspringenden materiellen Erwerb. Das ist grundfalsch. Die häusliche Kindererziehung ist eine Arbeit, durch welche man gar nichts erwirbt — höchstens Gottes und seiner Kinder Segen — und dennoch sollte sie die vornehmste Arbeit eines jeden Staatsbürgers sein. Wer aber von vornherein keine Zeit hat, seine Kinder selbst zu erziehen, dem sollte auch das Heirathen von rechtswegen von vornherein verboten sein. Man verbietet ja auch das Heirathen wegen mangelnder Subsistenzmittel. Die häusliche Erziehung gehört auch zur Subsistenz der Familie; denn der Mensch lebt nicht vom Brode allein.

Der Zeitpunkt, in welchem die häusliche Erziehung übergehen muß in die öffentliche, wird nach den verschiedenen Culturstufen der Völker ein verschiedener sein. Wir können die häusliche Erziehung nicht mehr so weit erstrecken, wie das Mittelalter: nicht aus dem eitlen Grund, daß die Familienväter keine Zeit mehr übrig hätten für ihre Kinder, sondern weil der Staat eine ganz andere Stellung zur Familie eingenommen hat. Denn in der Schule baut sich der Staat eine Brücke zur Familie und macht ein in der modernen Staatsidee tief begründetes Oberaufsichtsrecht über die Familie geltend, wie es das Mittelalter nicht gekannt hat. Ihrer Form nach gehört die Schule dem Staat, ihrem Inhalte nach aber sollte sie eine Vertretung und Fortsetzung des Hauses sein. Ganz verkehrt aber ist das moderne Extrem, nach welchem die Schule das Haus absorbirt und überflüssig macht.

Unser modernes Schulwesen ist aufgekommen mit der Reformation, mit der modernen Fürstensouveränetät, mit der modernen Staatsidee des sechzehnten Jahrhunderts. Das ist eine culturgeschichtliche Thatsache von großer Tragweite. Die Stellung der

Schule zur Familie hielt auch gleichen Schritt mit der Entwickelung jener Staatsidee.

Zuerst bildete sich die absolute Fürstengewalt als das entscheidende Moment im neuen Staate heraus, der die Feudalwelt stürzte. Die Organisirung der Schulen als Bildungsanstalten war damals eine Frucht des Humanismus und der Reformation; ihre Organisirung als Erziehungsanstalten dagegen eine Frucht des neuen Staatslebens. Die neuen souveränen Fürsten mochten wohl fühlen, daß die Idee der in ihrer Person dargestellten Staatsallmacht, die sich ihnen vorerst noch wie eine dunkle Ahnung aufdrängte, den mittelalterlichen Absolutismus der Familie und der häuslichen Autorität beugen müsse. Die Anlegung der öffentlichen Schulen bot ein vortreffliches Mittel dazu; denn in diesen Schulen tritt ja das Kind aus der Autorität der Familie heraus unter die Autorität einer öffentlichen Anstalt. Kein Jahrhundert war eifriger in der Gründung öffentlicher Schulen und in der Zerstörung der Winkelschulen als das sechzehnte. Beiläufig bemerkt trat man durch die Schulen auch nicht bloß der Uebermacht der Familie entgegen, sondern nicht minder der Uebermacht der Kirche.

Wie aber die neue Fürstensouveränetät sich selber noch keineswegs frei gemacht hatte von den patriarchalischen Reminiscenzen des Mittelalters, so ging auch der patriarchalische Geist der Familienautorität vorerst noch durch die neuen Schulen. Es gab noch keine Schullehrer und Schulgehülfen, sondern Schulmeister und Schulgesellen. Sie handhabten als Patriarchen der Schule die väterliche Autorität. Luther nennt die Schulmeister auch Zuchtmeister, Bildung und Zucht war eines. An den zehn Geboten lernten die Kinder das ABC, und am Vaterunser und dem Glauben lernten sie buchstabiren. Um sich zum Lateinsprechen zu rüsten, mußte der Tertianer der Lateinschule vorerst den ganzen Terenz auswendig lernen, und durfte dann in der Klasse (bei dem „Haufen" pflegte man etwas zuchtmeisterlicher zu sagen) nur lateinisch reden. Durch so harte Zucht kam die Autorität des Hauses in die Schule. Man vermeinte auch, aus ein und dem-

selben Schulbuche müsse für alle Ewigkeit gelernt werden. Von Melanchthons griechischer Grammatik ist z. B. in alten protestantischen Schulordnungen ausdrücklich gesagt, daß „Grammatica Philippi für alle Zeiten“ Schulgrammatik bleiben müsse. Wisset ihr nicht, daß auf ererbten Büchern aus der väterlichen Bibliothek ein ganz anderer Segen ruhet, als auf neu erkauften? Jene Bücher lebt man durch; die neuen liest man bloß durch. Darum saß ein eigener huldreicher Zauber in der alten Weise, welche in Schule und Haus die Lehr- und Hausbücher von Geschlecht zu Geschlecht forterben und immer brauchbar bleiben ließ, während der ganze grelle Individualismus der modernen Zeit losgelassen ist in dem Brauch, daß jeder Schulmeister mit einem eigenen Lehrbuch experimentiren muß.

Die politische Entwickelung blieb aber nicht stehen bei der absoluten Fürstensouveränetät. Während der Blüthezeit dieser neuen Herrschergewalt wurden allmählig neue Gedanken über die Rechtsordnung des Staates wissenschaftlich durchgearbeitet. Sie gingen dann auch in die öffentliche Meinung, in die Staatspraxis über. Da gab es keinen Glauben mehr an patriarchalische Autorität, nicht im Staate, auch nicht in der Familie. Wäre es nicht Barbarei gewesen, wenn die Schulmeister allein noch patriarchalische Autorität geübt hätten? Neue Ideen wurden allmächtig: Gleichheit des Rechts, Gleichheit der Stände, Freiheit der Staatsbürger, allgemeine Humanität, allgemeine Weltverbrüderung. Es war eine Periode der Verläugnung des Hauses und der Familie, wie ich weiter unten nachweisen werde. Das Haus mußte also auch aus der Schule fortgeschafft werden. Basedow, der selbst aus dem elterlichen Hause fortgelaufen war, weil er die häusliche Zucht seines Vaters, eines Perückenmachers, nicht ertragen wollte, begründete den Philanthropinismus in der Erziehung, der sich ebenso bestimmt auf die Theorien Locke's, Rousseau's ꝛc. stützte, wie es nachgehends die Staatsgrundsätze der Revolution gethan. Bildung aller Art sollte den Kindern gleich gebratenen Tauben in den Mund fliegen. „Bitter für den Mund, ist für's Herz

gesund" — war ein verachteter Bauernspruch geworden. Der Mühsal und Plage der häuslichen Zucht sollte die liebe Jugend ganz überhoben werden. Der Schmutz und die Armseligkeit des bürgerlichen und bäuerlichen Hauses kam der feinen Welt plötzlich zur haarsträubend genauen Anschauung. Man erkannte dabei freilich nicht, daß doch auch die etwas kannibalisch klingende Redeweise der Bauern einen tiefen Sinn birgt, nach welcher just der Bube, der am meisten Läuse hat, dereinst der gesündeste, kräftigste und schmuckste Bursche werden wird.

Die philanthropischen Erzieher trieben nicht nur den Geist der häuslichen Zucht aus der Schule, sondern sie suchten überhaupt die Schule an die Stelle des Hauses zu setzen. Dies fand abermals die Sympathie und Begünstigung des Staates, der gerade in die Phase des modernen Bureaukratismus überzugehen begann. Der bureaukratische Staat, welcher alles eigenthümliche sociale Leben verneinte, wollte noch viel weniger der Familie die Berechtigung eines selbständigen sittlichen Kreises im öffentlichen Leben zuerkennen. Er suchte daher den Sieg der reinen Schulerziehung über die Hauserziehung nach Kräften zu fördern.

Die Zucht- und Meisterlosigkeit des Geschlechtes, welches Deutschlands tiefste Erniedrigung in der Napoleonischen Zeit miterlebt und theilweise mitverschuldet hat, hing nicht wenig mit der Zerstörung aller patriarchalischen Autorität in Schule und Haus zusammen. Aus den neumodischen Schulen, in welchen vernünftige Ueberzeugung und freundschaftlicher Verkehr die alte Zucht ersetzen sollte, kamen tausend anmaßliche Vielwisser hervor, aber gar selten ein Charakter. Wie sehr das Zeitalter, da es die gesunde Praxis der überlieferten häuslichen Zucht aufgegeben, einem pädagogischen Theoretisiren verfiel, und darüber den einfachsten Mutterwitz in Erziehungsfragen verlor, zeigt das Beispiel des Philosophen Fichte. Dieser Denker, der selbst der philanthropischen Erziehungsspielerei in seinen Schriften als ein Reformator gegenübersteht, wandte sich an den Philosophen Johann Jakob Wag-

ner, um ihn als Erzieher für seinen anderthalbjährigen Knaben zu engagiren, weil „das Kind beim ersten Erwachen seiner Vernunft gleich als völlig vernünftig behandelt werden, daher unablässig in verständiger und gesetzter Gesellschaft sein solle, die sich mit ihm unterhalte, als ob es selbst verständig sei.“ Erst als die Ausführung des Problems herannahete, nahm Fichte wahr, daß der anderthalbjährige Kleine noch nicht einmal zwei Worte deutlich sprechen konnte, also schlechterdings außer Stande war, die ihm zugedachte philosophische Erziehung bereits aufzunehmen! Im Gegensatz zu Fichte's „verständiger und gesetzter Gesellschaft“ für Kinder, die eben laufen lernen, sagt der Bauer: „Jung bei jung und alt bei alt; denn was jung ist, das spielt gern, und was alt ist, das brummt gern.“

Durch die Entfernung vom Hause und ihre Folgen führte der Weg zum Wiedererkennen des Werthes der altmodischen naturalistischen häuslischen Erziehung. Indem wir abkommen von dem Begriff der büreaukratischen Staatsallmacht, indem wir die Bedeutung der socialen Mächte wie der Familie neben dem Staate wieder zu würdigen beginnen, können wir uns auch einer Umgestaltung unsers Erziehungswesens nicht lange mehr entschlagen. Wir müssen dem Hause wiedergeben, was des Hauses ist; in der Schule aber nicht den Geist der häuslichen Zucht verläugnen, sondern vielmehr verklärt und geläutert wiederum walten lassen. Radowitz unterscheidet einmal die Perioden der Pädagogik nach „geprügelten und geschmeichelten Generationen,“ die sich fort und fort wechselsweise folgen, denn die Väter suchen vorzugsweise das bei den Söhnen nachzuholen, was man in ihrer Jugend versäumte. Dem Lehrer des nachmaligen Grafen Eberhard im Barte von Württemberg, Johannes Naucleruss, ist „eingebunden“ worden, dem Jungherrn nicht zu viel lateinisch zu lehren, „sondern wäre genug, wenn er schreiben und lesen kundt.“ In Folge dessen empfand Graf Eberhard später den Mangel gelehrter Bildung so bitter an sich selber, daß er die Gelehrten auf's höchste in Ehren hielt, und dieweil er selbst kein Latein gelernt, stiftete

er die hohe Schule in Tübingen, damit andere Leute um so besser Latein lernen möchten. — Unsere Generation war noch halb und halb eine „geschmeichelte;“ es wird also wohl wieder eine „geprügelte“ kommen müssen.

In Nordamerika, wo das Familienleben fast ganz untergeht in dem Rennen und Jagen nach Gelderwerb, besteht auch kaum eine häusliche Erziehung. Die Frauen, die dort überhaupt für das eigene Führen der Haushaltung zu vornehm sind, mögen sich noch viel weniger mit der Zucht ihrer unartigen Rangen plagen; die Väter haben keine Zeit dazu. Auch gehört es zur amerikanischen Freiheit, dem Kind möglichst seinen Willen zu lassen. Strenge Uebung der häuslichen Autorität wäre eine „feudale“ Reminiscenz aus der alten Welt. Dafür ist denn auch die großstädtische amerikanische Gassenjugend die ungezogenste und bösartigste, die es gibt. Die Volksschulen können nicht gedeihen, weil die Vorschule der häuslichen Zucht fehlt, weil überhaupt nur dann ein Volk für das ganze Erziehungswerk begeistert und opferwillig sein wird, wenn die Väter bei der Uebung des häuslichen Erzieheramtes dessen Bedeutung selber durchempfunden haben.

Ein höchst merkwürdiger nordamerikanischer Schriftsteller und Agitator, der Congregationalist Theodor Parker, legt in einer seiner geistvollen Abhandlungen die Schattenseiten des Erziehungswesens seines Landes mit großem Scharfblicke dar, kommt aber zuletzt zu der Forderung, daß die Erziehung und Bildung für alle Menschen eine möglichst gleichmäßige und ausgedehnte werden, daß der künftige Arbeiter dieselbe Erziehung erhalten müsse wie der künftige Gelehrte ꝛc. Das ist ächt amerikanisch. Wer die Gesellschaft nivelliren will, der muß nicht damit anfangen, daß er den Besitz ausgleicht, sondern die Erziehung. Die Erziehung erhält ihren Grundton im Hause, welches ein anderes ist je nach den verschiedenen Gesellschaftsgruppen. Der Arbeiter wird seinen Sohn ganz anders erziehen, als der Gelehrte. Darum ist noch lange kein Kastenwesen in dieser socialen Unterscheidung der häuslichen Erziehung festgestellt. Denn wenn in dem Sohn des

Arbeiters ein mächtiger Charakter und ein Talent steckt, dann durchbricht er den Bann des Hauses und wird in seiner Bildung sich bis zum höchsten wissenschaftlichen Range durcharbeiten. Die Erziehung soll also — im Gegensatz zu der Forderung jenes Amerikaners — für jeden gesellschaftlichen Kreis die beste sein, aber nicht für jeden die gleiche. Maß und Richtung sind hierbei bezeichnet durch die Familienzustände, das Haus der einzelnen Gesellschaftsgruppen. Daran mag man die Bedeutung des Hauses und der häuslichen Erziehung für das Fortbestehen wie für die Verjüngung unserer gesammten bürgerlichen Gesellschaft erkennen.

Die modernen „Rettungshäuser" sind neben Anderem ein thatsächlicher Beweis, daß man die Bedeutung der Familienzucht für die Erziehung wieder begreifen lernt. Nicht bloß Waisenkinder, sondern überhaupt familienlose Kinder, Kinder welche „hinter den Hecken jung geworden" sind, sollen hier ein Haus wiederfinden; zuerst sollen sie erzogen werden in christlicher Familiensitte, in der liebevollen Zucht des Hauses, und alsdann gebildet in allerlei nützlicher Kenntniß; zuerst soll ihnen das Haus erschlossen werden und nachher die ganze Welt. Darin ist ein großer Gedanke geborgen.

So schrieb ich vor fast einem Menschenalter. Seitdem ist das Schulwesen mächtig vorgeschritten, aber nicht immer fortgeschritten. Auf die geschmeichelte Generation folgte zwar nicht die geprügelte (denn Prügel sind streng verpönt), wohl aber die „stramm" abgerichtete. Die Schule soll gleichmäßig, gattungsmäßig erziehen, die Schüler sollen in geschlossener Front, gleichen Schrittes auf dem breiten Heerweg des Wissens marschiren, wie ein gut exercirtes Regiment. Die Gerechtigkeit der Noten, des Examens entscheidet; die statistische Tabelle von einem Gewimmel schön geordneter Ziffern erfüllt, gibt doch zuletzt das allein wahre Bild der Leistung von Schülern und Lehrern. Statt in der individuellen Liebe zum Lernen erzieht man die Kinder in der Furcht vor schlechten Noten und mißlungenem Examen. Die materielle

Lage der Lehrer hat sich ungemein verbessert, dafür ist ihnen aber die Freiheit der Berufsübung ungemein beschnitten worden. Es ist fast unmöglich, ein recht schlechter oder ein recht guter Lehrer zu sein. Die Schablone der Lehrordnung verhindert das eine und erschwert das andere, wenigstens bei den Volksschulen. Nur auf Universitäten existiren noch ganz schlechte Lehrer neben überragend vortrefflichen — kraft der akademischen Freiheit. Der Volkslehrer darf seine Schüler nicht persönlich behandeln, das widerstritte der allgemeinen Gleichheit und Gerechtigkeit; aber die unpersönliche Schablone widerstreitet jeder subjectiv genialen Pädagogik, und die hat doch immer das Höchste geleistet. Privatinstitute zur persönlichen und familienhaften Erziehung von Kindern unabhängiger Eltern, die kein Examen, sondern das Leben in's Auge gefaßt wissen wollen, sind im Aussterben begriffen; denn ein Examen droht den Söhnen doch, das Freiwilligen-Examen. Die Verstaatlichung alles Schulwesens und die Abwendung der Schule von der Familie führt mit Macht zum Staatssocialismus, aus welchem leicht ein Socialismus ganz anderer Art erwachsen könnte, und in dem Streben nach militärisch straffer Festigung jeglicher Staatsgewalt hat man fast vergessen, daß der stärkste Schutz des Staates und der Gesellschaft in einem kräftig, eigenartig und vielgestaltig entwickelten Familienleben gegeben ist. 1881.

Auf den uranfänglichsten Stufen der Civilisation der Völker ist das Familienleben schon kräftig entwickelt, das Staatsleben dagegen schlummert noch. Auch der Gedanke der Freiheit und des persönlichen Menschenrechtes des Individuums schlummert noch, während das Recht der Familie bereits entschieden zum Bewußtsein gekommen ist.

Dadurch entsteht eine Zwingherrschaft des Hauses, eine Despotie der Sitte, die im patriarchalischen Zustand jede andere öffentliche und private Freiheit verschlingt. Und doch ist diese

Zwingherrschaft zugleich der älteste Adelsbrief des Menschen; denn in der Despotie der Familien- und Stammessitten ist der erste Grundunterschied einer Horde roher Wilden von einer Horde Bestien gegeben.

Während bei uns die Familie schier aufgehoben wird durch die Fessellosigkeit des Individuums, droht die Familie bei rein patriarchalischen Zuständen das Individuum geradezu zu vernichten. Schwache und krüppelhafte Kinder werden bei den alten Germanen, bei den Indianern Nordamerikas und selbst noch bei den Spartanern ausgesetzt und getödtet, damit sie die Familie nicht verunzieren und belästigen. Uneheliche Kinder, die der Familie doch nur zur Schande gereichen würden, wurden früher von den Kabylen ohne weiteres erdrosselt. Im Orient kaufte der Bräutigam die Braut seinem Schwiegervater ab, nicht als seine Sklavin, sondern um sie als Sklavin der allgewaltigen Familien-Idee zu bezeichnen. Eine alte Jungfer zu bleiben, ist nirgends schimpflicher als im Orient; denn nur in der Familie gilt das Weib, nicht als Individuum. Die Furcht, mehr Töchter zu besitzen, als man verheirathen kann, führt in Indien nicht selten zum Kindermord. Bei den Hindus, wo überhaupt so manches Symbol einer richtigen Idee in ungeheuerlicher Verzerrung dargestellt wird, zeigt die Wittwenverbrennung, wie sich der Despotismus der Familie bis zur Vernichtung des Individuums steigert. Gerade bei dem ritterlichsten indischen Volke, bei den Radschputen, ist die Wittwenverbrennung bis in die neueste Zeit nicht auszurotten gewesen: wie uns bei diesem besonderen Stamm so mancher mittelalterlich romantische Zug in der phantastischen Umbildung des Orients entgegentritt, so auch in der Wittwenverbrennung der bis zur wahnsinnigen Selbstvernichtung gesteigerte mittelalterliche Cultus des Hauses und der Minne. Die Wolga-Kalmüken behandeln ihre Frauen mit der feinsten patriarchalischen Courtoisie; so wie aber die Frau im Hauswesen etwas versieht, hört diese Courtoisie auf (denn der Genius des Hauses steht höher als die persönliche Würde des Weibes) und die Sünderin wird tüchtig durchgepeitscht.

die Peitsche, womit dieß geschieht, zugleich Schwert und Scepter des Hausregiments, wird aber wie eine heilige Reliquie von Geschlecht zu Geschlecht aufbewahrt.

Das merkwürdigste Beispiel, in welchem Grade ein Volk geradezu aufgehen kann in der Familie und dem damit zusammenhängenden familienhaften Stammesleben, geben übrigens die Zigeuner. Schon der Name, den sich das Volk selber gibt, „Rom“ oder „Romanisaal“ heißt nach der Auslegung des großen Zingaristen Borrow Familienvolk. Das Volk hat kein Land, keine Stadt, kein Haus, es ist nur bei sich selbst zu Hause, d. h. beim Stamm, bei der Familie. Diese einzige Basis des Volkslebens ersetzt ihm jede andere. Nur innerhalb der Familie und des Stammes gibt es eine Sittlichkeit, gibt es Recht und Gesetz; die ganze übrige Welt ist dem Zigeuner vogelfrei. Den Bruder der großen Stammesfamilie soll er nicht betrügen, nicht bestehlen, er soll ihm kein Geld schuldig bleiben; wenn er andere Leute betrügt oder bestiehlt, so hat das nichts zu sagen. Denn nur innerhalb des Stammes gilt das Sittengesetz. Wenn der Bruder ihn beleidigt, so ist seine Ehre gekränkt und er fordert eclatante Genugthuung; der Fremde dagegen mag ihn treten, mag ihm ins Gesicht speien, das kränkt seine Ehre so wenig, als der Biß eines Hundes meine Ehre kränkt — es reizt höchstens seine geheime Rache. Die Familienpietät ist des Zigeuners Religion, der Gehorsam gegen die Sitte der Stammesfamilie seine Staatsbürgerpflicht. Jede öffentliche sittliche Macht wird bei ihm verschlungen von der Familie. Der Zigeuner hat Familienüberlieferungen. Er liebt es, dieselben beim Feuer des nächtlichen Lagers im Walde den Seinen zu erzählen und träumend in dem vergangenen Glanze seines Geschlechtes zu schwärmen. Aber er hat keine Volksgeschichte. So fest die Familie sein Volk zusammenhält, so zerbröckelt ihm ihr Absolutismus doch wieder den historischen Begriff des Volkes in die Erinnerung an lauter einzelne Familien. Der Zigeuner rettet Einzelzüge aus seiner Familienüberlieferung oft mit wunderbarem historischem Instinkt; aber er

kann uns nicht einmal andeuten, wann sein Volk nach Spanien, nach Europa gekommen ist. Er weiß nicht, woher es kommt und wohin es geht. So vernichtet das Uebermaß der Familienhaftigkeit den historischen Geist nicht minder, wie auf den kahlen Höhen der Civilisation die Verläugnung der Familie denselben auslöscht. Wie könnte der Zigeuner auch eine Geschichte seines Volkes haben, da eine Geschichte der andern Völker für ihn so wenig existirt, als für uns eine Geschichte der Hunde? Erst indem ein Volk an andern Völkern sich reibt, indem es sein Wesen mit dem ihrigen vergleicht und mißt, wird es sich auch seiner eigenen Volkspersönlichkeit historisch bewußt. Eine Familien- und Stammestradition, die sich bloß in sich selbst versenkt, kann niemals zu einer Volksgeschichte werden.

Die Zigeunermutter wacht über ihrem Kind wie die Löwin über ihrem Jungen. Aber so tief die wilde Mutterliebe in ihrer Brust sitzt, bringt sie doch auch diese der Idee der Familie zum Opfer dar. Oder wollt ihr lieber sagen dem Idol der Familie? Noch im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ließ die deutsche Justiz gelegentlich ein ganzes Dutzend Zigeuner der Reihe nach an den Chausseebäumen aufknüpfen, lediglich weil sie Zigeuner waren. Da nämlich der Stamm der Zigeuner alle Draußenstehenden im Punkte des Bestehlens und Betrügens für vogelfrei erklärte, so erklärte die Justiz alle Zigeuner im Punkte des Hängens für vogelfrei. Oftmals bot man Generalpardon jedem, der die Schlupfwinkel der übrigen Horde angeben wollte. Sie ließen sich aber der Reihe nach aufhängen und schwiegen. Es ist hierbei vorgekommen, daß man hochschwangere Mütter — aus Menschlichkeit! — von der Execution ausnahm, um sie vorerst gebären zu lassen. Dann erst wurden sie zum Galgen geführt und ihnen Pardon unter derselben Bedingung wie den Andern geboten. Allein sie überwanden selbst die Mutterliebe, die ihnen befahl, zum Schutze des verlassenen neugeborenen Wurmes ih[r] Leben zu erhalten und den Stamm zu verrathen; sie ließen sic[h] aufhängen, zu Ehren des allmächtigen Familiengeistes ihres Volke[s]

nd überließen das Kind unserem Herrgott und ihren Henkers=
nechten.

Das urpatriarchalische Uebermaß des Familienthums, welches
die Familie zu einem Moloch macht, dem die freie Persönlichkeit
in den Rachen geworfen wird, ist in den Ueberlieferungen auch
des deutschen Volksaberglaubens noch tief in das germanische
Mittelalter hereingedrungen. Aus dem dunkelsten Alterthum
dämmert dort der Glaube herüber, daß ein Hausbau am festesten
wird, wenn man ein lebendes Kind in die Fundamente einmauert.
Vernichtet werden muß der Einzelne, vernichtet das theuerste
Kleinod der Familie, ein unschuldiges Kind, damit das ganze
Haus fest stehe über der Leiche des zu Tode gemarterten Einzel=
menschen.

Auf den bloßen Grundlagen der natürlichen Autorität und
Pietät kann die Familie sich erweitern zum familienhaften Stamm;
die Familiensitte kann als Stammessitte den Schein eines bürger=
lichen Gesetzes annehmen, die Sühne des Hausfriedensbruches
kann sich in der Blutrache bis zum Vernichtungskrieg ganzer Völker=
stämme erweitern: allein niemals wird diese quantitative Aus=
dehnung der Familie den Stamm auch qualitativ auf die Potenz
eines Staatsvolkes erheben. Die starre, reine Familienherrschaft
erzeugt die Gesittung, um sie selber wieder zu verschlingen. Der
bloße Familienstaat erstarrt; das bezeugt die Geschichte des Orients
zur Genüge. In großen Zügen hat sie ihre Warnungen auf=
gezeichnet, wohin die ausschließliche Uebermacht des Familien=
principes führt, wenn das Staats= und Gesellschaftsleben daneben
verkümmert und verkrüppelt bleibt. Sorgen wir aber, daß die
Nachwelt nicht bei uns selbst ein Warnungszeichen nach entgegen=
gesetzter Seite erkennen muß, ein Warnungszeichen, wohin die
einseitige Uebermacht des Staatsprincipes führt, wenn die Familie
und das Haus daneben verläugnet wird!

Der organische Zusammenhang des Hausregiments mit dem
Staatsregiment besteht am unmittelbarsten in der germanischen
Urzeit; er lockert sich in der Feudalzeit; er löst sich auf in dem

modern büreaukratischen Staate. Die Familie sinkt dem letzteren zur bloßen statistischen Formel herab. Wie der Patriarchalismus die Familie fälschlich als das Vorbild des Staates ansieht, so tragen die mechanischen Administrationsschulmeister unserer Zeit den Staat in die Familie hinüber und möchten gar auch das Haus nach ihrem Schubladensystem der Statistik und Verwaltung regiert wissen.

Die Sittenlehre der Edda hebt noch an mit der Sitte des Hauses. Erst aus der Sittlichkeit der Familie wächst ihr die allgemeine Sittlichkeit hervor. So setzt auch das germanische Alterthum das Haus voran, als den wahren Herd der öffentlichen Sittlichkeit, der nationalen Kraft und Tugend. Es kennt nicht nur ein durchgreifendes Hausregiment, sondern auch eine entsprechende Hauspolizei. Seltsam genug steigert sich bei den alten Deutschen die Autorität des Hausvaters zum Uebermaß wegen der Ohnmacht des staatlichen Elementes, während der alte römische Bürger ein Tyrann des Hauses sein konnte kraft der Uebermacht der Staatsidee, die in ihm, dem Bürger, allein den ganzen Menschen sah.

Im patriarchalischen Deutschland war die Polizei Sache der Familie; sie ward vom Hausvater über alle zu derselben gehörigen Personen geübt. In unsern meisten modernen Strafgesetzbüchern dagegen kann das allgemeine Büttelamt des Staates selbst bis zu den unerzogenen Kindern am häuslichen Herde vordringen. Es ist schon ein Zeugniß besonderer Mäßigung und Anerkennung der Familie, daß das bayerische Gesetz vom Jahre 1813 der Polizeibehörde bloß das Recht der „Mitwirkung" zugesteht, wenn der Vater seinem bösen Buben die Ruthe applicirt, wofern derselbe gegen ein öffentliches Gesetz gesündigt hat.

Dem entgegen möchte ich einen Zug der deutschen Volkssitte stellen, welcher anzeigt, wie tief der Gedanke, daß der Vater nicht bloß der Meister, sondern auch der *verantwortliche Stellvertreter* seiner Kinder sei, heute noch im Volksbewußtsein wurzelt. Wenn eine Krankheit durch „Besprechung" geheilt

erden soll, dann ist zum Gelingen durchaus nöthig, daß der zu besprechende Kranke den vollen Glauben an die Besprechung habe. Soll aber ein Kind durch Besprechung geheilt werden, dann muß der Vater für das Kind den Glauben an die Besprechung haben. Dem Bauern geht also die Stellvertretung des Kindes durch den Vater so weit, daß um des Glaubens willen, den der Vater hat, das kranke Kind geheilt werden kann. Und dieser Vater soll dem Staate gegenüber nicht einmal mehr die volle Zucht seines Kindes auf sein Gewissen und seine Verantwortung nehmen dürfen!

In den lateinischen Rechtsbüchern des deutschen Mittelalters heißt der Gemeinfreie, der in Beziehung zur Gesellschaft nur homo liber ist, in Beziehung auf sein Weib baro. Es symbolisirt das tiefe Durchdrungensein des Zeitalters von der Würde des Hausregiments, daß der Hausvater allezeit Freiherr ist über Frau und Kinder.

Bei den Juden vom alten Schlag, die bekanntlich noch viel mehr altpatriarchalische Familiensitten bewahren als wir, hört man häufig die ächt jüdische Redewendung, daß der Sohn den Vater nicht seinen Vater nennt, sondern umschreibend sagt: er ist „der Vater über mich"; selbst der Oheim ist wohl auch noch „der Onkel über ihn". Das ist der ins Hebräische übersetzte baro des mittelaltrigen Hauses.

Vor den Wagen der Cybele ist ein Löwe und eine Löwin gespannt, beide ziehen unter Einem Joch. Sie sind ein verwunschenes Ehepaar, Hippomenes und Atalante. Zur Strafe wurden sie hier eingejocht, weil Hippomenes sich des Undankes gegen Aphrodite schuldig gemacht, und nun in dem Frevel, der Frevel gebärt, das Heiligthum der Cybele entweihen mußte mit seiner persönlich schuldlosen Frau, auf daß Beide, als das gesammthaftbare Ehepaar die völlig gleiche Strafe treffe.

Die altdeutsche Gesammtbürgschaft der Gemeinden hatte ihr Fundament in der noch älteren Gesammtbürgschaft der Familie. Durch Frevel und Niedertracht eines einzigen Familienglieds konnte

das ganze Haus zu Schanden werden und seine bürgerlichen Rechte und Ehren verlieren. Bei einer solchen Haftbarkeit aller Familiengenossen geht die freie Persönlichkeit auf in der Familie; die Autorität der Familien muß bis zur wirklichen Herrschaft entwickelt, und die Sitte des Hauses ein festes, heiliges Gesetz sein, bei dessen Aufrechthaltung einer für den andern einsteht.

Beim gemeinen Manne finden sich auch jetzt noch mehr Trümmer dieser alterthümlich strengen Anschauung der Familie, als in der feinen Welt, in welcher man sich nicht mehr gar viel daraus macht, wenn ein Vetter oder eine Base ein mauvais sujet ist. Die Selbstherrlichkeit des Individuums ist auch hier das Losungswort der Civilisation. Selbst essen schmeckt am besten.

Als man Anno achtundvierzig in der Noth des Augenblickes mehreren deutschen Kammern Gesetze vorlegte, welche die Gesammtbürgschaft der Gemeinden in Fällen des Aufruhrs wiederherstellen sollten, machten die meisten Abgeordneten ein kurioses Gesicht zu dieser Institution aus den germanischen Urwäldern. Das lebende Geschlecht konnte kein rechtes Verständniß von der tiefen sittlichen und politischen Bedeutung dieser Gesammtbürgschaft haben, weil es die Gesammtbürgschaft der Familie nicht mehr kennt, die auf einer ganz andern Idee des Hauses ruht als die unsere, ganz andere Sitten des Hauses erzeugte; weil unsere Gemeinden längst vergessen haben, daß sie ursprünglich ein Clan gewesen sind, und weil unser Staatsregiment erst an der Außenpforte der socialen Politik angekommen ist. In England, wo die Sitte des Hauses weit dauernder gewesen als bei uns, ist auch die Gesammtbürgschaft der Gemeinden ein stätiges Rechtsherkommen geblieben bis auf diesen Tag.

Der einzige Ort, wo im modernen Leben noch ein patriarchalisches Hausregiment eingewachsen ist in den Organismus einer öffentlichen Corporation, ist — die Kaserne. Die Kaserne steht aber der Phalanstere der Socialisten bedenklich nahe. Man sieht, ein Spiel mit den Analogien patriarchalischer Zustände kann in unserer Zeit mitunter Kinderspiel mit Feuerzeug sein. In der

Kaserne existirt noch eine Art öffentliches Familienleben. Die Truppe, welche beim gemeinsamen Kartoffelschälen auf dem Kasernenhof eine gemüthliche Hausdisciplin durchgemacht hat, wird im Felde um so besser zusammenzuhalten wissen. Wenn um der Schuld eines Einzelnen willen eine ganze Rotte kriegsrechtlich decimirt wird, das ist noch so etwas wie Gesammtbürgschaft der Familie. Die Stärke der altdeutschen Heerverfassung beruhte großentheils auf der Haftbarkeit der einzelnen Streit- und Stammesgenossen für einander. Der Organismus der Familie gab Basis und Vorbild zur militärischen Organisation, und die wohlgeschulten römischen Legionen konnten diesen sogenannten Barbaren nicht widerstehen. Aber unsere Familie ist eben nicht mehr die altdeutsche und soll sie nicht mehr sein. Das gute Recht des Individuums und die berechtigte Idee des modernen Staates tritt dazwischen. Die Kaserne besteht im modernen Leben, weil die Ausnahme neben der Regel bestehen soll, und in diesem Sinne mag man das im Style eines großen mit absolutem Hausregiment geleiteten Familienlebens eingerichtete Hauswesen unserer Soldaten die einen letzten Nachklang der Familienorganisation des alten Heerbannes anerkennen. So hat sich denn auch die patriarchalische Autorität, der familienhafte Corpsgeist unter den Soldaten als ein kräftiger, rücksichtsloser Gegendruck in Tagen allgemeiner Zuchtlosigkeit gut bewährt.

Hier bin ich abermals bei dem Punkte angelangt, wo sich der Gegensatz von Familie und Staat als ein flüssiger zeigen muß. Aus dem Autoritätsprincip der Familie geht niemals das Rechtsprincip des Staates hervor, aber der in der Familie genährte Geist der Autorität und Pietät soll auch heute noch Staatsregiment und Staatsbürgerthum durchdringen, weihen und verklären.

Gerade so steht es mit dem Verhältniß der Sitte des Hauses zum Gesetz des Staates. In der Urzeit fällt Familiensitte und Staatsgesetz zusammen. In den Perioden des entwickelten Rechtsbewußtseins krystallisiren sich die instinktiven Sitten zu einem

Gewohnheitsrecht, welches die Grundlage der ältesten und gemeinsten Gesetze der Völker wird. Von da an ist Sitte Gesetz für alle Folgezeit theoretisch geschieden. Praktisch soll der Geist der Volkssitte immerfort erfrischend und verjüngend durch das bewußte Rechtsleben gehen. Nur der todte Re staat, nur der starr mechanische Verwaltungsstaat hebt di innerlichen, ideellen Zusammenhang zwischen Sitte und Gesetz flissentlich auf.

Es gehört zu den reizvollsten Aufgaben der Philosophie der Staats- und Volkswissenschaft, die öffentlichen Rechtsgew heiten der Völker mit den Resten der überlieferten Familiens zu vergleichen, auf daß man inne werde, welch geheimnißv Austausch zwischen der Sitte des Hauses und der natior Gesetzgebung besteht. Da kann man ahnend hinabschauen in unergründliche Tiefe des Seelenlebens der Nationen. Ein wie die Franzosen, welches nicht mehr fähig ist, Hausregi zu führen und zu ertragen, kann auch mit keinem Staatsregi mehr zurecht kommen. Und doch sind Hausregiment und St regiment grundverschiedene Dinge geworden. Je gefesteter Sitte des Hauses, um so gefesteter ist das Gesetz. Das Re leben des französischen Staates wird gipfeldürr werden, weil Sitte des Hauses abgeschnitten ist, welche allein den Wu neue Säfte zuführen könnte. Im achtzehnten Jahrhundert wickelte sich auch bei uns der Geist der Familienlosigkeit: Polizeistaat und die socialistische Standeslosigkeit folgte im n zehnten: nun wird die Umkehr folgen müssen oder der Ruin

Es ist aber die Sitte des Hauses gerade derjenige P wo jeder Einzelne Großes wirken kann, um (mit ei Modeausdruck) „die Gesellschaft zu reformiren“, tüchtigen Bü sinn zu wecken, einen ächt conservativen und loyalen Geis Volke zu begründen, das Staatsregiment zu stärken. Die hö Aufgabe für den Neubau der halb zertrümmerten Gesellschaf für Jeden gegeben in der Erneuerung der Familiensitten. S den Frauen ist hier das Reich ihrer politischen Wirksamkeit

gewiesen. Statt über neue Verfassungen zu phantasiren, wollen wir unsere Familien wieder in Zucht und Ordnung bringen, dann sind wir auch politische Männer. Wer den Teufel bannen will, muß selbst rein sein. Im eigenen Hause müssen wir zuerst uns rein machen.

Die neuen guten Gesetze werden von selber kommen, wenn erst einmal die gute Sitte wieder da ist; denn die Gesetze, das organische Produkt der Sitte, stehen entweder in fortwährendem lebendigem Austausch mit den Sitten, oder sie sind bloß ein beschriebenes Stück Papier. An unsern Kindern und Enkeln wird es sein, die alten Formen in Staat und Gesellschaft, die uns noch zum leiblichen Nothbehelf genügen, umzubilden, wenn wir erst einmal gesorgt haben, daß sich eine würdigere, größere und strengere Lebenspraxis herausbilde, und daß das kommende Geschlecht die rechten Männer habe, um neue, bessere Staatsformen ertragen zu können. Wo wir das aber nicht thun, werden die nach uns kommen, noch schlimmer daran sein als wir; die Sünden der Väter werden sich an den Söhnen rächen, und unser eigen Blut wird, wie ein schneidendes Wort des Volksmundes sagt, unsere Knochen im Grabe verfluchen.

Zweites Kapitel.

Das ganze Haus.

Es zeigt die Auflösung des Familienbewußtseins an, daß es mehr und mehr Sitte wird, die einzelnen Genossen des „Hauses" in Gruppen abzusondern: Mann und Frau, die Kinder, das Gesinde, die Geschäftsgehülfen ꝛc. bilden in dem vornehmeren Hause je eine Familie für sich. Der alte Gedanke des „ganzen Hauses" ist damit faktisch aufgehoben.

Schon die Ausdehnung der Familie selber wird von der nivellirenden modernen Gesittung immer enger gefaßt. In den bürgerlichen Kreisen hält man es für höchst kleinstädtisch und altmodisch, entferntere Verwandtschaftsgrade noch zur Familie zuziehen. Die Aristokratie und die Bauern dagegen, die auch hier als „Mächte des socialen Beharrens" erscheinen, erkennen die Familie noch in viel weiteren Gränzen an. Ein Andergeschwisterkindsvetter gehört dem Bauern noch zur nächsten Verwandtschaft, und er läßt ihm seinen vollen vetterlichen Schutz angedeihen. Vettern und Basen werden bis in die entferntesten Grade förmlich aufgesucht, man ist stolz auf eine recht große Sippe und beobachtet sorgfältig die Verwandtschaftstitulaturen. Bei Fürsten und Bauern sagt man noch „Herr Vetter" und „Herr Bruder;" im feineren Bürgerstande sind diese Titel Rococo. Ja dem Bauern fallen die Begriffe der „Verwandtschaft" und „Freundschaft" auch sprachlich noch ganz zusammen. „Freundschaft" in der Bauernsprache ist Blutsfreundschaft. Ein „Freund" ist jedenfalls ein

Vetter; wäre er das nicht, so müßte man ihn durch das geringere Prädikat eines „guten Freundes“ unterscheiden. Der patriarchalische Araber rechnet sogar den bloßen Milchbruder noch zu seinen wirklichen Verwandten.

Das allmählige Zusammenschrumpfen des uranfänglich auf den ganzen Stamm ausgedehnten Begriffes der Verwandtschaft mit zunehmender Civilisation geht durch die historische Entwickelung des gesammten Volks. Bis auf Innocenz III. galt die Verwandtschaft schon im siebenten Grade als ehehindernd. Dieser Papst beschränkte das Ehehinderniß auf den vierten Grad, und später ging man noch weiter zurück. Im patriarchalischen Rußland sind die Verwandtschaftsgrade noch in ganz mittelalterlicher Weise ein unbedingtes Ehehinderniß.

Den Gleichnamigen nennen wir einen „Namensvetter“. Das ist ein beachtenswerther Ausdruck. Der Bauer sieht heute noch den Namensvetter nicht als einen ganz Fremden an, wenn ihm derselbe auch noch so fern stehen sollte. In dem Namensvetter steckt ihm eine mögliche Vetterschaft, deren Enthüllung späteren Forschungen der Genealogen vorbehalten bleibt. Bis dahin gilt der mögliche Vetter einstweilen als ein halber wirklicher Vetter. Lächelt nicht über diese Heilighaltung des eigenen Namens; es schlummert eine sittliche Idee darin, — der Instinkt der Familienehre! Je familienhafter die Völker und Stände sind, um so scrupulöser sind sie mit dem Namen. Beim hohen Adel und den ächten Bauern sucht die Familie selbst ihren kleinen Kreis herkömmlicher Vornamen erblich beizubehalten, und wenn alle Prinzen eines Hauses Friedrich Wilhelm und alle Jungen einer Bauernsippschaft Hans und Peter heißen, so liegt beiden das gleiche Motiv concentrirten Familienbewußtseins zu Grunde. Die Gevatterleute zählen dem Bauer zwar an sich schon zu den Verwandten; er nimmt sie aber auch am liebsten aus seiner wirklichen Verwandtschaft. Das Wort „Gevatter“ — compère — bestätigt etymologisch diese uralt volksthümliche Auffassung. Schon dieser äußere Grund wirkt dann mit, daß die Familie auch in den

Namen auf einen bestimmten engen Kreis beschlossen bleibt; denn die moderne Unsitte, den Kindern andere Namen als die der Gevattersleute beizulegen, kennt der ächte Bauer noch nicht.

Im gebildeten Mittelstand herrscht die vollendetste Willkür bei der Wahl der Vornamen; es kommt hier nur die persönliche Liebhaberei, nicht die Familie, in Betracht. „Es ist eins wie die Kuh heißt, wenn sie nur gute Milch gibt.“ Sehr charakteristisch ist der hier um sich greifende Brauch, den Kindern nachgehends einen Phantasie-Vornamen statt ihres ächten Taufnamens beizulegen. Während bei ausgeprägtem Familiengeiste ein Vorname für ganze Generationen, durch ganze Jahrhunderte gelten wird, hält er hier nicht einmal für den Einzelnen durch's ganze Leben wider. Wer etwa als kleiner Bube Christoph hieß, den tauft man, wenn er in die Flegeljahre kommt und zu nobel wird für den Christoph, in einen Alexander um u. s. w. Um die Juden zu einer größeren Assimilirung mit unserem socialen Leben zu führen, hat sie der moderne Staat gezwungen, sich Vor- und Zunamen nach deutscher Art beizulegen. Die Resultate dieses Experiments sind höchst bemerkenswerth. Die ächten Juden vom alten Schrot und Korn, die noch eine Familienhaftigkeit besitzen, welche uns Deutsche oft beschämt, fixirten einfach ihre alt nationalen Namen zu der neuen befohlenen Form. Die modernisirten Juden dagegen, denen mit der Nationalität zugleich das Familienbewußtsein und der sociale Conservatismus entschwunden ist, sprangen nun sofort zu den wunderlichsten Phantasienamen über, die mit der Abstammung, dem Beruf und der Persönlichkeit dessen, der sie trägt, gar keinen Zusammenhang mehr haben und, indem sie den Juden verstecken sollten, den Juden von seiner schwachen Seite gerade erst recht hervorhoben. Statt ihrem Adler, Hirsch, Bär (großentheils Namen, die von den alten bildlichen Wahrzeichen der Judenhäuser entnommen waren) die stolzen nationalen Patriarchen-Namen eines Moses, Abraham, Isak &c. vorzusetzen, suchten sie sich hinter einen romantisch-ritterlichen Adelbert, Hugo oder Richard zu verbergen. Den Mädchen gaben sie den selten-

sten Phantasienamen wie Veilchen, Blümchen, Lilli, Mimili, oder wandelten gar die nationale Miriam in den von allen Frauennamen am meisten christlich geweiheten der Maria um. Wie läßt uns hier der Name in die innersten Zustände der Familienverfassung hineinschauen!

Untersuchungen über die Geschichte der Tauf- und Familiennamen geben dem Culturhistoriker gar merkwürdige Aufschlüsse über die Wandelungen im nationalen, gesellschaftlichen und Familiengeiste des Volkes. Im früheren Mittelalter z. B. herrschen in Deutschland die ächt deutschen Taufnamen fast ausschließend. Das Volk nennt seine Söhne nach den Helden der eigenen Vorzeit. Im späteren Mittelalter dagegen, als die Weltherrschaft der römischen Kirche festgegründet war und vielfach die nationalen Besonderungen ausglich, nehmen die lateinischen und griechischen Namen der Heiligensage überhand und verdrängen die altdeutschen. In der Reformationszeit und den nächstfolgenden Jahrhunderten kommen die biblischen Namen alten und neuen Testamentes besonders in Schwung. Es bildet sich sogar eine Unterscheidung vorwiegend protestantischer und vorwiegend katholischer biblischer Namen. In unserer Zeit geht die adelige Familie wieder mehr zu den mittelalterlich ritterlichen Vornamen zurück, der Bauer hält fest an der Ueberlieferung der letzten Jahrhunderte, in der nivellirten und verfeinerten bürgerlichen Welt dagegen ist ein bis zu vollständiger Confusion gesteigerter Eklekticismus eingerissen. Man greift nach den Namen aller Zeiten und Nationen und läßt die Wahl dabei lediglich durch Zufälligkeiten und persönliche Liebhaberei entscheiden. Der Name charakterisirt die Persönlichkeit, die Familie, den Stand, den Beruf nicht mehr. Er sinkt zu einem rein äußerlichen Abzeichen zurück, und wenn ein ehrsamer Schneider seine Kinder Athelstan, Jean-Noë und Oscar oder Natalie, Zaire, Olga und Iphigenie taufen läßt, so ist das im Grunde nicht mehr werth, als wenn er sie einfach nummerirte; denn jene Namen sind hier eben so unlebendig wie die todte Nummer.

Die allgemeine Festigung der Familiennamen geht in Deutsch-

land mit der Herausbildung der einzelnen Gesellschaftsgruppen Hand in Hand. Indem der deutsche Kleinbauer im sechzehnten Jahrhundert die Grundsteine zu dem modernen Bauernstande legt, organisirt er seine Familiennamen, die sich früher größtentheils auf Spitznamen oder wechselnde Eigenschaftsnamen beschränkt hatten. Ohne Familiennamen können wir Deutsche uns auch keine sociale Namhaftigkeit denken.

In Japan, wo (wie in China) Familie und Staat noch vollständig zusammenfallen, und eben darum ein ächtes Staatsleben noch so wenig existiren kann als ein ächtes Familienleben, wird selbst der Familienname des Einzelnen nicht respektirt von der patriarchalischen Staatsallmacht. Er ist überhaupt noch kein bleibender. Das zeigt die tiefste Stufe des socialen Bewußtseins an. Der erwachsene Mann führt dort einen andern Namen als das Kind. Kommt ein neuer Oberbeamter in eine Provinz, so müssen alle Untergebene, welche denselben Namen wie er führen, sich einen neuen Namen suchen. Das Staatsoberhaupt ertheilt nicht nur neue Titel, sondern es ehrt auch ausgezeichnete Männer durch Verleihung eines neuen Namens. Bei uns verleiht umgekehrt der Fürst die größte Auszeichnung dadurch, daß er einen neuen Namen *zu einem alten* stempelt; denn das Adelsprädicat besagt im Grunde nichts anderes. Einen neuen Namen nimmt man nur dann an, wenn der alte gar zu häßlich und lächerlich, oder wenn er mit einem unauslöschlichen Schimpf bedeckt worden ist. Darin bekundet sich das germanische Bewußtsein von dem *historischen Zusammenhalt der ganzen Familie*.

Ueberhaupt ist das Wesen des *Namens* als der nothwendigen Marke der freien menschlichen Persönlichkeit von keinem Volke tiefer erfaßt und folgerechter ausgebildet worden als vom deutschen. Das hängt zusammen mit der dem deutschen Geiste eigenthümlichen klaren Erkenntniß des Berufes der beiden Geschlechter und der Familie. Kein Volk hat gleich dem unsern den Namen stets in Ehren gehalten. Unser jetzt gangbares System der Tauf- und Familiennamen ist ein wunderbares, allmählig aus unserer ganzen

Gesittung hervorgewachsenes Zeugniß, wie wir neben der Bindung des Individuums an Stamm und Familie zugleich doch auch wieder dessen eigenartige Persönlichkeit anerkennen. Das Alterthum hatte diese folgerechte Durchführung der Familiennamen nicht, weil es eben die Bedeutung der Familie und des Stammes noch nicht in ihrer ganzen Tiefe entwickelt hatte. Aus den socialen Kämpfen des deutschen Mittelalters ging mit einer neuen Idee der Familie und Gesellschaft auch der moderne Organismus der Namen hervor und die ganze gesittete europäische Welt, die mit uns Theil genommen an diesen Kämpfen, genießt jetzt mit uns auch diese Frucht.

Es besteht ein großer Unterschied zwischen den deutschen Personen- und Familien-Namen. Da die alten Deutschen, welche nur Personen-Namen kannten, diesen eine weissagende Kraft beimaßen, so wählten sie dieselben als schmückende, glückverkündende Ehrennamen, und die besten Eigenschaften des Muthes, des Glückes, der Liebe und Treue sind in ihnen versinnbildet. Die Familien-Namen kommen viel später: sie sind nicht gewählt, wie der Taufname des Kindes, sondern geworden, allmählig entstanden und darum von sehr ungleichem Werth. Das familienhafte Volk der Deutschen hat so tiefe Poesie in seinen uralten Personen-Namen geborgen und oft so entsetzliches Prosa, ja Schlimmeres als dies, in seinen spätern Familien-Namen. Hätten wir die letzteren heute zu erfinden, so würden wir sie besser und schöner machen — vielleicht nur gar zu schön! Wir würden die vielen gleichlautenden Berufsnamen, wie Müller, Schmied, Schneider &c. beseitigen, die eigentlich gar keine unterscheidenden Namen mehr sind, wir würden die vielen Spitz- und Scheltnamen verwerfen und es gäbe keinen Klopstock, keinen Schmutzer, keinen Rindfleisch, keinen Kußmaul, keinen Angstwurm. Diese Namen entstammen offenbar einer Zeit, wo die naive Poesie des Volksmundes nicht mehr mitwirkte bei der Namengebung und anderseits jene bewußte und reflektirende Bildung noch nicht vollauf erwacht war, welche Wort und Gegenstand überall in Ein-

klang zu bringen sucht. Und doch mögen wir uns auch von einem unschönen oder nichtssagenden Familien-Namen nicht gerne trennen. Der beharrende deutsche Familien-Geist spricht sich neben Anderem darin aus, daß so viele treffliche deutsche Familien den Muth haben, ihren häßlichen Namen zu ertragen. War es doch der Name ihrer Väter, welche sie nicht verläugnen wollen!

Mit der „ganzen Familie“ hängt nun das „ganze Haus“ zusammen. Die moderne Zeit kennt leider fast nur noch die „Familie“, nicht mehr das „Haus“, den freundlichen, gemüthlichen Begriff des ganzen Hauses, welches nicht bloß die natürlichen Familienglieder, sondern auch alle jene freiwilligen Genossen und Mitarbeiter der Familie in sich schließt, die man vor Alters mit dem Worte „Ingesinde“ umfaßte. In dem „ganzen Hause“ wird der Segen der Familie auch auf ganze Gruppen sonst familienloser Leute erstreckt, sie werden hineingezogen, wie durch Adoption, in das sittliche Verhältniß der Autorität und Pietät. Das ist für die sociale Festigung eines ganzen Volkes von der tiefsten Bedeutung.

Wir haben noch Familienfeste, aber kaum mehr Hausfeste, Familiensitten, aber kaum Sitten des Hauses, keine Tradition des Hauses. Es gibt gar viele Leute, die, wie wir mit charakteristisch einfältigem Ausdrucke sagen, „ein Haus machen“, aber nur noch gar wenige, die ein Haus haben. Das Haus als Inbegriff einer socialen Gesammtpersönlichkeit, das „ganze Haus“, hat der Vereinzelung der Familie weichen müssen. Hierin liegt eigentlich eine weit bedenklichere social-politische Thatsache als in der zunehmenden Lockerung der Familienbande. Das Familienbewußtsein stellt sich schon von selber wieder her; das Bewußtsein des Hauses aber wird, einmal erloschen, kaum wieder zu entzünden sein. Durch das Absterben des Hauses, als der halb naturnothwendigen, halb freiwilligen Genossenschaft, ist ein Mittelglied zwischen der Familie und der Gesellschaftsgruppe verloren gegangen und die günstigste Gelegenheit zur socialen Wirksamkeit und Machtentfaltung des Hausregiments vernichtet.

Vordem rechnete man selbst die Nachbarn wenigstens halb und halb noch mit zum ganzen Hause. Die Nachbarschaft trägt nach altem Styl die Todten des Hauses zu Grabe. Wenn arme Leute den Singchor der Schulknaben nicht bezahlen konnten, dann traten an manchen Orten die Nachbarn des Verstorbenen zusammen und sangen am offenen Grabe und beim Leichengottesdienst. Jedes Ereigniß des Hauses mußte dem Nachbar angekündigt, zu jedem größeren Feste des Hauses mußte er geladen werden. Kurz nach einer glücklichen Entbindung versammelten sich die Nachbarinnen bei der Wöchnerin und tranken das „Kindsbier". „Nachbar" ist dem Bauern die freundschaftlichste Titulatur, welche zunächst nach dem „Vetter" kommt; sie steht um einen Grad höher wie Landsmann" und um zwei Grade höher wie ein bloßes: „guter Freund".

Diese Heranziehung des Nachbarn zum „ganzen Hause" hat ihren guten historischen Grund in der Geschichte der deutschen Familie. Um den Hof des Stammvaters siedelten sich in uralter Zeit allmählig die weiter abzweigenden Glieder der Sippe an, und wenn dann zuletzt aus dem Hofe ein Weiler entstand, so waren ja alle Ortsgenossen auch Stammesgenossen, alle Nachbarn auch Vettern. In der Jachenau in Oberbayern herrschte bis zur neuesten Zeit der Brauch, daß zur Hochzeit aus jedem Hause des Dorfes ein Gast geladen werden mußte: alle Gemeindegenossen zählten zur Familie, alle Häuser zum „Hause". Es gibt auch heute noch abgeschlossene kleine Dörfer in Deutschland, in denen sämmtliche Familien wirklich unter einander verwandt, alle Nachbarn Vettern sind, und das „ganze Haus" sich erweitert zur „ganzen Gemeinde". In solchen Dörfern bewahren sich dann nicht nur die originellsten Sitten, sondern es herrscht da häufig auch das fröhlichste wirthschaftliche Gedeihen. Wenn aber den Landgemeinden zugemuthet wird, jeden fremden Lump unbesehen in ihren Verband aufzunehmen, dann werden sich die ordentlichen Leute nachgerade dafür bedanken, alle Nachbarsleute wie halbe Vettern anzusehen.

Eines der merkwürdigsten Dörfer, in welchem der familien-

hafte Zusammenhang aller Ortsnachbarn gleichsam das Dorf selbst zu einem „ganzen Hause“ macht, ist Gerhardsbrunn auf der Sickinger Höhe in der Pfalz. Mitten in einer nivellirten, von den Einflüssen der französischen Herrschaft tief berührten Gegend gelegen, hat es lediglich durch den Familienzusammenhalt seine Eigenthümlichkeit zu retten gewußt. Und es ist dabei reich geworden bei nur mäßiger Gunst der Lage. Fast alle Familien des Ortes sind unter einander verwandt; und bei allen wirthschaftlichen Interessen erscheint das Dorf als eine festgeschlossene Verbrüderung. Dem Gesetze nach darf es dort keine geschlossenen Erbgüter, nicht Majorate oder Minorate geben. Damit aber jede Familie in Glanz und Wohlstand bleibe, stehen alle Ortsnachbarn für Einen Mann und machen durch eine treu bewahrte Sitte jenes Gesetz illusorisch. Die Familie beschließt, wer von den Kindern das Gut erben soll. Für die Nichterbenden sucht man in den Nachbardörfern, wo der Boden wohlfeiler ist, ein Stück Landes anzukaufen, oder sie finden im Heimatdorfe selbst ihr Unterkommen. Wollte Einer, der bei solcher Erbtheilung durch die Familie zu kurz gekommen, gerichtliche Klage erheben, so würde das Gut zu gleichen Theilen zerstückt werden müssen. Keiner aber wagt eine solche Klage, für die ihn die Verachtung des ganzen Hauses und der ganzen Gemeinde treffen würde. Und das ist mitten in der „aufgeklärten“ Pfalz. Die Gemeinde hält so klettenfest zusammen, daß sie neben der officiellen Gemeindeordnung noch eine private Ordnung aus alter Zeit bewahrt und handhabt. Um in der damit zusammenhängenden Gemeindeversammlung stimmfähig zu werden, muß man Familienvater sein. Sämmtliche verbrüderte Ortsgenossen hielten sich bis vor wenigen Jahren einen Flurschützen nach eigenem Schnitt, der die Uebertreter der Flurordnung um mäßige Summen pfänden durfte ohne Protokoll. Man glaubte, dergleichen innere Gemeindepolizei müsse man im Stillen abmachen und nicht jeden kleinen Feldfrevel gleich an die große Glocke der öffentlichen Polizeistube hängen. Diese Familiengemeinde hat sich eine Kirche und ein Schulhaus gebaut nach

eigenen Rissen, mit eigenen Händen — und mit kaum glaublich geringem Geldaufwand. Sie bewirthschaftet die Felder nach gemeinsamem überliefertem Plan, und diese Felder ertragen, als ob ein ganz besonderer Segen auf ihnen ruhe. Es ist der Segen des Familienzusammenhanges und der guten Nachbarschaft in einer Gemeinde, die da stehet wie ein einiges „ganzes Haus".

Es gehört heutzutage viel Muth, viel Selbständigkeit dazu, wenn ein Familienvater aus den gebildeteren Schichten des Bürgerthums die Idee des „ganzen Hauses" noch praktisch aufrecht halten will.

Wenn der Beamte, der Gelehrte es ja wagt, in den der häuslichen Muße gewidmeten Abendstunden mit Frau und Kindern und Gesinde sich um einen großen Tisch zu setzen, so möchte er wenigstens gewiß nicht gern in dieser Situation von einem Dritten überrascht werden, denn man würde ihn einen Sonderling nennen. Und doch ist gerade ein solches regelmäßiges Zusammensein des ganzen Hauses so fein und löblich und unbezahlbar für die Festigung des Familienbewußtseins, für die Kräftigung des Hausregiments.

Bei vielen deutschen Bauerschaften ist der einzige Umstand, ob das ganze Haus einschließlich des Gesindes an Einem Tisch sitzt, gerade maßgebend für die Beantwortung der Fragen, ob das Gesindeverhältniß dort schon ein rein rechtliches geworden oder ob es noch ein theilweise patriarchalisches sei, ob die alten Sitten überhaupt verschwunden sind, oder ob sie festgehalten und fortgebildet werden.

Wenn der reichere Handwerker oder Kaufmann die Lehrjungen, Gesellen oder Gehülfen mit seiner Familie am selben Tisch essen ließe, dann glaubt er gegenwärtig schon der Würde seines Hauses etwas zu vergeben. Und doch ist es gerade durch dieses Ausschließen von Gesinde und Geschäftspersonal aus dem Kreise des „ganzen Hauses" gekommen, daß jene Leute keinen rechten Respekt mehr haben vor dem Hausvater und Meister, oder daß der Respekt jedenfalls nicht über ihre Lehr- und Dienstzeit

hinausreicht. Früher hielt das Band, welches den Lehrlin
den Meister fesselte, oft für das ganze Leben fest. Der M
stand auch dann noch als Patriarch dem Lehrling gegen
wenn dieser längst selber Meister geworden war. Er redete
ehemaligen Lehrling, und mochte es derselbe zu noch so h
Würden und Ehren gebracht haben, seine Lebtage mit „Er“
während dieser ihm mit dem respektvollen „Ihr“ erwiderte.
der Lehrling dem Hause des Meisters wirklich angehört h
darum nur konnte sein Verhältniß zu jenem immer ein kindl
bleiben. Nicht aus Kriecherei und Bedientensinn entsprang d
Herkommen, sondern aus der Pietät des deutschen Familienge
Je mehr die freiwillige Anerkennung einer natürlichen Auto
in allen Bezügen unsers bürgerlichen Lebens altfränkisch r
um so sicherer mußten die späteren Geschlechter politisch ha
und social meisterlos werden. Wie will man jetzt neue küns
Autoritäten im Gesellschaftsleben schaffen, bevor man den
natürlichen einen neuen Widerhalt gegeben hat!

Gegenwärtig hört man in den Städten häufig, daß sich
die Knechte und Mägde einer und derselben Herrschaft gegen
mit „Sie“ anreden! Also haben diese Leute gar keine Ah
mehr von ihrer natürlichen Verbrüderung als Glieder dess
Hauses. Es macht sich zwar lustig, ist aber doch sehr pr
wenn der Hausherr neu eintretenden Dienstboten die Verpflich
auflegt, sich binnen vierundzwanzig Stunden mit ihren be
zum Hause gehörigen Genossen zu duzen, andernfalls wieder
zugehen, wo sie hergekommen sind. Das wäre schon ein kl
Versuch zur „Reform der Gesellschaft“.

Im alten deutschen Bauernhaus redete der Herr den K
mit „Du“ an, der Knecht den Herrn mit „Ihr“. Also ganz
selbe Anrede wie zwischen Vater und Kind. Ja es kam s
häufig vor, und ist bei abgeschlossenen Bauerschaften noch in
nicht ganz verschwunden, daß das Gesinde seine Herrschaft „Va
und „Mutter“ anredet. Noch charakteristischer für die ehema
Familienhaftigkeit des Gesindes ist ein alter Brauch, der sich

schleswig'schen Bauernhöfen vereinzelt erhalten hat. Das Gesinde gibt nämlich nur denjenigen Familiengliedern die respektvollere Anrede mit „Ihr", welche im Alter ihm vorangehen; wer jünger ist, und wäre es der Dienstherr selber, den nennt die Magd „Du". Das Gesinde betrachtet sich also geradezu als ein Glied der Familie. Dabei ist freilich vorausgesetzt, daß an ein willkürliches Wechseln des Dienstes gar nicht gedacht wird; das Gesinde weiß, daß es auf Lebenszeit Versorgung im Hause findet.

Bei manchen norddeutschen Bauernschaften zeigt sich der Begriff des Gesindes noch immer so innig mit dem der Familie verwachsen, daß reiche Bauersleute ihre Kinder auf ein paar Jahre zum Dienst auf andere Höfe, wie auf eine hohe Schule der Häuslichkeit schicken. Die Kinder sollen einmal sehen, wie es draußen zugeht, und wer später recht befehlen will, der muß auch vorher einmal recht gedient haben. Es sind aber gerade keine in der Feudalzeit geknechtete und verdorbene, sondern uralt freie Bauernschaften, bei denen sich eine so freie und edle Auffassung des Gesindes praktisch erhalten hat.

Die Familienhaftigkeit des deutschen Gesindes, das Zusammenleben zu einem „ganzen Haus", wird besonders gerühmt in der Zeit unsers unverdorbenen ältesten Volksthumes. Als dagegen die Deutschen durch die grausamen Kriege mit den Römern und die trüben Gährungen der Völkerwanderung roher wurden, grausamer, üppig, beutegierig, da verblaßte auch die Idee des ganzen Hauses. Das menschlich so viel unwürdigere römische Verhältniß des Herrn zum Knechte bringt nun auch in das deutsche Haus, und die ganze Rohheit und Barbarei in den Strafgesetzen und dem Untersuchungsverfahren der späteren Jahrhunderte entwickelt sich zuerst gegen das Gesinde. Und dennoch ist nachgehends der Kern des deutschen Hauses wieder gerettet worden und ging aus dem Schutt und der Verwilderung der Völkerwanderung wieder rein hervor. So unzerstörbar war die deutsche Idee der Familie, die als eine neue, zündende in die Welt getreten ist und uns stark gemacht hat, die antike Welt zu überwinden, das Christenthum

in uns aufzunehmen und so die große neue Culturepoche
deutsch-christlichen Mittelalters aufzubauen.

Am Grabe des Herrn werden nach altheidnischem deuts
Brauch Knechte desselben geopfert. Dahinter steckt eine scha
liche Barbarei, es steckt aber auch eine tiefsinnige Auffassung
„ganzen Hauses" dahinter, wie die indische Wittwenverbrenn
ein Symbol der Untheilbarkeit der Familie ist und in ihrer Gr
idee abgedämpft fortklang in der altdeutschen Anschauung, w
die Wiederverheirathung einer Wittwe mit tiefem Schimpf bel
„Wenn es auf den Herrn regnet, trauft es auf den Kne
Das Gesinde soll im „ganzen Hause" sein Schicksal als
erkennen mit dem des Herrn. Auf mehreren Kirchhöfen S
bayerns und Tirols fand ich Familiengräber angesehener, ja
nehmer Leute, in welchen — laut Inschrift — auch die S
alter treuer Dienstboten des Hauses beigesetzt waren. Das g
Haus behauptete sich bis in's Grab. In einem bloßen Vert
und Miethverhältniß hatten jene Dienstboten zu ihrer Herrs
gewiß nicht gestanden, sondern auch zugleich in einem gemüthli

Die alten Dienstboten-Ordnungen räumten dem Herren
größere Rechte ein als den Dienern, verfügten sogar manch
Dienstzwang in offenbarer Erinnerung an die alte Höri
Kein vernünftiger Mensch wird daran denken, jene harten
Polizeistatute wiederherstellen zu wollen. Wir gehen aber
der entgegengesetzten Seite zu weit, wenn wir das Dingen
Gesindes zu einem bloßen Arbeits-Vertrag machen mit gle
Rechten auf beiden Seiten. Denn wir dingen eine Magd
bloß zur Arbeit, wir fügen sie auch ein in unser Haus,
Friede und Unfriede des Hauses, Sitte und Unsitte der K
können vielfach mitbedingt sein durch das Gesinde. Die Auto
des Hausvaters muß auch gegenüber der modernen Diener
bestehen, und der Dienst im Hause hat nicht bloß seine rech
und wirthschaftliche, sondern auch seine sittliche und gemütl
Seite.

Wenn unsere Mägde einmal die deutsche Sprach- und

sellschaftsalterthümer studiren, so werden sie finden, daß das gegenwärtig ihnen so besonders verhaßte Wort „Magd“ ein sprachliches Zeugniß ist für den früheren innigen Zusammenhang des Gesindes mit dem Hause. Bei den Angelsachsen bezeichnet die „Maégd“ gerade das, was wir im umfassenden Sinne das „ganze Haus“ nennen; Maégsceaft ist die Verwandtschaft, und die Spillmagen und Schwertmagen leiten auch nicht aus dem Magen ihren Ursprung, sondern hängen eben mit den Sprachwurzeln dieser Maégd und Maégsceaft zusammen. Magd ist ein Ehrentitel, der aus dem Familienleben, als sich dasselbe verengerte, auf die Dienstbotenkreise ausschließlich überging. Während unsere Voreltern noch der Mutter Gottes keinen schöneren Namen zu geben wußten, als indem sie dieselbe die reine „Magd“ nannten, kündigt einem jetzt die niedrigste Dirne den Dienst, wenn man sie Magd titulirt, statt ihr die nobleren Prädikate einer Köchin oder eines Stubenmädchens zu geben!

Die Sprachforschung liefert überhaupt gar merkwürdige Urkunden zur Geschichte des fortschreitenden Zusammenschrumpfens des Familienbegriffs. Worte wie Gesinde, Magd, Haus, Sippe u. s. w. hatten früher sämmtlich einen weit umfassenderen Sinn als jetzt. Von den Etymologen können unsere Hausväter lernen, daß das Radicalmittel wider die Entartung des Gesindes nicht in Medaillen und Prämien für brave Mägde u. dgl. besteht, sondern in der entschiedenen Aufnahme der Dienstboten in den Bann des „ganzen Hauses“. Dann muß es das Gesinde selbst wieder als eine Ehre anerkennen, wenn es gründlich unter die hausväterliche Polizei und Strafgewalt gestellt wird. Im deutschen Volksaberglauben thun selbst die Hausgeister den faulen Knechten und Mägden die Ehre an, sie zu züchtigen für ihre Lässigkeit im häuslichen Dienst. Sie blasen ihnen das Licht aus, ziehen ihnen im Bette die Decke vom Leib, stoßen ihnen die Milchkübel um. Das geschieht den „Mägden“ und „Knechten“. Ein modernes Stubenmädchen, eine Köchin oder ein Bedienter ist dagegen gar nicht mehr werth, daß ein Hausgeist sich herabläßt, ihnen eine tüchtige Lection zu geben.

In vielen süddeutschen Städten von noch etwas altmodischem Schnitt ist es in den Gasthöfen der Brauch, daß der Wirth mit seiner Familie an der Spitze der Gasttafel sitzt und nicht bloß vorschneidet, sondern auch vorißt. Auf dem Dorfe sitzt dann am untern Ende der Tafel auch das Gesinde. Der meist corpulente Wirth mit seiner corpulenten Familie soll nicht bloß den Vorsitz führen als die leibhaftige Urkunde, daß seine Küche gut anschlägt; er soll auch dem Gaste den Eindruck gemüthlicher und patriarchalischer Häuslichkeit selbst im Wirthshause schaffen, er soll der Gasttafel das Gepräge einer Haustafel geben: als Hausherr sitzt er obenan vor allen Gästen. Dieß ist der letzte Abglanz jener väterlichen Würde, welche in früheren Jahrhunderten der deutsche (und englische) Gastwirth seinen Gästen gegenüber behauptete, zugleich ein Zeugniß, wie tief das Bedürfniß des „ganzen Hauses" im deutschen Geiste gewurzelt ist.

Wenn der Familienvater, auch der vornehme und reiche, nicht mit dem Kaffeetisch das Tagewerk einleitet, sondern mit einem gemeinsamen Gebet, zu welchem sich Weib und Kinder und Gesinde — das „ganze Haus" — um ihn versammeln müssen, dann meint man wohl, das sei Zopf und Muckerei. Ein solcher gemeinsamer Antritt des Tagewerks ist aber ein Wahrzeichen des Zusammenhaltens und Zusammenhängens des „Hauses". Darum ist er ganz abgesehen von seiner sittlich-religiösen Bedeutung auch in socialem Betrachte Gold werth. Wenn man nicht in die Kirche gehen konnte, dann las nach alter Sitte der Hausvater dem ganzen Hause am Sonntag Morgen aus der Postille vor. Am Weihnachts- und Neujahrsabend versammelte er das Haus um sich und las ein Kapitel aus der Bibel; das Gleiche geschah wohl auch an jedem Sonntag Abend. Ging die Familie zum Abendmahl, dann sprach der Hausvater als Eröffnung des Ganges zur Kirche ein Gebet in der Familienhalle. Bei vereinzelten Bauerschaften geschieht das Alles noch. Merken die städtischen Väter denn nicht, daß sie mit dem Aufgeben dieser Sitten freiwillig eines der stolzesten Attribute ihrer Stellung im Hause aus der

Hand gegeben haben? Wahrlich, der Hausvater sollte den letzten Rest, der ihm von der hauspriesterlichen Würde seiner Urahnen verblieben, nämlich das Amt, dem „ganzen Hause" vorzubeten, nicht so leichtsinnig wegwerfen. Es steckt mehr Ehre, Rang und Herrscherrecht darin für einen stolzen Geist, als in einer ganzen Collection von Titeln und Orden. Gar viele arme Schächer von Familienvätern sehen das recht gut ein, fürchten aber doch, der „feingebildete" Nachbar möge sie auslachen. Sie schämen sich nicht, wenig und nichts zu sein in ihrem Hause, aber viel zu sein, Priester und Herr des Hauses zu sein, deß schämen sie sich! „Die Feigheit ist's, die uns verdirbt", wie's in dem alten Burschenliede heißt. Denn es gehört mehr Muth und begeisterte Ueberzeugung dazu, in der Sitte, im socialen Leben, im Hause mit der Revolution zu brechen als im politischen. Der politisch-conservative Mann kann sich in bewegter Zeit höchstens verhaßt machen, der social-conservative aber wird dem ganzen vornehmen und geringen Pöbel lächerlich erscheinen, und das fürchtet der Philister weit mehr als jenes. Der nivellirende Radicalismus hat sich jetzt in die feste Citadelle der häuslichen und bürgerlichen Lebenspraxis zurückgezogen, und wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der social Conservative heute noch ganz in derselben ungedeckten Position ficht, wie der politisch Conservative Anno achtundvierzig, und er hat nicht darauf zu hoffen, daß ihm jemals Polizeidiener, Gendarmen und mobile Colonnen secundiren werden. Viel' Feind, viel' Ehr!

Bei der Wiederherstellung der gefesteten Häuslichkeit, der ganzen Familie und des ganzen Hauses schließt sich aber Ring an Ring, ein Schritt führt zu tausenden und selbst die wirthschaftlichen und politischen Consequenzen der oft scheinbar harmlosesten und gleichgültigsten Gebräuche sind hier kaum abzusehen. Aus dem Neubau des Hauses wächst ein Neubau der Gesellschaft und des Standes unabwendbar hervor. Ich will dafür nur noch ein kleines Beispiel heranziehen. Zu der Idee des ganzen Hauses gehört es auch, daß Eltern und Großeltern, wenn sie sich in

ihren alten Tagen zur Ruhe setzen, im Hause der Kinder wohn
Auf dem Lande ist dafür von Anbeginn her meist schon ein eigen
Stübchen vorgesehen; allein selbst bei den schwankenden Wohnung
und Erwerbsverhältnissen der Städter läßt sich diese schöne Sit
noch in sehr vielen Fällen aufrecht erhalten. Am festesten abe
zeigt sich dieses Zusammenwohnen von Großeltern, Kindern un
Enkeln auf dem Lande, wenn der Grundbesitz geschlossen ist
Bei Gleichtheilung der Güter, wenn Grund und Boden, Haus
und Hof, zu einer beweglichen Waare wird, muß dieses Bei-
sammenbleiben der Alten und Jungen allmählig verschwinden.
Es wird wie in den Städten, eine zufällige, keine noth-
wendige Erscheinung mehr sein. Zieht der Volkswirth diesen
großen sittlichen Faktor auch mit in Berechnung, wenn er di
Vortheile der geschlossenen und getheilten Güter gegeneinande
wägt? Kann der Statistiker eine Ziffer finden zur Schätzung de
Segens, der ins Haus kommt, wenn die Kinder auf dem Schoß
der Großmutter den Ueberlieferungen der Familie lauschen könne
und den alten Leuten in denselben Räumen, wo sie ihre Jugen
verlebt, das Alter „wiederblühsam" wird im Kreise der Enk
und Urenkel? Ist die Unverträglichkeit der Jungen mit den Alte
die in den Städten das Zusammenwohnen von ganzen Generatione
einer Familie so selten macht, nicht mitbedingt durch den Gei
der absoluten modernen Geldwirthschaft, welche das wirthschaftlic
Interesse der Einzelnen so hoch erhoben hat über das wirth
schaftliche Interesse der Familien und Körperschaften? „Es gi
nur eine böse Schwiegermutter in der Welt, aber Jeder glaub
er habe sie." Gefällt euch dieser Gedanke besser oder der ander
daß das Haus erst ganz ist und auch der ganze Segen des Hause
erst in ihm wohnt, wenn Urahne, Großmutter, Kind und Enk
einträchtig bei einander wohnen und das Gesinde im Hause ein
heimisch wird, gleich als habe es dazu gehört von Anbeginn un
zähle auch zu den Kindern des Hauses?

Wir werden aber unsere deutschen Zustände rücksichtlich de
„ganzen Hauses" immer noch tröstlich und hoffnungsreich finde

wenn wir nach Amerika hinüberschauen. Amerika hat nach Meister Goethe's Wort „keine verfallenen Schlösser und keine Basalte"; es hat aber auch nicht einmal eine Ruine von dem, was wir im stolzen (die Philologen sagen im „eminenten") Sinne das „ganze Haus" nennen. Die Nordamerikaner der besseren Klasse führen freilich meist ein sehr strenges, abgeschlossenes eheliches Leben; allein gerade durch die hier waltende Ausschließlichkeit kommen sie nicht einmal zum vollen Begriff der Familie, geschweige zu dem des Hauses.

Es gibt kein Gesinde, sondern nur gemiethete Dienstboten in den Vereinigten Staaten. Darum ward dieses Land das gelobte Land fauler, hoffärtiger, meisterloser Mägde und viele verlegene Waare der Art, für die es in Deutschland keinen Abnehmer mehr gab, ist bereits mit Glück und gutem Absatz dorthin exportirt worden.

Die Miethverträge mit den Dienstboten laufen dort in der Regel nur auf einen Monat; Kündigungsfristen sind keine vorbehalten, und wenn die Magd am letzten Abend des Monats aufkündigt, kann sie am nächsten Morgen gehen. So ist schon vorweg dafür gesorgt, daß die Dienerschaft im Hause nicht warm wird, daß sie beileibe nicht dazu kommt, ein wirkliches Glied des Hauses zu werden, daß ihre schwankende proletarische Stellung nur ja keine gesellschaftlich feste werde. Eine solche nordamerikanische Magd, die sich nicht „verdingt", sondern „vermiethet", kleidet sich dann wie eine Dame, läßt sich Mistreß tituliren, und wenn (was in den Mittelklassen gewöhnlich ist) der Hausherr die Schuhe selber putzt, Haus und Straße kehrt und mit dem Henkelkorb zu Markte geht, so hat seine Mistreß Magd nichts dagegen einzuwenden.

Auch das Verhältniß der Gesellen zum Meister, des Gehülfen zum Geschäftsherrn, welches im „feudalen alten Europa" vordem eine Art Adoption war, ist in der neuen Welt zum bloßen Miethvertrag veräußerlicht worden. In den deutschen Großstädten ist man mehrentheils auch schon zu diesem Fortschritte gekommen. Gesellen werden nach der Stückzahl ihrer Arbeiten bezahlt oder ver-

miethen sich auf kurze Dauer für bestimmte einzelne Arbeiten. Fragen die ökonomischen Vertheidiger der Gewerbefreiheit auch nach den ungeheuern sittlichen und socialen Nachtheilen, die aus diesen Verhältnissen erwachsen? Und wenn auch aus keinem andern Grund, so wäre schon allein um deßwillen das Innungswesen einer verjüngten Wiederherstellung würdig, weil nur durch Innungen das familienhafte Verhältniß zwischen Meister und Gesell dauernd wieder befestigt werden kann.

Die schrankenlose Gewerbefreiheit Nordamerika's läßt es schon an sich kaum zu, daß der Gesell und Gehülfe sich im „Hause" einbürgere. Eine ungeheure Masse von Arbeitern und Geschäftsleuten wandert ja dort fortwährend probirend von einem Geschäft zum andern. Ein Müllergesell, der sein Glück übermorgen als Kaminfeger versucht, im nächsten Quartal bei einem Maurer handlangert und über's Jahr vielleicht von dem Geschäfte profitirt, das er weiland seinen Müllereseln abgelernt hat, und selber Sackträger wird, kann doch weder bei seinen Eseln noch bei seinen Meistern recht zu Hause sein. Bei den größeren stabilen Geschäften dagegen ist der Herr überall um so mehr geneigt, seine Familie außer Verkehr mit seinen Arbeitsgenossen zu setzen, als die Abschließung der engeren Familie vom „Hause" von vornherein ein Grunddogma des häuslichen Anstandes in den Vereinigten Staaten ist.

Hier kann uns Deutschen recht klar werden, wie viele Nachklänge des alten Zunft- und Gewerbewesens in den häuslichen Sitten unsers kleinen Gewerbestandes noch festsitzen. Die Sitte des Hauses und die Satzung der Gilde bedingen sich gegenseitig. Was für die Festigung dieser Sitte des Hauses bei der Aristokratie Hausgesetze und Familienverträge gewirkt haben, das wirkte im Bürgerstand das Gesetz der Gewerbgenossenschaft. In Amerika kann es vorkommen, daß sich ein Geselle auf Monatsgage arglos ohne weitere Klausel vermiethet, und wenn der Zahltag kommt, zahlt ihm der Meister etwa nur Dreiviertheile des Bedungenen unter dem Vorgeben, der Rest gleiche den Schaden aus, den ihm

der Geselle durch Abnützung der Werkzeuge, mißlungene Versuche u. dgl. gemacht! Eine solche Ueberlistung würde bei unsern Handwerksmeistern auch der ärmste Teufel, der zäheste Geizhals für schimpflich halten, und zwar lediglich deßhalb, weil in ihm noch immer der Gedanke dämmert, daß ein Gesell als Genosse des Hauses nach nobleren Grundsätzen behandelt werden müsse als ein fremder Dritter, mit dem man bloß einen Miethvertrag abgeschlossen hat. Dahinter spuken alte, scheinbar längst begrabene Zunftideen.

Wenn der Geselle nicht einmal einen Wochen- oder Monatslohn erhält, sondern nach der Zahl der gearbeiteten Stücke bezahlt wird, dann ist die vollständigste Ablösung vom Hause des Meisters damit attestirt und besiegelt. Solange bei uns der Geselle noch einen wesentlichen Theil seines Lohnes in Naturalleistungen, in Kost und Wohnung, bezieht, dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß für den gewerbtreibenden Mittelstand der Begriff des „ganzen Hauses“ gar verloren sei.

Als das Verhältniß des Gesellen zum Meister noch ein durchaus familienhaftes war, erhielt er gar keinen Lohn, sondern nur die häusliche Verpflegung, dazu höchstens ein geschenktes Geld. In dem Maße als der Geselle mehr in klingender Münze bezahlt wird, löst sich dieses Verhältniß. Ebenso geht es beim Gesinde. In einem alten Handwerksburschenlied zeigt sich jener innige Zusammenhang der häuslichen Verpflegung mit der Hausangehörigkeit recht klar empfunden. Der Geselle zählt je in einem Verse auf, was er an jedem Wochentage arbeitet und was ihm dafür zu Theil wird; zuletzt am Samstag zahlt ihm der Meister den Lohn, aber zu allerletzt in der Sonntagsfrühe geht er noch zur Frau Meisterin „und kriegt ein reines Hemde.“ Solange die Handwerksburschen diesen Vers vom „reinen Hemde“ noch singen können, brauchen wir uns noch nicht vor nordamerikanischen Zuständen zu fürchten.

Das seit der französischen Revolutian immer ungestümer andrängende Begehren, alle öffentlichen und privaten Naturalleistungen

in Geld zu verwandeln, hat seine tiefe sociale Schattenseite. Bisher hat man nur die (oft gleichfalls problematischen) wirthschaftlichen Lichtseiten ins Auge gefaßt. Wie das Ingesinde durch die ausschließliche Geldlöhnung frei gemacht von den Banden des Hauses und also auch dem Hause entfremdet wird, so treibt die Kapitalisirung der Naturalabgaben den Bauer aus seiner ländlichen Abgeschlossenheit in die Stadt, und wo er sonst dem Grundherrn patriarchalisch verhaftet war, wird er es jetzt dem Geldjuden — aber jedenfalls nicht patriarchalisch.

Kehren wir noch einmal zum Hauptthema dieses Abschnitte zurück.

Ein recht augenfälliges Zeichen der Lockerung der Bande de Hauses und der Familie liegt in der immer mehr abkommende Familiengastfreundschaft. Wer auch nur zehn bis fünfzehn Jah zurückdenkt, wird wahrgenommen haben, daß man sich zusehen entwöhnt hat, Verwandte und Freunde des Hauses bei sich beherbergen. Statt den Gast durch einen solennen Familie schmaus zu ehren, führt man ihn wohl gar an die Gasttafel d Wirthshauses. Das würde zu unserer Väter Zeit eine grobe B leidigung gewesen sein.

Merkwürdigerweise hat sich die Familiengastfreundschaft vielen Städten und Dörfern des westlichen Mitteldeutschlan noch in hohem Grade lebendig erhalten, während sonst gera dort die alten Familiensitten am meisten abgestorben sind. Dar mag man die Fähigkeit zur Wiedererweckung eines tiefern Fan lienlebens auch in diesen social aufgelösten Gauen erkennen.

Bei der mäßigen Gastfreundschaft, die heutzutage in unse Städten noch geübt wird, ist es höchst charakteristisch, daß m sich in den meisten Familien bestrebt, in Gegenwart eines Gaste und stehe er dem Hause noch so nahe, die Sitte des Haus zu verbergen. Von hundert Familien z. B., in denen no ein Tischgebet gesprochen wird, werden neun und neunzig dies Gebet weglassen, wenn ein Gast am Tische ist. So macht man auch mit dem andern Herkommen des Hauses. Die Kinder werd

vom Tische geschickt, die Mägde müssen das Zimmer räumen, Hund und Katze werden vom Ofen verjagt, das ganze Haus wird suspendirt. Man schämt sich jeder originalen häuslichen Sitte angesichts anderer Leute, statt daß man stolz auf dieselbe sein sollte. (So schämt man sich auch, eine eigenthümliche, seinen Bedürfnissen angemessene, eine persönliche Wohnung sich zu bauen, und macht alle Häuser nach Außen über einen Leisten, da doch noch lange nicht alle Insassen über einen Leisten gemacht sind.) Der Gast soll durchaus nicht merken, daß er in einem individuell organisirten Hause ist; es soll ihm vorkommen, als sei er in dem Hause der nivellirenden Civilisation, — im Wirthshause. Dieß ist das Gegenstück zu dem, was ich oben von den süddeutschen Wirthshäusern alten Styles erzählte. Der Gast soll sich aber nach dem Hause richten und nicht das Haus nach dem Gaste.

Jene alte Gastfreundschaft, die in so inniger Beziehung zu dem Gedanken des „ganzen Hauses“ steht, hat sich aus der Stadt auf das Land zurückgezogen. Wenn noch irgend Jemand im schönsten Sinne des Wortes „ein Haus macht,“ dann sind es die deutschen Landpfarrer. Bei ihrer Vereinsamung suchen sie in dem Hause ihre sociale Welt. Wer als Student einmal im Lande umher gezogen ist, heute bei diesem, morgen bei jenem verwandten, befreundeten, empfohlenen oder auch ganz unbekannten Pfarrer Quartier suchend, der kennt dieses selige Behagen, überall ein Daheim zu treffen, überall eine Familie von originellem Gepräge, einen Hausherrn, der noch ein Charakterkopf, ein Haus, das noch ein wirkliches, eigenartiges und ganzes Haus ist. Dieß sind die Wanderungen, auf denen man Charaktere und Sitten kennen lernt. Der deutsche Bursch nennt solche Art, als Gast von Familie zu Familie zu wandern, mit prächtigem Ausdruck „onkeln.“ Man begrüßt ja gleichsam jeden gastfreundlichen Hausherrn als seinen Onkel und läßt sich auf einen oder ein paar Tage zum Neffen adoptiren. In diesem „onkeln“ liegt eine Fülle aus dem ächt deutschen Leben gegriffener Poesie, die uns in der Erinnerung auch bei greisem Haupte noch warm wie Maiensonne in's Herz

hinein scheinen wird. Das ist die Poesie des schönen Bildes vom „ganzen Hause," — eine halb verklungene Sage.

Schon mancher Landpfarrer hat sich all sein Hab und Gut wegonkeln lassen. Das war nicht gescheidt. Aber nur ihr sollt ihn nicht meistern und sagen, daß es nicht gescheidt gewesen, die ihr in den großen Städten auch die letzten Trümmer des „ganzen Hauses" niederzureißen fleißig seid, eine Sitte des Hauses nur noch bei verschlossenen Thüren kennt, die Gastfreundschaft im Wirthshause übt, nur die Narren, wie das Sprüchwort sagt, Onkel heißet und in euren Haus- und Familiengesetzen als ersten Paragraphen aufstellt, daß der eigene Mund der nächste Vetter sei.

Drittes Kapitel.

Die Familie und die bürgerliche Baukunst.

Wie eine Illustration dem Texte, stellt sich dieses Kapitel dem vorigen gegenüber. Die Architektur des modernen Wohnhauses ist das steinerne Sinnbild der erlöschenden Idee vom „ganzen Hause."

Die besseren städtischen Bürgerhäuser aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert öffnen dem Eintretenden sogleich große Hausfluren, Vorplätze und Höfe. Häufig ist das ganze Erdgeschoß lediglich Vorhalle; die Wohnungsräume beginnen im ersten Stock.

Diese großen Vorplätze waren aber allen Hausgenossen z gemeinen Benutzung; sie sind gleichsam die Allmende des „gan Hauses." Dasselbe gilt von den traulichen Gallerien und bed Gängen, welche gegen den innern Hofraum oft durch alle S werke gingen. Hier soll man sich versammeln und ergehen könn hier sollen die Kinder beim Regenwetter sich tummeln und sp In der warmen Jahreszeit tafelte das ganze Haus häufig der Flur des ersten Stockes, ein schönes Herkommen, welch Oberdeutschland noch nicht ganz erloschen ist. Jener besond wichtige Raum war in den Bürgerhäusern katholischer Gegend häufig sogar mit einer Art Hauskapelle geziert, indem an d Hauptwand ein großes Crucifix aufgestellt war mit einem Betst

In den reichen Bürgerhäusern erscheinen diese Vorplätze Säulen, Bildnereien und Gemälden geschmückt, und an dem [illegible] ulich rauschenden Brunnen fehlte selten allerlei zur K

weil angebrachter Zierrath von wasserspritzenden Nymphen, speienden Delphinen, Larven und derlei Dingen.

Wir belächeln jetzt diese Spielereien der Rococozeit, und unsere Künstler könnten solchen Zierrath in der That viel vernünftiger, kritischer und kunstmäßiger machen. Dennoch erscheint uns auch wieder jener kindisch phantastische Schmuck ehrwürdig, er ist geweiht; denn er gibt Zeugniß von dem behaglichen, sinnigen Stillleben der deutschen Familie in einer Zeit der Erniedrigung, wo eine deutsche Politik verloren gegangen war, von einem deutschen Reiche nur noch der Schatten übrig geblieben, und das deutsche Volk allein noch Rettung für sich gefunden hatte in der Gediegenheit, Ehrenhaftigkeit und Innerlichkeit des deutschen Hauses.

Der „häusliche Herd," welcher jetzt nur noch eine Redefigur, war auch vor Zeiten einmal eine Wirklichkeit. Im alten deutschen Bauernhause stand der Herrscherstuhl der Hausfrau hinter dem Herde. Im reicheren Bürgerhaus war die Küche eine stattliche, oft schön gewölbte Halle, und in geselligen Stunden versammelte sich wohl auch die Familie in der Küche und verzehrte ihr Abendbrod am „häuslichen Herd." Dort wies auch der Volksglaube den guten Hausgeistern ihren vornehmsten Sitz an, in eigens am Herde angebrachte kleine Nischen legte man ihnen Speise, auch etwas Reisholz und zu Zeiten ein Käppchen und ein Röckchen zum Lohn für treue Dienste.

In den modernen großstädtischen Privathäusern sind fast alle dem „ganzen Hause" dienende Räume auf das dürftigste Maß beschränkt: die breiten Vorplätze sind zu einem armseligen schmalen Hausgang zusammengeschrumpft, statt der Familie und der Hausgeister tummeln sich nur noch Mägde und Köchinnen in der profanirten Küche; namentlich sind aber die Höfe (die früher nur in den engen Gassen der Handwerker und Kaufleute eng und klein waren, in patricischen Quartieren aber weit und schmuckreich), jetzt selbst bei den reichsten großstädtischen Häusern häufig zu schmalen, feuchten, stinkenden Winkeln geworden, wohin keine

Sonne und kein Mond bringt; die heimeligen inneren Gallerien sind durchaus verschwunden, und wo sonst das ganze Haus auf der Hausflur getafelt, da verzehren jetzt höchstens des Hauses Bettelleute dort ihr Gnadenbrot.

Paris und London und Neu-York kann man in unsern neuen deutschen Großstädten wiederfinden, wer aber das deutsche Haus suchen will, der muß in alte abgestorbene Reichsstädte gehen, und wo Einer in Romanen die trauliche, schmuckreiche innere Einrichtung der patricischen deutschen Wohnung aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert abgeschildert siehet, da wird ihm vielleicht das Herz noch einmal weit bei dem Gedanken an das Behagen des deutschen Hauses.

Wir begreifen wohl noch den gleichsam poetischen Werth jener Räume für das häusliche Leben, aber nicht mehr den reellen, weil uns die alte Gesammthäuslichkeit kein nothwendiges Bedürfniß mehr ist.

Der Blick auf die dem „ganzen Hause" gewidmeten, für den Häuserspeculanten überflüssigen Vorplätze, Gallerien, Höfe 2c. leitet zu einer ethnographischen Parallele. Bei den meisten aufgelösten mitteldeutschen Bauerschaften ist die volksthümliche örtliche Bauart der Häuser zugleich mit der Volkstracht aufgegeben worden und man baut möglichst billige und rentable viereckigte Wohn-Kasten im Kleinen, wie in den Städten im Großen. Hier ist denn auch der Hausflur, obgleich für das Bauernhaus noch viel wichtiger als für das bürgerliche, zu einer winzigen Ecke zusammengegangen. Bei den reichen, selbständigen, an alter Art festhaltenden Bauerschaften des deutschen Nordens und Südens dagegen finden sich noch große, stolze Hausfluren als die Regel, ja in Oberdeutschland noch offene und bedeckte Gallerien und Erker bei den Bauernhäusern. In manchen rheinischen Gegenden kann man den Wohlstand eines Bauern ziemlich sicher nach der Größe seiner Hausflur bemessen. Der bäuerliche Proletarier hat da oft gar keine Hausflur, nicht einmal einen Hausgang. Man tritt durch die Hausthüre unmittelbar in die Küche, wohl gar in

die Wohnstube, wodurch das Haus eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einer Hundehütte erhält. Oder der Hausgang ist so eng, daß ein schmaler, hungriger Mensch wohl hindurch gehen kann; wenn er aber drinnen stirbt, so kann man ihn im Sarg nicht hinaustragen. Es ist diese Beschränkung sogenannter überflüssiger Räume keineswegs immer durch die Mittellosigkeit des Erbauers geboten. Da in solchen mitteldeutschen Taglöhnerfamilien die Häuslichkeit und das Familienleben überhaupt leider auf sein kleinstes Maß zusammengeschrumpft ist, so bedarf man in der That der Räume nicht, die der ganzen Familie dienen sollen. Nicht durch neue Hausfluren, sondern durch einen neuen Geist der Familienhaftigkeit wäre also hier die Bauart zu verbessern. Die stolzen Hausfluren kommen dann wieder von selber, auch im armen Hause.

Achnlich wie mit der Hausflur des Bauernhauses verhält es sich mit dem Hofraum. Auch der äußere Schmuck des Hofes ist kein übler Maßstab für den Wohlstand des Bauern. In der Pfalz haben die alten Hofthore der reichen weinbauenden Ortschaften geradezu einen monumentalen Charakter. Als die Mordbrennerbanden Ludwigs XIV. die Pfalz verbrannten, wurden die Häuser in diesen Dörfern zerstört, nur die massiven, in stattlichen Spitzbogen und Rundbogen gewölbten Hofthore blieben mehrentheils stehen und stehen heute noch neben den später neu wieder angebauten Wohnungen und legen Zeugniß ab von dem Reichthum und der Wohnlichkeit dieser Bauerndörfer in alter Zeit. Auf dem Schlußstein des Thorbogens ist die Jahreszahl der Erbauung eingehauen, oft auch der Name des Erbauers oder das Zeichen seines Berufes, nicht selten steht auch ein Vers dabei, der uns anzeigt, was in jenem Jahre Korn und Wein gegolten. Auch ziert wohl mancherlei Ornamentenwerk die größen Sandsteinblöcke der Thorpfeiler. Wo hält wohl jetzt noch der Bauer so viel auf den sinnigen und massiven Schmuck seines Hauses und Hofes? Haus und Gehöfte der damals so reichen Pfälzer Weinbauern muß wie eine kleine Burg anzuschauen gewesen sein, während freilich anderwärts der deutscher Bauer zu selbiger Zeit auch noch

in Lehmhütten wohnte, die an die Hütten der Wilden erinnern. Zu dem stattlichen Doppelthor stimmte die hohe steinerne Hofmauer. Das Haus stand mit der schmalen Giebelfronte gegen die Straße gekehrt, die Längenseite mit den meisten Fenstern und der Hausthüre ging also auf den Hof; ein unberechenbarer Vortheil für ein Bauernhaus, denn auf seinen Hof soll der Bauer aus dem Fenster schauen, nicht auf die Straße. An der Langseite im Hofe war die große steinerne Bank angebracht, auf welcher das „ganze Haus" am milden Sommerabend plaudernd beisammen saß. Durch diese Frontstellung des Hauptgebäudes und den beschlossenen Hof war das Haus gleichsam überall nach Innen gekehrt, während wir es jetzt mit der langen Straßenfaçade nach Außen gewendet haben. In diesem einzigen Umstande liegt eine ungeheure Krisis im Familienleben angedeutet. Der trauliche Binnenhof hat den besten Theil seiner Bedeutung für die gemüthliche Häuslichkeit verloren, seit wir die Hauptseite des Hauses von ihm weggewendet haben und höchstens noch die Küchen- und Abtrittsfenster auf den Hof schauen lassen. Nur durch den Hof konnte man in's Haus gelangen; man trat nicht unmittelbar von der Straße in das Heiligthum des Hauses ein. In dem Maße als die Familie an öffentlicher Bedeutung verloren hat, sind die Häuser gegen die Straße offener geworden. Im Orient, wo die Idee der freien Persönlichkeit wie der Gesellschaft und des Staates noch vielfach gefangen gehalten ist in dem Bann der übermächtigen Familie, sind die Häuser in gleichem Extrem ganz nach Innen gekehrt, der Harem kerkermäßig abgeschlossen: das Haus hat gar keine Straßenfronte, weder architektonisch noch social. In jenen Bauernhöfen der reichen Pfalz mußte der Bauer, wenn das große Hofthor hinter ihm in's Schloß gefallen war, sich fühlen nicht wie der Türke im Kerker seines Hauses, wohl aber wie der Ritter in seinem Burgfrieden. Ahmte er vor Zeiten doch selbst den Ritter darin nach, daß er die Strafe des Burgfriedensbruches in seinem Hofe so gut versinnbildete, wie der Ritter in seinem Schloßhofe. Wo dieser das Bild der abgehauenen blutigen

Hand als Warnungsmal für den Friedensbrecher aufstellt, da nagelte der Bauer den schlimmsten Friedensbrecher seines Hofes, den Habicht oder die Eule zum warnenden Exempel an das Scheuerthor:

„Wer diesen Burgfrieden bricht,
Der wird also gericht.“

Es ist eine höchst bemerkenswerthe Thatsache, daß in der ganzen bayerischen Vorder-Pfalz, wo fast durchaus das löbliche Herkommen noch herrscht, die Bauernhäuser nach Innen, nach dem Hofe gekehrt zu stellen und nur die schmale Giebelfront auf die Straße zu richten, eine große Reinlichkeit und Ordnung die Hofräume auszeichnet, während in dem angränzenden Westrich, wo man die Häuser mit der Langseite nach Außen gewendet hat, Schmutz und Unordnung als unmittelbare Folge eingezogen ist. Die Straße selber wird hier zum Hof, die Misthaufen sitzen auf der Straße, das Ackergeräthe fährt lüderlich daneben umher, der Hof ist offen geworden, er ist aus dem Frieden des Hauses herausgerückt, der Gasse preisgegeben; das Heiligthum des Hofes aber wie des Hauses, wie der Familie, vor allem des deutschen Hauses und der deutschen Familie, ist gegründet in deren Abgeschlossenheit und Innerlichkeit.

In der mannichfaltigen Bauart unserer Bauernhäuser, die sich sehr genau nach ethnographischen Gruppen abscheidet und hierin den Volkstrachten entspricht, hatte sich die wunderbar reiche Vielartigkeit des deutschen Volksgeistes ein schönes Denkmal gesetzt. Es bezeichnet andererseits den viel tieferen Standpunkt des slavischen Volkslebens, daß das slavische Bauernhaus überall gleichförmig, ohne bildungsfähige architektonische Motive ist und z. B. durch das ganze weite russische Reich sich wesentlich gleich bleibt in der Dürftigkeit und Nüchternheit seiner Linien und dem Schmutz seiner inneren Ausstattung. Wo noch eine ursprüngliche Bauart des deutschen Bauernhauses besteht, da sollte man sie zu erhalten, nöthigenfalls mit Schonung ihrer charakteristischen Formen zu

verbessern suchen. Außerdem wäre es jetzt hoch an der Zeit, in Bild und Schrift eine Zusammenstellung aller deutschen Volksbauweisen ebensogut wie aller deutschen Volkstrachten zu veranstalten; denn in vielen Strichen dürfte bald mit dem letzten ächten Bauernrock auch das letzte ächte Bauernhaus verschwunden sein.

Während sich vordem ein Herrenhaus und Schloß wieder dadurch vor dem stattlichsten Bürger- und Bauernhause auszeichnete, daß es, wenn auch nicht an sich größer, doch Höfe, Gallerien, Vorplätze und offene Hallen in weit größerem Verhältnisse besaß, sieht man jetzt in den Städten sogar fürstliche Paläste, die nicht einmal eine weite, stattliche Vorhalle, geschweige denn einen ordentlichen Hof besitzen, und die sich nur durch den Portier und die Schildwachen als Paläste legitimiren. Es lag ein tiefer Sinn in der Forderung, daß ein Herrenhaus gerade die dem „ganzen Hause“ geweiheten Räume, die unnützen und doch so nothwendigen, in gedoppeltem Maße besitzen solle; denn die höchste Bedeutung der Aristokratie wurzelt darin, daß sie die Familie und das „Haus“ am umfassendsten auf die sociale Potenz erhoben hat. Solche von ächt aristokratischem Schmuck entblößte Herrenhäuser namentlich der modernen Beamtenaristokratie in den großen Residenzstädten, nennt man in Norddeutschland sehr passend „Hôtels“, da dergleichen Gebäude in der That eines bessern und deutschen Namens in der Regel nicht werth sind.

Schauen wir in das Innere unserer Wohnungen, so findet sich's, daß das „Familienzimmer“, der gemeinsame Aufenthalt für Mann und Weib und Kinder und Gesinde immer kleiner geworden oder ganz verschwunden ist. Dagegen werden die besondern Zimmer für einzelne Familienglieder immer zahlreicher und eigenthümlicher ausgestattet. Vater, Mutter und Kinder beanspruchen für sich bereits eine ganze Reihe verschiedenartiger Gemächer. Man raffinirt förmlich darauf, neue Zimmer zu erfinden. Sie sollen auch im Einzelnen wieder charakteristisch ausgestattet werden. Die Vereinsamung des Familiengliedes selbst im Innern des Hauses gilt für vornehm; sie ist darum schon in

dem Aeußeren einer „fashionablen“ Einrichtung zu veranschaulichen. Die eigentlichen „Familienmeubel“ sind altväterisch geworden. Als der Großvater die Großmutter nahm, da galt es noch als das Wahrzeichen eines soliden Hauses, eines Hauses vom alten Glanze, daß die Braut einige capitale Familienmeubel, alte, treue Diener des Hauses, zur Aussteuer mitnehmen mußte. Jetzt gilt umgekehrt nur diejenige Ausstattung für vornehm, bei welcher alles funkelneu ist. So tief haben uns die Tapezierer, Schreiner und Meubelhändler unterjocht! Das Ehebett existirt nur noch bei den Bauern und den Engländern, und die Wiege der Kinder steht nicht mehr zu Handen bei dem Bett der Eltern. Das „Kinderzimmer“ muß vielmehr möglichst entfernt vom elterlichen Schlafgemache sein; denn ein „gebildeter“ Vater kann in der Regel gar kein kleines Kind mehr schreien hören. Wer aber Kinder in die Welt setzen will, der muß sie auch können schreien hören, und wer das eine nicht kann, soll auch das andere bleiben lassen.

Ganz besonders sind hier wiederum die Bauernhäuser in's Auge zu fassen. Hier ist die ganze Familie schon durch den gemeinsamen Beruf aller ihrer Mitglieder viel enger zusammengeschlossen als in der Stadt, darum auch im Hause vorzugsweise auf gemeinsame Räume angewiesen. Nichts desto weniger sucht man jetzt in den reicheren Bauernhäusern gleichfalls eine Menge gesonderter Räume und isolirter Winkelchen anzubringen, die dem alten Bauernhause ganz fremd waren. Hierin zeigt sich's schon, daß das patriarchalische Zusammenleben und Wirken der Bauernfamilie gebrochen ist. Ein Haus mit vielen kleinen Stuben ist gar kein ordentliches Bauernhaus mehr. Selbst das wirthschaftliche Hausregiment wird zerstört durch die vielen gesonderten kleinen Räume; in der großen Familienhalle dagegen, wo der Speisetisch zur Seite des Herdes steht, herrscht der Bauer und die Bäuerin. So ist z. B. in alten Bauernhäusern der Stall häufig unmittelbar an die Küche gebaut und durch einen bedeckten Gang mit derselben verbunden, damit die Hausfrau die Hantierung des

Gesindes in Küche und Stall mit Einem Blick übersehen und ihr Zepter ungetheilt führen könne.

Ein herrliches Muster altpatriarchalischer Einrichtung zeigt in dieser Beziehung das alte Sachsenhaus, wie es Justus Möser geschildert und wie es bei den reichen oldenburgischen Marschbauern und in Schleswig heute noch besteht. Hier steht der Herd im Mittelpunkte des Hauses, und hinter dem Herde thront die Bauernfrau. „Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht sie zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die hereinkommen, heißt solche bei sich niedersetzen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Pferde und Kühe im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnet immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist gleichfalls hinter dem Herde und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zuschlagen, höret ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen, und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Kindbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dresche gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt, daß in andern Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, Jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wiederum aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange versäumen muß. Der Platz beim Herde ist der schönste unter allen.“ So zeichnet Möser das plastische Bild der Bauernfrau, die in der patriarchalischen Würde längst verklungener Zeiten von ihrem Sitz hinter'm Herde das ganze Haus beherrscht. Auf diesem Herde aber brennt das Feuer den ganzen Tag und glimmt die ganze Nacht hindurch, urväterlicher Poesie zu Ehren und der modernen Feuerpolizei zum Trotz; wenn aber der Hausherr stirbt, dann wird nach altem Brauch das Herdfeuer gelöscht.

Auf der untersten Stufe bäuerlicher Armuth treffen wir freilich

ein scheinbar ähnliches Bild wieder, wo auch die ganze Fami
auf einen einzigen häuslichen Raum zusammengedrängt ist; a
nicht in eine weite, geräumige Wohn= und Speisehalle, sond
in ungesunde Winkel, nicht im Bewußtsein der Familienhaftigk
und des Familienregiments, sondern bloß aus Noth.

Wenn der Städter sieht, wie in der Bauernhütte oft ni
bloß die Familie, sondern dazu auch noch Hühner, junge Gä
und Enten, Hunde und Katzen in einer Stube zusammenwohne
dann macht ihm dieß wohl den Eindruck des äußersten Elend
und er bedauert die armen Leute recht herzlich, die mit Hühne
und Gänsen ihr Zimmer theilen müssen. Ein Zeichen von Woh
stand und Gesittung ist es nun freilich nicht, wenn das „gan
Haus" mitsammt den Hausthieren in einer einzigen engen Stu
lebt und webt. Es bleibt aber doch noch sehr die Frage, ob
unappetitlicher und gesundheitswidriger, wenn, wie auf dem elendst
Bauerndorf, Hühner und Gänse in der Stube sitzen, oder, w
in den reichen Häusern Wiens, die Mägde in der Küche schlafe
Und ob wir jenen armen Leuten nicht das beste Theil ihr
häuslichen Behagens mitnähmen, wenn wir, ich will nicht sag
die Kinder, sondern auch nur die Hühner und Gänse, Hun
und Katzen in ein besonderes Gemach einquartierten, das ist ei
zweite Frage.

Wer will entscheiden, was menschenwürdiger sei: das bitte
süße Elend dieses gemeinsamen Lebens, oder die Vereinsamu
eines wohlbezahlten Fabrikarbeiters?

Jene Hausthiere, mit welchen die arme Bauernfamilie i
Zimmer theilt, sind ihr in der That Glieder des Hauses. D
Bauer schließt oft eine keineswegs sentimentale, sondern durcha
naive Freundschaft, aber eine Herzensfreundschaft, mit seinem Vie
von der die wenigsten Stadtmenschen einen Begriff und ein Ve
ständniß haben. Sein Vieh ist ihm eine nothwendige Ergänzu
zum „ganzen Hause", und es charakterisirt das alte deutsc
Bauernhaus vieler Stämme, daß der Stall mit der Wohnun
wenigstens *unter einem Dache* steht.

Ein armes geplagtes Bäuerlein, welches über Niemand Herr und Meister ist, übt ein absolutes Hausregiment wenigstens über sein Vieh. Es ist ein wunderbares Geheimniß der Menschennatur, daß der Mensch nicht fröhlich leben kann, er habe denn eine andere lebende Seele, und wär' es auch bloß ein Hund, die er meistere. Gegenüber unserem Hunde sind wir wie allwaltende Götter, schicksalspinnende Dämonen. Darum vertraut der ächte Hund blind seinem Herrn. (Was freilich ein Hund im stillen Sinne denkt, wenn er die frevliche Hand des Herrn leckt, die ihn malträtirt, das hat uns bis jetzt noch keiner gesagt.) Darum finden wir in der Genossenschaft der Thiere eine Ergänzung, die uns kein menschlicher Umgang bieten kann. Das Hausvieh soll im Hausregiment unser eingeborenes Gelüsten zum aufgeklärten Despotismus auf seinen Rücken nehmen, und es ist noch lange nicht menschenunwürdig, wenn die armen Leute ihr Geflügel in der Wohnstube herbergen. Der Bettelmann ist zufrieden, weil er seinen Hund als seinen letzten Knecht behandeln kann, und der Hund dankt ihm dafür, indem er seines Zuchtmeisters letzter Freund wird. Der rohe Materialismus unserer Zeit, der die Existenz bloß nach dem Essen und Trinken abmißt, sagt freilich, es sei eine Sünde, wenn man erbetteltes Brod auch noch mit einem Hunde theile. Es stehet aber geschrieben: der Mensch lebt nicht vom Brode allein, und ich möchte es nicht auf mein Gewissen nehmen, auf dem Wege der Besteuerung den armen Mann dahin zu bringen, daß er seinen letzten Freund und Hausgenossen zum Schinder führt.

Treibt ihr dem Bauern seine Hühner und Gänse, Hunde und Katzen aus der Stube, so zerstört ihr seine Häuslichkeit. Man lasse jeden nicht nur nach seiner Façon selig werden, sondern auch schon auf Erden möglichst nach seiner Façon glücklich sein. Zu einem ganzen Hause gehört auch ein Hund, und den alten Jungfern muß der Mops, gerade wie beim Bettelmann, das ganze übrige Haus ersetzen. Der Fanatismus, mit welchem gegenwärtig so Mancher, der gar nicht recht weiß, was eigentlich ein Hund ist, für die Vertilgung der Hunde durch hohe Steuer eifert, zeigt

eben auch, wie sehr die Idee des „ganzen Hauses“ sich verdunkelt hat. Denn gerade darin bewährt sich so recht die läuternde und veredelnde Kraft des hausgenossenschaftlichen Lebens, daß dasselbe selbst der in seinen Kreis gezogenen Thierwelt eine höhere Weihe, daß es selbst dem Verhältniß des Menschen zum Thiere eine humane Deutung gibt.

Das ist derselbe Hund, der Hausgenosse, den wir auf mittelaltrigen Grabsteinen zu Füßen des Hausvaters und der Hausmutter ausgehauen sehen. Für Mohameds Hündlein ist ein Platz im türkischen Himmel reservirt, und in dem frommen Mittelalter durfte der Hund — nicht bloß der steinerne sondern auch der lebendige — die Familie in die Kirche begleiten. Es wurde den Leuten wohl häuslicher in der Kirche, wenn während des Gebetes der Hund zu ihren Füßen lag. Heutzutage verbietet die Polizei nun gar das Mitnehmen der Hunde in's Wirthshaus. So steuert unsere ganze Zeit der eigensüchtigen Vereinzelung zu, der Vereinzelung selbst zwischen Mensch und Hund. Aber freilich, wo der Menschen so viele geworden sind wie in den Großstädten und auch der Hunde so viele, da kann der Hund nicht mehr überall hin mit dem Menschen gehen. In den Massen vereinsamt der Mensch, im kleinen Häuflein wird er gesellig.

Ein deutscher Meister, Schnorr, hat die Austreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese dargestellt, den Verwiesenen folgt auf dem Bilde nur — der Hund. Das ist ein tiefsinniger Gedanke, eines deutschen Meisters würdig. In dem treuen Hausthier ist uns in der That der letzte Zeuge der unschuldsvollen Freundschaft aller Creatur aus dem Paradiese nachgezogen.

Ich knüpfe nach dieser Abschweifung wieder an bei meiner Kritik der Räume des modernen bürgerlichen Wohnhauses.

Jene dem „ganzen Haus“ gewidmeten Plätze und Hallen sind also auf das Kleinste zusammengedrängt, die Gastzimmer für Freunde des Hauses u. dgl. sind entweder ganz verschwunden oder doch bedeutend beschränkt worden. Der bedeutsamste Raum

im vornehmeren bürgerlichen Hause wird dagegen einem ganz neuen Gemache zugetheilt: dem Salon.

Aller architektonische Schmuck, der sonst auf Hof, Vorhalle, Hausflur und Familienzimmer verwendet wurde, kommt jetzt dem Salon zu gut. Es ist aber dieser Schmuck nicht mehr, wie bei dem alten Familienzimmer, durch eine feste, langsam und organisch nur sich umbildende Sitte bestimmt, sondern er wechselt nach Mode und persönlicher Laune. Der Salon dient aber auch nicht, wie jene Räume, dem „Hause", sondern der „Gesellschaft" und diese Gesellschaft des Salons ist weit entfernt, gleichbedeutend zu sein mit dem engen, festgeschlossenen Kreis der Freunde des Hauses. Die nichtsnutzige, sociale Fiction der sogenannten „Gesellschaft", als des Inbegriffs einer Gruppe von interessanten oder eleganten feinen Leuten, bei denen man von den bürgerlichen, häuslichen und sittlichen Qualitäten absieht, die bonne société, bezeichnet vielmehr geradezu die Auflösung des häuslichen Freundeskreises und des Familienlebens.

Die wohlhabenden Leute hatten wohl immer ihr Prunk- und Staatszimmer und auch im reichen Bauernhause wird die stattlich geputzte „Obenhinaufstube" nicht fehlen. Das sind aber keine Salons. Der Unterschied ist ein sehr wesentlicher, ein social begründeter. Die Staatsstube stand neben der Familienstube in zweiter Linie, sie diente den Festlichkeiten des Hauses; sie hatte ihren typischen Schmuck, ihre herkömmliche, provinciell unterschiedene Einrichtung, die so fest stand, wie die Sitten, welche die Feste des Hauses regelten. Sie war nicht der Schauplatz der gewöhnlichen häuslichen Geselligkeit. Die Freunde des Hauses versammelten sich im Familienzimmer. Der Salon dagegen hat das Familienzimmer in die zweite Linie geschoben; er ist zum bedeutsamsten Raum des modernen Hauses geworden; da er aber fast nur eine negative Bedeutung für die Familie hat, so ist in dem Salon der Schwerpunkt des architektonischen Hauses außerhalb des socialen gerückt und damit das „ganze Haus" windschief geworden. In den großen Städten gibt es jetzt unzählige Fa-

milien der „guten Gesellschaft", die selbst ihre Gesundheit dem Salon zum Opfer bringen. Wohn- und Schlafzimmer werden in die ungesundesten und engsten Räume des Hauses verlegt, damit nur für den Salon der beste und glänzendste Theil übrig bleibe. Hinterdrein wundert man sich dann noch, warum die Cholera nicht aus unsern großen Städten auszutreiben sei! Das ist ja dieselbe vornehme Lumperei, die mit dem elegantesten Rocke gleißt, darunter aber kein ganzes Hemd auf dem Leibe hat. Wo noch ein ächtes Familienleben ist, da sollte das Familienzimmer das stolzeste Gemach sein und die Hausfrau sollte in demselben thronen, wie jene niedersächsischen Bauernfrauen hinter dem Herde; gegenwärtig aber würden sich unzählige Hausfrauen schämen, wenn ein Fremder zufällig in ihr Familienzimmer geriethe statt in das Empfangszimmer oder den Salon.

Der Salon ist, wie schon sein Name besagt, ein dem deutschen Hause aufgepfropftes fremdes Gewächs.

Es ist überhaupt ein trauriges Wahrzeichen, daß wir für viele Räumlichkeiten des Hauses die deutschen Namen vergessen haben und beweist, wie tief sich französische Anschauungen in unsere häuslichen Sitten einfressen. Souterrain, Parterre, Beletage &c. sind uns viel geläufiger als die entsprechenden deutschen Wörter. Von dem unübersetzbaren „Hôtel" der Minister und großen Herren habe ich bereits geredet. Den „Salon" können wir zum Glück ebenfalls nicht übersetzen. Ja, es erscheint sogar bereits als fast allgemeine deutsche Sitte, die Geschosse des Hauses nach französischer Art zu zählen, so daß man die Beletage den ersten Stock nennt u. s. w., da es doch deutsche Art gewesen, von dem auf dem Kellergeschoß (dem Raume der Werkstätten, Kaufmannsgewölbe und Trinkstuben) errichteten Stock anzufangen und also das Parterre als den ersten, die Beletage als den zweiten Stock zu bezeichnen u. s. f. Nur in einzelnen Landstrichen hat sich die deutsche Art, die Geschosse zu zählen noch erhalten, was dann der viel allgemeiner eingebürgerten französischen Weise gegenüber zu allerlei Confusion führt und auch ein Zug im Bilde der deutschen Einheit ist.

Gerade solch ein Aufnehmen nicht eines einzelnen fremden tes, sondern eines auf fremder Anschauung beruhenden Brauchs noch dazu bei einem so nahe liegenden und so tief ins tionale Leben eingewachsenen Gegenstande wie das Haus, ist wahr ein böses Omen.

Für den Einzelnen ist das moderne Haus wohnlicher, geräumiger geworden, für die Familie enger und ärmer, wie überhaupt die meisten Verbesserungen unserer Lebensweise vorwiegend den Junggesellen und Hagestolzen zu gut kommen. Das architektonische Symbol für die Stellung des Einzelnen zur Familie war im alten Hause der Erker. Im Erker, der eigentlich zum Familienzimmer, zur Wohnhalle gehört, findet der Einzelne wohl seinen Arbeits-, Spiel- und Schmollwinkel, er kann sich dorthin zurückziehen: aber er kann sich nicht abschließen, denn der Erker ist gegen das Zimmer offen. So soll auch der Einzelne zur Familie stehen, und nach diesem Grundgedanken des Erkers müßte von Rechtswegen das ganze Haus construirt sein.

Der Erker war auch in künstlerischer Beziehung der eigenthümlichste Schmuck unserer bürgerlichen Privat-Architekturen im Mittelalter wie in der Renaissancezeit. Wenn Nürnberg von seinen Kunstdenkmalen auch nichts weiter gerettet hätte, als seine zahlreichen schönen Erker, so würde es bloß darum immer noch ein für die deutsche Kunstgeschichte höchst wichtiger Punkt bleiben. Eben weil der Erker nichts zufälliges ist am deutschen Hause, sondern eine wesentliche Idee desselben versinnbildet, ist er eine wirklich volksthümliche Form selbst in unserer bäuerlichen Architektur geworden. In dem oberdeutschen Gebirgshaus ist der Erker auf's mannichfaltigste und sinnreichste angebracht, in Mitteldeutschland schmückte er im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wenigstens die reicheren Bauernhäuser, und in den äußersten Nordostmarken Deutschlands sind die sogenannten Beischläge und Balkone an den Bauernhäusern noch heute als eine Art verkrüppelter Erker übrig geblieben. In alten Schlössern und Herrenhäusern findet man häufig den Erker prunkvoller und kunstreicher

ausgeschmückt als irgend einen andern Raum; manchmal scheint sich die ganze Baukunst eines einzelnen Besitzers erschöpft zu haben in der Herstellung eines neuen prächtigen Erkers am altväterlichen Hause. Da ist dann aber auch außen die reichste Steinmetzarbeit angebracht, innen Täfelwerk und Holzschnitzerei, bemalt und vergoldet und mit bedenksamen Versen und Sprüchen geziert, und solch ein Erker erscheint dann am Hause wie der Chor an der Kirche, als das schmuckreichste Heiligthum des Hauses.

Der Eifer, mit welchem die moderne Baupolizei ihr Interdikt gegen die Erker seit mehr als hundert Jahren gehandhabt hat und noch handhabt, ist höchst charakteristisch. Die äußerliche Gleichmacherei der Häuser hängt eng zusammen mit der Nivellirung des Staates, der Gesellschaft, der Familie, die einen Grundzug der Bestrebungen des achtzehnten und theilweise auch noch des neunzehnten Jahrhunderts bildet. Damit die Häuserfronten glatt nach dem Lineal abgeschnitten seien und dem Nachbar die Aussicht nicht verdorben werde, rasirt man die Erker, die ein organisches, nothwendiges Product des deutschen Familienlebens geworden sind! Als ob die Häuser da seien um der Aussicht willen, als ob das Haus von außen nach innen gebaut werde und nicht vielmehr von innen nach außen!

Mit diesem Satze bin ich in das Centrum des vorliegenden Capitels gekommen. Die kunstgeschichtliche Thatsache, daß das Mittelalter Häuser und Burgen und Kirchen von innen heraus gebaut hat, die äußeren Maße und Formen nach dem Bedürfnisse des Innern, nach den praktischen Zwecken des Hauses frei gestaltend, während wir als ächte Doctrinäre schablonenweise von außen nach innen bauen: diese kunstgeschichtliche Thatsache müssen wir als in der entsprechenden socialen wurzelnd erkennen.

Wir bauen auch in der Gesellschaft, in der Familie symmetrisch, mechanisch von außen nach innen, statt organisch von innen nach außen. Darum helfen alle Experimente nichts, einen modernen, wirklich lebensfähigen Styl für unsere Häuserbauten zu finden. Der eine Baumeister probirt's mit der Gothik, der

andere mit der Renaissance, ein dritter mit dem griechisch-römischen, ein vierter mit dem byzantinischen Styl, ein fünfter gar mit dem Zopf. Es gibt aber immer nur neu zusammengesetzte Häuserdekorationen, keine wirklich neuen Häuser. Das architektonische Haus der Zukunft muß von innen heraus gebaut werden, wie das sociale. Schafft erst die neue Familie, dann wird diese Familie sich selber ihr Haus bilden, — „anleiben".

Wenn also einmal unsere Salons wieder veröden, dagegen aber eine allgemeine Sehnsucht nach einer wirklichen Familienhalle, nach stattlichen Hausfluren, Höfen und Gallerien, vor allem aber nach dem traulichen Erker empfunden wird, das heißt, wenn wir wieder einmal eine neue und feste Sitte des Hauses gewonnen haben, dann wird auch ein neuer, organischer bürgerlicher Baustyl da sein, und die Baumeister werden gar nicht wissen, wie sie zu demselben gekommen sind. Sie sind dann auch nicht zu ihm gekommen, sondern er zu ihnen. Wie können sie aber jetzt Häuser von innen heraus bauen, wo die Mode alle architektonisch entwicklungsfähigen Innenräume des Hauses für überflüssig erklärt?

Viele werden sich nicht einmal einen klaren Begriff machen können von dem, was es heißt, von „innen heraus" zu bauen; Andere werden befürchten, daß dabei in der Regel ein abenteuerliches, für das künstlerische Auge monströses Ganze zu Tag kommen wird. Ich verweise aber nur auf die schönsten Muster ächter deutscher Bauernhäuser, wie sie sich in den Hochgebirgen finden und bereits in der Kunstarchitektur überall nachgeahmt werden. Diese sogenannten Schweizerhäuser sind in ihrer Grundanlage rein nach Rücksichten der häuslichen Zweckmäßigkeit von innen heraus gebaut und doch sind sie bei dem im Volke lebenden, in seiner Sitte geregelten naiven Schönheitssinn von selber so schön geworden, wie ein Volkslied schön, wie eine Volkstracht malerisch wird.

Bei den bürgerlichen Häusern wie den Schlössern und Burgen des Mittelalters kommt noch ein anderer Umstand hinzu, der ihnen ganz besonders das Gepräge des Gewordenen, organisch

Erwachsenen ausdrückt. In der Regel hat eine ganze Reihe vo
Geschlechtern an dem massiven altväterlichen Hause umgebaut, e
weitert, geschmückt, fortgebildet und zwar immer in freier G
staltung, nach Bedürfniß, nach eigenen Heften, nicht nach eine
conventionellen Plan. Man ist dabei oft zwanglos bis zu
ästhetischen Barbarei gewesen. Allein wie eine Sitte in de
Familie und Gesellschaft wächst und wird, so ist hier auch da
Haus geworden, es blieb das alte und ist doch ein andere
So machte selbst das steinerne Haus denselben von der Poes
geweihten Gang der Entwickelung durch, welcher der Volkstrach
der Volkssitte, dem Volkslied einen idealen Werth verleiht. E
Denkmal nicht bloß des Erbauers, sondern auch seiner Söhn
und Enkel war es in einem so tiefen Sinne das Eigenthu
der Familie, als einer historisch wachsenden und fortblühend
Kette von Geschlechtern, wie es das moderne Haus mit sein
unterschiedlosen, fortbildungsunfähigen Räumen und seinen wec
selnden Miethern und Besitzern niemals werden kann. Dersel
Zauber ruht auf jenem alten Hause, der uns eine mittelaltri
Kirche, an welcher Jahrhunderte weitergebildet, verbessert u
verdorben haben, in dichterischem Schimmer verklärt, währe
uns eine künstlerisch vielleicht weit schönere und reinere ne
gothische Kirche kalt läßt.

Hier möge ein kurzer culturgeschichtlicher Rückblick auf d
Entwickelung unserer bürgerlichen Architektur vergönnt sein.

Im Mittelalter nahm das reichere Bürgerhaus seine arc
tektonischen Motive von der Kirche, der Burg und dem Rathha
und verarbeitete sie eigenthümlich. Es entsprachen diese ma
gebenden Vorbilder den drei großen mittelaltrigen Mächten d
Hierarchie, der Ritterschaft und des Bürgerthums. Diese Mäc
werden im sechzehnten Jahrhundert gebeugt durch die neue Fürst
souveränetät. In der Eingangsepoche zur neuen Zeit schre
Macchiavell bedeutsam ein Buch vom „Fürsten“, und das Urb
aller Architektur wird von nun an der fürstliche Palast. D
Burg wird zum Schloß, die Renaissance- und Rococokirche wi

zu einem prunkvollen Palaste Gottes, das reichstädtische Rathhaus entlehnt seine Motive von dem Königsschloß. Wie nun aber auch Hoffitte und Hoftracht allmählig eindringt in die bürgerlichen Kreise und zuletzt eine vornehme allgemeine Sitte und Tracht der europäischen gebildeten Welt an die Stelle der bürgerlichen Nationaltrachten und Sitten setzt, so gestaltet jetzt auch der Bürger sein Haus nach dem Muster des Palastes und die nationale bürgerliche Bauart verschwindet in allen großen Städten Europas.

In Italien hatte Machiavell seinen Fürsten geschrieben; von Italien aus begann der neue Palaststyl seinen Eroberungszug durch unsern ganzen Welttheil. Nach den italienischen Einflüssen kamen die französischen im Zeitalter Ludwigs XIV. Die nationalen Architekturformen wurden dem schulmäßig erfaßten antiken Schönheitsideal geopfert. Nun konnte man nicht mehr von innen heraus bauen, denn die Bedürfnisse, die Sitten, die socialen und häuslichen Zustände des classischen Alterthums waren ja ganz andere gewesen als die unsrigen. Man gelangte daher zu einer decorativen äußeren Symmetrie der Gebäude, die mit der Gestaltung der Innenräume in keinem organischen Zusammenhang mehr stand: das Gesammtergebniß war eine todte Scheinarchitektur.

Es ist nun höchst merkwürdig, kunstgeschichtlich aber noch gar nicht genügend beachtet, wie sich die deutsche Hausarchitektur zu dieser großen Krisis verhielt.

Das deutsche Bauernhaus wurde bis etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur wenig und äußerlich von den neuen Bauformen berührt. Zu derselben Zeit aber, wo die Volkstrachten im westlichen und mittleren Deutschland zu verschwinden beginnen, wird dort auch das Bauernhaus nach städtischem Muster umgestaltet. Es verliert seine localen und volksthümlichen Räume und Formen; da es aber anderseits den akademisch regelrechten Schmuck der städtischen Wohnhäuser sich nicht aneignen kann, so sinkt es zur gemeinsten und häßlichsten Bauart herab, ähnlich wie der städtisch gekleidete Bauer (den man in der Pfalz einen „Manschettenbauer“ nennt) immer am geschmacklosesten gekleidet ist.

Wo dagegen Bauernsitte und Bauerntracht erhalten ist, da ist au
in der Regel das eigenthümliche, nationale, malerische Bauern
haus gerettet worden.

Weit interessanter ist der Umbildungsproceß des Häuserbaues
in den Städten. Im sechzehnten Jahrhundert verschwindet der
deutsche Baustyl rasch bei Kirchen und Schlössern. Nicht so bei
dem bürgerlichen Wohnhause. Der deutsche Erker, der den antiki-
sirenden Formen schnurgerade widerspricht, behauptet sich bis in's
achtzehnte Jahrhundert. Die deutsche Art, das Haus mit der
schmalen Giebelfront gegen die Straße zu kehren, kämpft bis zur
Zopfzeit, meist siegreich, um ihr Recht, obgleich der neu aufge-
kommene italienische und französische Baustyl mit den schmalen
spitzen Giebeln durchaus nichts gescheidtes anzufangen weiß und
breite, gleichförmige Façaden verlangt. Die altdeutschen treppen-
förmig aufsteigenden Giebelwände erhalten sich sogar durch die
ganze Rococoperiode. Gothische Kreuzgewölbe werden in den Reichs-
städten noch tief im siebzehnten Jahrhundert bei den Hausflure
und Kaufhallen der Bürgerhäuser angebracht, während man s
bei jedem andern Bau längst als barbarisch verworfen hatte. D
innere Anlage des Hauses bleibt gleichfalls in dieser Zeit no
die alterthümliche; bei den öffentlichen Architekturen hatte m
längst verlernt, von innen heraus zu bauen, bei dem bürgerlich
Hause verstand man es noch.

In diesen höchst merkwürdigen Thatsachen spiegelt sich d
Zähigkeit der deutschen Familiensitte. In seinem Hause hat de
Deutsche zu allerletzt sich selber aufgegeben. Schloß und Kirch
und Rathhaus waren schon lange verwälscht, verzopft worden i
den neuen Formen des europäischen Geschmackes: da bewahr
das bürgerliche Haus allein noch die Reste der alten national
Ueberlieferung. Fürwahr diese Thatsache wiegt schwer für de
Culturhistoriker. Sie hängt eng zusammen mit der anderen: da
der deutsche Bürger in dem altfränkischen Hause sich damals au
Instinkt tüchtig und ehrenhaft erhielt, während die vornehme We
in den neumodischen Prunkpalästen entartete und verlüderlicht

In ihrem politischen Leben hatten die deutschen Reichsstädte frühzeitig das alte Rom copirt, so daß auch in dem kleinsten reichsstädtischen Krähwinkel Consul und Senat gespielt wurde, frühzeitig das römische Recht eingeführt, frühe schon die ganze römische Kunst und Wissenschaft der Renaissance gehegt: dennoch blieb die Sitte wie der Bau des Hauses in diesen Städten deutsch bis gegen die neueste Zeit und gar mancher Reichsstädter, der auf dem Forum ein grauenvoller Spießbürger, ist in seinem Hause ein ehrwürdiger deutscher Patriarch gewesen.

Erst das Zeitalter Ludwigs XIV. pfropfte den französischen Palaststyl mit Erfolg auch dem deutschen Bürgerhause auf. Die veränderten politischen und wissenschaftlichen Zustände lassen damals eine Menge neuer Städte aufblühen, in denen Raum gegeben war, sich nach französischem Muster mit breiten symmetrischen Façaden anzubauen. Ja es werden von einzelnen Fürsten ganze Musterstädte in dieser Art gebaut, die man in ihrer äußerlichen Regelmäßigkeit damals für die schönsten Städte hielt, während man sie heutzutage für die langweiligsten hält. Als Kurfürst Karl Friedrich von der Pfalz im Jahr 1718 um Erneuerung der erloschenen Privilegien der Stadt Frankenthal angegangen wurde, fragte er die Abgeordneten des Frankenthaler Stadtraths, wie ihre Stadt angelegt sei? Die Antwort lautete: sie sei „auf den Mannheimer Fuß angelegt“ — und die Privilegien wurden erneuert.

Wie bei diesen „auf den Mannheimer Fuß“ angelegten Städten das lebendige Werden und Wachsen der ganzen Stadt dem Schulgesetz einer äußern Symmetrie geopfert wird, so geschieht es von nun an in reißend schnellem Fortschritt auch bei den einzelnen Häusern. Seltsam genug befreiten wir unsere Gärten fast in derselben Zeit von der Tyrannei der Baumscheere und den geradlinig zugeschnittenen Alleen und Hecken und symmetrischen Beeten, als die gleiche Tyrannei der geraden Linie und der Fenstersymmetrie bei dem bürgerlichen Hause durchaus den Sieg gewann. Dieser Widerspruch in äußeren Dingen wiederholt sich im tiefsten

Seelenleben der Nation. Gerade in der Zeit, von der ich eben geredet, in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, befreit sich ja unsere Nationalliteratur, unsere Wissenschaft, unsere Kunsttheorie von dem steifen Regelzwange des Zopfes, und doch wird in demselben Zeitpunkt unser politisches, sociales und häusliches Leben einseitiger als je zuvor nach der geraden Linie zurecht geschnitten, ausgeebnet und in die Fessel der Symmetrie geschlagen. Die Poesie als Kunst blüht auf, während die Poesie im Volke, in der Gesellschaft, im Hause erlischt.

Das ist das gleiche Schauspiel, wie wenn wir heute geradlinig symmetrische Häuser neben die krummlinig naturwüchsigsten englischen Gärten bauen.

Die Zeit ist aber nicht mehr fern, wo man diesen Widerspruch nicht bloß erkennen, sondern auch im Praktischen herausfühlen wird, und mit einer organischen Erneuerung des Familienlebens werden uns die geradlinig symmetrischen Wohnhäuser wieder ebenso widernatürlich erscheinen, als weiland die geradlinig zugeschnittenen Hecken und Alleen bei der Erneuerung eines nationalen Kunstlebens.

Für das Recht der krummen Linien, der Winkel und Ecken, erhebe ich daher hier meine Stimme aus dem gleichen Grund, aus welchem ich sie in einem andern Buche erhoben habe für das Recht des Waldes neben dem Feld, der Berge neben den Ebenen, des natürlichen Volkslebens neben einer ausgleichenden Civilisation. Das mittelalterliche Haus hatte ein ganz bestimmtes persönliches Gepräge, eine dem Familienleben entsprechende Individualität. Darum liebte man es auch, dem Privathause einen persönlichen Namen zu geben. Wir finden Häuser nach der Familie genannt, wie das „Haus Limpurg" in Frankfurt a. M. nach Erinnerungen aus der alten Götter- und Heldensage, wie das Haus „zum großen Schmied Wieland" in Würzburg; nach Erinnerungen aus der Volkssage, wie die Häuser „zum kurzen Heinrich," „zur schönen Müllerin" ꝛc.; dazu kommen noch tausend andere oft phantasiereiche und phantastische Häusernamen von allen

möglichen Dingen der Natur und des Aberglaubens entlehnt. Das *organische Haus hatte einen Namen*; das *symmetrische hat eine Nummer*. So hatten auch die alten gewachsenen Straßen ihre historisch „gewordenen" Namen; die neuen gemachten Straßen tauft man willkürlich, und in der am meisten symmetrischen Stadt Deutschlands, in Mannheim, konnte man sich nicht einmal bis zu einem gemachten Namen der schnurgeraden Straßen aufschwingen, sondern ist bei dem bloßen Buchstaben stehen geblieben, und hat solchergestalt gleichsam die ganze Stadt zu einem ABC-Buch in Großfolio gemacht. (Neuerdings hat man den Mannheimer Straßen Namen gegeben. Aber die sonst so fortschrittlichen Mannheimer sind conservativ in Sachen ihrer Häuser: sie bleiben standhaft bei den alten Buchstaben und Ziffern ihrer „Quadrate" und kennen ihre eigenen Straßennamen nicht.)

In dem Kunstbau reicher städtischer Privatarchitekturen sind wir bereits aus ästhetischem Bewußtsein wieder abgekommen von der Uebertragung des absolut symmetrischen italienisch-französischen Palaststyles auf das bürgerliche Wohnhaus. Man hat es wohl endlich begriffen, daß eine solche Façade, die bei den großartigen Massen eines Königsschlosses imposant erscheinen kann, inhaltlos und nüchtern wird, wenn man sie auf ein gewöhnliches Haus überträgt. Wir sehen demgemäß in Städten wie München und Berlin mancherlei künstlerisch wohlgelungene Versuche, einzelne Häuser wieder mit zierlichen Erkern, schönen Giebeln, malerischen Galerien u. dgl. zu schmücken. Allein dieß sind eben doch nur künstlerische Studien, die man bei den Prunkgebäuden reicher Leute versucht. Sie sind der Erkenntniß des Schönen bei dem einzelnen Meister, nicht dem häuslichen Bedürfniß des städtischen Volkes entquollen.

Die wahren Häuser des modernen Bedürfnisses sind und bleiben vorerst noch die traurigen kahlen Wohnungskasernen unserer Großstädte, bei denen Alles auf Geldgewinn und Geldersparniß ausgerechnet ist, jede individuelle Gestaltung verpönt, weil sie

nutzlos Geld kosten würde, jeder sinnige Schmuck unterlassen, weil man Geld dafür wegwerfen müßte, jede Berechnung auf den dauernden Wohnsitz einer Familie und vollends ganzer Generationen derselben Familie beseitigt, weil Häuser und Wohnungen eine wandelbare Waare geworden sind, hineingezogen in den tosenden Wirbel der allgemeinen städtischen Kapitalwirthschaft.

Man hat in unserer Zeit wieder ganze Musterstraßen mit großem Aufwande von Kunst und Geld gebaut — wie weiland ganze Musterstädte. Es sind aber doch nur Paradestraßen geworden, keine wirklichen Straßen und auch keine eigentlich neuen Straßen. Das glänzendste und großartigste Beispiel der Art ist wohl die Ludwigsstraße in München. Sie nimmt sich bei aller Schönheit im Einzelnen dennoch aus wie ein todtes akademisches Modell, nicht wie eine natürliche Straße. Sie müßte imponiren durch ihre Länge, wenn sie nicht so breit gerathen wäre, daß man gar nicht merkt, wie lang sie eigentlich ist. Allen ihren schönen Häusern sieht man es an, daß sie theoretisch ersonnen, nicht aus dem praktischen Bedürfniß von innen heraus gebaut worden sind. Sie ist eine Straße von Palästen, nicht von Häusern. Die meisten ihrer Häuser sind — ganz nach der Weise des Palastbaues — in so übergroßen Maßen angelegt, daß man meint, sie sollten von zwölf Fuß hohen Menschen bewohnt werden. Jedes Haus hat nur eine Front, keines ein Profil. Dieß ist aber das fast untrügliche Kennzeichen eines organisch von innen heraus für die Familie gebauten Hauses, daß es sich stark und mannichfaltig profilirt, während das mechanisch symmetrisch für eine Summe von einzelnen Miethinsassen gebaute Haus gar kein Profil hat. Darum gewährt die Ludwigsstraße auch nur eine architektonisch stattliche, nicht aber eine malerische Perspektive. Sie symbolisirt die Zeit ihrer Entstehung: das Nivellement der modernen Bildung und der modernen Geldwirthschaft ist in solchen Straßen dargestellt, nicht das individuelle Leben der Familie. Solche Straßen schauen sich langweilig an, wie in Parade aufmarschirte Militärcolonnen. Eine natürliche Straße dagegen, wo große und

kleine, vorspringende und zurücktretende, stark und schwach profilirte Häuser zusammenstehen, sieht malerisch aus, wie eine in den mannichfaltigsten Formen bewegte Volksversammlung.

Bei der kitzlichen Frage, wie es denn hier (vorerst wenigstens ästhetisch) besser zu machen sei und wie neue Straßen malerisch angelegt werden müßten, komme ich nun freilich ebensosehr mit unserer Baupolizei in Conflikt wie bei den Erkern. Das einfachste Muster einer schönen Straßenlinie ist der natürliche Fußpfad, den des Wanderers Fuß unwillkürlich immer in anmuthig geschwungenen Wellenlinien zeichnet, niemals schnurgerade. In derselben Linie wachsen auch heute noch in unsern Dörfern häufig die Straßen auf; man verständigt sich über die allgemeine Richtung, innerhalb derselben aber legt Jeder sein Haus nach Bedürfniß, Sitte und eigenem Geschmacke an, und zuletzt wird eine malerisch gewundene Straße mit reicher Profilirung der Häuserfronten daraus, ganz von selber, ohne Absicht und Theorie. In unsern Gärten ahmen wir längst den schönen Linienschwung des natürlichen Fußpfades auch bei künstlichen Wegen nach: wer gewinnt den Ruhm, in unsern Städten die erste anmuthig gekrümmte neue Straße wieder zu bauen? Etwa eine Straße von so anmuthigen Windungen wie die stolze Maximiliansstraße in Augsburg, oder die sich in einem so spitzen Winkel gabelförmig spaltet, daß man vom Hauptarme aus gleichzeitig den Einblick in beide Seitenzweige hat, wodurch bei dem in den Scheitelpunkt des Winkels gestellten Hause die schönste Gelegenheit zu einem großen Pracht-Erker oder auch zu einem alle drei Arme beherrschenden Thurm gegeben ist! Zu solchen malerischen Straßenführungen bieten unsere alten Städte noch Muster ohne Zahl; es gilt nur die Ehre der ersten Nachahmung zu erwerben!

Selbst die äußere Decoration unserer Wohnhäuser, in der wir eine so überwiegende Meisterschaft gewonnen haben, trägt fast immer den Stempel der innern Unwahrheit. Denn auch dieser Schmuck des architektonischen Hauses steht mit dem in-

wendigen socialen Hause in gar keinem nothwendigen Zusamme
hange mehr. Ein reicher Schuster läßt etwa sein Haus n
Löwen ornamentiren, ein Schneider das seine mit Adlern, ei
Kaufmann mit gothischen Drachen! Was in aller Welt hat abe
ein Schneider mit Adlern zu schaffen, oder ein Schuster mi
Löwen, oder ein Weinhändler mit Drachen? Auch das Ornamen
des Hauses darf kein zufälliges sein; es muß den Bewohne
charakterisiren.

Da sind in dem alten Brauch, die Gewerbszeichen des E
bauers oder kleine genreartige Scenen aus seinem Berufslebe
am Hause auszuhauen, doch ganz andere Motive zu wirkli
neuer und geistvoller Ornamentik gegeben. Auch an den Häuse
schmuck durch Heiligenbilder und Gruppen aus der heiligen G
schichte darf hier erinnert werden. Welch großartiges Denkm
häuslichen und künstlerischen Sinnes haben sich vor Zeiten d
Bürger Augsburgs gesetzt, indem sie die Außenwände fast jed
bedeutenderen Privathauses mit großen Freskobildern aus d
heiligen und Profangeschichte oder mit Darstellungen aus de
bürgerlichen Berufsleben bedeckten, und welche Schmach hat d
spätere Zeit auf sich geladen, indem sie diese Bilder, darun
wirkliche Kunstwerke, großentheils muthwillig zerstörte und üb
tünchte!

Und hier soll auch der schönen alten Sitte gedacht se
welche das Haus innen und außen mit ernsten und gemüthl
heiteren Versen und Sprüchen schmückte. Die Bauerschaften, d
von dem Rationalismus der Zeit berührt, das löbliche Herkomm
aufgaben, über ihrer Hausthür einen Spruch oder Vers eingrab
zu lassen, haben sich damit den reichsten Quell epigrammatisch
Volkspoesie selber verstopft. Wo aber die alte Sitte des Haus
Volkstracht und volksthümlicher Häuserbau bewahrt blieben,
blüht auch meist solche Spruchdichtung heute noch. Dieser „Hau
schatz" deutscher Spruchverse ist in seiner Art nicht minder re
an lauterem Golde wie das eigentliche Volkslied. Ich getrau
mir wohl ein kleines Büchlein zusammenzustellen voll sinnig

Weisheit aus dem Volksmund, voll beschaulicher und erbaulicher, naiver und drolliger Verse, die alle nur von Hausthüren und Innen- und Außenwänden deutscher Bauernhäuser abgeschrieben sein sollten.

So schrieb der gottesfürchtige Bauersmann vor Zeiten an sein neues Haus:

„Wo Gott nicht gibt zum Haus sein Gunst,
Da ist all unser Bau'n umsunst."

Oder:

„Wir bauen hier so feste
Und sind doch fremde Gäste:
Wo wir sollen ewig sein,
Bauen wir so wenig ein."

Ein Dritter setzte einfach den Spruch über seine Thür: „Der Herr segne unsern Eingang und Ausgang." Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß in den hundert Jahren seit eine solche Inschrift etwa steht, nicht wenigstens Ein Mann aus oder eingegangen sei mit einer Spitzbuberei im Sinne, die er beim zufälligen Blick auf diesen Spruch habe bleiben lassen.

Das beliebteste Thema weltlicher Verse an den Bauernhäusern gilt dem Protest gegen unbefugte Kritik des Hausbaues.

„Was stehet ihr für diesem Haus
Und laßt die bösen Mäuler aus?
Ich hab' gebaut, wie mir's gefällt,
Mich hat's gekost mein gut Stück Geld."

Oder:

„Wer da bauet an Markt und Straßen
Muß Neider und Narren reden lassen."

Feiner und eleganter findet man denselben Gedanken an städtischen Rococohäusern ausgesprochen in der Inschrift: „Plures judices quam artifices". Sehr häufig ist er auch zu einem allgemeinen Sittenspruch erweitert, der das stolze Selbstgefühl des

Bauherrn und seine Gleichgültigkeit gegen fremdes Urtheil überhaupt ausspricht. Hierher gehört der schöne plattdeutsche Hausspruch:

„Wat frag ick na de Lü!
Gott helpet mi!"

Als Seitenstück dazu mag folgender oberdeutscher Spruch dienen, den ich im Elsaß an einer einsamen Mühle fand, in knorrigen, wie mit dem Dreschflegel geschriebenen Lapidarversen:

„Thu Recht! steh fest! kehr dich nicht dran,
Wenn dich auch tadelt manch ein Mann:
Der muß noch kommen auf die Welt,
Der thut was jedem Narr'n gefällt."

In manchen Gegenden dehnt sich diese Spruchpoesie auch auf die Nebengebäude des Hauses aus, namentlich sind mitunter die Gemeindebackhäuser ganz bedeckt von Versen voll derben Humors. Eine einfach schöne Inschrift für Scheunen und Wirthschaftsgebäude ist die mittelalterliche: „Gott versieh die Deinen", welche sich an den Ruinen des Klosters Otterberg in der Pfalz findet.

Am reichsten und mannichfaltigsten ist der Schatz dieser Hausepigramme noch da, wo auch die Wohnstube an passender Stelle mit Inschriften geschmückt ist. Als Probe dieser meist erbaulichen oder humoristischen Poesie der Familienhalle, möge hier ein Vers stehen, der über dem ungeheuern altväterischen Ofen einer Bauernstube im Illerthal angebracht ist:

„Wenn Haß und Neid
Brenneten wie ein Feuer,
Dann wär das Holz in dieser Zeit
Nicht gar so theuer."

An alten großen Standuhren in unsern Bauernstuben kann man das tiefsinnige Wort lesen:

„So geht die Zeit
Zur Ewigkeit."

Es sind aber die meisten dieser Hausverse ein wirkliches Gemeingut des Volkes, denn sie finden sich in mancherlei Varianten oft in den entlegensten Gegenden wieder. So kann man z. B. jenen Vers aus dem Illerthale auch in der Pfalz über Hausthüren lesen, wo er sich wohl auf das theuere Bauholz beziehen soll und dann noch zu der Würde einer Hausthüren-Inschrift erhoben wird durch den moralischen Zusatz:

„Ob's aber auch gibt der Neider gar viel,
So geschieht doch Alles wie Gott will."

Sind nun solche Sprüche nicht ein köstliches Ornament des deutschen Hauses, auch des städtischen, dem sie früher nicht fremd waren? Wer aber hat den Muth, einen schönen Vers und ein schönes Bild wieder über seine Hausthüre setzen zu lassen?

Wenn uns Nordamerika in socialer Beziehung das Bild des Hauses gibt, wie es nicht sein soll, dann trifft dieß auch in architektonischer zu. Nicht bloß das „ganze Haus" trägt hier das Gepräge des Wechselnden, Flüchtigen, sondern auch die Wohnung. Man baut die Häuser fabrikmäßig und bewohnt sie meist nur auf kurze Dauer. Ein Haus, welches fünfzehn bis zwanzig Jahre gestanden, ist dort ein altes Haus und reif zum Abbruch. Man macht wohl auch transportable gußeiserne Häuser. Nur in einer Zeit, wo das Haus ein rein symmetrischer Kasten geworden ist und alle individuelle Gestaltung verloren hat, kann man auf die Idee kommen, Häuser aus Eisen fabrikmäßig zu gießen. Unsere eisernen Industriepaläste, bei welchen dieses Verfahren zum höchsten technischen Kunststück ausgebildet ist, erscheinen dem entsprechend als das Aeußerste, was in schablonenmäßig symmetrischem Bau geleistet werden kann. Die organische Freiheit der architektonischen Formen ist hier so weit ertödtet, daß der ganze Bau eigentlich nur aus der vieltausendmaligen Wiederholung

eines einzigen Pfeilers, eines Sprenggitters, eines Stabes ꝛc. besteht, welche nach dem einmal gefertigten Metall fabricirt und dann in todter Gleichförmigkeit bis ins Unendliche zusammengefügt werden können.

Wir sind hiermit auf der äußersten Spitze des Gegensatzes zur mittelalterlichen Architektur angekommen. Jeder Säulenknauf, jeder Pfeiler, jeder Fensterbogen war dort selbständig, individuell, persönlich ornamentirt. Nur in der Gesammtanlage saß die Symmetrie, daneben ging dann die Durchbildung des Einzelnen überall ihren eigenen, freien Weg. Welch ungeheurer Sprung von diesem architektonischen Detail, bei welchem kein Blatt, kein Schnörkel wie der andere gewunden ist, und die persönliche Menschenhand, ähnlich wie die schaffende Natur selber, zwar das Ganze nach gleichem Plan und Gesetz, aber im Einzelnen doch kein Stück wie das andere bildet und niemals sich selbst wiederholt — und der modernen Eisenarchitektur, die über die einmal gegebene Form weniger magerer Glieder und Ornamentstücke in tausendmaliger Wiederholung das Ganze mechanisch abgießt! Greller ist die schroffe principielle Scheidung zweier einander so nahe liegender in vielen Stücken auch noch so innig verbundener Epochen nirgends ausgesprochen.

Von dem für den socialen Conservatismus so wichtigen Einleben langer Generationen der Familien in dieselben festgegründeten Räume kann bei dem wandelbaren nordamerikanischen Hause gar nicht die Rede sein. Die meisten Familien wohnen dort ohnedieß zur Miethe und sind alljährlich auf der Wanderschaft nach einer neuen Wohnung. Darum beschränkt man auch den Hausrath auf das Nothdürftigste. Selbst bei wohlhabenden Familien übersteigt dessen Werth oft nicht die Summe von etwa 250 Dollars. Dieß ist doch die Armseligkeit im Schooße des Reichthums.

Je wandelbarer Haus und Hausgeräth, desto wandelbarer ist natürlich auch die Sitte des Hauses.

Als äußerster Gegensatz alter deutscher Sitte gegen neue

amerikanische erscheint hier das Herkommen in einigen unserer ehemaligen Reichstädte, wo nicht nur glänzend ausgestattete Prunkzimmer im Patricierhause zur Schau eingerichtet sind, deren reiches Mobiliar fast niemals benutzt wird, sondern auch eigene Staatsküchen, sogenannte „Putzküchen" d. h. Küchen, in denen man niemals kocht, sondern die, mit einer Ueberfülle des besten, blankesten Kochgeschirres ausgestattet, gleichfalls nur zur Augenweide und Zierde des Hauses dienen.

Nicht einmal die Zimmerwände sind in Neuyork durchgängig niet- und nagelfest. Man ist dort auf die charakteristische Erfindung gekommen, die Zwischenwände verschiebbar zu machen, so daß man eine Reihe von kleineren Zimmern beliebig in größere verwandeln kann. Und zwar treten sich die verschiedenen in einem Hause wohnenden Familien solche erweiterte Räume gegenseitig für bestimmte Gesellschaftstage ab! Man hat also sogar aus den Zimmern ein Stück Meubel gemacht und leiht seine Zimmer aus! Das vollkommene Widerspiel hierzu findet sich in den Münchener Vorstädten, wo seit alter Zeit einzelne Zimmer und Stockwerke eines Hauses käuflich erworben werden, während Hausflur, Treppe ꝛc. Gemeinbesitz sind. Es mußte sich hierfür ein eigenes Rechtsherkommen ausbilden, das Herbergsrecht; denn man nennt dort den Theilbesitz eines Hauses „Herberge".

Von Hausfluren, Vorhallen und andern dergleichen „unnützen" Räumen ist in dem großstädtischen nordamerikanischen Hause natürlich äußerst wenig zu sehen. Auch die besten architektonischen Motive für einen traulichen Hof fallen von selbst weg, da man äußerst selten Nebengebäude an diesen Häusern anbringt. Wie beim Mobiliar, so vermeidet man auch bei der Zimmerverzierung alle auf das „ganze Haus" berechnete Bequemlichkeiten. Nur der Einzelne hat sein egoistisches Behagen. Daher speist die Familie im Kellerraum (zu deutsch „Souterrain"), und das Gesinde schläft in der Küche.

Ganz ähnliche schauerliche Einrichtungen brechen sich mehr und mehr in den deutschen großen Städten Bahn. Auch in Wien

schlagen bereits die Mägde am Abend ihr Bett in der Küche auf, um es am Morgen wieder abzuräumen! Die modernen himmelhohen Häuserkasernen gerade in den reichsten, gewerbfleißigsten Straßen unserer Großstädte, in Straßen, welche in der knickerigen Austheilung der inneren Räume und Winkel nur in den Ghetto- und Judengassen des Mittelalters ihres Gleichen finden, zeigen an, daß auch das Haus der Gier des Gelderwerbs geopfert ist. So mußten naturgemäß unsere commerciellen Straßen auch architektonisch zu Judengassen werden.

Viele rühmen es als ein glänzendes Zeichen großstädtischen Lebens, daß man in solchen Häuserkasernen jahrelang wohnen möge, ohne die Mitinsassen auch nur dem Namen nach zu kennen, und daß eine ganze Familie aussterben könne, ohne daß es die Hälfte der übrigen Hausgenossen nur merke. Es ist dieses Zeichen aber fürwahr ein sehr trauriges.

In Bremen, wo noch so Manches von der alten hanseatischen Gediegenheit übrig geblieben ist, herrscht heute noch, mehr als in einer anderen größeren deutschen Stadt, das Verhältniß, daß der wohlhabendere Mann allein in seinem Hause wohnt. Miethsleute bloß um des Geldes willen ins Haus zu nehmen, galt dem vornehmeren deutschen Bürger in den Reichsstädten früher als etwas Unfeines. Es liegt dieser Auffassung ein Stolz zu Grunde, den ich nicht verdammen möchte, weil er zusammenhängt mit der Idee, daß das väterliche Haus das ausschließliche Heiligthum der Familie sein und bleiben solle. Der stolze englische Spruch: „My house is my castle“ wird geradezu lächerlich, wenn man dabei an eine Miethwohnung denkt. So ist es ein Segen unsers Dorflebens, daß auf dem Lande je nur eine Familie ein Haus bewohnt. Zahlreiche Miethsleute im Dorfe sind der sichere Beweis, daß es kein ächtes Bauerndorf mehr ist. Das uralte deutsche Sachsenhaus hat darum, so groß es auch sein mag, immer nur ein Erdgeschoß, und der ächte niedersächsische Marschbauer soll sich mitunter fürchten, in den Städten eine Treppe hinaufzusteigen. In der That, dem geheimen Grauen, welches ihn beim Anblick der auf-

gethürmten Stockwerke beschleicht, läßt sich eine tiefe Begründung und Deutung geben.

Es besteht für das Wohnhaus ein natürliches Normalmaß. Wird dasselbe bedeutend überschritten, oder ist man bedeutend unter demselben zurückgeblieben, so ist allemal ein bedenklicher socialer Zustand angedeutet.

Im einen Falle erhalten wir die Wohnkaserne, ein Produkt der Uebercivilisation, im andern die Hütte, das Haus der Uncivilisation.

Es muß aber dieses Normalmaß nach zwei Richtungen bestimmt werden. Einmal für die Größe des Hauses an sich und dann für die Verhältnisse seiner einzelnen Theile zu einander.

Für die Größe des Hauses läßt sich in der von der Natur ja hinreichend begrenzten Ausdehnung der Familie der Maßstab finden. Aus einer Familie können bei Lebzeiten der Stammeltern wohl drei bis vier vollzählige Familien werden. Eine größere Vervielfältigung gehört zu den seltenen Ausnahmen. Hiermit ist auch ein natürliches Maß für die größte Ausdehnung des Hauses gegeben. Ein Haus, in welchem mehr als vier vollständige Familien wohnen, ist schon monströs und wird zur Kaserne.

Nun braucht aber eine arme Familie viel weniger Raum als eine reiche, schon weil die Diener, Gehülfen ꝛc., die Mitglieder des „ganzen Hauses“, mit dem aufsteigenden Stand und Vermögen zahlreicher werden. Es ist also in jenem Normalmaße selber schon ein genügender Spielraum gegeben: das Haus wächst naturgemäß mit der socialen Bedeutung der Insassen, ohne daß es in's Endlose und Ungeheuerliche wachsen könnte. Ein reicher Mann kann noch ein ächtes Wohnhaus von einer Größe bauen, in welcher ein für arme Familien berechnetes Haus bereits eine Kaserne würde, und der fürstliche Palast tritt naturgemäß weit über die Normalverhältnisse der bürgerlichen Häuser hinaus.

Ein ähnliches Maß läßt sich für die Verhältnisse der einzelnen Theile des Hauses finden. Ich deutete oben bereits auf jene

modernen Kunstwohnhäuser, die sich schon dadurch vorweg als künstliche und gemachte ausweisen, daß ihre gesammte architektonische Gliederung zu groß gegriffen ist.

Die mittlere Mannesgröße gibt hier ein festes und zugleich dehnsames Normalmaß. Denn was ist natürlicher, als daß der Mensch selber die Maßeinheit seines Hauses sei?

Ein Wohnhaus, dessen Fenster in ihrer Höhe eine mittlere Mannesgröße bedeutend überragen, sieht unwahr aus, denn es gibt das Bild, als müsse es von Riesen bewohnt werden. Aus einem Hause dagegen, dessen Fensterhöhe nicht einmal die halbe Manneshöhe erreicht, lugt eine beschränkte Existenz, wo nicht gar Elend und Verkümmerung.

Ein Wohnzimmer wird nicht über dritthalb Mannesgrößen hoch sein dürfen, wenn es nicht den Eindruck eines unwohnlichen Saales machen soll.

Ueber diese natürlichen Maße gehen die mittelaltrigen Wohnhäuser fast niemals hinaus, häufiger bleiben sie, dem das Enge und Individuelle bis zum Aeußersten anstrebenden Geiste der Zeit gemäß, hinter denselben zurück. Auch zwang der karge Raum, welcher in den festungsmäßig abgeschlossenen Städten dem einzelnen Hause vergönnt war, nicht selten zu engen und winkeligen Bauten, die ich gewiß nicht als Muster empfehle. Anders schon ist es in der Renaissance- und Rococozeit. So unglücklich diese Periode für das künstlerische Element in der Architektur ist, so musterhaft ist sie in vielen Stücken für das praktische beim bürgerlichen Wohnhaus. In den inneren und äußeren Verhältnissen desselben wird fast durchweg das natürliche Maß eingehalten. Denn der Gedanke des socialen Hauses und der Familie war damals noch weit lebendiger als späterhin. Unsere traulichsten Zimmer, Erker, Höfe, Hausgärtchen ꝛc. stammen aus dem Jahrhundert vor dem dreißigjährigen Kriege. Man baute das Haus eben damals noch von innen heraus, während jetzt unsere weit kunstreicheren, gelehrteren und geschmackvolleren Architekten in übermäßigen Proportionen experimentiren, weil sie über dem Streben nach groß-

artigen Formen vergessen, daß doch immer der Mensch das Maß seines Hauses bleibt und daß sie nicht für den Riesen Goliath, sondern für fünf bis sechs Fuß hohe Menschen Häuser bauen sollen.

Ein ander Ding ist es bei öffentlichen Gebäuden, die nicht für die Familie bestimmt sind, sondern für die Gemeinde, das Volk, den Fürsten mit seinem ganzen Hofstaat u. s. w. Hier ist es naturgemäß, daß man entsprechend über die Maße des Hauses hinausgehe, und der Baumeister wird hier nur um so charakteristischer in großartigen Massen und Maßen gestalten können, wenn er beim bürgerlichen Hause sich auf die kleineren natürlichen Verhältnisse beschränkt.

Es wäre eine der schönsten Aufgaben der neuerdings erstandenen „gemeinnützigen Baugesellschaften" durch ihre Musterbauten für die kleinen Leute dahin zu wirken, daß die Familie wieder als das natürliche Maß des Hauses betrachtet werde. Es mögen diese Gesellschaften beherzigen, daß es im Geiste ihrer Mission als einer socialen liegt, nicht Wohnungskasernen hinzustellen, und seien dieselben noch so trefflich eingerichtet, sondern wirkliche Familienhäuser, kleine Häuser, die von innen heraus gebaut sind.

Das Familienhaus und die ächte Sitte des Hauses bedingen sich gegenseitig. Das Extrem der Wohnungskaserne ist das große Gasthaus; dort hört die Familie ganz auf und nur noch das egoistische Individuum sitzt in allen Winkeln. Die Baugesellschaften würden häufig Fluch auf sich laden statt des Segens, wollten sie Wohnungskasernen, Hôtels für Arbeiter bauen, statt der Familienhäuser. Sie dürften sich nicht verwundern, wenn die Arbeit durch die architektonische Wohnungskaserne allmählig auch in der socialen Kaserne des Socialismus heimisch würden; denn der arme Mann verträgt das massenhafte Zusammenwohnen noch weit weniger als der Reiche.

Scharf gegenüber der Wohnungskaserne steht die Hütte des bäuerlichen Proletariers. Sie zeigt an, daß das „ganze Haus" noch eine ungegliederte Masse ist. Darum aber trifft diese armselige Hütte, wo Hausflur, Wohn- und Schlafzimmer, Küche und

Stall in einem Raum beschlossen sind, doch wieder mit dem glänzenden Hôtel zusammen: beide verneinen die gegliederte Familie. Nur daß die Bauernhütte eine Zukunft hat, das Hôtel keine.

Die Schilderung und Kritik des bürgerlichen Wohnhauses im modernen Deutschland, wie sie dieses Kapitel gegeben, gilt der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts, denn sie wurde im Jahre 1853 niedergeschrieben. Seitdem ist Vieles besser geworden und mancher hier ausgesprochene Wunsch erscheint als eine seitdem erfüllte Prophezeiung. Unsere Häuser wurden gesünder und geräumiger angelegt; hier griff die neue Wissenschaft und Praxis der Hygiene fördernd ein. Manch stylvolles, reich geschmücktes Privathaus ist an die Stelle der kahlen, armen Wohnungskasernen getreten; wir wurden reicher, und wer reich ist, der kann leicht geschmackvoll sein. Das deutsche Bürgerhaus der Reformationszeit gab vielfach das Vorbild zu schönen und behaglichen Neubauten, an welchen auch die starken Profilirungen nicht mehr fehlen, und kräftig vortretende Erker und stattliche Giebel uns erfreuen. Noch größere Fortschritte machten wir in der traulichen Ausstattung unserer Zimmer, Dank dem neu auflebenden Kunstgewerbe. Aber je reicher das Haus angelegt und ausgestattet wird, um so seltener wird es freilich, daß auch der mäßig bemittelte Mann ein — schuldenfreies — Haus sein eigen nenne und es allein bewohnen könne. (1881.)

Viertes Kapitel.

Verläugnung und Bekenntniß des Hauses.

Ein Rückblick auf die geistige Entwickelungsgeschichte der deutschen Nation in den letzten hundert Jahren zeigt uns, daß die großen Begründer unserer modern klassischen Literatur, welche im vorigen Jahrhundert Deutschlands Geltung in Poesie und Wissenschaft so glänzend vor allen Völkern Europas heraushoben, der nationalen Entwickelung der Familie (wie der Gesellschaft) gleichsam um des Princips willen Feindschaft bieten mußten. Gerade in dem Zeitraum, wo man mit Recht sagte, daß die Existenz unserer Nation vorwiegend eine literarische gewesen sei, wurde in der deutschen Literatur nichts gründlicher ignorirt als die Familie und ihre Interessen.

Die Familie war nicht recht hoffähig bei unsern großen Literatoren, man schob sie vornehm bei Seite wie die Nationalität. Es hängt naturnothwendig zusammen, daß Weltbürgerthum, Uebersehen der gesellschaftlichen Mächte und Unterschätzung der Familie allezeit vereint auftreten.

Die Humanitätsidee verschlang den Gedanken an die Familie, über der Menschheit wurden die Menschen vergessen, über dem idealen Menschen das Volk in seiner derben, oft auch rohen Realität. Nur die Jurisprudenz hatte noch ihre trockenen wissenschaftlichen Kategorien für die Familie, und die moralistischen Denker müheten sich ab, die Idee der Familie möglichst langweilig und trivial auseinanderzulegen.

Justus Möser, der Prophet der socialen Wissenschaft, blieb einsam stehen mit seinen meisterhaften Abhandlungen über die Sitte des deutschen Hauses; ja er konnte seinen Posten überhaupt nur einnehmen, indem er sich stemmte gegen die ganze literarische und politische Strömung der Zeit. Weit vorausschauend, war er doch der größte Reaktionär seiner Tage. In seiner Schilderung und Vertheidigung der Osnabrückischen Bauernhäuser, in seiner vortrefflichen Zeichnung des Kampfes, welcher damals zwischen dem alten deutschen Familienleben und der neu aufkommenden Empfindsamkeit und der Leichtfertigkeit der Sitten gefochten wurde, hat er uns nicht bloß schriftliche Urkunden bewahrt von der Rettung deutscher Sitte und Art im bürgerlichen Hause, als ihrem damals fast einzigen Zufluchtsort, sondern Mösers ganze literarische Persönlichkeit selber ist uns zugleich deß Urkunde und Zeugniß.

So fällt auch in dieselbe Zeit, wo die Familie von der feineren literarischen Bildung ignorirt wurde, die größte Blüthe der deutschen Hausmusik. Auch sie ist uns Urkunde für den Geist der damaligen bürgerlichen, nicht der vornehmen Kreise. Unsere großen Literatoren nehmen so gut wie keine Notiz von den gleichzeitig wirkenden Musikern, Künstlern ersten Ranges, die alle in der Hausmusik den ersten Grund ihrer Größe gelegt haben. Diese im deutschen Hause gewurzelte Kunst ward eben auch vornehm über die Achsel angesehen. Ahnet man wohl, wenn man die sämmtlichen Werke Klopstocks, Lessings, Goethes, Herders, Schillers durchliest, die cultur- und kunstgeschichtliche Bedeutung der gleichzeitig wirkenden größten Tonsetzer Händel, Bach, Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven? Ist diese völlige Neutralität zwischen zwei so eminenten, durch ein ganzes Jahrhundert nebeneinander herlaufenden Erscheinungen nicht eine der wunderbarsten culturgeschichtlichen Thatsachen? Zu derselben Zeit, wo der Poet das deutsche Haus erst vergessen und nach Rom und Hellas wandern mußte, um dichterisch ideal zu sein, wirkte unser größter Meister geistlicher Hausmusik, Sebastian Bach, und der größte Meister weltlicher Hausmusik, Joseph Haydn. Darin ist der

Gegensatz der deutschen Bildungsaristokratie und des in das Haus als in seine letzte Citadelle geflüchteten deutschen Bürgerthumes jener Zeit auf's tiefste kunstgeschichtlich ausgesprochen. Schon ist aber gegenwärtig Bach theilweise wiedererstanden aus seiner Vergessenheit: Haydn wird wiedererstehen so gewiß unsere Generation sichtbarlich wieder heimzukehren beginnt in das Heiligthum des Hauses.

In unserer literarischen Sturm- und Drangperiode war die Ketzerei gangbar, daß das Genie gar nicht zum ordentlichen Ehemann tauge, daß ein guter Hausvater nothwendig ein Philister sei. Mit einer solchen Frucht der Cultur müßten wir billig erröthen vor den Hindus mit ihrer vom tiefsten Familienbewußtsein zeugenden Satzung, wornach der Mann erst vollkommen ist, wenn er aus drei vereinigten Personen besteht: ihm selbst, seinem Weibe und seinem Sohne.

Die Moralisten der alten Schule, wie Mendelssohn, Garve, Sulzer, Engel zc., welche die ethischen Ideen des Hauses, der Ehe, der Familie mit flachen Wasserfarben ausmalten und bei der Beurtheilung des deutschen Hauses aller naturgeschichtlichen und historischen Individualisirung entbehrten, gaben den Männern der „Genialität" sogar ein gewisses Recht, wenn dieselben diese in der Literatur spießbürgerlich gewordenen Dinge entweder ganz bei Seite schoben oder sie in grob sinnlichem Realismus auffaßten. In der Opposition gegen jene moralistische Langweiligkeit schwärmte man also mit Diderot für die Familienverhältnisse der Südseeinsulaner, und Heinse definirte, wie wenn er eben von Otohaiti käme, „die eigentliche, wahre Liebe als den Drang, mit einer Person vom andern Geschlecht ein Kind zu erzeugen, wobei die Liebe ihrer Natur nach so lange dauere, bis das Kind geboren sei und seinen Eltern Freude mache." Er klagt dann, daß man in unserer Poesie diese Leidenschaft nie in ihrer Fülle finde. „In unsern Schauspielen und Romanen ist alles gewissermaßen nur Vorspiel dazu, ein leeres Wortgeklingel, welchem Leser und Zuhörer ihr eigenes Gefühl beilegen, das oft nicht darinnen ist."

Er fordert dann weiter auf, das Mädchen seiner Wahl auszusuchen nach der Kraft und Gesundheit des Körperbaues und ihrer wahrscheinlichen Tüchtigkeit, gesunde und starke Kinder zur Welt zu bringen.

So konnte man alles Ernstes zu einer Zeit schreiben, wo die Dichter sich mit der Hausordnung des griechischen Olymps besser vertraut zeigten als mit der Sitte des deutschen Hauses, und wo trotzdem andererseits die beste deutsche Hausmusik gemacht wurde! In der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts kehrte sich die Sache um. Wir wurden familienhafter und gewannen eine reiche Literatur des Volks und Hauses; dafür wurde das musikalische Leben von einer Genialitätssucht der Hyperromantik ergriffen, die den Zeiten des Ardinghello durchaus nichts nachgibt.

Das Familienleben der wenigsten unter den Meistern unserer großen Literaturepoche ist biographisch bedeutsam geworden.

Dritthalbhundert Jahre früher hatte Luther noch aus dem Schooße der Familie heraus seine weltgeschichtliche Sendung vollführt; er war ein öffentlicher Charakter auch als Familienvater, und ohne Kenntniß von seiner Häuslichkeit würde man den ganzen Mann gar nicht verstehen. Um Reden an die deutsche Nation zu schreiben, schrieb er Tischreden.

Das häusliche Leben unserer literarischen Reformatoren dagegen ist meist etwas ganz Zufälliges, Gleichgültiges, eine reine Privatsache. Ja sie entäußerten sich wohl gar des Hauses, um Poeten zu werden.

Selbst bei Goethe, der uns das epische Idyll vom deutschen Bürgerhause, „Hermann und Dorothea" gesungen, bei Goethe, der so unendlich viel dem altbürgerlichen elterlichen Hause verdankte, der ohne die Schule der Familie gewiß nicht dieser Olympier voll sicheren Maßes und seliger Versöhntheit geworden wäre, verlieren sich in der fortschreitenden literarischen Entwickelung diese geheimen innigen Wechselbezüge zwischen dem geistigen Schaffen und dem Familienleben immer mehr.

Die romantische Dichterschule im Anfang unsers Jahrhunderts

griff zwar wieder in den reichen Schatz des deutsch=christlichen Lebens im Mittelalter. Allein vorerst war es doch nur mehr die Decoration mit der Außenseite altdeutscher Zustände, welche man hervorzog. Trotz aller Mährchen und Sagen, Mönche und Nonnen, Ritter, Knappen und Edelfrauen ging das deutsche Haus ziemlich leer aus. Man hat außerdem nicht ohne Grund aufmerksam gemacht auf die große Zahl der unglücklichen und gelösten Ehen, der Selbstmorde aus leidenschaftlicher Liebe und der durch zügelloses, unhäusliches Leben zu Grund gegangenen Persönlichkeiten, die man unter den Dichtern und Dichterinnen dieser Schule findet.

Professor Hundeshagen in Heidelberg hat unlängst (1854) in einer gedankenreichen akademischen Rede „über die Natur und geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee" den Humanitarismus unserer klassischen Literaturperiode nach seinen guten und schlimmen Seiten mit scharfer Kritik geschildert. Er bemerkt dabei, „daß der humanitarische Sturm und Drang in Ländern von einem politischen Leben voll lebendiger Realität und im Wesen gesunder Besonderung, wie dasjenige Englands, weniger excentrisch war, rascher und gründlicher abgearbeitet wurde und großentheils nur mit Hinterlassung wohlthätiger Folgen vorüberging." In England war eben die überlieferte Familie wie die Gesellschaft eine so feststehende historische Thatsache, daß wohl die humanitarische Geistesbewegung an diesem Felsen zerschellen konnte, nicht aber umgekehrt, wie in Deutschland, der Fels zerbröckelt wurde von der anströmenden Fluth.

In der englischen Literatur selbst des achtzehnten Jahrhunderts spiegelt sich die Thatsache, daß in jenem Lande die Sitte des Hauses oftmals eher zu pedantisch starr als zu locker gewesen ist. Der familienhafte Geist, welcher schon die Sitten und Institutionen der alten Angelsachsen veredelte, ist durch alle Jahrhunderte eine Auszeichnung des britischen Volkes geblieben. Der Geschichtschreiber Schlosser sagt bezeichnend, als er erzählt, wie der angelsächsische König Edwy durch sein Liebesverhältniß zu der schönen Buhlerin Elgiva die Hälfte seines Reiches verlor: „Edwy

beleidigte durch dieses Verhältniß die englische Nation, die au
jetzt noch lieber von einem als Privatmann und im häuslichen
Leben schätzbaren König einiges Uebel erduldet, als daß sie einen
Wüstling, wenn dessen Regierung auch nicht gerade schlecht ist,
mit Gelassenheit auf ihrem Throne sieht."

Gerade in der Faustperiode unserer neueren deutschen Lite-
ratur war es, wo man recht gründlich zu vergessen begann, daß
in der ältesten überlieferten Form der Faustsage bei dem Pakte
des Doktor Faust mit dem Teufel auch der Hauptpunkt verzeichnet
stehet: „daß Faust sich nicht verehelichen dürfe, sondern nach der
römischen Priester Weise den Ehestand abschwören solle," wobei
ihm aber selbstverständlich der anderweitige Umgang mit Frauen
nichts weniger als verpönt wird.

Der Teufel, der freilich auch ein Genie ist, ist selber gleich
falls nicht verheirathet. Er hat nicht einmal eine Mutter, sondern
bloß eine Großmutter. Die alte Zeit war viel zu tief überzeug
von der sittlich veredelnden Kraft des Hauses, als daß sie si
den Teufel en famille hätte denken können.

Der Rationalismus, welcher in unserer großen Literatu
periode der treibende Sauerteig der deutschen Wissenschaft w
zog gegen überlieferte Sitten und Gebräuche grundsätzlich
Felde, weil er sie nicht rationell zu begründen wußte, weil
überhaupt ein Feind der Tradition war. Und die Sitte
Hauses war mit darunter.

Zwar ging man nicht mit jener directen Feindschaft
Familie zu Leibe, mit welcher man die organisch gegliederte
sellschaft angriff, allein man ignorirte, man verläugnete
Etwas so reelles wie das Haus bot kein ideales Interesse für
gebildete Welt. Man schob das Haus literarisch in den Wi
und lernte es theoretisch gering schätzen. Jetzt erntet gerade d
damals unberührte Bürgerthum die Früchte dieser Periode
„Verläugnung des Hauses." Wie äußerlich faßt z. B. selbst d
hausbackene Voß, der doch seinen mitstrebenden Zeitgenossen gege
über eigentlich noch wie ein Hausvater von altem Schrot u

Korn dichtet, die Sitten des Hauses! Wie widerwärtig präsentiren sich dieselben vollends in den schönseligen Familienromanen und Familiendramen jener Zeit!

Gerade diese ästhetisch längst gerichteten Familienschauspiele sind darum culturgeschichtlich von höchster Wichtigkeit und nach ihrer socialen Bedeutung noch lange nicht hinreichend gewürdigt. Sie kamen aus Frankreich zu uns herüber. Es ist aber auch gar nicht das deutsche Haus, welches in denselben gezeichnet wird, sondern das französische unter deutscher Firma. Der einflußreichste Poet solcher Familienstücke, Kotzebue, beutete die deutsche Sitte des Hauses vielmehr in der Regel nur in ihrer Verzerrung als plumpe Karikatur aus. Aber gerade in diesen Schauspielen fühlte sich das deutsche Publikum wirklich zu Hause, ein Beweis, daß s schon gar nicht mehr recht wußte, wie eigentlich ein deutsches aus aussah.

Frau von Staël, welche ihre Kenntniß deutscher Zustände icht aus dem Volk, sondern aus den Salons schöpfte, schrieb mals folgendes merkwürdige Urtheil über das deutsche Fami- enleben nieder: „In Deutschland gibt es in der Ehe beinahe ar keine Ungleichheit zwischen den beiden Geschlechtern. Dieß ihrt daher, daß die Weiber die heiligen Bande ebenso oft rreißen, wie die Männer. Die Leichtigkeit der Ehescheidung it in die Familienverhältnisse eine Art von Anarchie gebracht, elche nichts in seiner Wahrheit und in seiner Stärke bestehen ßt. Um etwas Heiliges auf Erden zu bewahren, ist es doch ohl besser, daß es in der Ehe eine Sclavin, als zwei starke eifter gebe.“

Wer erkennt wohl in diesen Zügen die deutsche Familie? rscheint es nicht vielmehr, als ob hier französische Zustände zeichnet seien. Die Beobachtung der Frau von Staël war eben cht aus dem deutschen Volk, sie war aus der damaligen franzö- irten gebildeten Gesellschaft in Deutschland geschöpft, die mit r französischen Literatur, der französischen Theorie zugleich die anzösische Praxis des Familienlebens herübergenommen hatte,

die Familienbücher, an welchen das [illegible] Volk über
[illegible] [illegible] zu Grunde gehen muß.

In den französisch-deutschen Familienlustspielen dama
[illegible] [illegible] die komische Pointe gewöhnlich darin, daß die Ki
ihre Eltern, die Frauen ihre Männer, und umgekehrt, betr
und überlisten und zwar in den zartesten und heiligsten Pun
der Familienehre und Sittlichkeit. Diese Ueberlistung wird b
als feine, schlaue, geistreiche „Intrigue“ behandelt, während i
die alten deutschen Volksstücken, wo die Komik gewöhnlich dab
recht drastisch gemacht wird, daß der Mann seine Frau prü
als ungeheuer unsittlich und gemein verschrieen. Ich halte
dafür, daß diese dramatischen Prügelwitze sehr gemein gew
aber doch nicht halb so gemein, als die [illegible] feinen Betr
reien zwischen Gatten, Eltern, Kindern und Blutsfreunden,
selbst heute noch sehr häufig die „Intrigue“ der aus Frank
importirten Lustspiele und Bluetten bilden, und denen auch
vornehmes und feines Publikum noch immer behaglich zusc
während es „sittlich entrüstet“ die Loge verlassen würde, w
man ihm die alten Prügelstücke wieder vorführen. Das M
war in denselben zwar grob gewählt, der Zweck der Prügel
in der Regel ein sehr löblicher.

Wenn man solche Stücke, in denen die Verhöhnung
Sitte und Ehre des Hauses, sofern sie nur in „anständi
Formen geschieht, glorificirt ist, und die noch immer scha
weise auf den Brettern umgehen, wenigstens von solchen Bü
verbannte, die Unterstützung aus öffentlichen Gelder
halten, so wäre dieß doch ein ganz anderer Akt von ästhet
Volkserziehung und von Sittenpolizei, als wenn man sonst
Stücke um einiger politisch liberaler Phrasen willen verbiete

Der allerabgedroschenste, unvermeidlichste Witz in den
spielen des achtzehnten Jahrhunderts galt dem „Hörnerse
Dem Wortspiel mit den Hörnern entrinnt man fast in ke
komischen Stück, und in der Oper ist selbiger Zeit das tri
Bild bei der Instrumentation selbst bis zu den Hörnern

Orchester abgejagt worden. Es ist, als gäbe es gar nichts Lustigeres auf der Welt als Ehebruch.

Man muß zur Ehre des gegenwärtigen Geschlechtes bekennen, daß wir die feine Schlüpfrigkeit der Wieland'schen und Kotzebue'schen Schule, welche unsern Vätern noch ganz „nobel" erschien, auf der Bühne schon für etwas unfein halten. Wir haben zugenommen an „Prüderie", weil der Familiengeist wieder zu erstarken beginnt*). „Prüderie" und das entgegenstehende „Coquetterie" sind zwei Worte und Begriffe, welche dem Zeitalter Ludwigs XIV. recht zu eigen gehören; denn jede Zeit hat ihre eigenthümlichen und neuen Worte, an denen man ihren Geist erkennen mag. Coquetterie ist das Manövre des Hahns — coq — der mit gespreiztem, auf dem Boden schleifendem Flügel buhlend in bald weiten bald engen Kreisen um die Henne herumsteigt, dann aber auch der Henne, die mit der gleichen Taktik sich einen Hahn zu fangen sucht. Prüderie dagegen ist der sittliche Instinkt, welcher uns treibt, das Auge mit Ekel von dieser Hahnenscene abzuwenden. Wir können uns also gratuliren, daß unser Theaterpublikum wieder so prüde zu werden beginnt.

Als mit der französischen Herrschaft eine Menge französischer Sitten sich unvermerkt in unser häusliches und bürgerliches Leben einstahlen, war ihnen durch die allgemeine Geistesströmung der vorhergegangenen Jahrzehnte bereits freie Bahn gemacht worden. Im deutschen Westen, wo das französische Regiment am längsten und nachdrücklichsten gewaltet, wo die französische Gesetzgebung tief ins Volksleben eindrang, ist auch die deutsche Sitte des Hauses heute noch am Entschiedensten gebrochen. Nicht bloß von innen heraus, auch von außen herein ward das deutsche Haus unterwühlt. Als Symbol hierfür mag es erscheinen, daß wir für das

*) Ich erkannte oben mit Freuden an, daß wir seit der Abfassung dieses Buches im Häuserbau große Fortschritte gemacht hätten: — sind wir im sittlichen Geiste unserer dramatischen und novellistischen Literatur gleich tüchtig fortgeschritten? 1881.

von den deutschen Völkern am reichsten und tiefsten ausgebildete Institut der „Familie“ gar kein gangbares ächt deutsches Wort mehr besitzen, und daß eben diese lateinische Familia von dem Erbfeind der deutschen Sitte des Hauses, von dem römischen Recht, uns angeheftet worden ist.

Gerade hier scheint es mir am Ort, anschaulich zu machen, wie tief das Einschleichen fremder Sitten in das Haus zugleich das ganze politische und wirthschaftliche Leben eines Volkes umgestalte. Ich wähle dazu eine ethnographische Parallele.

In der bayerischen Rheinpfalz haben sich bekanntlich französische Gesetze und französische Sitten seit mehr als einem Menschenalter festgesetzt. Die nivellirenden Ideen des vorigen Jahrhunderts, deren literarisches, theoretisches Eindringen bei den Gebildeten ich eben angedeutet, sind hier durch die französische Revolution und die napoleonische Herrschaft auch in das kirchliche, sociale und häusliche Leben des Volkes eingezogen. Hieran knüpft sich nun eine höchst merkwürdige Umstimmung in der ganzen Denkart der Pfälzer. Die französische Fassung socialer Freiheit und Unabhängigkeit unterscheidet sich von der deutschen wesentlich dadurch, daß sie das Individuum als solches selbständig und fessellos machen will, während es deutsch ist, in der Macht und Unabhängigkeit der Gesellschaftsgruppe und der Familie, welcher der Einzelne angehört, seine persönliche Unabhängigkeit mit eingeschlossen zu finden. Dieser Gegensatz wird aus dem Folgenden deutlicher werden. In der Pfalz hat sich die französische Idee der Fessellosigkeit des Individuums im Volke so fest genistet, daß nicht nur die Familienzustände dadurch eine ganz veränderte Gestalt gewonnen haben, sondern auch die socialen und wirthschaftlichen einer völligen Umwandlung entgegengehen. Der Drang jedes Einzelnen, sich ganz frei auf die eigenen Beine zu stellen, hat hier eine Güterzerstückelung, überhaupt eine fortwährende Zerspaltung aller wirthschaftlichen Existenzen, ein Fluctuiren alles Vermögens und Besitzthums zur Folge gehabt, welches in Deutschland seines Gleichen nicht wieder findet. Diese Zu-

stände hängen auf's engste mit dem gelockerten Familiengeiste zusammen. Der Einzelne will seine persönliche Fessellosigkeit nicht dem Glanz und der Macht der Familie opfern; der Vater würde nicht ruhig sterben können, wenn er, um die Familie dauernd in Ansehen und Besitz zu erhalten, das Erbtheil der nachgebornen Söhne verkürzte und ihnen allenfalls aufgäbe, im Dienste und als Gehülfen des älteren Bruders, des Erbherrn, das gemeinsame Ansehen der Familie fördern und mehren zu helfen. Diese letztere ächt deutsche, und wenn man sie recht erfaßt, tief sittliche Auffassung erscheint dem mit der französischen Idee der individuellen Fessellosigkeit groß gewachsenen Pfälzer als bare Unsittlichkeit. Das Erbe zerfällt also in gleiche Theile und die Mehrzahl der Kinder wird dadurch in der Regel gezwungen, in fremdem Dienste, ja als Taglöhner, ihr Brod zu verdienen. Mit einem bewundernswerthen Heldenmuth des Fleißes und der Ausdauer, — denn dieser zeichnet namentlich die Vorderpfälzer aus — plagen sich nun die Leute, um auf einem winzigen Gütchen zu darben und — frei zu sein, von den Wucherjuden beherrscht zu werden und frei zu sein, in fremden Dienst zu gehen, Knecht zu werden, Taglöhner zu werden und — frei zu sein. Seltsamer Widerspruch! In seines Bruders Hause als Gehülfe und bevorzugter Diener zu arbeiten und den Besitz der Familie als einer moralischen Persönlichkeit dauernd zu wahren, nennt man unerträgliche Sklaverei, dagegen im Dienste fremder Leute zu taglöhnern, Freiheit! So läßt sich auch der Geselle und Lehrjunge in der Pfalz selten mehr die Familienzucht im Hause des Meisters gefallen; er kann ja kraft der Gewerbefreiheit jeden Tag selber Meister werden oder Lohnarbeiter als „sein eigener Herr,“ und Lohnarbeiter zu sein dünkt ihm weit ehrenvoller, als der Familie des Meisters, dem „Ingesinde“ im alten stolzen Sinne des Wortes, beigesellt.

Nun möge aber das Gegenbild folgen, ein Bild der deutschen Art, nach welcher der Mann nicht für sich allein fessellos zu sein begehrt, sondern seine Freiheit sucht in der Macht und Ehre seines

Hauses. In Nordwestdeutschland sitzen noch Bauerschaften, bei denen der Hof, die „Stelle,“ als Stamm- und Erbgut der Familie noch in eben der Weise hoch und heilig gehalten wird, wie der Patriot sein Vaterland heilig hält. Hier ordnen sich die jüngeren Söhne, wenn sie nicht auswärts ihr Glück suchen, dem älteren Bruder, dem Gutserben freiwillig unter, dienen ihm als bevorzugte Knechte aus demselben Drang, aus welchem die Pfälzer ein solches Verhältniß verabscheuen: — aus Freiheitsdrang. Sie würden es für eine unwürdige Sklaverei halten, bei fremden Herren zu taglöhnern, während sie mit Stolz des väterlichen Hauses Diener sind. Sterben nachgeborene Söhne, die als sogenannte „alte Jungen“ ledig bleiben und im Dienste ihres Bruders sitzen, dann vermachen sie in der Regel ihren kleinen Erbschaftsantheil und ihr erspartes Geld wiederum dem Gutsherrn, obgleich derselbe ja ohnedieß schon fast alles besitzt, obgleich die jüngeren Geschwister einen solchen Zuschuß viel besser brauchen könnten, obgleich die natürliche Regung des Neides gegen den Bevorzugten davon abmahnen könnte. Allein es ist auch eigentlich gar nicht der ältere Bruder, dem solchergestalt selbst die Ersparnisse seiner Geschwister wieder zufließen: es ist das Haus, die Familie, dem diese Erbschaft vermacht wird, und der ältere Bruder erscheint hier nur als die Personification des Hauses. Also umgekehrt wie bei den Pfälzern opfert hier der Einzelne sein ganzes persönliches Interesse für das Gedeihen des Hauses, umgekehrt wie in der Pfalz würde hier der Vater nicht ruhig sterben können, welcher um des egoistischen, augenblicklichen Vortheils der einzelnen Kinder willen sein Gut theilte, die „Stelle“ zerstörte, die Familie zerstreute, das väterliche Haus zu einer bloßen Abstraction machte. Dem in deutscher Familienhaftigkeit großgewachsenen niedersächsischen Hofbauern würde eben dieß wieder wie bare Unsittlichkeit aussehen, was dem Pfälzer Humanität, göttliches und menschliches Recht dünkt.

Hier mag man erkennen, wie tief unsere socialen und wirthschaftlichen Zustände in der Familie gewurzelt sind. Der gleiche

Trieb nach Unabhängigkeit und Besitz führt zu direkt entgegengesetzten Zuständen, weil das Verhältniß des Individuums zur Familie anders gefaßt wird, und jede der beiden Parteien glaubt, bei ihr allein sei die Unabhängigkeit gewonnen, bei der andern die Sklaverei. Ohne Vergleich sittlich tiefer als die modern französische scheint mir freilich die deutsche Auffassung, wonach das Individuum seinen Eigennutz und seine Fessellosigkeit zum Opfer geben soll an das Haus. Und zwar wird „das Haus" hier nicht bloß gedacht als die gegenwärtige Generation; sondern die große historische Kette unserer Familie in Vergangenheit und Zukunft ist es, vor deren Glanz und Macht das Interesse des Einzelnen verschwinden muß. Soll der Einzelne nicht auch seinen persönlichen Vortheil dem Vaterlande, der Nation opfern? Wohlan! Die Familie ist eine ebenso gewaltige, eine ebenso heilige und für die Entwickelung der Menschheit maßgebende Thatsache wie die Nation. Ist der aufopfernde Patriotismus etwas sittlich großes, dann muß dieß auch die aufopfernde Familienhaftigkeit sein, wie wir sie in der Sitte jener norddeutschen Bauern verkörpert finden.

Die aufopfernde Familienhaftigkeit ist der beste Rechtstitel des Adels; sie ist es, die ihm auch als moderne Institution eine Zukunft verheißt. Merkwürdig genug trifft sich's, daß es in der Pfalz eben auch keinen grundbesitzenden Adel mehr gibt, und daß wiederum die Franzosen es waren, die ihn von dort vertrieben haben. Auch diese Thatsache hängt zusammen mit der Verläugnung des Hauses, der historischen Familie in der pfälzischen Volkssitte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren es mehr die literarischen, im neunzehnten mehr die politischen und socialen Einflüsse Frankreichs, welche auflösend in unser Familienleben eindrangen. Die Sitte des Hauses — das war die beste Provinz, welche uns die Franzosen weggenommen haben. Leider sieht es im Punkte dieser Sitte in gar vielen vornehmen deutschen Häusern aus wie im Elsaß, wo man französisch zu reden noch nicht recht gelernt, das

deutsch reden aber schon halb vergessen hat. Uebrigens ist die Wiedereroberung des deutschen Hauses langsam, doch stätig, wieder vorgeschritten, seitdem wir uns politisch und literarisch wieder frei gemacht von der französischen Herrschaft. Als in den dreißiger Jahren französische literarische Einflüsse in der jungdeutschen Schule auf kurze Zeit wieder zu spuken begannen, drängte sich der Gedanke, daß ein Genie kein guter Ehemann sein könne, das alte Vorurtheil von der Philistrosität des Hauses und der Familie, auch sogleich wieder als eine moderne belletristische Doktrin hervor. Das war nur ein flüchtiges Anzeichen, aber es ist leicht zu deuten.

Nicht Klagen voll Verzweiflung, sondern Klagen, darin eine geheime fröhliche Hoffnung schlummert, dürfen wir gegenwärtig über unser Familienleben erheben. Wir wachsen im Hause, und das ist wahrlich auch ein politischer Zuwachs für die Nation. Wie ganz anders steht jetzt die Wissenschaft zum Hause als vor hundert Jahren! Die Familie ist von der Wissenschaft unendlich tiefer erkannt, sie ist zugleich wieder ein Gegenstand des öffentlichen Interesses in unserem Volke geworden. Erkenntniß ist schon halbe Besserung.

Auch in der Geschichte der Wissenschaft der beiden letztvergangenen Jahrhunderte ist die „Verläugnung des Hauses“ mit großen Lettern eingezeichnet. Die gänzliche Verkennung der Idee der Familie hängt hier innigst zusammen mit jener schiefen Fassung der Staatsidee, die sich wie eine erbliche Krankheit durch die ganze Staatswissenschaft des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts fortgeschleppt hat.

Die Staatswissenschaft hatte ebensogut ihre Renaissance und ihr Rococo wie die bildende Kunst. In dem mittelaltrigen Feudalstaate war die Staatsidee unterjocht worden von den Mächten der Gesellschaft und der Familie. Niemals hat die Socialpolitik einseitiger überwogen als im Mittelalter. Von dieser Einseitigkeit suchte man sich in der Zeit der Renaissance zu befreien. Mit den römischen Schriftwerken, mit den römischen Tempeln und

Bildsäulen zog man auch die römische Staatsidee wieder aus dem Schutte der Jahrhunderte hervor. Die Wissenschaft knüpfte — wie die Kunst — da wieder an, wo die Römer aufgehört hatten; was dazwischen lag, suchte man zu vergessen. Hugo Grotius sieht in dem Staate nur die Vereinigung freier Menschen zum Aufbau des Rechtes und zur Förderung der allgemeinen Wohlfahrt. Hobbes erklärt den Staat für eine durch Vertrag verbundene Gesellschaft von Individuen, die sich solchergestalt verbündet haben, um dem Elende des Naturzustandes ein Ende zu machen, während Rousseau einen Vertrag der Einzelnen aufstellen will, durch welchen, umgekehrt wie bei Hobbes, das Heil und Glück des Naturzustandes wieder heraufbeschworen werden soll. Damit waren die großen historischen Mächte der Gesellschaft und der Familie theoretisch in die Ecke geschoben. Pufendorf setzt in seinem Naturrecht die allgemeine Moral an die Stelle der geschichtlich gewordenen Sitte und des Gesetzes. Diese Sitte aber ist ebenso gewiß die Lebensbedingung der Gesellschaft und der Familie, wie die Rechtsidee die Lebensbedingung des Staates ist.

War der Staat nur ein Vertrag, waren die gesellschaftlichen Zustände nur pactirt worden, beides aus bloßen Gründen der Noth und der äußeren Nützlichkeit, dann lag die Folgerung nahe, in der Ehe auch bloß einen Vertrag zu sehen. Da hatte der heidnische Jurist doch noch eine viel tiefere Anschauung von der Ehe als die christlichen Humanisten des 18. Jahrhunderts (wie denn überhaupt die antike Welt fast überall tiefer ging im Original als in der Copie der Renaissance) wenn er sagt: „Nuptiae sunt conjunctio maris et feminae, et consortium omnis vitae divini et humani juris communicatio."

Die deutschen Philosophen des vorigen Jahrhunderts vertieften und erweiterten die Staatsidee des Hugo Grotius, aber sie blieben zu ausschließend bei der Rechtsseite des Staates stehen und fielen dadurch immer wieder in die Vertragstheorie zurück. Dieser Zauberbann ist es, der selbst den zum größten Ethiker gebornen Kant zurückhält, das ethische Moment im geschichtlich

aufwachsenden Volksleben, die in schönem Doppelsinne „sittliche" Macht in der Gesellschaft und Familie in der Theorie des Staates wieder zur vollen Geltung zu bringen. Wo daher der Staatsrechtslehrer in dieser ganzen Periode der „Renaissance" der Staatswissenschaften vielfach die glänzendsten Lichtseiten aufzeigt, da siehet der Socialpolitiker, wie sich zugleich daneben die tiefsten Schatten lagern.

Der einseitige Rechtsstaat mußte theoretisch zur Lockerung der Ehegesetzgebung, praktisch zur allmähligen Verläugnung des Hauses führen. Der Staat als bloße Rechtsanstalt kennt bloß Individuen, Staatsbürger. Er siehet ab von der naturgeschichtlichen Thatsache der Volkspersönlichkeit, die in den zwei mächtigen Organismen der Gesellschaft und der Familie vor uns steht, geadelt durch die sittliche Potenz der historischen Sitte. Er hält darum jedes Opfer persönlicher Freiheit, welches der Einzelne der Idee der Gesellschaft und der Familie bringen muß, für eine Rechtsbeschränkung, die man beseitigen müsse.

Mit dieser Auffassung, die als eine unwiderstehliche kulturgeschichtliche Thatsache, den ganzen Geist des achtzehnten Jahrhunderts mitbestimmte, hängt die allmählig eingetretene Praxis einer immer lockeren Ehegesetzgebung eng zusammen. In dem Maße als unsere Gesetze humaner geworden sind, lassen sie die eigenen Rechte der Familie als einer socialen und sittlichen Macht zurücktreten zu Gunsten der egoistischen Freiheit des Individuums.

In unsern Besitzverhältnissen ist z. B. der Begriff des Familieneigenthums fast ganz verloren gegangen. Wir vergessen zuletzt völlig, daß es überhaupt noch anderes Privateigenthum geben könne, als das einzelnen Personen zugehörige. Der alte Rechtsspruch: „so mancher Mund, so manches Pfund," ist uns bei den Familienerbtheilungen ein so natürliches, gar keines Beweises bedürfendes Axiom geworden, wie etwa, daß zweimal zwei vier ist. Mit diesen Erbtheilungen wird das Loos auch um die Sitte des Hauses geworfen; sie wird in Fetzen zerrissen wie das Vermögen. Es ist das große Verdienst der Aristokratie und einiger

alter Bauerschaften, daß sie uns wenigstens ein Bild dessen bewahrt haben, was eigentlich Familieneigenthum heißt, und was dessen sociale und politische Bedeutung ist.

Nach einem uralten, durch Geschichte und Sage verbürgten Rechtsgrundsatz fast aller europäischen Staaten war ein Friedensbruch dem Manne dann erlaubt, wenn es der unmittelbaren Bestrafung der an seinem Weib, seiner Tochter, Mutter oder Schwester verletzten Hausehre galt. Wo die Heiligkeit des Hauses gebrochen wird, da tritt hier sofort ein Ausnahmerecht an die Stelle des Gesetzes. Die Familie steht dem alten Germanen insofern höher denn das Gesetz, als sie der Zweck des Gesetzes ist. Der ganze künstliche Organismus des Staates ist ihm wesentlich vorhanden, um den natürlichen Organismus der Familie sicher zu stellen, und der Friede der Familie steht über dem Landesfrieden.

Das ist eine einseitige, aber tiefe und großartige Auffassung des Hauses, patriarchalischen Zuständen entquollen, in der That nicht mehr passend für unser entwickelteres öffentliches Rechtsbewußtsein. Aber wie hünenhaft gewaltig steht diese Opferung der allgemeinen Rechtssicherheit für das Haus neben unserer schwächlichen Verläugnung des Hauses zu Gunsten persönlicher Fessellosigkeit!

So sind auch unsere Rechtsbegriffe in Betreff des Hausregiments, der väterlichen Gewalt 2c. erstaunlich milde geworden. Eine wohlthuende Humanität ist hier eingezogen, aber es fragt sich, ob nicht hinter dieser Humanität gegen den Einzelnen eine Barbarei gegen das Ganze lauert, ob nicht, wie selbst Herder, der große Verkünder der Humanität, sagt, „das was wir Cultur nennen, oft bloß eine verfeinerte Schwachheit ist?"

Allen Rücksichten hat man Rechnung getragen, nur nicht der socialen Bedeutung der Familie als Gesammtpersönlichkeit, nur nicht der Rettung der Sitte des Hauses.

Wir brauchen nur unsere deutschen Landesgesetzgebungen, wie sie vor hundert Jahren bestanden, nachzusehen, um die ungeheure Umwandlung inne zu werden, welche bei der öffentlichen Meinung

über die Familie eingetreten ist. Da sind scharfe Strafen an gesetzt gewesen auf heimliche Verlöbnisse nicht nur von solchen die noch unter elterlicher Gewalt stehen, sondern auch die bereits ihrer eigenen Gewalt waren. Der Akt der Verlobung selbst ist jetzt eine ganz freie Sitte geworden, wobei es sich höchstens noch um ein geselliges Familienfest handelt. Zu unserer Großväter Zeit dagegen hatte dieser Akt auch noch seine im Gesetz geforderten Formalitäten; ein Verlöbniß unter vier Augen war, wie gesagt, selbst den unabhängigsten Brautleuten verboten, und durch die Zuziehung wenigstens zweier Freunde als Zeugen mußte der Vorgang sein officielles Gepräge erhalten.

Nach gemeinem kaiserlichen Recht konnten die Kinder enterb werden, wenn sie ihre Eltern und Großeltern vorsätzlich geschlagen ja nur mit schweren ehrenrührigen Injurien tractirt hatten, oder wenn der Sohn für seine zur Schuldhaft gekommenen Eltern nicht bürgen wollte, oder wenn Kinder wider ihrer Eltern Willen ein „leichtfertiges, unehrliches Gewerb“ ergriffen hatten, z. B. Scharfrichter, Komödianten oder dergleichen geworden waren.

Hatten die Eltern aber selber ein derartiges Gewerbe betrieben, so durften sie die Kinder nicht enterben, wenn dieselben wider ihren Willen das Gleiche thaten. So untrennbar dachte man in alter Zeit die ganze berufliche und sociale Stellung des Kindes mit der des Vaters zusammenhängend.

Ein merkwürdiges Zeugniß dessen, daß man sich die Stellung des Weibes gar nicht isolirt, sondern nur im Mittelpunkte der Familie denken konnte, liegt in dem alten Gesetzesparagraphen, wonach Eltern, welche ihre Tochter fünfundzwanzig Jahre haben alt werden lassen, ohne ihr zur Ehe zu helfen, dieselbe nachgehends nicht mehr enterben können, wenn sie zu Fall käme oder sich wider ihrer Eltern Willen verlobte. Es liegt also den Eltern indirekt die Pflicht ob, für ihre Tochter einen Mann zu suchen. Das kommt uns, die wir inzwischen so viele Romane gelesen haben, freilich sehr possierlich vor.

Daß unsere Strafgesetze seit hundert Jahren im Allgemeinen

milder geworden sind, dafür aber an strenger und consequenter Handhabung gewonnen haben, wird Jedermann als einen Fortschritt anerkennen. Vielleicht ist jedoch der Uebergang von äußerster Strenge zur äußersten Milde bei keinem Verbrechen so grell gewesen als beim Ehebruch. Wo im vorigen Jahrhundert noch Todesstrafe auf demselben stand, da sühnt man ihn jetzt durch eine milde Gefängnißstrafe oder eine Geldbuße. Würde man die organische Volkspersönlichkeit im Staate gründlicher anerkennen, dann müßte der Ehebruch, wenn auch nicht mehr mit dem Tode, so doch mit einer schweren Strafe gebüßt werden. Denn in der frevmentlichen Zerstörung des Heiligthums der Familie wird der Organismus der Volkspersönlichkeit in seinem innersten Nerv verletzt. Ist die Ehe ein bloßer Vertrag, dann mag Ehebruch mit einer Geldbuße immerhin genügend bestraft sein. So scheint auch die gebildete und vornehme Gesellschaft im Zeitalter Ludwigs XIV. und XV. gedacht zu haben. Als die politische und sociale Vertragstheorie für die wahre Offenbarung des Zeitgeistes galt, da brachen die vornehmen und gebildeten Leute die Ehe wie man einen lästigen Contract bricht, hurten nach Herzenslust und berühmten sich dessen, während drakonische Ehebruchsgesetze gleichzeitig den Tod auf solchen „Contractbruch" setzten, und ein Quartier im Thurm mit einem täglichen Frühstück von Peitschenhieben auf die Hurerei. Aber diese Gesetze galten nicht für den feinen Mann, sie galten nur für das rohe, gemeine Volk. Und dieses suchte in der That so gut als möglich seine alte strenge Familiensittlichkeit zu retten.

Jetzt haben wir ein milderes Gesetz und die vornehmen und gebildeten Leute sind in dem besprochenen Punkte entschieden sittlicher geworden, es gehört nicht mehr zum feinen Ton lüderlich zu sein, und wer es noch ist, der schämt sich dessen und ist es insgeheim. Dagegen ist aber der gemeine und arme Mann in seiner Familiensittlichkeit an gar manchen Orten um so mehr zurückgegangen; er zehrt jetzt noch an den praktischen Resultaten der Lehren des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist keine Schulweisheit

so hoch und fein, daß sie nicht durch alle Gesellschaftsschichten bis herunter in die letzte Hütte der Armuth dränge, wenn sie sich überhaupt einmal bei den Gebildeten der Nation festgesetzt hat. Die Ausbreitung einer falschen Doctrin hat hier eine fatale Aehnlichkeit mit dem Weltgange der Seuchen.

Aehnlich war es im Zeitalter der Renaissance mit den phantastisch originellen Denkern gegangen, die eben so weit von der Rechtsbegründung des Staates wie von der geschichtlichen Thatsache der Gesellschaft sich ferne hielten, und dafür den Träumen einer ganz neuen socialistischen Gesellschaftsordnung nachhingen. Was Plato über eine neue Ideal-Gesellschaft philosophirt, was der Gnostiker Epiphanes über Weiber- und Gütergemeinschaft gedacht, Campanellas Vorschläge über die Kindererzeugung als Staatsangelegenheit, die Frivolitäten der französischen Materialisten des achtzehnten Jahrhunderts über das Familienleben, wie die Schwärmereien der modernen Communisten und Socialisten, welche die Familie als eine der patriarchalischen Urzeit angehörige überlebte Form betrachten; — das Alles ist, verdünnt und verflüchtigt, zuletzt bis in die Bildungsatmosphäre unserer großstädtischen Proletarier gedrungen. So mancher „gebildete“ Bummler findet es gar nicht uneben, daß ihm ein neuer Glaube gegründet ist, welcher der Lüderlichkeit ein so heiteres Schlaraffenleben verheißt. Wie der „solide Mann“ aus Indifferentismus allmählig ohne es selbst zu wissen zur Verläugnung des Hauses kam, so hatte der Lump nun auch eine geistreiche Rechtfertigung für sein geflissentliches Abschwören der häuslichen Tugend gefunden. Beides aber erscheint als der letzte Niederschlag wissenschaftlicher Strömungen, die anfänglich bei den hervorragendsten Geistern ihrer Zeit ihr gutes culturgeschichtliches Recht gehabt hatten. Wenn aber irgend wo, dann gilt es im Haus und der Familie, daß man nicht gar zu gescheidt sein soll. „Wer Geck wird, dem fängt's im Kopf an.“

Mit der Verflüchtigung des Familienbewußtseins im Volk ging die steigende Leichtigkeit der Schließung und Lösung der Ehen

Hand in Hand. So werden auch bei den conservativen Bauernschaften Ober- und Niederdeutschlands weit weniger Ehen geschlossen, als bei dem der altväterlichen Sitte baren mitteldeutschen Landvolk. Ist die Ehe nur ein Vertrag, dann ist es Barbarei, ihre Lösbarkeit zu erschweren. Von Frankreich, wo die Civilehe am volksthümlichsten geworden ist, verbreiteten sich darum auch die milden Ehescheidungsgesetze über Deutschland. Ueberhaupt ist Frankreich die eigentliche Central-Werkstätte für die Auflösung der Familie. Den bloß bürgerlichen Ehevertrag haben die Franzosen in den letzten Jahren sogar den Muselmännern von Algerien mit einigem Erfolg annehmlich gemacht. Bekanntlich hält kein Volk fester an seinen patriarchalischen Familiensitten als die Araber, und doch sind vor dem Präfecturrath von Constantine Civilehen von Arabern abgeschlossen worden, wobei der Bräutigam, darunter der Abkömmling einer der ältesten Familien des Landes, auf sein nationales und religiöses Recht der Vielweiberei Verzicht leistete. Wenn nun gar die Türken bis zur Civilehe civilisirt werden, wie sollen da die Deutschen noch mit der kirchlichen Trauung hinter der Zeit zurückbleiben! Im „finsteren“ Mittelalter kommen umgekehrt bloß kirchliche Ehen vor, welche nicht als bürgerliche gelten.

Wer überall nur zärtliche Sorge für das Individuum trägt und nichts weiß von dem Opfer der Privatneigungen für das Ganze und für die Idee, der wird für eine möglichst leichte Auflösbarkeit der Ehen stimmen. Soll der Einzelne zu seiner Qual auf sein Leben lang an eine Person gefesselt sein, die ihm zuwider ist? Und ist es nicht sittlicher, eine Ehe zu lösen, die doch keine wahre, als ein lügnerisches Scheinverhältniß fortbestehen zu lassen? Wenn die Ehe ein bloßer Vertrag ist, allerdings. Nur daß dann auch der Schmied von Gretna-Green oder ein Maire eine passendere Person sein wird, den Trauakt zu vollziehen als ein christlicher Geistlicher. Auch würde hier für die Männer der Vertragstheorie auf die bei den Europäern in Täbris in Persien herrschende Sitte der „temporären Ehen“ zu verweisen sein. Die dort weilenden Griechen aus Konstantinopel pflegen nämlich mit

den Töchtern der nestorianischen Christen in Täbris Ehen für d
Dauer ihres dortigen Aufenthalts abzuschließen. Der Vertra
wird mit allen Förmlichkeiten, oft auch im Beisein eines Priester
für eine bestimmte Reihe von Jahren oder Monaten vollzoge
und dafür eine festgesetzte Summe entrichtet. Oft hat der neu
Ehemann bereits eine Frau in Konstantinopel und erfreut sic
dann also der Bequemlichkeit des Postillons von Lonjumeau, au
jeder Station eine Ehehälfte zu finden.

Es liegt in dem Wesen der Familie, daß sie das Beharrend
Feste sei, welches Geschlechter, Stämme, Nationen zusammenhäl
Der Segen des „Hauses" für die ganze Erziehung der Menschhei
bestünde nicht ohne die unlösbare Bindung der Familie. Di
Ehe erhält erst ihre Weihe, die Weihe der vollständigen Hinga
von Mann und Frau, durch ihre Unlösbarkeit; in diesem Sinn
ist sie eine göttliche Einsetzung, in diesem Sinne wird sie von d
Kirche eingesegnet. Gar Mancher, der sich in der Ehe unglückli
fühlt, und davon laufen möchte, wenn er könnte, wird durch de
Gedanken an ihre Unlösbarkeit dazu kommen, sich in der Eh
zurechtzufinden. Andere Ehen sind und bleiben unglücklich. Hi
aber soll der Einzelne dennoch die Ehe aufrecht erhalten, in de
Bewußtsein, daß es groß sei, um einer großen Idee willen, u
der Familie willen, sein Kreuz zu tragen. Man muß auch ha
sein können, — absonderlich gegen sich selbst. Zu einem lügn
rischen, unsittlichen Scheinverhältniß soll aber eine solche Ehe de
noch nicht werden; denn wer von den beiden Ehegatten no
christlich und sittlich gesinnt ist, der soll nie aufhören zu arbeite
daß er den andern zu sich herüberziehe. Dadurch wird auch ei
solche unglückliche Ehe nicht ohne Weihe und Segen bleiben. Un
wenn beide Ehegatten sich dabei nicht lieben können in romant
schem, poetischem Minnedienst, dann sollen sie sich lieben um d
„Familie" willen, um des „Hauses" willen, um des heilige
unlösbaren Bundes willen, den sie geschlossen und einander i
dieser Liebe ertragen. Darin finde ich Größe des Charakter
Begeisterungsfähigkeit und Aufopferungsmuth für eine der größt

Ideen dieser Welt — für die Idee des Hauses — und eine heldenmäßig christliche Liebe. Wo dagegen die Eheleute gleich auseinander laufen, weil ihre Herzen nicht stimmen, weil eines das andere nicht ertragen mag, ja selbst weil eines das andere als in ungeahnte sittliche Verderbniß gesunken erkennt, da wird sein: Verhätschelung des lieben Ich, Armuth an Begeisterung, an Liebe und an Opferfähigkeit und kleinmüthige Feigheit. Ist die Ehegesetzgebung streng, dann wird man auch weniger leichtsinnige Ehen schließen. Man wird sich hüten vor einer Speculationsheirath. Im südwestlichen Deutschland, wo die Gleichtheilung des Gutes bei den Bauern herrscht, wo in Folge dessen die Kleingüterwirthschaft überwuchert, in Folge dessen eine Ueberzahl zu früh geschlossener, in ihrer Existenz schwankender Ehen sich eingestellt hat, in Folge dessen die besitzlose Bevölkerung fortdauernd wächst und wiederum in Folge dessen die Auswanderung fortdauernd zunimmt: — in diesem Theile Deutschlands sind Speculationsheirathen zur Aufbesserung des allzukleinen väterlichen Erbstückes fortwährend an der Tagesordnung. Dort haben auch die französischen Ehegesetze, die eine möglichst leicht zu schließende und zu lösende Ehe gestatten, den tiefsten Eingang in das Bewußtsein des Volkes gefunden. Die Früchte ernten wir theils schon jetzt; noch mehr werden sie ernten, die nach uns kommen.

Der unserer Zeit eigenthümliche Versuch der Ehe zwischen Juden und Christen gehört auch in das Kapitel von der Verläugnung des Hauses. Der ächte Jude besitzt noch ein sehr tiefes und concentrirtes Familienleben, in dem Bewußtsein des Hauses beschämt er manchen Deutschen. Die Sitten seines Hauses sind dann aber auch natürlich ächt jüdische. Er wird sie unter allen Umständen nicht verschmelzen wollen mit deutschen und christlichen Sitten. Als ein Glied des auserwählten Volkes Gottes, eines Volkes, bei dem die Begriffe von Nation und Religion, von Familie und Religion untrennbar zusammenfallen, wird er es überhaupt verschmähen, bei den Töchtern der Gojim ein Weib zu suchen. Aus demselben Grunde ist eine wahre Ehe auch zwischen

Türken und Christen undenkbar. Dem Muselmann steht jede Ungläubige außerhalb der Nation, außerhalb des Staates, de Gesellschaft und des Hauses. Die Intoleranz ist ihm ein religiös politisches Grunddogma, wie schon in der Schrift gesagt ist von Ismael, dem Ahnherrn der Araber: „Seine Hand wider Jeder mann, und Jedermannes Hand wider ihn; er wird gegen allen seinen Brüdern wohnen."

Ganz anders dagegen steht es mit den „aufgeklärten" modernen Juden, an die man allein denken muß, wenn von Ehe zwischen Christen und Juden die Rede ist. Für sie existirt das altjüdische Haus so wenig mehr als der altjüdische Glaube. Sie haben sich aber auch nicht positiv etwas Anderem zugewandt, als im vorliegenden Fall dem deutschen Hause und dem Christenthum Was wir hier als deutsche Sitte des Hauses aus unserm Volks leben zusammengestellt haben, das wird ihnen alles Barbarei und Mittelalter sein. Also nur auf die Verläugnung des Hauses, au die Verläugnung nationalen Familiengeistes ist die Möglichkei einer Ehe zwischen Christen und Juden gegründet. Darum finde solche Ehen auch am meisten Anklang bei den Franzosen, als dem jenigen Volke, welches es im ganzen christlichen Europa am wei testen gebracht in der Verläugnung des Hauses.

(Ich streiche diese Ausführung auch in der neuen Auflag nicht, obgleich sie heute leicht mißverstanden und im Sinne eine Judenhetzerei gedeutet werden könnte, die ich aus tiefster Seel verabscheue und auch damals, als ich jene Worte schrieb, verab scheut haben würde, wenn solche Hetzerei selbiger Zeit in Deutsch land denkbar gewesen wäre. Ich ehre einen Juden, der ein rechte Jude sein will: er mag in seiner Absonderung beharren, un wir bleiben bei uns. Ich ehre einen Juden, der ein guter Deutsche sein will: wir wollen ihn mit aller Kraft verdeutschen helfen was aber, beiläufig bemerkt, nicht geschieht, wenn wir ihn zu Thüre hinaus werfen. Nur mit einem Juden, der gar nicht sein will, nicht einmal ein Jude, weiß ich nichts anzufangen. E soll aber auch mit uns Deutschen und Christen nichts anfange

wollen, sonst wehren wir uns unserer Haut. Es gibt übrigens auch getaufte Deutsche genug, die gar nichts sein wollen und doch mit allen Leuten anbinden, die noch etwas sind. Ich kehre jedoch zurück zu meinem Text und sage: wenn der eine Ehegatte deutsch, der andere französisch ist, dann muß die Familie über kurz oder lang entweder deutsch oder französisch werden; denn jede Familie hat einen nationalen Charakter; bleibt sie national in der Schwebe, dann wird und bleibt sie auch dauernd keine ächte Familie. Ebenso geht es mit der Religion. Wenn Christ und Jude sich heirathen, dann wird die Familie entweder christlich werden oder jüdisch; denn jede Familie bedarf eines religiösen Charakters, und glaubten beide Ehegatten glaubenslos zu sein, so würde ihnen selbst dieser ihr Unglaube wieder zur Religion und ihre Ehe kann treu und wahr werden. Aber eine wahre Ehe, in welcher dem einen Gatten Trug und Wahn dünkt, was dem andern Gatten das Heiligste, eine Ehe des dualistischen Gegensatzes in den tiefsten Bedürfnissen des Gemüthes, in den letzten Quellen des Trostes und der Hoffnung ist wenigstens als vollgültig ächte Ehe nicht denkbar. 1881.)

Wie politische und volkswirthschaftliche Fragen sich oft vollständig umkehren, wenn man den social-politischen Maßstab an sie legt, so erhalten auch die Rechts- und Humanitätsfragen über strenge oder milde Ehegesetze, Civilehe, Christen- und Judenehe, Ehebruch, die Stellung der unehelichen Kinder u. s. w. eine ganz andere Nase, wenn man die Familie dabei als sociales Institut, als das eigentliche Herz der Volkspersönlichkeit ins Auge faßt, das Haus als das organische Vorgebilde der Gesellschaft und die strenge Sitte des Hauses als das Allerheiligste des nationalen Geistes, als den Urquell der ächten Loyalität.

Ich zeigte oben, wie diese Auffassung in unserer modernen Gesetzgebung allmählig immer mehr zurückgetreten sei. Es ist im Gegensatz hierzu das große Verdienst der sogenannten historischen Schule unter den Politikern und Rechtsgelehrten, die Bedeutung der organischen Volkspersönlichkeit für den Staat wieder

zum Bewußtsein gebracht und den Werth der Sitten in und neben den Gesetzen wieder wissenschaftlich gewürdigt zu haben. Die Ergebnisse dieser Richtung kommen keiner Lehre in größerem Maße zu gut als der Lehre von der Gesellschaft und der Familie.

Savigny's classisches Wort, „daß die Gesetze nichts anderes sein können, als die ins Bewußtsein aufgenommene natürliche Ordnung, daß die Gesetze nichts Neues schaffen, sondern nur das Bestehende (— ‚das Gewordene‘ —) anerkennen können, so wie man im Staate nichts anderes suchen dürfe, als die äußere Form, die sich das innere Leben der Nation auf natürliche Weise selber geschaffen“ — zeigt recht eigentlich den Weg, der aus dem Staatsrecht hinüberführet in die Socialpolitik. Auf diesem Wege hat dann auch eine Wiedergeburt unserer verflachten Gesetzgebung über die Familie bereits begonnen.

In der Zeit politischer Ohnmacht und nationaler Erschlaffung, da wir noch gefangen waren in der Herrschaft Frankreichs, fanden wir die strenge alte Sitte des Hauses lächerlich und verläugneten das Haus. So wird es ein Zeichen der politischen Erhebung unserer Nation sein, wenn wir die Glorie dieser Sitte wieder mit Stolz und durch die That anerkennen.

Als unsere Urväter, die germanischen Barbaren, zum erstenmale auf der Bühne der civilisirten Welt erschienen, da gaben sie in der strengen Zucht und Sitte der Familie die erste Urkunde ihrer sittlichen Kraft und Ueberlegenheit, davor die ausgelebten Römer erschracken wie arme Sünder. Nicht bloß Tacitus war im ersten Jahrhundert mit Staunen erfüllt vor der Reinheit und Großheit des deutschen Familiengeistes: noch Jahrhunderte lang nachher sprachen die römischen Schriftsteller ihre Bewunderung über die deutsche Sitte des Hauses aus. Und zwar gibt hier der Feind dem Feinde dieses Ehrenzeugniß. Selbst der glühende Ketzerhaß konnte nicht verhindern, daß die rechtgläubigen Katholiken Roms den Gothen, den verhaßten, arianischen Ketzern, den Preis der häuslichen Tugend zugestanden.

Hier erscheinen unsere Männer des Rechtes, der Politik und

der Kirche vor Gott und der Welt gesammthaftbar verpflichtet, dahin zu wirken, daß mit der schlimmsten Revolution, der Revolution im Innern des Hauses gebrochen werde, damit uns unsere ältesten Ahnen, bärenhäuterischen Andenkens, nicht länger in dem Punkte der häuslichen Sittlichkeit beschämen, und wir in dem Organismus des „Hauses" nicht nachgerade zurückkommen weit hinter die Barbaren der germanischen Urwälder.

In derselben Zeit, da man in der Praxis der Politi Gesetzgebung die Familie auf die Seite schob, bekümm auch die Kirche möglichst wenig um dieselbe. Auch lastet die Schuld, mitgewirkt zu haben zur Verläugnun Hauses. Es war ein gewisser Pastoralhochmuth, der es fü schriftgelehrten Geistlichen wenig würdig hielt, allzutief Amt der Privatseelsorge hinabzusteigen. Der Pfarrer genug zu thun, wenn er auf der Kanzel seinen Pfar gegenüberstand, sollte er ihnen auch noch ins Haus rücken? A rerseits war aber auch seit der französischen Revolution bei Gemeinden jene Begriffsverwechselung gangbar geworden, w Freiheit und individuelle Fessellosigkeit für gleichbedeutend na Man würde dem Geistlichen die Thüre gewiesen haben, der um das Familienleben seiner Gemeindeglieder bekümmert Den Spruch des Engländers, daß unser Haus unsere B travestirt man sich dahin, daß Jeder in seinen vier Wänden tr könne, was ihm beliebe.

Gegenüber jenem Pastoralhochmuth, der das Haus zu g achtete für ein Object priesterlicher Wirksamkeit, mögen wir jener in Einfalt frommen großen Maler der alten Zeit geden die, wie van Eyck, Hemmling oder Dürer, ihren Scenen aus d Leben Christi und der Heiligen dadurch den würdigsten Hintergr zu geben suchten, daß sie dieselben mitten in das deutsche H versetzen. Da finden wir zum Exempel die Jungfrau M mitten in einer mit getreuester Liebe abconterfeiten deutsch-bür lichen Wohnstube, und zu ihren Füßen liegt zusammengerin Hauskatze, während der Engel des Herrn hereintritt, um

Jungfrau als die Gesegnetste unter den Frauen zu begrüßen. Die trauliche Häuslichkeit schien herrlich und würdig genug als Rahmen zum Erhabensten und Heiligsten.

So verweilten die alten Prediger gerne bei dem sinnigen Gedanken, wie Christus selbst dem „Hause" die größte Ehre angethan, indem er zuerst seine Herrlichkeit den Jüngern bewiesen habe bei einem Feste des Hauses, bei der Hochzeit zu Cana.

Den Predigern ward auch vor Zeiten eingeschärft, fleißig allem Volk zu lehren, daß Gott selbst den Ehestand eingesetzt habe, und zu wachen, daß Zucht und Ehre in den Familien gewahrt werde, „auf daß Gott nicht eine harte Strafe lasse kommen auf unser Land".

Unsere Vorfahren suchten jedem Ereignisse des häuslichen Lebens durch eine religiöse Weihe Bedeutung zu geben. Unzählige schöne Gebräuche dieser Art sind ganz vergessen und verschollen. So herrschte z. B. im sechzehnten Jahrhundert und wohl auch noch später bei protestantischen Eltern die schöne Sitte, das Kind im Mutterleibe durch einen feierlichen Akt des Gebetes „Christo zuzutragen". Denn auch die ungeborenen Kinder, wenn wir sie Christo mit dem Gebete zutragen, sollen seine Mitgenossen sein. „Nimmt er sie nun an, so taufet er sie selbst mit dem heiligen Geiste, ehe sie bei uns zur Wassertaufe kommen." Also auch das todtgeborne Kind soll durch diesen tiefsinnigen religiösen Hausbrauch zum Erben des Reiches Gottes eingezeichnet werden. Und zwar ist dieser Brauch nicht bloß dem Einzelnen anheimgegeben, die Kirche nahm auch seiner wahr, und er ist geregelt in den damaligen Kirchenordnungen.

Die Kirchenordnung bekümmerte sich noch um die Hausordnung. So kann man etwa in der Kirchenordnung auch einen eigenen Abschnitt über die Hebammen finden. Die Prediger sollen die Hebammen unterweisen, wie sie eine Frau, welche Mutter wird, christlich zu trösten und zur Danksagung zu vermahnen haben, „um deßwillen, daß ihr die Gnade, Kinder zu gebären, von Gott verliehen ward, welche nicht allen Frauen gegeben ist".

In treuherzig naiver Weise wird dann beigefügt, daß Gott selbst bei der Geburt zugegen sei, und — wo Niemand hilft — selber die Stelle der Hebamme vertrete.

Solange noch die Sitte des Hauses jedes bedeutendere Familienereigniß mit irgend einer religiösen Weihe umgab, so lange noch häufige Familienfeste Verwandte und Nachbarn in Freud und Leid zusammenführten, war damit der Kirche zugleich eine Handhabe gegeben, um Kirchenzucht und Hauszucht mit einander gehen zu lassen.

Es besteht in diesem Punkte noch immer ein großer Unterschied zwischen Stadt und Land.

Bei einigen besonders conservativen schleswig'schen Bauerschaften ist es noch üblich, daß der Hausvater eine Magd nur dann dingt, wenn sie verspricht, allsonntäglich die Kirche zu besuchen. In dem auch auf dem Lande städtisch gewordenen, social und kirchlich unterwühlten Mitteldeutschland dagegen pflegt man eine katholische Magd um deßwillen nicht gerne in Dienst zu nehmen, weil sie nicht nur zu viele Feiertage im Kalender hat, sondern auch durch die in der Beichte gegebene strengere Kirchenzucht regelmäßiger als eine protestantische Magd zum Kirchenbesuch möchte angehalten werden.

Wo der Städter — dessen Familienfeste überhaupt fast ganz erloschen sind — das Herüberreichen der Hand der Kirche in seine Häuslichkeit als einen unerträglichen Eingriff der Pfaffen in seine persönliche Freiheit ansehen würde, da fordert der Bauer vom alten Schrot immer noch die Mithaftbarkeit der Kirche für sein Haus als etwas Selbstverständliches. Er will für sein Haus die Privatseelsorge, die in der Stadt ein so mißliebiges Ding geworden, und der Pfarrer, der sich bloß in der Studierstube und auf der Kanzel bewegt, ist ihm ein Nichtsthuer. Er sucht sich einen kleinen Hausgottesdienst zu schaffen, und wäre es auch nur, indem er den Morgen- und Abendsegen und das Tischgebet mit dem „ganzen Hause" spräche. Es gibt da noch mitunter Hausväter von wahrhaft priesterlicher Erscheinung, die ihr Haus

regieren „recht als ein Amtmann Gottes in dieser Welt". D
erweiterten Hausandachten, Bibelstunden, dazu auch die Auswüch
des Conventikelwesens, welches die Gemeinde vergißt über de
Haus, finden darum bei den Bauern weit leichter Eingang, al
in der Stadt, weil bei ihnen schon das Haus als solches i
Glauben und Aberglauben religiös gestimmt ist.

In der modernen Stadt dagegen ist das Haus aller reli
giösen Beziehungen bar geworden. Man findet sich ja gerad
darum in der Kirche mit dem lieben Gotte ab, damit er Einer
im Hause ungestört lasse. Wenn's hoch kommt, hält man sic
etwa für Cholerazeiten ein Stück Hausandacht in Reserve.

Auf dem Lande ist es in neuester Zeit mitunter eifrige
strenggläubigen Geistlichen der jüngeren Generation wieder ge
lungen, die Kirchenzucht in einer Ausdehnung in das Haus hin
überzutragen, daß man staunen muß, wenn man die frühere
Zustände gekannt hat. Städter lassen sich dergleichen noch lang
nicht gefallen. In einer protestantischen Landgemeinde des wes
lichen Mitteldeutschlands sah ich ein höchst merkwürdiges Exemp
der Umwandelung, welche ein einziger Geistlicher in der obe
berührten Richtung gewirkt hatte. Das Dorf war, wie die gan
Gegend, wohlhabend, aufgeklärt, dabei in Auflösung und In
differentismus des kirchlichen Lebens befangen. Trotzdem gelan
es dem Geistlichen, binnen zehn Jahren wieder eine vollständ
organisirte Privatseelsorge durchzuführen, zuerst ungern, dann ger
gesehen, Eingang zu finden in die Häuser der Familien, die Haus
andacht wieder aufzurichten und den Grund zu einer strenge
Kirchenzucht zu legen. Er hat in Betreff der Ehre und Zucht de
Hauses alte Satzungen wieder geltend gemacht, die dem moderne
Bewußtsein ganz wider den Strich laufen und ist doch bei seine
wenn schon halbwegs modernisirten Bauern damit durchgedrunge
Er läßt z. B. kein gefallenes Mädchen zum Abendmahl zu, wen
sie nicht, wie man in dortiger Gegend sagt, „vorgestanden" ha
d. h. vor versammeltem Presbyterium in der Kirche ihre Schu
bekannt, Reue gezeigt und Besserung gelobt. Bräute, welche nic

mehr Jungfrauen waren, und es trotzdem wagten, mit einem Kranz auf dem Kopfe vor dem Traualtar zu erscheinen, excommunicirte er. Seitdem ist auch hierbei die alte Sitte wieder fest geworden in der Gemeinde; — auf wie lange? Das weiß ich nicht; denn allzu scharf macht schartig.

Früher ging man bekanntlich in solcher Härte gegen das Individuum noch viel weiter. Man ließ uneheliche Kinder, die doch nichts dafür können, daß sie unehelich geboren wurden und häufig gescheidter sein sollen als die ehelichen, in keine ehrsame Zunft eintreten; der ächt geborne Mann wollte kein unächtgeborenes Mädchen zur Frau nehmen, und wo sich ja ein solches Paar darüber hinausgesetzt hätte, wäre doch die Braut noch von der Kanzel herunter als ein Hurkind proclamirt worden. Das ist sehr hart gegen das völlig unschuldige Individuum, und wir freuen uns, daß dergleichen abgekommen. Aber diese Härte war eingegeben von der tiefen Ehrfurcht vor der überwältigenden sittlichen Idee der Familie, und unsere Humanität ist häufig entquollen aus der Verläugnung des Hauses.

Der Jehova des alten Bundes sagt den Hebräern, dem patriarchalischen Familien- und Stammesvolk, daß die Sünden der Väter an den Kindern sollen heimgesucht werden bis ins vierte Glied. Einschneidender kann die tödtende Uebermacht der Familie des Orientes und der Urzeit über alles individuelle Recht gar nicht ausgesprochen werden, als in dieser furchtbaren Verheißung. Es gilt aber auch ein anderes Extrem, wo die Familie erdrückt wird, von der schrankenlosen Berechtigung des Individuums, und bei diesem Extrem stehen wir.

Bei unsern Bauern also kann wohl noch die Zucht der Kirche bis zur Familiensitte durchdringen.

Der Bauer trägt aber nicht nur die Kirche ins Haus; er trägt auch gerne das Haus in die Kirche. Seine häuslichen Nöthe läßt er im katholischen Oberdeutschland als Votivbild malen und hängt dieß in die Kirche; dort werden solche Tafeln zu Tausenden als Vermächtniß für künftige Geschlechter aufbewahrt, eine

Leidenschronik der Familien. In der Kirche hat er, gleich dem Edelmann, seinen angestammten Familienplatz. Er geht wo möglich mit dem ganzen Hause zum gemeinsamen Abendmahl. Er findet es nur dann in der Ordnung, wenn seine Kinder in der Kirche getauft, seine Brautpaare am wirklichen Altare getraut werden, während es in den Stadtkirchen viel zu kalt und zugig für die Vornahme solcher Handlungen geworden ist, weßhalb die Stadtleute hier nun wieder einmal ausnahmsweise im Hause bleiben, wo sie gerade das Haus verlassen sollten.

Ein sinniger Brauch ist in neuerer Zeit hier und da durch Bibelgesellschaften eingeführt worden: jedem Brautpaar, vornehm oder gering, wird am Traualtar eine Bibel geschenkt als ein durch die Erinnerung an diesen Moment zum Hausbuch ganz besonders geweihtes Exemplar der heiligen Schrift.

In Oberdeutschland, wo altväterliche Familienhaftigkeit in manchen Städten und bei vielen Bauerschaften noch so fest sitzt, erstreckt sich der Cultus des Hauses auch noch in einer Ausdehnung auf den Kirchhof, von der man in Mitteldeutschland wenig mehr weiß. Selbst die Bauern schmücken hier die Gräber ihrer Angehörigen noch Jahre lang und beten in Tagen der Erinnerung bei denselben. Der aufgeklärte Mann in Mitteldeutschland hält das im Allgemeinen für eine überflüssige Sentimentalität. In den größeren Städten gehört es hier allenfalls noch zum guten Ton, ein Grab in den ersten Jahren zu pflegen; auf den Dörfern dagegen läßt man es verfallen. Namentlich bieten die Kirchhöfe der ehemals reformirten Gemeinden im deutschen Südwesten einen traurigen Anblick. Da macht kein Kreuz, keine Gedenktafel, kein Baum, keine Blume das Grab geliebter Todten kenntlich, nur ein Rasenstück bezeichnet das Kopfende eines Grabes wie des andern, und rasch überwuchert wildes Gestrüpp die versinkenden Erdhügel. Keine Gedächtnißfeier führt die Ueberlebenden zeitweilig zurück zu den Gräbern ihrer Angehörigen. Dadurch ist der Familiensitte ein reiches Gebiet entrissen. Der Allerseelentag mit seinem schweigsamen Gottesdienst vor den geschmückten Gräbern ist ein

Fest, um welches wir Protestanten im Interesse des Familiengeistes die Katholiken beneiden müssen. In Augsburg, wo noch so manche altprotestantische Sitte fest wurzelt, feiern auch die Protestanten ein Allerseelenfest auf dem Kirchhof: zum Unterschied von den Katholiken haben sie es auf Allerheiligen gelegt.

Der Adel und das bürgerliche Patriciat hat seine Familiengräber; dem armen Manne hat man dagegen auf vielen unserer großstädtischen Kirchhöfe nicht einmal ein eigenes Grab gegönnt. Wer sich nicht für theures Geld seine gesonderte Ruhestätte erkaufen kann, den legt man mit vier, fünf Andern in eine große Grube, ein sogenanntes Freigrab, auf welchem kein Baum gepflanzt, kein Kreuz aufgerichtet werden darf. Es ist dieß eine empörende Sitte, häufig vom bloßen Eigennutz der Gemeinden eingegeben. Den Waisen des armen Mannes bleibt da nicht einmal ein Grab, welches sie ihres Vaters Grab nennen, welches sie pflegen und schmücken und mit dem Zeichen versehen können, durch welches man sonst das Grab eines Christenmenschen unterscheidet von dem Ort wo ein Hund verscharrt ist. Man spricht von der Familienlosigkeit des städtischen Proletariats: was thut man denn aber, um es familienhaft zu machen?

In der Blüthezeit des büreaukratischen Regiments, die zugleich die Blüthezeit der Verläugnung des Hauses gewesen, wurde zuerst durch volkswirthschaftliche Bedenken das Auge der Staatsmänner wieder auf die Familie gelenkt. Ueber den Geldkasten führte der Weg ins Allerheiligste des bürgerlichen Lebens. Das Haus ward wieder ein Stoff für den Verwaltungspolitiker, als man dem plötzlich erhobenen Schreckensruf von der drohenden Uebervölkerung nachzudenken begann. Zuerst sprach man von den vielen Kindern, dann von den leichtsinnigen Ehen und so fort, bis man zuletzt bei der Sitte des Hauses ankam. Ein charakteristischer Gang. Da ungefähr, als man das Wasser bis zum

Mund gestiegen wähnte, dachte man wieder an die social-politische Potenz der Familie!

Man erging sich eine Zeit lang in widerwärtigen Untersuchungen über eine mögliche Verminderung der „Kinderproduction“ (ganz so wie man etwa über eine Verminderung der Hunde debattirt), über die Beförderung der Ehelosigkeit u. s. w. Man übersah aber, daß zumeist dadurch die leichtsinnigen Ehen so überzahlreich geworden, weil das Haus verläugnet, weil die sittliche Würde des Hauses in dem Bewußtsein der ganzen Nation so tief heruntergedrückt war. Nicht die vielen Kinder an sich sind vom Uebel, wohl aber die vielen Kinder, *die kein Haus haben*. Von ihnen gilt der Spruch: „Viele Kinder sind Gottes Segen im Haus: aber sie ziehen Einem das Hemd vom Leibe weg.“

Von innen heraus muß die Familie neu gebaut werden wie die Wohnung, fest in Ehren, Zucht und Sitten, dann wird die Klage verstummen über die Vielkinderei und man wird wieder sprechen wie vor Zeiten, daß viele Kinder Gottes Segen seien.

Es ist ein bedenkliches Zeichen, so etwas wie nationale und sociale Altersschwäche, daß uns der Kinderreichthum Armuth, der Kindersegen ein Unsegen geworden ist.

Gar köstlich sagt noch Fischart in der Gargantua: „Die Kinder sind der Eltern schönster Wintermaien, Leidvergeß' und Wendunmuth, des Vattern Aufenthaltung, Leitstäb', Krucken und Stützen, in welchen sein Alter wiederblühsam wird, sind der leiblich Nam' seines Stammens, Spiegel seiner vergangenen Jugend, Anmaßung seiner Geberden, Angesicht und Angestalt, gleichwie eine gezeichnete Heerd'.“

Das klingt uns armen Leuten jetzt wie Ironie, weil wir für unsern Kinderreichthum das Haus noch nicht wiedergewonnen haben, und doch ist es das fröhliche, überzeugungsvolle Bekenntniß eines stärkeren, jugendlicheren Geschlechtes, das bei sich selbst zu Hause war.

So wie sich die Gesellschaft in Individuen zersplittert und das Recht der Familie preisgegeben wird dem Recht der Indivi-

ben, ist jedes zweite Kind in der Ehe ein Ueberfluß. Es wird uns aber ergehen wie den Frauen in den alten Volkssagen, die, weil sie den Kindersegen verachtet, hundert Kinder auf einmal statt eines einzigen bekamen.

Uebrigens wird im „centralisirten Deutschland" auf dem platten Lande noch wenig über Uebervölkerung geklagt. Dies ist begreiflich. Denn es herrscht da immer noch eine gewisse Geschlossenheit der Familie, des Besitzes und des Erwerbs, die Leute heirathen später, und wer nichts hat, der verzichtet häufiger auf die Gründung einer Familie. Im „individualisirten Deutschland" dagegen, wie in den meisten Städten, wo das Recht der Familie so vielfach der Freiheit des Individuums preisgegeben ist, wo Besitz und Erwerb fluctuirt und sich zersplittert, wo schrankenlose Gewerbefreiheit und Güterzerstückelung viele tausend unberechtigte Familienexistenzen an's Licht rufen, wo die Leute früh heirathen, und weil Jeder sein eigener Herr sein kann, auch jeder heirathen zu müssen glaubt: — dort ist auch die Uebervölkerung mit dem ganzen Gefolge ihres Unsegens eingezogen.

Unversöhnlicher sind überhaupt in Sachen des Hauses und der Familie die Gegensätze wohl niemals wider einander gestürmt als zu gegenwärtiger Zeit. Die geistige Strömung, unser sittliches Culturbewußtsein, hat sich jetzt entschieden dem Wiederaufbau der alten Sitten des Hauses wieder zugewendet; die einseitig materielle Entwicklung dagegen, die bloß zählen und rechnen kann, und die sich, wie der derbe Schweizer sagt, für drei Batzen des Teufels Schwanz durch's Maul ziehen läßt, führt eben so direct davon ab.

Durch das immer entschiednere Vorherrschen der Kapitalwirthschaft, durch den beschleunigten Verkehr ist die ganze europäische Gesellschaft beweglicher geworden. Seßhafte Bevölkerungen schwinden, wandernde treten an ihre Stelle. Die wandelbare Sitte der Stadt droht die gefestete des Landes zu verschlingen. Es wird allmählig zur Ausnahme, daß der Sohn an demselben Orte bleibt, wo der Vater gelebt hat. Nordamerika, welches die am meisten fluctuirende Bevölkerung der Welt besitzt, zeigt uns darum auch

nur noch den winzigen Rest eines „Hauses". Als der Sohn in der Regel noch das Geschäft seines Vaters fortsetzte, konnten die Sitten des Hauses leicht stabil bleiben. Auch diese ehemalige Regel ist jetzt in den Städten fast zur Ausnahme geworden.

Berechtigtes frühes Heirathen wird bei unsern Erwerbsverhältnissen immer seltener. Wie soll aber der Vater die Sitte des Hauses fest in die Kinder pflanzen, wenn ihn diese erst als einen Mann mit greisen Haaren kennen lernen, wenn er stirbt, bevor sie zu Vernunft und Einsicht gekommen sind? Daß der Großvater oder gar der Urgroßvater den Enkeln und Urenkeln die Ueberlieferungen des Hauses erzählt, das wird bei dem späten Heirathen bald nur noch in Gedichten vorkommen. Es ist eine Calamität geworden, wenn die Leute früh heirathen, eine Calamität, wenn sie spät heirathen; und wenn sie ehelos bleiben, so ist dieß auch eine Calamität.

In diesem Kapitel von der Verläugnung des Hauses habe ich jedem Nachweis von dem Verschwinden des Familiengeistes in den unmittelbar hinter uns liegenden Perioden, Andeutungen über das Wiederaufblühen dieses Familiengeistes in der Gegenwart gegenüberzustellen gehabt. Die Wissenschaft ist von der Idee des abstracten Vertrags- und Rechtsstaates umgekehrt zur Erkenntniß und Würdigung der organischen Volkspersönlichkeit bei der Herausbildung der öffentlichen Rechtszustände. Damit ist der Familie der rechte Platz gewonnen in der Staatswissenschaft. Die Kirche nimmt sich des Hauses wieder an. Das Haus ist überhaupt wieder ein Gegenstand des öffentlichen Interesses geworden, und gar manche vergessene Sitte desselben wird gegenwärtig restaurirt. Die Aristokratie sucht ihre alten Hausgesetze wieder hervor, die sie vor fünfzig Jahren als alten Plunder verlacht hat. Die Regierungen denken wieder an Gesetze zur Erweiterung der Fideicommisse, zur Neubegründung und Festigung von bäuerlichen Erbgütern.

Sind das nicht lauter erfreuliche Anzeichen vom Wiederaufbau des Hauses? Aber auch die Verläugnung des Hauses steht

noch daneben. Um den bittersten Hohn allen jenen erfreulichen Zeichen der Zeit entgegenzusetzen, brauchen wir nur ein Zeitungsblatt aufzulegen, in dessen Inseraten neben verlorenen Taschentüchern und Geldbeuteln auch „eine Frau gesucht" wird. Selbst in der lüderlichsten Zeit des vorigen Jahrhunderts wäre wiederum ein solcher Hochverrath an der Majestät der Familie undenkbar gewesen. Wer ein solcher Einfaltspinsel ist, daß er seine Frau nicht selber suchen kann, der hat überhaupt gar kein Recht zu heirathen. Er ist ein Unmündiger.

Hier öffnet sich wieder eine schauerliche Aussicht in die Zerstörung des Familiengeistes. Vor einigen Jahren wurde in Berlin durch die Polizei ein „Heirathsbüreau" aufgehoben, wo sich eine ganze Schaar junger Männer hatte betrügen lassen durch die Ausbietung von jungen Damen mit Vermögen bis zu 300,000 Thalern. Wenn der Heirathslustige seine Gebühren erlegt hatte, so erhielt er regelmäßig den Bescheid, die gewünschte Dame habe bereits anderweitig gewählt. Daß eine solche Betrugsanstalt mit dem Ausbieten von reichen Bräuten, die gar nicht existirten, nicht nur einige Zeit bestehen, sondern auch gute Geschäfte machen konnte, ist eine schwere Anklage wider die namentlich in den großen Städten herrschende Verachtung aller Würde des Hauses.

So erscheint uns auch im häuslichen Leben (wie im gesellschaftlichen und politischen) der Geist dieser Uebergangszeit als ein doppelköpfiges Wesen, welches verfährt gleich jenem alten Weibchen, das, vor dem Bilde des Erzengels Michael betend, nicht nur dem himmlischen Rittersmann, sondern auch dem von seinem Schwert niedergeschlagenen Teufel eine Kerze anzündete; aus Vorsicht nämlich, da man ja nicht wissen könne, ob nicht St. Beelzebub auch wieder einmal oben auf komme.]

Wie der Componist eines Rondos kehre ich beim Schlusse dieses Kapitels zum Anfange desselben zurück.

In der poetischen Literatur wie in der bildenden Kunst wurde uns vor hundert Jahren dargethan, daß es nichts sei mit der deutschen Sitte des Hauses. Wir haben aber eine tröstliche Ver-

heißung des Gegentheils darin, daß dieselbe Sitte gerade in der Poesie und Malerei jetzt wieder immer mehr zu Ehren kommt.

Ich könnte hier auf viele bedeutsame Erscheinungen verweisen; ich will aber nur von zweien Männern reden und sie sollen gelten für Viele.

Der eine ist der Dresdener Maler Ludwig Richter. Mir däucht, wir haben seit dem sechzehnten Jahrhundert keinen Künstler besessen, der das Haus- und Familienleben des deutschen Volkes so tief durchempfunden und so treu im Bilde wiedergespiegelt hat, wie Richter in seinen zahllosen Holzschnittzeichnungen. Darum hat sich auch das deutsche Volk alsbald zu Hause gefühlt in seinen Bildern; er ist der volksthümlichste Zeichner der Gegenwart geworden. In den tausend Scenen, in welchen Richter die Plage und das Glück des häuslichen Lebens malt, hat die Nation jenen deutschen Familiengeist verkörpert wiedergeschaut, den sie besitzen sollte und großentheils nicht mehr besitzt. Möge hier die Kunst eine Prophetin neuer Entwickelungen sein! Es klingt uns aus Richters Zeichnungen ein Ton entgegen wie eines Volksliedes: der Stoff ist aus dem täglichen Leben gegriffen, die Behandlung die natürlichste, und doch liegt ein dichterischer Zauber über diesen Darstellungen, den man nicht definiren, den man auch nicht nachahmen kann, ohne der Meister selber zu sein. Jeder meint, gerade so würde auch er es gezeichnet haben, und doch kann es kein Anderer gerade so zeichnen. Richter schlägt fast alle Accorde des in der deutschen Häuslichkeit gewurzelten volksthümlichen Gemüthslebens an. Das tolle Treiben der Kinderstube, die schwärmerische Minne der Jugend, Hochzeitzüge und Kindtaufen, die Last der häuslichen Arbeit und das Behagen des gesegneten Mahles im Familienkreise, das gemüthliche deutsche Kneipenleben, die Noth der armen Hütte und den Schmerz des Trauerhauses — das Alles und unzähliges Andere weiß er mit wenigen empfundenen Bleistiftzügen wie ein Gedicht vor uns hinzustellen. Und weil er der geborene Maler des deutschen Hauses ist, drum hat er auch den Hund so lieb und hat ihn in hundertfältig verschiedener

Charakteristik überall seinen Menschen beigesellt und dieses Thier des Hauses origineller, vielseitiger und poetischer behandelt, als wohl irgend ein moderner Meister. Mit den drolligen Hunden ist ihm denn auch der deutsche Spießbürger am possierlichsten gelungen. Ein Ehepaar mit einer Rotte Kinder zu zeichnen, die nichts weiter thun als am Mittagstisch Kartoffeln essen und eine solche Tiefe der Empfindung, des göttlichen und menschlichen Friedens in ein solches Bildchen zu legen, wie es Richter bei mehreren Darstellungen der Art gethan, das vermag nur ein deutscher Meister, ein Meister, welcher die ganze Bedeutung des Hauses für das deutsche Volksleben selber durchgelebt hat. Richter führt seine Scenen wohl auch gerne in den Frieden des Waldes; oder in die weite Landschaft gesegneter Feldfluren oder in heimelige Gartenlauben: aber auch da merken wir es seinen idealeren Figuren sogleich an, daß sie in einem deutschen Hause daheim sind und den Frieden dieses Hauses mitgebracht haben in Wald und Feld und Garten. Richter gibt uns jedoch in der Regel nicht geradezu das moderne Haus, er läßt gerne etwas von der Romantik mittelalterlichen Lebens oder von dem schlichten Ernst altväterlicher Zustände in diese neue Welt herüberleuchten. Ja es ist uns mitunter, als gebe es weniger ein Bild des jetzigen Hauses, denn ein Mährchen vom deutschen Hause, welches anhebt mit den Worten: „Es war einmal . . . . ." Doch zeichnet er wiederum auch nicht die Gestalten aus der „guten alten Zeit", wie sie wirklich gewesen sind, er verschmelzt bloß ihre *guten* Motive mit den modernen Erscheinungen. So möchte ich die Sitte des Hauses in der Wirklichkeit verjüngen helfen durch die Wiederaufnahme der *verklärten* guten Sitten der Vergangenheit, wie es Richter als Künstler in seinen Zeichnungen gethan. Denn die alte Zeit mag ich gerne die gute alte Zeit nennen, aber immer in der Voraussetzung, daß unsere Zeit die bessere sei.

Ludwig Richter zeichnet uns alles Gute, Liebe und Schöne, was im deutschen Hause wohnen mag, als ein Lichtbild. Höchstens geißelt er den Philister mit harmlosem Humor. Ihm zur Seite

möge nun hier der andere Mann stehen, von dem ich zu reden versprochen, der ist ein Bußprediger, welcher die Verderbniß, die über das Haus gekommen, in kühnen Zügen umrissen, die Blüthe des in alter Ehrenfestigkeit gegründeten Hauses zwar auch mit großem Glanze geschildert hat, mit ungleich größerer Macht aber und mit einer Fülle der zürnenden sittlichen Begeisterung den Verfall der häuslichen Sitte, daß ihm hierin kein anderer deutscher Schriftsteller der neueren Zeit gleichkommt. Dieser Mann ist Jeremias Gotthelf. Nicht mit Unrecht gab er sich den Namen Jeremias; denn wie jener klagende Prophet auf die Trümmer von Jerusalem, deutet er uns immer wieder auf das zertrümmerte Heiligthum der deutschen Familie. Seine Bücher sind ohne Form und Maß, bald zu breit und bald zu lang, aber es sprüht ein so frischer Geist voll natürlicher Poesie in ihnen, daß man in dem Verfasser mit Recht ein Stück von einem Shakespeare gefunden hat. Shakespeare als Dorfpfarrer im Kanton Bern. Die ideelle Bedeutung der Kunst und verfeinerten Gesittung für das nationale Leben wird von Gotthelf nicht verstanden; er will sie gar nicht verstehen. Er ist ein eben so großer Barbar gegen den ästhetischen Humanismus, wie die ästhetischen Humanisten des klassischen Zeitalters Barbaren gegenüber dem Haus und der Familie waren. Und wie der feinfühlige, liebevolle, von den Grazien geweihte Richter nicht Bilder genug zeichnen kann, so kann dieser derbste Realist voll unbändiger Naturkraft, dieser zürnende Bußprediger in seiner groben, hagebuchenen Schweizerart nicht Bücher genug schreiben für das gebildete deutsche Publikum! Es bewundert ihn, — wenn es nicht vor ihm erschrickt. Das ist nicht bloß ein literarisches, das ist auch ein culturgeschichtliches Phänomen. Feine norddeutsche Kritiker behaupten, Gotthelf's Schriften leuchteten zwar von einem wunderbaren poetischen Funkensprühen und seien voll fesselnder Ursprünglichkeit; allein man könne alle diese Bücher nur anfangen, nicht auslesen. Ich habe an mir selber im Gegentheil wahrgenommen, daß, wenn man nur ein einziges Buch von Gotthelf ordentlich zu lesen an=

gefangen hat, der Verfasser einen gar nicht wieder losläßt. Er packt uns wie mit dämonischer Faust und reißt uns in seinen Gedankengang hinein, wir mögen wollen oder nicht. Und doch sind es immer nur die einfältigsten Themen, meist das Haus, die Familie, was er behandelt. Er hat unter andern ein kleines Büchlein geschrieben, betitelt: „Dursli, der Branntweinsäufer." Die Fabel ist so einfach, daß man sie in drei Zeilen ausschreiben könnte, die ganz gewöhnliche Geschichte eines Familienvaters, der sein Haus durch sein wüstes Kneipenleben in's Elend bringt, aber ganz zuletzt in der zwölften Stunde wieder umkehrt. Diese Sache ist eben nicht neu und die Moral auch nicht. Aber durchaus neu ist die Gewalt der Schilderung, mit welcher uns dieser moderne Jeremias in den immer steigenden Verfall des Hauses blicken läßt: da wächst die simple Geschichte vor unsern Augen zu einer furchtbaren Tragödie auf, und wo die Katastrophe kommt, — so klein und gewöhnlich, daß sie ein regelrechter Poet gar keine Katastrophe mehr nennen würde — da malt sich das einfache Bild des dem Abgrund zustürzenden Hauses so naturwahr in seinen tausend Einzelzügen vor unsern Augen aus, daß es uns die Brust zusammenschnürt, und wir dem Verfasser zurufen möchten, er möge aufhören, wir haltens nicht länger aus! Und wo dann der Sünder sich bekehrt und Buße thut, und eine ganze Familie, die schon wie abgestorben war, wieder auflebt, und Friede und Segen wieder einzieht in das verödete Haus, da möchten wir dem Verfasser abermals zurufen, er möge innehalten, denn der stille Jubel wolle uns das Herz zersprengen.

Das ist der Quell der Poesie, der in dem deutschen Hause verborgen ist, und nur des Poeten harret, der den Mosisstab besitzt, um ihn herauszuschlagen! Diese einfachen und doch so großen Motive des deutschen Hauses und der Familie, das sind die Perlen, welche wir in unserer glänzendsten Literaturperiode vor die Säue geworfen haben, oder wo sie diese nicht mochten, kam höchstens der hinkende Bote oder ein ähnlicher Kalendermann, um sie aufzuheben und in seinen Schnappsack zu stecken.

Fünftes Kapitel.

Die Familie und der gesellige Kreis.

Die Sitte des geselligen Lebens soll in der Familiensitte wurzeln. Die ächte bonne société ist das zum Freundeskreise erweiterte Haus. Je weiter sich der gesellige Kreis von der Familie entfernt, um so bedeutungsloser wird er, und um so sicherer kann man auf den Verfall der Familie selbst schließen.

England und Frankreich liefern in ihren nationalen Gegensätzen den Beleg hierzu. Die Geselligkeit des französischen Salons hat mit den Familiensitten nur noch den äußerlichsten Zusammenhang; in England ragt das Familienleben und die Sitte des Hauses überall auch in die weiteren Kreise der Geselligkeit hinein. In England gilt es für aristokratisch, alten Hausbrauch noch zu besitzen und festzuhalten; von Frankreich dagegen ging jener vornehme Ton aus, welcher die größte Feinheit in der Verläugnung häuslicher Lokalsitten findet.

Die gemeinsame Wohnhalle ist im altenglischen Hause zugleich der Festsaal. Der Platz am Kamin, der auch bei der zahlreichsten Gesellschaft sein Recht als der beste Platz in der Halle behauptet, symbolisirt, ähnlich dem deutschen Erker, das Hinübergreifen der Familie in den geselligen Kreis. Bei dem ächten Holländer schließt sich die Familie ab von der erweiterten Geselligkeit: er führt daher die Freunde des Hauses nicht in die Wohnhalle, sondern er hält sich dafür eigene Prunk- und Staatszimmer, die in der Regel jedoch das ganze Jahr leer stehen.

Seine Wohnhalle und seinen Kamin baut der Engländer unter allen Himmelsstrichen wieder auf, wo er sich nur dauernd ansiedelt. Gesellige und Familiengemüthlichkeit sind ihm zugleich in diesen Zauberkreis gebannt. Selbst im Tropenlande macht er in den Wintermonaten ein Feuerchen in den Kamin. Und wäre die Luft auch noch so sommerlich: das Feuer im Kamin ist ihm wie eine Opferflamme, die auf dem Altar der Hausgötter lodert und nur wo diese gnädig sind, wird auch die gesellige Freude eine reine sein.

Das gesellige Leben im deutschen bürgerlichen und bäuerlichen Hause hat seinen Ausgang genommen aus der Spinnstube der Hausfrau. Dort saß die Mutter an den langen Winterabenden mit ihren Mägden spinnend, die Kinder spielten, der Mann schaute zu, sprach mit darein, las wohl auch etwas vor; dann kamen Freunde und Freundinnen des Hauses, spannen und plauderten, aßen und tranken auch mit, und der Familienkreis erweiterte sich zum geselligen Kreise. Je gesunder, fröhlicher und fruchtbringender deutsche Geselligkeit sein soll, um so mehr wird man zu diesem altväterlichen Urbilde zurückkehren müssen. Spinnen gehörte weiland auch zur Gemüthlichkeit des deutschen Hauses, wie der Platz am Kamin zum englischen. Jetzt ist Spinnen kaum mehr ein nützliches Geschäft. Nur ganz arme und ganz vornehme Leute spinnen noch. Fürstinnen und Prinzessinnen fangen allenfalls aus romantischer Passion wieder einmal zu spinnen an, verschmähen dabei das bürgerliche Nürnberger Spinnrad und lassen die mittelalterliche Spindel wieder in weiten Kreisen über den Fußboden tanzen. Es ist ihnen wohl, als hätten sie mit der Mährchenspindel der alten Zeit auch so etwas von dem verklungenen Mährchen vom deutschen Hause wieder herübergenommen in ihre hellen, hohen, kalten Prunkgemächer.

Religiöse Feste, welche, wie Weihnachten und Ostern, bei den romanischen Völkern wesentlich Volksfeste geworden, werden bei den germanischen zu Familienfesten. In Italien gehören sie der Straße, dem Markt, wie bei uns dem Hause. Die höheren

Klassen in Frankreich fangen jetzt zwar an, sich den deutschen Weihnachtsbaum zu verschreiben, aber deutsche Weihnachten verschreiben sie sich damit noch lange nicht. Sie pflanzen den grünen Tannenbaum in den Salon, wir aber pflanzen ihn in das Kinderzimmer, in das innerste Familienheiligthum des Hauses. Dann erst könnte dieser Baum bei den Franzosen Wurzeln fassen, wenn sie sich vorher auch den Boden des deutschen Familienlebens hinübergeholt hätten. Im altenglischen Hause dagegen bestehen so gut wie bei uns höchst eigenthümliche und uralte Weihnachtsgebräuche. Auch diese nimmt der Engländer mit über See; in Hindostan feiert er englische Weihnachten.

Bemerkenswerth erscheint es, daß in England die Weihnachtsbräuche weit mehr dem größeren geselligen Kreise der Familie und der Freunde des Hauses gelten, während die deutsche Weihnachtssitte fast ausschließlich der Kinderwelt gilt. In England erweitert sich das Haus am Weihnachtstage, in Deutschland zieht es sich in sich selbst zurück. Ein Gegensatz, der zu weiterem Nachdenken auffordert.

Bei solchen religiösen Familienfesten voll uralten Herkommens muß man auch an scheinbar geringfügigen Aeußerlichkeiten starr und zäh festhalten. Es ist z. B. keine kluge Politik, wenn man in Wien darauf sinnet, Einfuhr und Vertrieb der Christbäume, die freilich durch ihre ungeheure Zahl alljährlich immer mehr zu einer regelmäßigen Waldverwüstung führen, polizeilich zu erschweren und zu verhindern. Man sagt, aus Papier gemachte Tannenbäume thäten's eben so gut. Das ist nicht wahr. Ein papierner Christbaum ist an sich schon ein Spott auf das alte deutsche Weihnachtsfest; für einen Pariser Weihnachtssalon wäre er dagegen sehr passend. Mit dem Verschwinden dieses wirklichen, natürlichen Tannenbaums wird auch die Familienfeier allmählig aufhören, eine wirkliche und natürliche zu sein. Es wird zwar jetzt in den feinen und feinsten Cirkeln unserer großen Städte mehr und mehr Mode, Frauenschmuck auch aus täuschend nachgemachten unächten Edelsteinen zu tragen; allein der schönste

Edelstein unseres schönsten und nationalsten Familienfestes sollte wenigstens nirgends ein unächter werden, nicht im Palast und nicht in der Hütte.

Jahrhunderte lang hat in Deutschland die Polizei gekämpft gegen das Uebermaß der Feste des Hauses bei Bürgern und Bauern. Die Beschränkung der Hochzeit= und Kindtaufgastereien ist ein stehender Artikel in unseren alten Landordnungen. Die Polizei hat dann auch endlich das Feld gewonnen, und höchstens kommen jetzt bei einigen abgeschlossenen reichen Bauernschaften noch Hochzeiten alten Styles vor. Man hat durch jene Einschränkungen dem übertriebenen Luxus, der maßlosen Schwelgerei steuern wollen, durch welche der „Proviant im Lande rar gemacht und vertheuert wird". Allein Luxus und Schwelgerei sind trotzdem geblieben oder wohl gar gewachsen, der „Proviant im Lande" auch nicht wohlfeiler geworden; gelockert und zerstört dagegen der Zusammenhang der geselligen Festlichkeiten mit den Festen des Hauses.

Betrachten wir einmal aus diesem Gesichtspunkte die Familienfeste, wie sie bis ins siebzehnte Jahrhundert beim deutschen Mittellande herkömmlich waren.[1]

Der Tag der Verlobung (die man in der alterthümlich patriarchalischen Auffassung eines Kaufes der Braut auch „Handstreich" oder „Weinkauf" nannte) wurde mit einer Schmauserei beschlossen, zu welcher die näheren Freunde des Hauses geladen waren. Ging es hoch her, dann gab es Tags darauf noch eine Nachfeier.

Zwischen Verlobung und Hochzeit kam dann der Polterabend, als das Gegenfest, welches die Freunde des Hauses dem Brautpaare gaben.

[1] Bei der nachfolgenden Schilderung sind speciell mitteldeutsche Zustände unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege ins Auge gefaßt. Hauptquellen waren mir dabei die Verordnung Landgraf Philipp des Jüngern von Hessen über die Beschränkung des Aufwandes bei Hochzeiten &c. vom Jahre 1613 und die Nassau=Katzenelnbogische Polizeiordnung vom Jahre 1616.

Die Hochzeit selber war das eigentliche Prunk- und Schaustück unter allen Festen des Hauses. Sie mußte sich daher nicht nur durch großen Reichthum, sondern auch durch besondere Förmlichkeit auszeichnen: in dem bürgerlichen Hause wird für diesen Tag eine Art von Hofetikette statuirt. Es wird ein besonderer Hochzeitsmarschall ernannt, welcher die Festordnung vor Beginn der Hochzeit zu verlesen und dann zu handhaben hat. Bei einer polizeimäßig eingeschränkten Hochzeit eines Mittelmannes gibt es nur drei Schmausereien, nämlich zwei am Hochzeitstage selber, die dritte Tages darauf bei der Nachfeier. Sechs Tische zu je zehn Personen geben keine übermäßige Hochzeitsgesellschaft für den gemeinen Bürger und Bauersmann zu einer Zeit, wo die ganze Nachbarschaft selbstverständlich zu den Freunden des Hauses gerechnet, und die Verwandtschaft bis in die entferntesten Grade respectirt wurde. Sechs warme Schüsseln geben ein bescheidenes Hochzeitsmahl zu einer Zeit, wo die Tische der kleinen Leute überhaupt noch nicht so hungerleiderisch bestellt waren, wie in den zwei folgenden Jahrhunderten, und nach Max Rumpolts Kochbuch der Küchenzettel eines glänzenden Bauernbanketts von Fleischspeisen allein zwölferlei Art aufweiset. Bei einem Rathsverwandten oder Bürgermeister, der's höher greifen konnte, waren auch hundert Hochzeitsgäste nicht allzuviel und ein entsprechend reiches Mahl kein übermäßiges. Ein Mann von Rang und Besitz eines damaligen Herren vom Rath gibt heutzutage vielleicht dreimal thé-dansant im Carneval und lädt jedesmal hundert Personen, von denen wenigstens zwanzig der Hausfrau erst müssen vorgestellt werden, damit sie weiß, wie ihre Gäste heißen. Der Luxus ist also gar nicht geringer worden, nur daß die Gasterei jetzt einer vom Hause abgelösten Geselligkeit gilt und sich hundertfach zersplittert, während sie vordem auf die Feste der Familie concentrirt war.

Allein auch arme Leute hielten üppige Hochzeiten, sogenannte „Schenkhochzeiten", — man könnte sie auch Bettelhochzeiten nennen. Bei jeder Hochzeit gingen nämlich, nachdem der dritte Gang auf-

getragen worden, Becken von Tisch zu Tisch, in welche die Gäste ein Geldgeschenk warfen. Dasselbe galt als ein Beitrag nicht zu der Hauseinrichtung des neuen Paares, sondern zu den Hochzeitkosten, war also eigentlich den Eltern der Braut geschenkt. Gesondert davon wurde die „Haussteuer", bestehend in allerlei Hausrath u. dgl. am Tische der Braut niedergelegt. Arme Leute suchten nun ihre Hochzeit in der Art einzurichten, daß sie dieselbe mit den Spenden in den Becken vollständig bezahlen konnten. Wenn solche Bettelhochzeiten im Wirthshause abgehalten wurden, vereinfachte man die Sache wohl gar in der Art, daß der Wirth die Becken circuliren ließ und jeder Gast seine Zeche hinein legte. Für unser Gefühl mag dergleichen etwas Unwürdiges haben; es hat die Schenkhochzeit aber auch ihre schöne Seite, die einem weniger feinfühligen, für den Glanz der Familie dagegen stärker eingenommenen Geschlecht, überwiegend hervortrat. Auch der arme Mann konnte wenigstens einmal in seinem Leben ein reiches Fest des Hauses begehen, ohne daß ihn nachgehends die Reue biß und die Schulden drückten.

Nach der Hochzeit kam die Nachhochzeit. Hier fing das Schmausen von vorne an. Ueber die Nachhochzeit hinaus aber feierte man gern noch mehrere weitere kleine Nachhochzeiten unter allerlei absonderlichen Namen, als: Hühnertag, Zuckersuppe, Tischrücken u. s. w. Darunter sind auch Erwiderungsfeste, welche von den Hochzeitgästen dem neuen Paar gegeben werden.

Nicht minder reichhaltig ist der Festkalender der Kindtaufen. Zu einer ordentlichen Kindtaufe gehört auch eine Nachkindtaufe und zu beiden eine tüchtige Schmauserei. Es folgen aber dann auch wieder Gegenfeste, indem die Gevatterleute die ursprünglichen Kindtaufgäste auf's neue zusammenladen, ein Tractament herrichten und in das Haus der Wöchnerin bringen lassen und dort das Gelag wieder in Gang bringen. Splendide Gevatterleute führten das wohl zwei- bis dreimal aus, so daß also die ganze Woche Kindtaufe war.

Selbst an den Tag eines Begräbnisses knüpfte man ein

häusliches Fest. Vom Kirchhof kehrte das Trauergeleite in das Sterbehaus zurück, wo man Wein und Speisen aufgetragen fand. Bei dem „Leichenimbs“ sollen nun die Leidtragenden in tröstenden Gesprächen des Todten gedenken oder ihn beweinen, daher nennt man diese traurige Mahlzeit auch das „Flennes“. Die alten Deutschen hielten das „Flennes“ auf dem Grabhügel ab, den sie eben frisch aufgeworfen hatten, und tranken dort des todten Freundes „Minne“. Aus dem einfachen „Imbs“ aber wird allmählig ein förmlicher Leichenschmaus; je größere Braten aufgezehrt wurden, desto höher war der Verstorbene geehrt, und eingedenk des Spruches: „ein traurig Herz ist immer durstig“, durfte auch das Trinken nicht vernachlässigt werden. So bedeutsam und ergreifend der Brauch in seiner Einfachheit und ursprünglichen Reinheit gewesen, so empörend ward er in seiner Entartung.

Der Schlemmerei von wochenlangen Hochzeiten und Kindtaufen wird gewiß Niemand das Wort reden wollen. Dennoch war das plumpe Einschreiten der Polizei, die nun die Zahl der Gäste, der Tische und der Schüsseln vorschrieb, vom Uebel. Eine entartete Sitte kann man höchstens polizeilich todtschlagen, nicht aber polizeilich verbessern. Um die von den Gevattersleuten als Erwiderungsfest bei der Kindbetterin abgehaltenen Gelage zu unterdrücken, ging man z. B. so weit, daß man es zwar nachsah, wenn die Gevatterin der Wöchnerin zur Erquickung eine Suppe ins Haus schickte; trug sie aber in eigener Person die Suppe hinüber und machte einen Besuch dabei, so verfiel sie in Strafe. Durch solche drakonische Unterdrückung der Ueppigkeit bei den Familienfesten zerstörte man wohl die Familienfeste, nicht aber die Ueppigkeit. Die Ueppigkeit übertrug sich in den weiteren geselligen Kreis, und dieser löste sich ab vom Hause. Durch den sittlichen Rückhalt des Hauses hätte die entartete Familiengeselligkeit sich von selber wieder reformirt; es kommt aber ein Millionär leichter in das Himmelreich, als daß sich der heutige, dem Hause entfrembete gesellige Kreis von innen heraus reformire. Diese

Thatsachen sind bereits von ungeheurer Tragweite für unser ganzes Culturleben gewesen.

Die Begehung der Geburts- und Namenstage trägt im deutschen Hause den Charakter eines Familienfestes. Die Sitte ist hier so tief einschneidend, daß die Feier des einen oder des andern dieser beiden Tage sogar den protestantischen Norden von dem katholischen Süden Deutschlands unterscheidet. Die Nordamerikaner lachen uns aus über unsere Geburtstagfeier; denn sie kennen fast nur die Abschließung und den Egoismus des Hauses, nicht aber die Erweiterung der Familie zum geselligen Festeskreise.

Für das Haus gibt es bei dem Amerikaner nicht einmal ein Weihnachts- und Osterfest. Man begeht diese Tage bloß in der Kirche wie gewöhnliche Sonntage. In einige anglo-amerikanische Häuser Neu-Yorks soll zwar neuerdings der deutsche Christbaum eingedrungen sein; das will aber gegenüber der nationalen Sitte gerade so viel heißen, wie wenn eine Prinzessin aus romantischer Passion wieder mit der Spindel zu spinnen anfängt. Den „zweiten Feiertag" haben die knickerigen Yankees ohnedieß abgeschafft, wie wir Deutschen den früher üblichen dritten Feiertag abschafften, als wir amerikanischer, d. h. realistischer und ökonomischer wurden. Das einzige nationale Fest der Nordamerikaner ist ein politisches Volksfest, die Feier des vierten Juli, und ihr einziges Fest, welches von weitem wie ein Familienfest aussieht, ist der Neujahrstag. Aus der Nähe betrachtet ist es aber erst recht eine Satyre auf ein Familienfest. Die Neujahrstagsfeier in Neu-York schildert ein feiner Beobachter des socialen Lebens in den nordamerikanischen Städten, Dr. Kirsten, folgendermaßen: „Es ist an diesem Tage der Brauch, daß die Herren den Damen ihren Glückwunsch überbringen. Dann wird in jedem Hause das Beste aufgetafelt, was das Land darbietet, und jeder Besucher langt, auch unaufgefordert, zu. Je mehr Besucher sich einfinden, zu desto größerer Ehre rechnen sich dies die Damen vom Hause an, und sie bemerken sich sorgfältig, wer dagewesen. Es würde als die größte Unart gelten, bliebe Jemand in einem bekannten

Hause aus. Daher sind die Herren vom frühen Morgen bis spät Abends in Bewegung, und es findet an dem Tage ein merkwürdiges Rennen derselben statt, da manche bloß der Neugierde wegen hier und da sich einstellen. Am nächsten Tage beglückwünschen sich die Damen unter einander und theilen sich mit, wie viele Glückwünsche sie Tags zuvor empfangen haben und von wem. Dann sind die Straßen eben so lebhaft von Damen, als Tages zuvor von Herren gefüllt. Wessen Geschäfte es aber irgend erlauben, der findet sich dann auch wieder auf den Straßen ein, um die Damen zu bewundern, die insgesammt im höchsten Putze die Besuche abstatten."

Wenn irgend etwas die familienlose Geselligkeit der Nordamerikaner dramatisch veranschaulichen kann, dann ist es das Rococobild dieses scheinbaren Familienfestes.

In Deutschland ist freilich auch das Gepräge des Neujahrsfestes als einer häuslichen Feier fast ganz abgeschliffen. Früher war Sylvesternacht und Neujahrstag durch manchen jetzt verklungenen Hausbruch ausgezeichnet, welcher dem Vorschauen in die Zukunft des Hauses galt und auch den Freundeskreis um den häuslichen Herd versammelte. Schon im früheren Mittelalter wird die Neujahrsnacht mit einem Schmause in den Häusern bei hellem Fackelzug begangen, und auf den Straßen wird gesungen und getanzt. Wie wir aus dem Beichtspiegel des Bischofs Burkhard von Worms ersehen, sucht die Geistlichkeit die häusliche Feier des Neujahrstages zu unterdrücken, weil altheidnischer Volksaberglaube hierbei tief in die Sitten des Hauses herübergriff. Die abergläubischen Gebräuche, um in der Neujahrsnacht die Zukunft zu erkunden, sind aber beim gemeinen Manne geblieben, das harmlose häusliche Fest dagegen ist gerade bei dem abergläubischen Volke am meisten verschollen.

Wir sehen aus alledem, wie bei patriarchalischen Volkszuständen die geselligen Freuden sich fast ausschließlich und bis zum Exceß an das Haus heften, während im glatten Nivellement der Civilisation der gesellige Kreis sich ganz losmacht von der Familie.

So erscheinen hier z. B. die Russen als der directeste Gegensatz zu den Nordamerikanern. Die Ueberzahl und die maßlose Schwelgerei der russischen Familienfeste erinnert an unsere mittelaltrigen. Zu jedem hohen Feiertag macht der ächte Russe seinen sämmtlichen Verwandten und Freunden Gratulationsvisiten. Neben dem Geburts- und Namenstag ist auch der Tauf-, Verlobungs- und Hochzeittag des Hausvaters ein jährlich wiederkehrendes Familienfest und beim reicheren Mann verbinden sich die üppigsten geselligen Genüsse mit einer solchen Feier.

Sehr verschieden abgestuft ist der Zusammenhang der Familie mit dem geselligen Kreise in den deutschen Gauen, wo die französischen politischen und socialen Einflüsse längere Zeit dominirt haben und französische Sitten in das deutsche Haus eingedrungen sind, und den Gegenden, die von diesen Berührungen verschont blieben. Mit der deutschen Sitte des Hauses sind auch die häuslichen Feste gefallen.

So waltet z. B. in den Rheingegenden entschieden die Sitte, [illegible]ß die Männer und Frauen der bürgerlichen Kreise gesondert [illegible]ren geselligen Freuden nachgehen. Schon dadurch ist die Ge[illegible]ligkeit außer Berührung mit der Familie gesetzt. Während der [illegible]ann der Schoppenstecherei im Wirthshause obliegt, sitzen die [illegible]auen in ihrer Kaffee- und Theegesellschaft. Das geht dort selbst [illegible]s zu den wohlhabenderen Bauern herunter. Solche Gesellschaften [illegible]den freilich im Hause statt; sie haben aber dennoch keine Spur [illegible]n Familiengeselligkeit. Durch die Isolirung der Frauen bilden [illegible]e vielmehr den eigentlichen Herd des weiblichen Philisterthums, [illegible]ährend der Mann im Wirthshause sich seine aparte Häuslich[illegible]it aufbaut. Der schädliche Einfluß dieser nichts weniger als [illegible]utschen Sitte auf die Veräußerlichung des Familienlebens und [illegible]e sociale Auflösung im Allgemeinen ist nicht schwer genug an[illegible]schlagen.

Es läßt sich ziemlich sicher nachweisen, daß in den Rhein[illegible]nden diese Unsitte in der napoleonischen Zeit, wo sich überhaupt [illegible]ie Sitten des Bürgerthums dort so sehr veräußerlichten, ganz

besonders in Blüthe kam. Deßhalb schwärmt auch dort so mancher alte Weintrinker noch immer für diese gute alte Zeit als die eigentlich goldene seiner Gegend und läßt den alten Bonaparte hoch leben, und bedauert die jetzige, schon wieder etwas familienhaftere und nüchterne Generation als ein Geschlecht von Schwächlingen.

Die süddeutsche Sitte, daß auch eine feine Dame ihren Mann in den Biergarten, wohl gar in's Kaffeehaus begleitet, würde im mitteldeutschen Westen für eine ausgemachte Barbarei gelten. Sie ist aber gar nicht so barbarisch, sondern hat vielmehr ihren guten Grund in einem tieferen Familienbewußtsein.

Von den norddeutschen Städten, wo man der deutschen Sitte des Hauses gleichfalls noch vielfach das Asyl gewahrt hat, macht jetzt ein geselliger Brauch die Runde durch die gebildeteren Cirkel von ganz Deutschland, den ich zu den vortrefflichen rechne. Er bildete den geraden Gegensatz zu dem dualistischen Unfug der Kaffeeschwestern und der Schoppenstecher. Es sind dieß die sogenannten „offenen Abende“. Die Familie erklärt den Freunden des Hauses, daß sie an einem bestimmten Wochenabend ein für allemal für den Freundeskreis zu Hause sei. Wer gerade kommen will, der mag kommen und einen hungrigen, aber unterhaltsamen Thee mittrinken. Dadurch wird eine Geselligkeit geweckt, die entschieden in der Familie ihren Schwerpunkt hat. Die „offenen Abende“ sind in den letzten Jahren nicht nur in Gegenden vorgedrungen, wo man sie vordem nicht kannte, sondern auch in Schichten des Bürgerstandes herabgestiegen, wo sonst keine Ahnung mehr von derartiger Geselligkeit war. Das sind beachtenswerthe Zeichen des wiedererwachenden Familiengeistes.

Ich bezeichnete Rußland bereits als das Land, wo die ins Familienleben verwebten geselligen Freuden noch in wahrhaft mittelalterlicher Ueberfülle geltend gemacht würden. So hat man in Rußland zu dem „offenen Abend“ sogar auch noch einen „offenen Mittag“. In gastfreien Häusern lädt man die Freunde des Hauses ein für allemal zum Mittagessen, und sie kommen,

wann es ihnen beliebt. In einzelnen russischen Städten sollen fast sämmtliche adelige Familien alltäglich offene Tafel halten, und ein Junggeselle von Stande braucht, wenn er eine ausgebreitete Freundschaft besitzt, niemals einsam zu Hause zu essen. Er sucht sich einen Familientisch in einem gastfreien Hause und „onkelt“ jeden Tag in ein anderes, ganz wie vor Zeiten die deutschen Schulmeister, wenn sie das Rundessen hatten.

Hat die Geselligkeit unseres deutschen Salons irgend eine gute Seite, dann liegt sie in dem, was der Salon gemein hat mit dem offenen Abende, in dem einzigen Punkte nämlich, daß hier wie dort Männer und Frauen zusammen erscheinen.

Was dem Städter der „offene Abend“ das ist dem Bauern die Spinnstube. Ja man kann sagen, sie ist in ihrem Grundgedanken die ursprüngliche und bessere Form jenes geselligen Instituts. Ich rede hier von den großen, fast öffentlichen Spinnstuben, den geselligen Versammlungen des halben Dorfes, die hervorgewachsen sind aus jenen engeren häuslichen Spinnstuben, welche ich im Eingang dieses Kapitels als die eigentlichen Pflanzstätten des im deutschen Hause gewurzelten geselligen Kreises bezeichnete.

Die rationalistisch-büreaukratische Zeit zog mit Feuer und Schwert gegen die großen Spinnstuben zu Feld. Schon im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts waren Geldstrafen auf die Theilnahme an einer Spinnstube gesetzt. Mit ächt polizeilichem Scharfblick nahm man nur den gelegentlichen Mißbrauch dieser Zusammenkünfte zu allerlei Rohheit und Unzucht wahr, und schlug den unendlich größeren Gewinn, welchen die Spinnstube so oft für den Familiengeist des Landvolkes bringt, für gar nichts an. Ein gründlicher Kenner des Volkslebens, Professor Brückner in Meiningen, sagt von den Spinnstuben: „In ernster und neckender Rede lernt sich hier die Dorfjugend gegenseitig kennen, neben dem Spulfleiß pflanzt sich Sage und Lied von Geschlecht zu Geschlecht fort, und die feste Familienhaftigkeit des Landvolks hält die rohsinnliche Natur in Schranken. Daß auch diese Form des Zusammenlebens vom fleischlichen Sinn mißbraucht werden kann, ist

thatsächlich; deßhalb kann aber dieses uralte Institut selbst nicht verdammt werden, das weit sittlichere Züge in sich trägt als das nächtliche Zusammenlagern der Jugend am Zaune."

In einigen Gegenden finden (oder fanden?) „Wettespinnen" in den Spinnstuben statt. Die Spinnerin, welche am raschesten und schönsten spinnt, hat die Ehre, daß das nächstemal die ganze Gesellschaft bei ihr zusammenkommt. Am Samstag Abend dürfen auch die jungen Burschen in die Spinnstuben kommen. Zu dem Wettespinnen fügen sie dann ihrerseits Wettgesänge. Das Volkslied ist vielfach in den Spinnstuben aufgewachsen, und die Volkssage hat sich oft als in ihr letztes Asyl dorthin geflüchtet.

Es ist ein alterthümlicher deutscher Hochzeitsgebrauch, daß der Festzug, welcher die Aussteuer der Braut in die Wohnung des Bräutigams bringt, eröffnet wird von zwei Brautmädchen, von denen eines ein Spinnrad, das andere einen Haspel trägt. Beides sind nicht bloß die Symbole des häuslichen Fleißes, sie sind auch die Symbole der traulichsten und ächtesten Familiengeselligkeit: darum werden sie mit Recht allem Hausrath vorangetragen. Heutzutage wissen aber viele Bürgermädchen gar nicht mehr wie ein Spinnrad aussieht, außer sie hätten ein solches in einem Gewerbe-Antiquarium gesehen.

In den letzten Jahren hat der Volksschriftsteller W. O. v. Horn auch den weiland so verrufenen Namen der Spinnstube wieder zu Ehren zu bringen gesucht, indem er einen unserer besten Volkskalender mit demselben taufte. Welcher Mann des Volkes, welcher Geistliche, Schullehrer oder Gutsbesitzer wird sich den Ruhm gewinnen, die Spinnstuben seiner Gegend zu verjüngen, den Bauern und den Beamten wieder Respekt vor der Spinnstube zu erwecken und das Treiben in derselben auf Grund gereinigter und fortgebildeter alter Bräuche wieder familienhafter, sittlicher und obendrein lustiger zu machen?

Auf dem Dorfe ist man überhaupt gar nicht so arm an mannichfaltigen Formen der häuslichen Geselligkeit, wie man in der Stadt wohl glauben mag. Man dürfte z. B. in den Städten

chen, bis man ein so prächtiges ächtes Familienfest auf=
: hätte, wie die Metzelsuppen unserer Bauern.

: wunderbarer Zug im deutschen Leben ist, daß selbst die=
orm der Geselligkeit, welche der Familie und dem Haus
ndlichsten entfremdet, die regulären Zechgelage in den
äusern, einen gewissen Charakter der Häuslichkeit annehmen.
können auch die romanischen und slavischen Völker, aber
germanischen können kneipen. Dieses „Kneipen“ drückt
; gemüthliche Zu=Hause=sein in der Zechstube aus. Der
igast“ — auch eine specifisch=germanische Gestalt — will
Wirthstafel gleichwie an seinem eigenen Herde sitzen; er
darum allabendlich denselben Stuhl, dieselbe Ecke, das=
as, denselben Wein. Das ist auch „Sitte des Hauses“.
:n Gasthöfen in Hannover, Braunschweig, Bremen und
norddeutschen Städten findet man neuerdings Säle, an
Wänden sich tiefe Nischen, wie kleine halboffene Stübchen,
ziehen. Der Freundeskreis zecht und schmaust da traulich
ert und doch nicht abgeschlossen, selbst der einzelne Gast
h vereinsamen; wir sitzen im großen offenen Saal des
auses und haben doch unsere kleine eigene Häuslichkeit.
:kommene, verkneipte, zu wirklichen Trunkenbolden herab=
e Stammgäste sind sehr häufig für das innigste Familien=
ırchaus geschaffene Naturen, gutmüthige aber schwache
n, die nur ein böser Stern in das unrechte Haus geführt
ıs lauter Familienbedürftigkeit, die sie in der Adoptiv=
der Zechgenossen zu befriedigen suchen, vergessen sie die
Familie zu Hause. So ein Mann kann zum Vagabunden
aus unersättlichem Trieb zur Häuslichkeit. Sind das
t deutsche Charaktere?

fern aber das Kneipen ein in falscher Richtung sich be=
s Extrem der Häuslichkeit wird, zerstört es die Häuslich=
:r wieder. Durch das Kneipen ist der Ruin unserer alten
: Familienfeste, unserer reichen Hochzeiten und Kindtaufen,
jenimbs, der Willkomm= und Abschiedstrünke vorbereitet

worden, durch das Kneipen kamen die sinnigen Festlichkeiten bei Aufnahmen in die Zunft, die merkwürdigen Bräuche beim „Weinkauf", beim Aufschlagen neuer Häuser u. s. w. zu Fall. Ja die Kneipereien bei jenen Zunftfeierlichkeiten haben den Gegnern der Zünfte eine Waffe in die Hand gegeben, mit der sie dem ganzen inhaltreichen Institut des Zunftwesens erfolgreich zu Leibe gerückt sind. Das übertriebene Kneipen hat auch mitgewirkt, die feinere gebildetere Welt in die „Salons" zu treiben, wo in der That nicht gekneipt wird, wo aber auch die Häuslichkeit verschwunden ist.

Im Elsaß gab es ein Geschlecht der Herren von Utenheim; diese nannten sich später von Matzenheim. Die Namensveränderung soll aber nach einer sehr alten Familiensage auf folgende Weise entstanden sein. Einer der Herren von Utenheim pflegte stets in dem Dorfe Matzenheim im Wirthshause zu sitzen und verzehrte daselbst den größten Theil seines Gutes. Er war so ein vollendeter Stammgast zu Matzenheim, daß selbst sein Pferd nicht weiter zu bringen war, wenn es an die Wirthshausthüre kam. Weil er nun weit mehr zu Hause war im Wirthshause zu Matzenheim als auf der Burg zu Utenheim, so nannte man ihn zuletzt auch nur den Matzenheimer. Der Name erbte sich fort und ist von dem Wirthshause auf das ganze Utenheimische Haus übergegangen. Ein stärkerer historischer Beweis für die germanische Auffassung des „Hauses" im Wirthshause wird wohl schwerlich aufzufinden sein. Das Wirthshausleben zerstört das Familienleben, und doch ist uns Deutschen der Familiengeist dermaßen angeboren, daß wir selbst im Wirthshaus, wo wir dem Hause entronnen zu sein wähnen, nicht eher unser Behagen finden, als bis hier wieder ein eingebildetes Familienleben bestrickend vor unsern Sinnen gaukelt.

In diesem innern Widerspruch liegt aber eben so gut ein tragisches wie ein komisches Element, und nicht mit allen Stammgästen geht die deutsche Volkssage so glimpflich um, wie mit dem alten Matzenheimer. Als alle Bauern beim Schall der Vesperglocke aus der Schenke gingen, blieb ein zäher Stammgast wie

zum Trotz sitzen und rief höhnisch in das Geläut hinein: „Ich gang nit mit! Ich will der Letzte sein! Wirth, noch so ein Schöpple!" Da versank die Schenke mit einem furchtbaren Schlag in die Erde und der Stammgast kann nun darin sitzen bleiben bis an den jüngsten Tag.

Keine Literatur hat so köstliche Bilder jener Originale aufzuweisen, die ihren häuslichen Herd in der Schenkstube gefunden haben, wie die deutsche und englische, keine andere so breit behagliche Wirthshausschilderungen. Wäre das Haus nicht unser nationales Heiligthum, das Wirthshaus würde nicht so reichen Stoff von Poesie und Humor bieten.

Was ist es denn, was den ganz gemeinen Wirthshausscenen in den Bildern eines Jan Steen, Ostade, Teniers doch wieder die dichterische Weihe gibt? Sind denn da nicht häufig bloß plumpte Trunkenbolde dargestellt, Unfug und Unfläthereì aller Art verübend, Kerle, die wir, wo sie uns in Wirklichkeit gegenüberträten, nur mit der Feuerzange anrühren würden, während wir ihr naturgetreues Conterfei als einen kostbaren Schmuck in unser Zimmer hängen! Der deutsche Genius der Kneipe, der Häuslichkeit im Wirthshause ist es, den jene Niederländer in ihren Bildern festzubannen wußten und der auch in das kanibalische Wohlbehagen ihrer betrunkenen Bauern und Matrosen einen idealen Funken wirft. Die alten holländischen Genremaler genossen diese Häuslichkeit im Wirthshause selber in so vollen Zügen, daß ihrer eine ziemlich ansehnliche Zahl im Kneipleben persönlich zu Grunde gegangen ist. Damals war aber auch noch die Zeit der colossalen Hochzeits-, Kindtaufs-, Kirmes- und Zunftschmausereien, einer Festes-Ueppigkeit im häuslichen und wirthshäuslichen Volksleben, die unser Geschlecht nicht mehr kennt. Und so vermochten denn auch jene Maler ihre traulichen Kneipbilder mit einer Naivetät und einer verklärenden Gemüthlichkeit des Humors zu malen, die uns nicht mehr eigen sein kann. Wagt ein moderner Maler, was Jan Steen oder Ostade gewagt hat, dann wird er sofort gemein und widerlich. Denn als die Häuslichkeit der

Familie zu entschwinden begann, da zog sie mit ihrem besten Theile auch aus dem Wirthshause fort. Andererseits sind wir viel zu sittlich bewußt geworden, als daß sich auch nur noch ein Matrose mit so göttlich anmuthiger Naivetät vollsaufen könnte, wie ein Ostade'scher Matrose.

Die Geselligkeit im Innern einer deutschen Studentenverbindung trägt meist ein ganz häusliches, familienhaftes Gepräge. In der Kneipe erwacht und befriedigt sich der erste Drang des Burschen nach eigener Häuslichkeit. Darum tauft er auch seine wirkliche Wohnung, wenn er sie mit gemüthlichem Ausdruck bezeichnen will, nach dem Wirthshaus und nennt sie seine „Kneipe".

Wo anders läge denn nun die vielgepriesene Poesie des Kneiplebens der Studenten, als in dem völlig häuslichen Behagen, das sich damit verknüpft? Où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille? — das ist der Gedanke, der den deutschen Burschen zum Wirthshause zieht. Aus dem elterlichen Hause ist er zum erstenmale hinaus in die Fremde gekommen, er steht allein, Heimweh beschleicht ihn: da schafft er sich eine neue Familie in der Corps-Brüderschaft, ein neues Haus in der Kneipe. Nun ist seine häusliche Sehnsucht beschwichtigt, nun ist er doch wieder irgendwo daheim.

Solche improvisirte Häuslichkeit unter den deutschen Studenten hat bestanden, so lange es deutsche Universitäten gibt. Nur die Form wechselt mit dem Geist der Zeiten, und ich möchte eben nicht behaupten, daß die gegenwärtige Form die beste sei. Als der klösterliche Geist noch fester saß bei der deutschen Nation, nahmen die Studentenverbindungen die Form klösterlicher Genossenschaften an, zum gemeinsamen Leben, gemeinsamen Studium und gemeinsamer Erholung. Die Erinnerung daran lebt noch fort in unsern akademischen Stiften und Convicten. Den gelehrten Verbrüderungen der deutschen Literatoren im siebzehnten Jahrhundert entsprachen etwa jene gelehrten Tischgesellschaften der Studenten, bei welchen die Gemeinschaft der Studien und einer familienartigen

Geselligkeit neue Keime des Genossenschaftslebens legte. Als im achtzehnten Jahrhundert das geheime Ordenswesen bei den gebildeten Leuten in Mode kam, spiegelte es sich sofort in den Studentenverbindungen ab. Auch hier entstanden Orden, Logen, abenteuerliche Geheimbünde. So ist denn auch das moderne Verbindungswesen ein Abbild theils des entschwindenden, theils des wiederauflebenden Corporations- und Familiengeistes im deutschen Volke. Die Entartung zu einer bloßen Wirthshausschwärmerei hängt innig zusammen mit dem Mangel an festen, in guter Sitte begründeten Formen des gemeinsamen Lebens, der unsere Zeit überhaupt charakterisirt, die lächerlich sinnlose Prahlerei mancher „Corps“ mit dem Größenwahn und der Großthuerei, die unsere Gegenwart überhaupt beherrscht. Aus einer neuen organischen Gliederung unserer Gesellschaft, aus der Wiederbelebung und Festigung der Sitte des Hauses wird auch das Verbindungswesen der Studenten von selber in verbesserter Auflage hervorgehen. Die wüste Entartung des studentischen Wirthshaus-Lebens wird genau zu der Zeit aufhören, wo der Handwerker seine Zunftstube wieder gefunden hat, der Bauer seine reformirte Spinnstube, der Mann des Salons seine Wohnhalle, und wo die Familie sich wieder erweitert hat zum „ganzen Haus“.

Tritt der Student nach vollendeten Studien ins bürgerliche Leben über, dann fühlt er als vereinzelter Mann in der Regel so lang ein Heimweh nach der Familie seiner akademischen Genossen, bis er sich selber eine Familie und ein Haus gründet.

In diesem höchst merkwürdigen innigsten Zusammenhang der akademischen Geselligkeit mit der Idee der deutschen Familie steckt das Geheimniß, weßhalb sich der deutsche Bursch in der ganzen Welt nicht zum zweitenmale wiederfindet. Denn studiren und trinken können wohl auch andere Studenten, aber kneipen können sie nicht, kneipen mit der Naivetät Ostade'scher Bauern; sie wissen nicht das wunderliche *Familienleben* der deutschen Studentengenossenschaft mit seinen strengen, oft noch ganz mittelalterlichen Sitten des Hauses, ja mit geradezu aristokratischen *Hausgesetzen*

nachzubilden und zu der ganzen Lebenspraxis des Burschen in Wechselbeziehung zu setzen, weil dem Charakter ihrer Nation die Tiefe und Fülle des deutschen Familienbewußtseins überhaupt fehlt.

Wie ein blasser Schatten dieser engbeschlossenen studentischen Häuslichkeit erscheint das in süddeutschen Reichsstädten wie in den alten Städten Norddeutschlands vorherrschende Herkommen, daß sich zahlreiche kleine Trinkgesellschaften unter den Bürgern bilden, die in gemietheten Zimmern „unter sich" sein wollen, eine eigene Haus- und Zechordnung für ihre geselligen Abende festsetzen und gleichsam eine auch räumlich isolirte Familie im Wirthshause improvisiren.

Wenn der ehemalige Kurpfälzer, der im Allgemeinen die alten Sitten des Hauses sehr gründlich über Bord geworfen hat, Kirchweih hält, dann bricht bei ihm plötzlich die ganze Glorie altväterlichen Familienbewußtseins wieder in die moderne Welt herein. Dieses einzige Mal im Jahre geht ihm der erloschene Gedanke des „ganzen Hauses" wieder auf. Was irgend zur Familie, zur Freundschaft und Verwandtschaft zählt, das strömt zusammen, um am häuslichen Herde zu „kneipen". Je mehr Gäste, je größer die Ehre. Fast alle alten Kirmesbräuche sind dort verschwunden, aber auf Kirmes sehen sich alle zerstreuten Verwandten wieder, die sich im ganzen Jahr nicht gesehen haben. Häuser und Stuben werden neu getüncht und geschmückt und die Tische zum Brechen mit Essen und Trinken beladen, zween fette Kälber werden geschlachtet, gleich als gälte es die Heimkehr des verlorenen Sohnes zu feiern, und dieser verlorene Sohn ist das „ganze Haus". Dieser einzige Zug der pfälzischen Kirmes gibt ihr noch den Schimmer eines wirklichen Volksfestes. Die Kirchweihen alle auf einen Tag zu verlegen, hieße hier den letzten Rest des Zusammenhangs der Familie und der Geselligkeit bei dem letzten übrig gebliebenen Volksfeste mit Gewalt zerstören. Denn das Zusammenströmen der ganzen Sippschaft von nah und fern bildet ja gerade die Weihe dieses Tages, und ich glaube, daß der liebe Gott um

pfälzischer Gastfreundschaft willen und um jenes einzigen patriarchalisch-familienhaften Grundzuges der Kirmessen willen, den Pfälzern die schweren Sünden, welche sie durch Abschwörung so vieler deutschen Sitten des Hauses begangen, dereinst vergeben wird.

Stellen wir dem deutschen Volk, welches die Familie immer noch so tief in die Geselligkeit hinein wachsen läßt, wieder dasjenige gegenüber, welches von diesem Zusammengehen kaum eine Ahnung hat, die Angloamerikaner, so finden wir bei dem Wirthshausleben wieder ganz die gleichen Gegensätze, denen wir stets bei dieser Parallelisirung begegnet sind. Der Amerikaner trinkt sein Glas Branntwein vor dem Schenktische stehend, und der Anstand fordert, daß er das Glas auf einen Zug leere. Im Stehen kann man aber schlechterdings nicht kneipen. Selbst wenn Mehrere zur Unterhaltung mit einander in's Wirthshaus gehen, setzen sie sich in der Regel nicht. Die Wirthshäuser sind nach einem ganz aristokratischen Rangsystem abgestuft. Während man in Süddeutschland wohl den Staatsminister und den letzten Taglöhner in derselben Bierstube kann sitzen sehen, werden in den großen Städten Nordamerika's vornehme und geringe Leute durchaus nicht in ein und dasselbe Wirthshaus gehen. Ja der vornehme Wirth fordert doppelte Preise, lediglich um den gemeinen Mann fern zu halten, und man findet das ganz in der Ordnung. Höchst charakteristisch ist, daß es in Neu-York nicht für guten Ton gilt, in dem nämlichen Schenklocale mehrere Gläser nach einander zu trinken. Wer größeren Durst verspürt, der geht vielmehr von einer Schenke zur andern und trinkt überall stehend sein eines Glas. Es soll beileibe Niemand in einem Wirthshause heimisch werden und sich häuslich niederlassen! Da wird doch das Princip recht klar, auf welchem der Unterschied zwischen Trinken und Kneipen beruht.

Die abscheuliche nordamerikanische Sitte, stehend zu essen und zu trinken, hat sich auch bereits in unsere Salons eingeschlichen. Man glaubt dadurch eine besonders gemüthliche und lebendige Unterhaltung zu erzielen, da doch nur das Geschwätz lebendiger

wird und nicht das Gespräch, wenn man mit Theetasse, Hut, Handschuhen und Kuchen in der Hand im Saale auf- und abläuft und dabei jeden Augenblick gewärtig sein muß, daß einem ein ungeschickter Bedienter die mit zwei Fingern gehaltene volle Tasse in den Hut stößt, der darunter am dritten Finger schwebt. Man soll eben nicht seßhaft werden in feiner Gesellschaft, nicht einmal auf einem Stuhl, man soll sich nicht von wenigen anziehenden Leuten wie von einem kleinen Familienkreise fesseln lassen, sondern mit der Allgemeinheit verkehren. Das ist aber nicht deutsche „Sitte des Hauses", sondern französischer „Ton", der auf dem Grundaccord der Ausebnung aller charakteristischen Eigenart in der Gesellschaft aufgebaut ist. Da war es doch ohne Vergleich noch familienhafter in den vornehmen Cirkeln vor hundert Jahren, wo die Damen am Kamin kleine Bilder ausschnitzelten und bunte Seide zupften, um dieselbe zu allerlei Farbenspielen zusammenzulegen, indeß die Herren im Halbkreise umher saßen und den schnitzelnden und zupfenden Schönen den Hof machten.

Die eigenthümliche, ceremoniöse und geistreiche, von der Familie ganz gelöste Geselligkeit unseres Salons hat bei den Fürstenhöfen ihre ursprüngliche Heimath. Ein Fürst muß allerdings häufig gesellige Kreise um sich versammeln, die nicht für eine Erweiterung des Familienkreises gelten können. Wie nun die Hoftracht unsere bürgerliche Tracht, der Palaststyl unsere bürgerliche Architektur verdrängt und aufgesogen hat, so ist auch diese höfische Form der Geselligkeit in unsere bürgerlichen Kreise übergegangen, wo ihr doch eigentlich aller Boden fehlt. Dazu kommt, daß die Sitten des modernen Salons überhaupt nicht einmal deutsche, sondern meist französische Sitten sind. In Betreff der verfeinerten Geselligkeit der Franzosen gilt aber gewiß am meisten das harte Wort, welches Kaiser Maximilian I. diesem Volke entgegengeworfen: „Sie singen höher, denn genotiret; sie lesen anders, denn geschrieben; sie reden und sagen anders, denn ihnen im Herzen ist."

Durch die häusliche Geselligkeit sammelt sich der Mensch; im

Kreise seiner Freunde wird er erst recht bei sich zu Haus. Der unhäusliche Salon dagegen zersplittert die Naturen. Man unterhält sich da nur in Aphorismen, man huscht nur an aphoristischen Erscheinungen vorüber. Die dem Salon vergleichbare Erscheinung in unserer Literatur ist das „Feuilleton"; wer aber vorwiegend Feuilletons liest, der kann zuletzt gar kein solides Buch mehr lesen. Das kann auch der ächte Salonmensch nicht mehr, er liest keine Bücher, sondern er liest nur noch in Büchern; er kann auch nur Gespräche anknüpfen, aber keines zu Ende führen; überhaupt nur anregen, nicht selber vollenden; er wird sprunghaft, unstät, eine zerstückte Natur; er ist kein ganzer Mann mehr und vermag auch nicht mehr den ganzen Mann zu würdigen; denn im Salon streifen sich nur die Persönlichkeiten, aber sie fassen sich nicht. Das sind tiefgehende Krankheitszustände unserer Zeit, und ich lobe mir gegen jene feinen Leute die Zöglinge einer ordentlichen Spinnstube.

Ich habe oben von den Zeichnungen Ludwig Richters gesprochen als einem Wahrzeichen der wiederauflebenden treuherzigen schlichten Familienhaftigkeit. Allein auch für das verstörte, unruhig geistreiche Wesen des Salons bietet uns nicht bloß eine einzelne Kunstrichtung, sondern fast eine ganze Kunst in ihrer gegenwärtigen Erscheinung ein Wahrzeichen. Es ist die Musik. Seit die große Periode der Hausmusik mit Beethoven sich abgeschlossen, ist die überwiegende Masse der musikalischen Production immer mehr diesem Geiste des Salons dienstbar geworden. Das feuilletonistische, abgerissene, geistreich gaukelnde, auf der Oberfläche hinstreichende Wesen des Salons charakterisirt das eigentlich Moderne in unserer Musik. Die wenigen tüchtigen Meister, welche eine Ausnahme machen, kennt die Nation; sie sind aber auch nicht recht modern. Ein „ganzes" Musikstück ist heutzutage so selten wie ein ganzer Salonmensch. Die übertriebene, überreizte musikalische Schreibart, die jeder melodischen und harmonischen Wendung eine aparte Pointe geben will und der großen Masse bereits den Magen völlig verdorben hat für jede natürliche und

einfache Musik, verdankt der Berechnung auf den Effect im Salon großentheils ihren Ursprung. Unsere übrigen Künste sind in neuerer Zeit alle derart wieder erstarkt, daß man sie im Salon nicht mehr recht brauchen kann, nur die Musik ist noch schlecht genug dazu. Der Salon entscheidet über die Erfolge der meisten Musiker, und unzählige Musiker sind noch immer feil genug, um dem Erfolg im Salon ihre bessere künstlerische Ueberzeugung zum Opfer zu bringen.

Weil der geistreich gesellige Cirkel des Salons seiner Natur nach außerhalb der Familie steht, so läßt man ihn am besten in dieser Isolirung. Das Verkehrteste kommt zu Tag, wenn man gar die Familie in den Salon hinüberführen will. Die Familie kann im geselligen Kreise niemals secundär sein: entweder sie ist das ursprüngliche und bestimmende oder sie tritt ganz zurück. Um den Salon familienhafter zu machen, schickt man wohl gar die kleinen Kinder in den Salon. Sie sollen dort feine Sitten lernen und ein Stückchen von jenem französischen Ton, der „höher singt als genotiret ist". Uns erscheint es aber als eine wahre Sünde wider den heiligen Geist, die harmlose Kinderseele hinauszustoßen in dieses Treiben. Denn obgleich sie gar harmlos bleibt, so lange man sie rein bewahrt, lernt sie doch nicht bloß ein Stückchen von jenem Ton, sondern pfeifet bald jedes Lied in derselben Art. Wenn ein sechzehnjähriges Bauernmädchen, die noch Sonntagsschülerin ist, auf der Kirmes tanzt, dann wird sie vom Gendarmen zur Bestrafung notirt. Wenn aber zwölfjährige Puppen Kinderbälle geben, eigene Kindersalons eröffnen und mit den großen Leuten zum thé-dansant fahren, dann brauchen sie sich vor keinem Gendarmen zu fürchten.

Solche Kinderbälle gemahnen mich immer an ein niederdeutsches mittelaltriges Bild vom Todtentanze. Dort ist neben Anderem auch ein Kinderball dargestellt. Der Tod tanzt mit den Kindern, und das Kind spricht zum Tod:

„O Tod, wie soll ich das verstehn,
Ich soll tanzen und kann noch nicht gehn!"

Im „Hause“ gibt es nichts Unbedeutendes, und in unscheinbar ganz geringfügigen Sitten des Hauses stecken oft tiefe sociale Consequenzen. Es ist z. B. auf den ersten Blick ganz gleichgültig, zu welcher Stunde man zu Mittag ißt. Und doch könnte man eine kleine Geschichte des socialen Liberalismus der letzten sechzig Jahre schreiben, deren einzelne Abschnitte sich ganz schlagend nach dem allmähligen Vorschieben der Mittagessensstunde abtheilen ließen.

Vor der französischen Revolution fiel die allgemeine bürgerliche Mittagessensstunde in Deutschland zwischen 11 und 12 Uhr. Mit den zahllosen willkürlichen Neuerungen, mit welchen die Franzosen damals alle bisher übliche Zeiteintheilung abschaffen wollten, nicht weil sie schlecht, sondern bloß weil sie alt war, schoben sie auch die Mittagessensstunde auf 1 Uhr vor. Die Deutschen rückten nach, und wer bei uns nur halbwegs für einen aufgeklärten und volksthümlichen Bürger gelten wollte, der speiste nun wenigstens zwischen 12 und 1 Uhr. Der neue Kalender der französischen Revolution fiel mit der Republik, die neue Mittagessensstunde aber blieb, da sie keine so gewaltsame Neuerung, sondern nur eine scheinbar ganz bedeutungslose Variation gewesen war. Wo aber einmal in eine so feste Sitte das kleinste Loch gekommen ist, da läßt sich auch weiterhin nichts mehr dran halten. Die bürgerlichen Leute merkten es nun plötzlich den großen Herren ab (denen sie auch den Salon abgeguckt haben), daß dieselben ja nicht einmal um 1 Uhr, sondern erst um 2, 3 bis 4 Uhr tafelten. Wer bis 10 Uhr schlafen kann, für den wird es freilich erst um 4 Uhr Mittag. Es lag nun ganz im Geiste jener socialen Gleichmacherei, deren innerster Kern die Hoffart, die höher singen will, als genotiret, daß die allgemeine Mittagessensstunde in Frankreich immer weiter hinausgeschoben wurde. Gegenwärtig haben die Franzosen den Witz, man werde nun bald so weit vorgerückt sein, daß man immer erst am folgenden Tag esse. In Deutschland ging man langsam aber sicher

nach, und wo der Großvater zwischen 11 und 12, der Vat zwischen 12 und 1 Uhr zu Mittag gegessen, da „dinirt" der Soh und Enkel jetzt um 2, 3 oder 4 Uhr. Die guten Philister merke gar nicht, daß sie mit ihrer vornehmen Tischzeit verkappte Re volutionäre sind. Am meisten sind wir übrigens in unsern Tischzeit abhängig von der — Schule; denn um der Kinder willen müssen wir nach dem Stundenplane der Schule auch unsere Hausordnung richten. Hier wie in wichtigeren Dingen bestimmt nicht das Haus die Schule, sondern die Schule das Haus, und wenn ich weiter unten zu dem Versuche auffordere, die Arbeits und Essensstunden weiter vorzurücken, das heißt früher auf zustehen und früher schlafen zu gehen, so müßten wir die Mög lichkeit dazu doch zuerst bei den hohen Cultusministerien er wirken.

Vor mehreren Jahren erlebten wir das merkwürdige Ereig niß, daß durch eine ganze deutsche Stadt (Köln) ein förmlicher Principienkrieg ging über die Mittagessensstunde. Eine Partei wollte eine neue Tischzeit octroyiren, sie wollte dieselbe nach fran zösischer Art noch tiefer in den Nachmittag hineinschieben und, da es sich um gemeinsame Interessen der Bureaux und Comptoirs handelte, diese neue Sitte durch die Wucht der Majorität fest stellen. Im Punkte der Sitte, und gar der häuslichen, läßt sich aber mit Gewalt schlechterdings nichts durchsetzen; man macht die Leute dadurch nur um so widerborstiger. Nachdem man vielen Lärm gemacht, wurde der Plan wieder fallen gelassen.

Wohl aber kann man Sitten ganz allmählig reformiren, indem Jeder bei sich selber anfängt und ganz still in Wort und Exempel bei Freunden und Bekannten weiter Propaganda macht, bis zuletzt ein allgemeiner Brauch, endlich eine neue Sitte auf keimt. Es sollte nur einmal eine respektable Zahl unabhängiger Hausväter den Muth haben, ihr Tagewerk wieder zwischen 5 und 6 Uhr Morgens zu beginnen und die Tischzeit zwischen 11 und 12 Uhr zu legen, so würden bei der natürlichen Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung bald Tausende nachfolgen, die sich jetzt noch

aus eitel Vornehmthuerei schämen, nach deutsch bürgerlicher Sitte Mittag zu machen. Die Bureaux und Comptoire würden allmählig gezwungen, sich nach diesem Brauch zu richten und mit der endlichen Restitution einer eben so vernünftigen als historisch begründeten Sitte des Hauses wäre zuletzt mehr gewonnen, als mit einem ganzen Gebund vortrefflicher neuer Gesetze.

Sechstes Kapitel.

Zum Wiederaufbau des Hauses.

Will ein Volk sich jung bewahren, dann muß es seine überlieferten Sitten pflegen und weiterbilden. In den Sitten des Hauses verjüngt sich das staatliche und gesellschaftliche Leben.

Man hat so oft das kalte Wort gesprochen, daß das deutsche Volk nur in seiner Literatur und Wissenschaft sich einig wisse. Deutschland ist aber auch im Großen und Ganzen immer noch einig in der nationalen Idee des deutschen Hauses. Es gibt noch eine deutsche „Familiensitte", und die durchlöcherte und zerrissene Sitte des „Hauses" könnte aus dieser wiederhergestellt werden. Noch sind wir einig in der Familie, aber wir wissen uns nicht mehr einig darin. In der Literatur wissen wir uns allerdings längst schon einig. Dieses Bewußtsein des deutschen Hauses als des köstlichsten nationalen Kleinods, in welchem die Stärke unserer Nation geborgen lag und für die Zukunft liegt, das Bewußtsein der Einigkeit in deutscher Haussitte muß wieder gewonnen werden. Wir können uns nicht tiefer entwürdigen, als wenn wir die Ausländerei in's deutsche Haus eindringen lassen. Mit unsern häuslichen Sitten müssen wir die Grundpfeiler unsers Volksthums retten und bewahren, des in aller seiner lebensprühenden Vielgestaltung dennoch einigen deutschen Volksthums.

In der Erhaltung der altüberlieferten Sitten des deutschen Hauses kann man darum nicht zäh und eigensinnig genug sein.

ll annehmen, daß diese Sitten schon dann positiv gut sind,
e nur kein nachweisliches Unheil stiften. Selbst wenn sich
harmloses Herkommen des Familienlebens gar kein eigent=
veck mehr auffinden läßt, soll man ihm aus Gnaden das
henken. Man kann aus einer Mauer einen kleinen Stein
eln, welcher für sich so gut wie gar nichts trägt und hält,
h einen und immer mehrere, und von keinem einzelnen
wird man sagen können, daß er zur Festigkeit der Mauer
notwendig sei, und wenn man hunderte von diesen
sämmtlich überflüssigen Steinen herausgezogen hat, gibt
ein Loch und die Mauer stürzt ein. Gerade so geht es
sich ganz gleichgültigen Sitten des Hauses.

e Familie muß den aristokratischen Stolz haben, eine
ge Familie zu sein. Sie sollte darum alles sorgfältig
und bewahren, was ihren besondern Charakter doku=

t diesem Familienconservatismus ist es aber im deutschen
ause jetzt meist gar traurig bestellt. Man liebt es ja
s Auseinanderfallen der Familie als die Folge der Be=
eit unserer Kapitalwirthschaft, unserer unendlich wandel=
ürgerlichen Erwerbs= und Verkehrsverhältnisse zu fassen
um als etwas ächt modernes, großstädtisches, fashionables
r zu bewundern. Unsere Väter haben sich emancipirt
Kleinstädterei, und wir müssen uns von der Großstädterei
iren. Selbst in den begütertsten, gebildetsten Bürgerkreisen
a die meisten Leute nicht einmal mehr, wer und was ihr
ater war. Das wäre ja ganz bäuerisch, noch etwas vom
ater zu wissen! Indem also die Familienkunde hier selten
Großvater hinaufreicht, umfaßt sie gerade nur den klei=
ürlichen Kreis von Geschlechtern, die mit Lebensende und
nfang einander noch zu erleben pflegen. Und doch haben
Väter noch fleißiger Notizen über die Familie aufgezeich=
wir. Was wird nun vollends die kommende Generation
n Vorgängern wissen?

Da kann also auch in der Sitte des Hauses von Fa
überlieferungen kaum mehr die Rede sein. Ihr sprechet von
scher Einheit, als ob der Bundestag oder das Parlament
der Kaiser oder sonst wer eine deutsche Einigung machen s
Ihr selber verrathet aber das einige deutsche Volksthum, in
Ihr das Familienbewußtsein geflissentlich einschlafen laßt,
Familienüberlieferung austilgt, den Geist und die Sitte des deu
schen Hauses austreibt, die uns so tief und stark verbunden h
ten. Ihr wollt national sein in der Politik und seid kosmo
politisch im eigenen Hause, wisset Ihr nicht, daß, wer den Teufe
bannen will, selber rein sein muß?

Man nimmt jetzt häufig wahr, daß die alten Leute in dem raschen Wechsel unsers Lebens die Sitten ihrer Jugend selber vergessen, und die Großväter, welche den Enkeln von den Herrlichkeiten vergangener Tage — von denen ihres Großvaters Vater von alten Leuten erzählen hörte, da er noch jung war — im treuesten Chronikenstyle berichten, existiren auch aus diesem Grunde schon lange nur noch in den Romanen.

Man hat gut reden von dem natürlichen Zusammenhang der Familie mit dem Wohnhause in einer Zeit, wo die Mehrheit der Stadtleute zur Miethe wohnt. Wie viele von ihnen wissen denn noch, in welchem Hause sie geboren wurden? Daß so viele Menschen auch nur noch wissen, wie alt sie selber sind, ist schon ein halbes Wunder.

An alle dem sollen die modernen wirthschaftlichen Verhältnisse schuld sein. Man beklagt dann mitleidig das Familienleben als das nothwendige Opfer dieser Verhältnisse. Ist denn aber das Geld und der Erwerb das höhere und nicht vielmehr die Familie? Die Sittlichkeit und Eigenartigkeit des Volksthumes, wie sie durch die Familie bedingt ist, steht höher als das materielle Vermögen des Volkes. Und wenn die materielle Volkswirthschaft eine Richtung genommen hat, durch welche das deutsche Haus aus allen Fugen gerissen wird, dann ist damit nur bewiesen, daß diese wirthschaftliche Richtung eine schlechte und verwerfliche sei.

Auf dem Reichthum eines Volkes, welches sein Haus verläugnen muß, um im Erwerb wetteifern zu können mit andern Völkern, ruht doch kein Segen. Statt also das Haus als ein nothwendiges Opfer unsers modernen Wirthschaftslebens zu beklagen, sollte man vielmehr die ökonomischen Entwickelungen den sittlichen unterordnen und lieber die ganze moderne Nationalökonomie zum Teufel gehen lassen als unser deutsches Haus.

— — Das bürgerliche Haus, zu dem ich nach dieser Abschweifung zurückkehre, hat keinen Stammbaum und braucht keinen zu haben. Aber eine Familienchronik sollte in jedem Bürgerhause, in welchem man lesen und schreiben kann, angelegt werden. Vordem waren in der Hausbibel ein paar Blätter vorgebunden, wo der Hausvater Geburten, Sterbefälle und Familienverbindungen eintrug. Es war das gleichsam ein officieller Akt, und der Hausvater fühlte sich in seiner patriarchalischen Würde, wenn er eine Urkunde in dieses Hausarchiv brachte. Man sollte nun aus diesen einzelnen Blättern ein kleines Heft machen; es wird auch in der Bibel noch Platz finden und ist da an einem guten Ort. Will man eine umfangreichere Familienchronik anlegen, so kann sie neben diesem Haupturkundenbuch immer noch ein besonderes Buch bilden.

Als sich im achtzehnten Jahrhundert die Sitte des Hauses lockerte, begannen viele Bürgersleute solche Familiennotizen in den Kalender einzutragen. Allein der Kalender bezeichnet den Wandel der Zeit, die Bibel das ewige Beharren im Wechsel. Darum wäre es ein Zeichen, daß man die Zopfzeit abgeschworen, wenn man das Hausarchiv wieder in die Bibel zurückverlegte; der Kalender war nicht feuerfest genug.

Als es altmodisch geworden war, auch nur noch die gedrängteste Hauschronik im Kalender zu führen, kamen die Tagebücher und Selbstbekenntnisse auf. Sie charakterisiren ihre Zeit. Es war die Periode der subjektiven Genialität, des Humanitarismus. Im achtzehnten Jahrhundert, als die feinere Sitte in Deutschland unter das Joch der französischen gebeugt war,

und im Anfange des neunzehnten, als das französische Soldatenregiment Deutschland in Banden schlug, grassirten auch die sentimentalen Tagebücher vorzugsweise. Es waren das auch die Tage der endlosen Briefschreiberei, und in den bogenlangen Briefen, die zusammen wieder ein Tagebuch bildeten, bespiegelte sich der Freund und machte sich schön angesichts des Freundes. In solchen Bekenntnissen spricht nur noch der Einzelne von sich selbst – das Haus verschwindet vor der Privatperson. Die Familienchronik ist dem Hause gegenüber eine öffentliche Urkunde, das Tagebuch ist ein geheimes Papier, bei dem der Autor jedoch im Stillen wünscht, es möchten Andere darüber kommen und schwarz auf weiß sehen, welch eine schöne Seele er gewesen.

Anfangs hatte diese französische Rococomode der Selbstschau einen Anflug von idealer Tendenz, allmählig aber schälte sich die einfältigste Selbstvergötterung heraus. In den Tagebüchern, wo lauter persönliche Stimmungen, Eindrücke und Anregungen Tag für Tag notirt sind, macht sich eben der Verfasser gewöhnlich nur selber etwas weiß und stellt sich vor den Spiegel, um mit seiner eigenen werthen Person zu kokettiren. Wer nicht ein raffinirter Selbstquäler ist, der kann solch ein Tagebuch gar nicht führen, ohne fortwährend zu beschönigen, zu lügen und zu heucheln. Ganz anders ist es bei der Familienchronik, wo der Einzelne sich objektiv fühlt als Theil eines Ganzen, wo er nicht die biegsamen Empfindungen und Reflexionen niederzuschreiben hat, sondern die festen Thatsachen.

Darum charakterisiren die Familienchroniken ein starkes und gesundes, die geheimen Tagebücher ein schwächliches und kränkelndes Geschlecht.

Was gäben wir nicht darum, wenn wir auch nur von den nächsten Vorfahren unserer bedeutenden Männer trockene Hauschroniken besäßen! Ganze Lastwagen voll Selbstbekenntnisse würden auch nur wenige solcher Urkundenbücher nicht aufwiegen. In unsere ganze Culturgeschichte käme ein anderes Fundament, wenn Chroniken der Art allmählig wieder Sitte des Hauses würden.

Die allgemeine Einführung ist gar nicht schwer: es braucht immer nur wieder Jeder bei sich selber anzufangen.

Aus meiner Schulzeit gedenkt es mir, daß wir in öffentlicher Lehrstunde angeleitet wurden, Selbstbekenntnisse und reflektirende Tagebücher abzufassen. Ja es mußten Skizzen geheimer Selbstschau zur Probe gemacht und eingeliefert werden. Da wurde dann auch recht tapfer gelogen und renommirt. Welch wunderliche Pädagogik! Ganz ein ander Ding wäre es, wenn auch schon in den Schulen die Jugend hingewiesen würde auf die Wichtigkeit der Hauschronik und angeleitet zu ihrer besten Einrichtung. Proben könnten die Schulbuben freilich nicht sogleich zur Correctur einliefern. Aber in späteren Jahren würde das Senfkorn aufgehen und ein Baum werden, der über ganze kommende Geschlechter seinen schützenden Schatten breitete.

Wo keine Pietät für die Urkunden des Hauses ist, da ist auch keine für öffentliche Urkunden. Geschichtslosigkeit in der Familie erzeugt Geschichtslosigkeit in Staat und Gesellschaft. Ein merkwürdiges Beispiel bietet hier wiederum Nordamerika. Mein Gewährsmann Kirsten berichtet: „So wenig sich hier im Privatleben der Einzelne um das kümmert, was Andere angeht, auf Andenken Werth legt &c., so beachtet auch die Gesammtheit das nicht weiter, was sie aus der Vergangenheit her berührt. Auf Sammlung von Staaturkunden wird von den Amerikanern so gut als gar nicht Bedacht genommen. Nach der Versicherung durchaus glaubwürdiger Reisender, die historische oder statistische Notizen in den Archiven sammeln wollten, fanden sie den ungehindertsten, sogar auch wohl unbeaufsichtigten Zutritt zu denselben, alles aber in solcher Unordnung und Mangelhaftigkeit, daß ihre Forschungen großentheils vergeblich waren. Daneben begegnete es ihnen, daß sie höchst merkwürdige und wichtige Urkunden, von denen sie sich Abschriften erbaten, von dem Aufsichtsbeamten der Archive mit dem Bemerken zugestellt erhielten, *sie möchten sie nur behalten.*"

Bei den Engländern und selbst bei den Dänen und Schweden

rühmt man eine ziemlich allgemein im Volke verbreitete Kenn
der vaterländischen Geschichte. Nicht von allen deutschen Ga
wird man das Gleiche rühmen können. In Gegenden, wo
alte Familienhaftigkeit noch fest sitzt (und von England wie v
Skandinavien mag man dieß wohl eher behaupten, als von man
chem mitteldeutschen Landstrich), da ist auch eine Stätte bereite
für den dem Vaterland zugewandten historischen Sinn.

Der Adel hat von standeswegen seine Familienarchive und Chroniken. Diese Archive sind aber bei den meisten Familien in den letzten hundert Jahren stark in Unordnung gerathen und sehr lückenhaft geworden. Ein durch Jahrhunderte stätig gut geführtes und erhaltenes Hausarchiv ist immer ein Wahrzeichen von der allgemeinen Blüthe des Hauses. Auf ein — leider so seltenes — Archiv der Art muß der ächte Aristokrat stolzer sein, als auf Titel und Würden, denn es ist ein Gesammtdokument von der zur Sitte des Hauses gewordenen Familienhaftigkeit seiner Vorfahren, und läßt sich nicht nachträglich machen, wo es nicht historisch geworden ist. Umgekehrt ist die Nichtachtung der Familienurkunden in der Regel das erste Zeichen von dem beginnenden Verfall eines Geschlechts. Zuerst wird der alte Plunder von Familienpapieren an den Käsehändler und Wurstmacher auf's Pfund versteigert, und rasch hinterdrein wandert der übrige Plunder von Aeckern, Wiesen und Waldungen zum Geldjuden.

Der Adel hat Familienstatuten, Hausgesetze, dazu eigene Standessitten des Hauses. Der ganze Organismus desselben ist bei ihm genauer festgestellt, als in irgend einer andern Gesellschaftsschicht, und zwar schwarz auf weiß, juristisch und urkundlich. Hier ist also kein neues Herkommen zu schaffen, sondern nur das alte, sehr bestimmte, strenger aufrecht zu halten.

Aehnlich lebt aber bei den Bauern von guter Art noch eine feste mündliche Ueberlieferung der Sitte des Hauses. Wie dieselbe beim Adel zu einer mit diplomatischer Bestimmtheit ausgeprägten Regel geworden ist, so ist sie beim Bauern in ihrer naiven poetischen Urform stehen geblieben. Der Adel hat sich ein eigenes

Recht des Hauses ausgebildet, der Bauer einen Cultus des Hauses. Beide Gegensätze der Form berühren sich im Wesen. Bloß der Bauer und der Adel unterscheiden noch praktisch, erbrechtlich, zwischen Familieneigenthum und dem freien Eigenthum des Einzelnen.

An dem Herrenschloß und dem Bauernhaus haftet der gleiche Aberglaube, nur verschiedenartig gewandet. Der Aberglaube des Hauses aber ist der Urahn zahlloser Sitten des Hauses. Im Keller des Bauernhauses wie der freiherrlichen Burg sitzet derselbe stumme alte Mann und liest in dem geschriebenen Buche, indeß ihm ein Knabe die Lampe hält. Die weiße Frau, welche im Fürstenpalast todverkündend umgeht, zeigt sich in vielen Gegenden auch im Bauernhause, und es fragt sich, ob die letztere nicht das Originalgespenst ist. Das Todtensehen in der Christnacht, wobei unter anderem der Sarg des im kommenden Jahre sterbenden Hausgenossen auf dem Giebel des Hauses schwebt, hängt eng zusammen mit der Sage von der bäuerlichen Ahnfrau. Im Bauernhofe lebt und webt es in allen Ecken von guten und bösen Geistern, ganz wie im ältesten Schlosse. Selbst in den Wänden und Tischen verspürt man ein geheimes gespenstiges Regen, Wichtelmännchen nnd Klopferle schaffen bei Tag und Nacht „und im Vertäfer popperet der Wurm," wie Hebel sagt, die Todtenuhr.

Nur in den modernen städtischen Wohnungskasernen spukt es gar nicht mehr. In einzelnen Strichen der Rheinlande soll es auch im Bauernhause nicht mehr spuken seit die Franzosen das Land besessen haben, d. h. seit mit dem deutschen Hausaberglauben zugleich die deutsche Sitte des Hauses ausgetrieben worden ist.

Glaubt man, ich wolle den Aberglauben predigen, den Glauben an Gespenster und Klopfgeister? Welchem vernünftigen Menschen fällt das heutzutage ein und welcher vernünftige Mensch wird auf solche Predigt hören! Allein es gibt drei Perioden der Geschichte des Volksaberglaubens. In der ersten Periode glaubt das Volk an eine leibhaftige Geisterwelt; in der zweiten wird es belehrt, daß diese Geisterwelt nur in seinem eigenen dummen

Kopf existire und daß der Glaube daran thöricht und verderblich sei; in der dritten aber erkennt der Forscher, daß jener thörichte Aberglaube die Licht- und Nachtseiten des Volksgemüthes oft in tiefsinnigem Bild und Gleichniß darstelle, und was dem aufgeklärten Manne der zweiten Periode unnützer Plunder, das wird dem noch hellsehenderen der dritten Periode ein werthvoller Schatz — sofern er ihn zu heben versteht. Manchmal fällt man aber auch aus der dritten Periode in die zweite zurück, und viele „Gebildete" kommen aus der zweiten gar nicht heraus.

In dem Hausgarten pflanzt der Bauersmann ein junges Bäumchen in dem Jahre oder, womöglich, an dem Tage, wann ihm ein Kind geboren wird. So wächst ihm das „Haus" im Garten gleichsam noch einmal im Bild der Bäume auf. Stirbt ein solcher Baum ab, dann fürchtet man böse Vorbedeutung für das Leben des Kindes, an dessen Geburtstage er gepflanzt wurde. So ist mir auch am Tage meiner Geburt ein Kirschbäumchen im väterlichen Garten gepflanzt worden, von dem ich später fleißig Kirschen gegessen habe, und ich konnte es nie ohne sonderliche Bewegung ansehen, gleich als meinen Doppelgänger und sympathetisch mit mir zusammenhängend, und dankte wohl auch Gott, daß er das Bäumchen bis zum Kirschentragen hatte gedeihen lassen. Aber die Zeit schreitet fort. Schon vor Jahrzehnten hat sich der Garten in ein Holz- und Steinkohlenlager verwandelt und da wachsen keine Kirschbäume mehr.

Wenn sich irgendwo die tiefsinnige deutsche Auffassung des Hauses als eines persönlichen, aus dem Leben der Familie hervorgewachsenen Wesens ausspricht, dann ist es in unsern zahlreichern Volkssagen von den Hausgeistern. Die Hausgeister sind nicht nur die Schützer und Freunde des Hauses, sie *rächen* und *strafen* auch die Vernachlässigung der Häuslichkeit; sie quälen und necken den lüderlichen Hauswirth; Frau Holda zündet den faulen Spinnerinnen den Rocken an und wirft ihren Fluch in das Haus, in welchem zu Fastnacht nicht alle Rocken abgesponnen sind. Wir haben es also hier mit einem Volksaberglauben zu

thun, dem große sittliche und nationale Ideen zu Grunde liegen, die Ideen des organischen Zusammenhanges zwischen Wohnung und Familie, der Persönlichkeit des Hauses und der Heiligkeit des häuslichen Lebens. Soll man einen solchen Volksglauben geradezu einen Aberglauben nennen? Soll man ihn ausrotten, wenn man weiß, daß mit ihm die schönsten Sitten des bäuerlichen Hauses fallen werden.

Höchst merkwürdig ist es, daß der Hausgeist in unserm Volksglauben nicht bloß an der Wohnung haftet, sondern auch mitunter wie der Schutzgeist oder der strafende Geist des Hauses im ideellen Sinne erscheint. Der schlechte Hauswirth kann den strafenden Hausgeist nicht los werden, auch wenn er mit der ganzen Familie aus der heimgesuchten Wohnung flieht. Das ist recht lustig dargestellt in der Sage von dem Mann, der, um dem quälenden Hausgeist zu entgehen, all sein Besitzthum auf einen Wagen packte, das Haus verließ und hinter sich in Brand steckte. Als er nun davon fuhr und das Haus brennen sah und innerlich sich freute, daß er nun des Kobolds quitt geworden, da rief es plötzlich vom Wagen herunter: „Du! es war Zeit, daß wir uns aus dem Staube machten!“ Es war der Hausgeist, der mit aufgestiegen war; denn seiner Wohnung konnte der Mann wohl entrinnen, nicht aber seinem Hause.

Bauernkinder, die im Dunkeln auf den Speicher stiegen, sahen ein Fenster sich öffnen und schauten durch dasselbe in einen hell erleuchteten Raum gleich der großen Familienstube, nur daß alles alterthümlicher darinnen aussah, und altfränkische Gestalten wie aus der Urgroßmutter Zeit bewegten sich schweigend auf und ab und zeigten in Geberden, Stellungen und Handlungen die bevorstehenden Schicksale der Familie an. Ist diese weitverbreitete Mähr aus dem Bauernhause im Kern nicht ganz dieselbe, welche im vorigen Jahrhundert aus dem Königsschlosse zu Stockholm berichtet wurde und damals Rumor durch das ganze aufgeklärte Europa machte? Die Vorfahren kommen wieder als stumme Propheten der Nachgeborenen, sie können sich von dem Hause

nicht trennen, und das Fürstenschloß steht hier eben so nahe zusammen mit dem Bauernhaus, wie beide auf dem gleichen socialen Grundbau ruhen.

Gerade im und am Hause zeigt sich die Anhänglichkeit des deutschen Bauern am Ererbten zumeist. Darin liegt ein Wink für den social-politischen Praktiker, der das Bauernthum in seiner Art festigen will. Er muß vorab verhüten, daß die bäuerliche Sitte des Hauses angetastet wird. Wenn ererbter Hausrath bei dem Bürgerthume älteren Styles nur als etwas besonderes Ehrwürdiges galt, dann legt der Bauer ererbtem Geräth häufig sogar die Eigenschaft des Geweihten, Dämonischen, Wunderwirkenden bei. Mit dem ererbten Schlüssel des väterlichen Hauses sucht man in der Erbbibel die Zukunft zu erkunden; mit Hülfe eines Erbzaunes oder eines Erbsiebes kann man gleiche Kenntniß erlangen, nimmermehr aber mit dem Schlüssel eines Hauses, worin man zur Miethe wohnt, oder mit einem Sieb, welches man auf dem letzten Jahrmarkt gekauft hat. Im ererbten Geräth sitzt sympathetische Heilkraft. Kindern, die an Abzehrung oder Krämpfen leiden, gibt der oldenburgische Bauer Erbsilber ein, d. h. Silber, welches von einem in der Familie des Kranken vererbten Geräth abgeschabt ist.

Die wahrhaft rührende, unvertilgbare Liebe, mit welcher der Mann aus dem Volke an dem Hause seiner Väter hängt, spricht sich in den zahlreichen Spielarten des ächt deutschen Volksaberglaubens aus, nach welchem auch der selig Gestorbene bei mancherlei Anlaß immer wieder in das Haus zurückkehrt, gleichwie es die als Wöchnerin verstorbene Mutter im Grabe nicht aushält, sondern allnächtlich sechs Wochen lang zurück in's Haus schleicht, um, von keines Sterblichen Auge bemerkt, ihr überlebendes Kind zu säugen. Der Bauersmann gibt daher solchen Todten Schuhe mit in's Grab, auf daß sie sich die nackten Füße nicht wund laufen. Wollte man solche Sagen des „Hauses" in die städtische Wohnungskaserne verlegen, es sähe wie der frivolste, widerlichste Spott aus.

Wie der Todte nach dem Hause zurückkehrt, so holt er aber auch in andern Fällen das ganze Haus zu sich in's Grab. Der Volksglaube sagt, daß der Todte, wofern ihm ein Zipfel des Leichenhemds an den Mund komme, dergestalt, daß er's mit den Lippen erfassen könne, die übrigen Glieder der Familie „nach sich ziehe". Darum steckt man der Leiche ein Brettchen unter das Kinn. Diese Sehnsucht des Todten nach der Familie, die allen ihren Gliedern das Leben kostet, malt sich hier in einzelnen Zügen, welche an den Vampyrismus erinnern. Aber wie sehr vermenschlicht wurde dieser Sagenkern, indem der germanische Volksglaube dem grauenhaften Gelüsten des Todes nach dem Leben das edle Motiv der unbezwinglichen Familienliebe untergelegt hat!

An der natürlichen Poesie des Hausaberglaubens haftet die bäuerliche Sitte des Hauses. Sie sucht darum auch hier noch vorzugsweise gern eine religiöse Weihe. Denn der Glaube und der Aberglaube sind Geschwisterkinder. Der Ahnherr beider ist der Schauer der Creatur vor Tod und Vernichtung. Die ältesten und originellsten Volkssitten des Hauses treten darum noch immer hervor, wenn eine Leiche im Hause ist. Es geht auch in den Städten so. Wer nirgends mehr betet, dem kommt doch wohl an einem Grabe das Beten an. Abergläubische Sitten des Hauses, über die der aufgeklärte Mann sonst spottet, beobachtet er selber doch noch unwillkürlich bei Todesfällen. Die zerrissene vornehme Familie, die nirgends mehr zusammenkommt, findet sich zuletzt in der Familiengruft als im gemeinsamen Hause wieder.

Die deutsche Sitte des Hauses ist ein Feld, auf welchem die naturgeschichtliche Erforschung des Volkslebens gar viele jetzt noch kaum geahnte Schätze zu heben hat. Denn man forschte bisher fast nur nach Einer Richtung hin, indem man vorzugsweise den Aberglauben und die Bräuche des Hauses untersuchte, welche sich poetisch oder durch ihren altheidnisch mythologischen Kern auszeichnen. Welche Ernte zu erwarten steht für unser ganzes Wissen von Haus und Familie, wenn auch einmal auf andern Punkten der Spaten eingeschlagen wird, das hat uns unlängst ein olden=

burgischer Arzt, Dr. Goldschmidt, in einem merkwürdigen Büchlein gezeigt, welches den Titel führt: „Volksmedicin im nordwestlichen Deutschland.“ Es ist darin die Hauptsumme des medicinischen Aberglaubens und der überlieferten medicinischen Praxis des oldenburgischen Landvolkes niedergelegt und geordnet. Die wunderlichen Hausmittel der Bauern, von denen sich der Arzt häufig mit Entsetzen abwendet, sind für den Culturhistoriker ein wahrer Hausschatz. Nicht nur die uralten Anschauungen unseres Volkes von dem menschlichen Leib, dem Geheimniß seines Werdens und Vergehens, seiner Vollkraft und seiner Leiden sind in der Volksheilkunde geborgen, sondern es wird uns hier auch ein tiefer Blick in das häusliche Leben des Volkes, in seine geheimsten Haussitten eröffnet. Solche Darstellungen der Volksmedicin sollten von kundigen Landärzten in allen Gauen Deutschlands aufgezeichnet werden; das Innere des deutschen Hauses würde sich uns dadurch in einer ganz neuen Beleuchtung offen legen, und für die psychologische Charakteristik des Volkes würde ein neuer Kreis der eigenthümlichsten Vorarbeiten gewonnen sein.

Wollte man in den Städten nach Resten der alten Volksmedicin suchen, so würde man wohl wenig gescheidtes mehr finden. Man sieht aus alle den vorhergehenden Ausführungen, daß die bäuerliche und städtische Sitte des Hauses nicht bloß quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden ist, daß sie auf ganz andern Voraussetzungen ruht. Dies war früher nicht in dem Grade der Fall. Das häusliche Leben war durch alle Stände gleichartiger: die neuere Zeit hat hier erst ständische Unterschiede geschaffen. Fast alles, was sich jetzt noch an Aberglauben und Sitten des Hauses bei den Bauern findet, dazu auch den ganzen religiösen Cultus des Hauses, besaßen wir früher auch in der Stadt. Stadt und Land sind hier nicht näher zusammengekommen, wie man im allgemeinen wohl wähnt, sie sind vielmehr erstaunlich auseinandergegangen.

Die wichtigste Ursache, weßhalb städtische und bäuerliche Sitte des Hauses nicht mehr zusammengehen kann, ruht darin, daß beim

ern der Besitz eines eigenen Wohnhauses etwas
sentliches und Nothwendiges, beim Bürger etwas Zu=
liges ist. Dort sitzt die Familie also fest im Hause, beide
ören organisch zusammen; hier zieht sie um, wohnt zur Miethe;
Haus ist etwas Wandelbares und Gleichgültiges.

Das schlagendste Zeugniß für den untrennbaren Zusammen=
g der Bauernfamilie mit dem Bauernhause sind die Haus=
rken. Auch sie beginnen freilich in neuester Zeit zu ver=
inden; um so mehr ist es also in einem Kapitel vom „Wieder=
bau des Hauses" am Orte, ein Wort von diesen Hausmarken
eden, die man nicht sollte verschwinden lassen, ja deren Weiter=
reitung man anregen sollte.

In vielen Gegenden Norddeutschlands (wie in Skandinavien)
jedes Bauernhaus seine eigene Marke, einfache runenartige
chen, über deren Ursprung sich die Gelehrten bis jetzt noch ver=
lich den Kopf zerbrechen, und die am Giebel, an der Haus=
re, dem Hofthor, der Wetterfahne ꝛc. angebracht sind. Das
iszeichen ist dem Bauern aber so werth, wie dem Freiherrn
Wappen. Es besteht jedoch der große Unterschied, daß die
nilie des Bauern, wenn sie einen andern Hof bezöge, was
ich selten geschieht, auch ihr Hauszeichen wechseln würde, wäh=
das Wappen des Edelmanns an der Familie haftet und von
rst auf sein Schloß übertragen wird; er vereinigt höchstens
Wappen neuerworbener Besitzungen mit seinem ursprünglichen.
in dieses Wappen ist auch dann kein Zeichen der Besitzung,
ern des Geschlechtes gewesen. Jene Bauern dagegen leiten
persönliches Wahrzeichen geradezu vom Hause ab.
Zeichen des Hauses wird auch an das Geräth gemalt, ein=
mitten, dem Vieh eingebrannt, es wird mit dem Pfluge in
Acker eingezeichnet; es wird das Zeichen alles Besitzes, denn
Haus ist ja der persönlichste und eigenste Besitz der Familie.
an dem Kirchenstuhl und am Grabstein fehlt das Haus=
en nicht. Noch mehr. Das Hauszeichen, welches, ich wieder=
es, keineswegs ein Geschlechtswappen ist, wird sogar zum

Handzeichen des Hausbesitzers. Auf der Halbinsel Mönchgut wurden noch bei Menschengedenken öffentliche Urkunden, statt mit dem Namen, mit dem Hauszeichen unterschrieben. An dem Hause also erkennt man den Mann; seine Person und das Haus fallen in eins zusammen. Ein Lump, der nicht schreiben kann, mag drei Kreuze unters Protokoll setzen; der Bauer ältester Art dagegen malt sein Hauszeichen und läßt also sein eigenstes, persönlichstes Besitzthum, sein Haus haften für seine Person. Eine glänzendere Urkunde des uranfänglichen Zusammenhangs von Familie und Haus gibt es nicht, als diese Hausmarken. Früher fanden sich auch in deutschen Städten Hauszeichen und hatten unstreitig gleichen Sinn und gleiche Anwendung wie die Marke des Bauernhofes. Jetzt kann es gar keine Hauszeichen mehr in den Städten geben, wo man zur Miethe wohnt und nach Belieben sein Haus wechselt. Auf den Dörfern dagegen sollte man die Hausmarken in ihrer herkömmlichen Bedeutung ehren und, als das Wappen der Bauern, selbst bei den Kanzeleien und Gerichten wieder anerkennen, denn indem man solche Symbole aufrecht erhält, stützt man auch die Tendenz, aus welcher sie hervorgegangen sind, d. h. im vorliegenden Fall die Idee des untrennbaren Zusammenhanges von Mann und Haus.

Ich habe in diesem Buch fast auf jeder Seite von den Bauern reden müssen, gleich als seien die ursprünglichsten und nationalsten Formen unseres Familienlebens nur in dem Bauernhause zu finden. Dem ist auch in der That so, und es erwachsen hieraus weittragende Folgerungen für den Wiederaufbau des Hauses. Das deutsche Volk ist von Hause aus ein Landvolk gewesen, während uns Griechen und Römer als ein Stadtvolk entgegentreten. Das deutsche Volk siedelte sich zuerst nur in Höfen und Weilern an, unter fremdländischem Einfluß bildeten sich nachgehends die Städte; der Stand des freien Grundbesitzers war der Urstand des deutschen Volkes. Im gesellschaftlichen und politischen Leben wurde der deutsche Städtebürger im Mittelalter eigenartig, mächtig, er schuf neue große Entwickelungskreise unserer nationalen Existenz. Darum

mußte ich in meiner „bürgerlichen Gesellschaft“ sagen, daß der deutsche Bürger keineswegs bloß ein beweglich gewordener Bauer sei. Er ist eine selbständige sociale Erscheinung. Ganz anders steht es aber mit den Formen unseres häuslichen Lebens. Die Sitte des Hauses ist viel älteren Ursprunges als der Gesellschaftsorganismus; sie wurzelt bei uns durchaus in jener Zeit, wo die Deutschen noch ein Landvolk waren. Unser eigenstes Familienleben stammt aus dem Bauernhause. Das römische Volksthum ging aus von „der Stadt“ als solcher, von Rom. Erst aus dem römischen Stadtbürger ging der römische Gesellschaftsbürger, der römische Staatsbürger hervor. Die Blüthe römisch-nationaler Sitte bekundete der Einzelne als „Urbanität“. Wir haben dieses Wort gedankenlos aufgenommen, während wir doch die Blüthe deutscher Sitte viel eher „Rusticität“ nennen müßten.

So lange der deutsche Bürger rein deutsche Sitten des Hauses hatte, waren das verfeinerte Bauernsitten. Im Mittelalter ist es so noch gewesen. Mit der Beweglichkeit des städtischen Hauses ist jetzt die alte Bauernsitte im Bürgerhause theils unmöglich geworden, theils haben wir sie als altfränkischen Plunder von uns geworfen, aus London und Paris die kosmopolitische Sitte des gebildeten Europa uns verschrieben und das deutsche Haus verläugnet. So ist unser bürgerliches Familienleben, ich wiederhole es, ein qualitativ anderes geworden, als das ursprünglich deutsche, bäuerliche.

Es wäre Verrücktheit zu glauben, daß jene alten naiv poetischen Sitten des Bauernhauses in der Stadt jemals wieder hergestellt werden könnten. So gewiß es in der entgeisteten Wohnungskaserne niemals wieder ordentlich geisten und spuken wird, so gewiß werden auch die alten, naiven, wesentlich im Hausaberglauben gewurzelten Bräuche nicht wieder aufkommen.

Sollen wir aber darum das deutsche Haus in den Städten gänzlich verläugnen und verloren geben? Gewiß nicht. Eine neue Sitte des bürgerlichen Hauses müssen wir gründen, die der Bauernsitte gegenübersteht wie die bewußte, klare Lebenspraxis des Mannes dem dichtenden, Träume spinnenden Dahinleben des Jünglings.

Sie muß hervorwachsen aus der bestimmten Ueberzeugung, daß nur in dem engen, durch die äußeren historisch nationalen Formen der häuslichen Sitte gefesteten Familienleben eine sittlich kräftige, staatsbürgerlich tüchtige Generation wieder aufwachsen kann. Im Taumel haben wir diese Sitten verloren: mit hell wachen Augen müssen wir sie wieder suchen. Und weil wir sie hell wach anders anschauen werden als vordem, drum werden wir sie auch zu anderen Sitten sich umwandeln, aber es werden gute deutsche Sitten sein.

Es vermeint Mancher, dessen politisches Glaubensbekenntniß in äußerst loyalen und unterthänigen Phrasen abgefaßt ist, er sei ein sehr conservativer Mann. Er ist aber ein Demagog, ein Revolutionär, weil in seinem Hause der Conservatismus fehlt, weil da aus eitel Vornehmthuerei jegliche überlieferte Sitte des Standes und der Familie weggeworfen ist, weil kein Hausregiment geführt wird, weil die Kinder als sociale Windbeutel aus dem Schooße der Familie hervorgehen. Unzählige „feine" Leute werden Demokraten, weil sie gar zu aristokratisch sein wollen, und merken selbst nicht einmal, was sie geworden sind.

Mit dem bestimmten Gedanken müssen wir eine strengere Zucht des Hauses wieder aufnehmen, daß uns dieselbe social fest machen solle, wo wir jetzt noch umhergeblasen werden wie die Windfahnen. Aus dieser Zucht könnte eine neue bewußte bürgerliche Sitte des Hauses aufwachsen. Wenn sie aber außer allem Zusammenhang tritt mit der alten deutschen naiven Sitte, d. h. mit der Bauernsitte, dann wird sie doch alsbald vertrocknen; denn ein Volk ist auch nur einmal jung, und nur aus den Sitten der Jugendzeit unserer Nation strömt dem bewußt schaffenden Alter ein verjüngtes, gemüthfrisches Leben zu.

Der politische Mann sollte es sich zum Exempel zur besonderen Gewissenspflicht machen, jetzt, wo die städtische Familie kaum je mehr in dasselbe Haus, in dieselbe Stadt zusammengebannt bleibt, den Familienverkehr aus Princip um so lebendiger aufrecht zu erhalten. Aus Ueberzeugung müssen wir uns wieder Muth fassen, gleich dem Bauern wieder den Vetter und

die Base zu ehren; um als conservative Männer den Staat zu stützen, müssen wir Familientraktamente halten für die ganze Sippschaft, so weit sie nur herausgerechnet werden kann, Familientraktamente wie auf einer Pfälzer Kirchweih. Regelmäßige Familienzusammenkünfte sollten zur allgemeinen Sitte werden; die Eisenbahn, die so manches alte Herkommen zerstört, würde dieses gute neue Herkommen schaffen helfen. Jeder Einzelne kann erfolgreiche Schritte zu diesem Zwecke thun, wenn er nur den Muth hat, ein deutscher, für das Haus begeisterter Mann zu sein.

Ich gedachte oben der Familienchronik. So lange es im Bauernhause noch ordentlich spukt, braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt im eigenen Hause, und die Wände des Hauses erzählen ihm die Chronik seiner Väter. Er würde auch eine ordnungsmäßige Familienchronik ohnedieß nicht gut schreiben können, da ihm die Tinte meist eingetrocknet ist und kann sich mit den altherkömmlichen, der Bibel vorgehefteten kurzen Notizen wohl begnügen. Der Städter dagegen braucht eine solche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn seine gemietheten Zimmerwände sind stumm, die städtischen Großmütter haben ein schwaches Gedächtniß in Familiensachen bekommen, und so bleibt nur übrig, daß das beschriebene Papier die Ueberlieferungen des nomadischen Hauses einstweilen festhalte.

Entsprechend den naturgeschichtlichen vier großen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft wird auch der Wiederaufbau des Hauses unter vierfachem Gesichtspunkt vom Socialpolitiker behandelt werden müssen.

Der Bauer hat einen Cultus des Hauses, bedingt durch das naive Fortleben in der überlieferten Familiensitte. Die Stammburg unsers nationalen häuslichen Herkommens ist das Bauernhaus. Das wirthschaftliche und sociale Leben des Bauern ordnet sich seiner Sitte des Hauses unter. In ihr ist dem gesammten Volke der Zusammenhang mit dem Urquell unserer ältesten nationalen Lebensanschauung gesichert. Der Socialpolitiker muß daher

den Bauer nur in seiner Sitte und seinem Cultus des Hauses gewähren lassen und bewahren, er darf höchstens gelinde Hebammendienste zum Hervorziehen halb entwickelter oder halb erstickter Bauernsitte thun.

Bei der Aristokratie hat sich die alt nationale Bauernsitte zu Standes- und Hausgesetzen krystallisirt. Der Stand ruht auf diesen Hausgesetzen. Werden sie nicht befestigt und neu geordnet, dann ist der ganze Stand der Adelsaristokratie ein Schattengebilde der Doktrin. Hier erhält also der Staatsmann bereits die positive Aufgabe, auf dem Wege der Gesetzgebung dem in dem W.sen seines Familienthumes erst eigenartig werdenden Stande unter die Arme zu greifen.

Das Bürgerthum hat die naive Bauernsitte und den Cultus des Hauses größtentheils abgestreift, es hat auch sein Familienleben nicht durch Hausgesetze gefestet. Darum muß es aber entschiedener noch als die beiden vorhergehenden Stände aus politischem Bewußtsein zur strengen Zucht des Hauses zurückkehren. Es muß sich dadurch einen neuen Boden bürgerlicher Haussitte schaffen. Es wird der vierte Stand, bei dem ein berechtigtes Familienleben überhaupt kaum existirt, durch eine Concentration des bürgerlichen Lebens großentheils aufgehoben werden, denn eben aus der Verläugnung des bürgerlichen Hauses geht eine ungeheure Schaar von Proletariern hervor.

Hier ist also der Punkt, wo wir mit aller Macht die Hebel der Reform einsetzen müssen, Jeder für sich in seinem Hause, und auch der Staat darf nicht bloß zusehen und gewähren lassen.

Ich komme hier auf eine bis zum Ueberdruß besprochene Zeitfrage, auf die Frage der Auswanderung. Man wird glauben, sie müsse vorwiegend bei einer Betrachtung unserer gesellschaftlichen, unserer wirthschaftlichen oder politischen Zustände besprochen werden; ich aber glaube, sie gehört vor allen Dingen in ein Buch von der Familie.

Die Leute, welche auswandern, weil sie im fernen Welttheil einen günstigeren Spielraum für die Entfaltung ihrer Kräfte be-

stimmt voraussehen, sind vernünftige Auswanderer. Sie sind nicht vom Auswanderungsfieber befallen, und von ihnen rede ich hier nicht. Die ungeheure Masse der Auswanderer geht nicht von diesem Gesichtspunkte aus. Sie sind vielmehr zerfallen mit dem europäischen Leben, müde dieser Zustände, in denen sie nicht recht leben und nicht recht sterben können, und steuern einem fernher dämmernden Glück entgegen, von dem sie so wenig eine bestimmte Vorstellung haben, wie von ihrem heimathlichen Unglück.

Nun sagt man, diese Leute fliehen vor unsern erbärmlichen politischen und socialen Zuständen. Wer aber macht denn in letzter Instanz diese „politischen und socialen Zustände" als das Volk selber? Ein innerlich gesundes Volk ist noch niemals auf die Dauer schlecht regiert worden, und wenn unsere Gesellschaftsverfassung schlecht ist, so heißt das nichts anderes, als daß das Volk selber krankt. Die europamüden Auswanderer fliehen also vor sich selber. Es ist doch gar zu komisch zu glauben, die große Mehrzahl dieser Leute, die den untersten und bildungslosesten Volkskreisen angehören, gingen aus Unzufriedenheit mit unsern Staatsverfassungen und Verwaltungen übers Meer. Es würde ihnen wahrhaftig jede Verfassung recht sein, denn sie verstehen die eine so wenig wie die andere, wenn sie nur mit sich selbst in Frieden wären. Die überlieferten Sitten haben sie aufgegeben, der Fesseln des Familienlebens sind sie quitt geworden, damit aber auch der süßen Bande der Familie, sie haben keinen „häuslichen Herd" mehr: warum sollten sie noch länger zu Hause bleiben? Sie sind eigenherrisch geworden; der jüngere Bruder mag dem älteren nicht mehr als oberster Knecht und Genosse dienen; er geht also übers Meer, um zu lernen, daß Der meist den schlechtesten Herrn hat, der sein eigener Herr ist. Wenn man es ganz in der Ordnung findet, daß das Volk seinen alten Rock ablegt und mit dem alten Rock seinen alten Gott, warum wundert man sich denn, daß es auswandert? So lange die Familiensitten fest waren, hielten sie auch den Mann im Hause fest. Nun ist es aber doch ganz natürlich, daß die Leute auswandern,

da ihnen mit den Sitten auch „das Haus“ verloren gegangen ist. Sie sind ja hier nicht mehr „zu Hause“, warum sollen sie denn hier bleiben? In den niederdeutschen Küstenstrichen und den oberdeutschen Hochgebirgsgegenden, wo der Bauer noch sein altväterliches Haus innen und außen besitzt, weiß man ja nichts vom Auswanderungsfieber; in Mittel- und Südwestdeutschland dagegen grassirt es am stärksten. Dort hat das Volk nach und nach alles Eigene, Ererbte, Angestammte aufgegeben, daß ihm zuletzt nur noch übrig blieb, die todte Scholle Landes aufzugeben, darauf es geboren ward. Daß ihm dieß nicht mehr schwer wird, ist erklärlich, und diese leichte Trennung nennt man Auswanderungsfieber. Bei den niedersächsischen Bauern, die noch im alten Sachsenhause wohnen, wo der Bruder die Ehren des Hauses und des Bruders Dienst zu mehren sucht, wo die Hausfrau in der großen Wohnhalle hinter dem Herde thront, und die Heuerleute unter dem patriarchalischen Schutze des Hofbauernhauses ihre Hütten aufschlagen, herrscht noch kein Auswanderungsfieber. Diese Leute haben noch ein Haus: also fällt es ihnen auch nicht ein, auszuwandern. Wo das Auswanderungsfieber herrscht, da vermindern sich die Ehen noch in viel stärkerer Proportion als die Bevölkerungszahl abnimmt. Die Leute, welche ein Haus suchen, die heirathsfähigen Leute, wandern aus; sie fliehen vor dem alten Land, in welchem sie den Geist der Häuslichkeit nicht mehr finden können. Die Armen merken nicht, daß sie damit eigentlich nur vor sich selber fliehen! Die Verläugnung der nationalen Sitte und des deutschen Hauses ist es, die wie ein Fieber durch die Nerven unseres armen Volkes zittert und glüht; unstät und flüchtig wird das Volk, um dieser tief innen brennenden Unruhe zu entrinnen. Der einfältige Bauer merkt nicht, daß er und Andere mit seiner Väter Sitten sich und ihm auch seiner Väter Frieden gestohlen. Es ist öde geworden in seinem Haus. Nur ein böser Hausgeist spukt noch darin, der Rachegeist der Verläugnung des Hauses. Und der Bauer packt seine ganze Habe auf den Wagen und flieht zum Auswandererschiff und steckt das väterliche Haus

in Brand, damit dieser böse Hausgeist mit verbrenne, aber hoch oben von dem aufgethürmten Hausrath herab kichert ihm der Kobold zu: „Es war Zeit, daß wir uns aus dem Staube machten!“ Und ob der entsittete deutsche Mann gleich über das ganze breite Weltmeer fährt, wird er diesen bösen Hausgeist doch nicht darin ersäufen können. Und würfe er all sein Hab und Gut, worin der Hausgeist scheinbar sich verschanzt, über Bord, er würde ihn doch nicht mit in's Wasser werfen, sondern zuletzt würde der rächende Hausgeist aus des Auswanderers eigener tiefster Brust herausspringen und ihn peinigen.

Wenn ein Volk vor sich selber flieht, dann hat es das Auswanderungsfieber. Es flieht dann freilich auch vor seinen socialen Zuständen: denn seine socialen Zustände hat es sich selber gemacht. Es flieht vor seinen politischen Zuständen: denn ein Volk wird im Großen und Ganzen immer gerade so gut und so schlecht regiert, als es regiert zu werden verdient. Die Regierenden sind ja doch auch ein Theil des Volkes und ihre Regierungsweise ist eine von den Früchten der gesammten Volksentwickelung. Wenn aber ein Volk sein häusliches Leben wieder in strenge Sitten fügt, dann zwingt es seine Machthaber zur politischen Tugend und indem wir unser Haus reformiren, reformiren wir den Staat.

Ich habe so viel von dem aus vergangenen Zeiten uns vererbten deutschen Bauernhause gesprochen; es stehet aber auch ein Bürgerhaus der Zukunft vor meinen Augen, welches anders aussieht wie eine Kaserne.

Ihr schauet da — im zwanzigsten Jahrhundert — ein etwas unregelmäßig gebautes, mäßig großes Haus, gelegen in einer neuen und dennoch krummen, wie ein anmuthiger Fußpfad geschlängelten Straße. Die Giebelfront ist der Straße zugekehrt. Denn bis zum zwanzigsten Jahrhundert hat der Bürger so viel historische Bildung gewonnen, daß er weiß, es sei dies ein Wahr-

zeichen des deutschen Hauses. So wie er es aber für lächerlich hält, in seinem Hause französisch zu sprechen, so nicht minder, sein Haus nach französischer oder italienischer Art zu bauen. Der schönste Schmuck dieses zukünftigen Hauses ist ein Erker, und weil es mit der breiten Seite nach innen gekehrt ist, hat man einen traulichen Hof gewonnen, sinnig ausgeschmückt, in welchem sich die Kinder lustig tummeln, und an der dem Hofe zugewandten Front läuft oben eine offene Gallerie, von welcher die Eltern dem Treiben des jungen Volkes zuschauen können. Die Grundformen und Ornamente des Hauses sind eigenthümlich neu und doch wie der ganze Plan an altes anlehnend. Es ist nämlich bis dahin der gesuchte ächt „moderne" Styl wirklich gefunden worden.

Im Hause wohnt nur eine Familie; säße noch eine andere zur Miethe darin, so würde sie wenigstens eine Hausflur, Treppe und Hausthür für sich gesondert begehren und dafür lieber einige Prunkräume vermissen oder etwas höheren Zins zahlen.

Oben hinter den Giebelfenstern haust der Großvater und die Großmutter. Sie haben sich zur Ruhe gesetzt und ziehen selbst dann mit ihren Kindern, wenn diese zur Miethe wohnen.

Das „ganze Haus" hält zusammen, Vettern und Basen sprechen öfters ein und finden ein nettes Gaststübchen. Zur Entgegnung „onkeln" die Kinder des Hauses in den Ferien bei den auswärts wohnenden Verwandten und zehren ein halbes Jahr an den anmuthigen Erinnerungen dieser Wanderfahrten. Die Familienfeste stehen wieder roth im Kalender und werden nach altem Style, nur mäßiger, und also auch fast fröhlicher als vor Jahrhunderten gefeiert. Der Großvater macht es sich in seinem Giebelstübchen zum besonderen Geschäft, die alten deutschen Sitten neu an's Licht zu ziehen, den Forderungen des zwanzigsten Jahrhunderts, wenn's Noth thut, anzubequemen und, als Hofmarschall des Hauses, über ihre Aufrechthaltung zu wachen.

Es gilt wieder für städtisch, sogar mit den Nachbarn gute Freundschaft zu halten. Die Gemeindeordnung sorgt aber auch

dafür, daß sich nicht allerlei fremdes Gesindel neben den soliden Bürger siedelt. Ruhelose Lumpen wandern fleißig nach Amerika und man verschmerzt das Geld gerne, das mit ihnen fortgeht, weil sie auch ihr ansteckendes hektisches Fieber der Familien- und Gesellschaftslosigkeit mit hinübernehmen.

Das Gesinde, die Gesellen und Gehülfen, zählen wieder mit zum ganzen Hause. Sie werden in strengerer Zucht gehalten, dafür aber auch, so weit es nur angeht, in den Kreis der Familie gezogen. Der Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts hat gefunden, daß die sogenannte „Erntebiere" der Bauern, das Fest, welches der Gutsherr seinen Arbeitern nach vollbrachter Ernte gibt, ein wahres Verbrüderungsfest für das Haus und das Gesinde sein können. Er hat deßhalb gleichfalls ein eigenes Gesindefest in seinem Hause eingeführt, und zwar zu Weihnachten oder Neujahr, wo die Arbeit und Ernte des ganzen Jahrs hinter uns liegt, während sonst gerade in dieser der Familienfestlichkeit am meisten geweiheten Zeit das Gesinde sich in seiner ganzen Einsamkeit fühlte, ausgestoßen aus dem Familienleben.

Der Bürger des zwanzigsten Jahrhunderts hat die verlorene hauspriesterliche Würde wieder erobert: er hat den Muth, wieder mit dem ganzen Hause zu beten, und mit dem ganzen Hause, wie in einem Aufzug, zur Kirche zu gehen.

Ein verbessertes, aus Elementen des Vereins- wie des Corporationswesens aufgebautes neues Innungsleben im Gewerb wird bis dahin mächtig diese Gesammthäuslichkeit fördern. Die Studenten haben dann die Poesie der genossenschaftlichen Bierkneipe noch nicht verloren, aber sie werden zugleich eine neue und höhere Form der Häuslichkeit wiedergefunden haben in einer Neubelebung der „Bursen." Bursen, Gesellenhäuser, Rettungshäuser rc. werden dem Socialismus die Spitze abbrechen, indem sie die richtigen Ideen, welche in ihm enthalten sind, aufnehmen und den modernen Gedanken des in freier Vereinigung gemeinsamen Lebens verschmelzen mit der historischen Thatsache der deutschen Familie.

Auch in dem vornehmen und reichen bürgerlichen Hause der

deutschen Zukunft wird es keinen Salon mehr geben, wohl aber eine stolze, künstlerisch geschmückte Wohnhalle, etwa auch ein Prunkzimmer für die großen Familienfeste. Die Geselligkeit wird ihren Ausgangspunkt wieder in der Familie suchen. An den langen Winterabenden wird man fleißig Hausmusik machen, alte Hausmusik namentlich von Joseph Haydn und an besonders ernsten und geweihten Tagen von Sebastian Bach, außerdem auch noch von einigen noch unbekannten Hausmusikern „der Zukunft“, die aber gewiß nicht bei Richard Wagner in die Schule gegangen sind. Wenn nun die Glieder und Freunde des Hauses so im traulichen Kreise beim warmen Ofen beisammensitzen, dann werden sie sich auch manchmal erzählen von einer närrischen und doch großen vergangenen Zeit, die ihnen ungefähr so vorkommen wird, wie uns die Rococoperiode: — vom neunzehnten Jahrhundert. Die Männer namentlich, die bis dahin wirkliche politische Männer geworden sind, werden sich amüsiren über unsere Versuche und Theorien, mit denen wir auf der einen Seite den Staat festigen, die Gesellschaft erneuern wollten, während wir doch ganz vergaßen, vorher in der Familie die Mächte der Autorität und Pietät neu zu gründen. Unsere politischen Doctrinäre, liberalen und conservativen Zeichens, werden in diesem Punkt jenen Männern, die in der großen Wohnhalle über die gute alte Zeit plaudern, wie Leute erscheinen, die einen Bock zu melken versuchten, und unsere Nationalökonomen, Statistiker, Finanz- und Industriemänner, die eine gute Volkswirthschaft machen wollen, ohne an eine gute Hauswirthschaft zu denken, halten ein Sieb unter, um die Milch aufzufangen. Spaßhafte Dinge wird man sich erzählen von jener verklungenen urgroßväterlichen Zeit, wo von zweien Menschen, die sich begegnen, keiner dem andern zuerst „Grüß Gott“ zurufen wollte, weil sich der eine so gut wie der andere als constitutioneller Staatsbürger fühlte, wo die Mägde in Einer Gesindestube und die Gymnasiasten in Einer Klasse sich untereinander mit „Sie“ angeredet haben, wo der Vater „unter Mitwirkung der Polizei“ seinem bösen Buben Hiebe gab, wo in

dem abenteuerlichen Jahre 1848 Lateinschüler Beschwerden und Petitionen an deutsche Kammern schickten, das unconstitutionelle, despotische Regiment ihrer Lehrer betreffend, wo sich's aber die Lehrer auch ihrerseits als einen großen Schimpf verbaten, wenn man sie Meister der Schule, kurzweg Schulmeister, nannte, wo die Schule ein verkleinerter Staat sein sollte, statt ein vergrößertes Haus, und die Kindererziehung im Hause wieder eine Schulmeisterei im Miniaturbild. Man wird es dann auch ebenso kurios finden, wenn ein Vater sagen wollte, er habe keine Zeit seine Kinder zu erziehen, wie wenn ein Pfarrer sagte, er habe keine Zeit zum Predigen, oder ein Soldat, er habe keine Zeit zum Fechten.

Obgleich man nun solchergestalt lächeln und sich ergötzen wird über gar manche Wunderlichkeiten und innere Widersprüche unseres häuslichen Lebens, wird man doch auch wieder mit Respekt dieser unserer ringenden Zeit gedenken — mit Pietät. Denn eben weil man dann ja wieder wohnt in dem organischen Hause mit der Giebelfront und dem Erker, eben weil man das deutsche Familienleben wieder gefunden hat, betrachtet man die vergangenen Geschlechter mit derselben Pietät, mit der man seinen Vater anschaut und weiß, daß man nicht nur durch des Vaters Arbeit reich, sondern auch durch seine Fehler und Schwächen klug geworden ist. Die Kinder eines Vaters, der die Weinflasche liebt, werden selten dem Trunke sich ergeben, und in der Geschichte der Pädagogik folgen auf die geschmeichelten Generationen allemal die geprügelten.

Die Ehegesetze werden in jener Zeit weit strenger sein als in der gegenwärtigen; dennoch wird man sie nicht barbarisch nennen, weil die mit bestimmter Ueberzeugung aufgenommene strengere Sitte des Hauses die Strenge jener Gesetze selten zur Anwendung kommen läßt, weil die leichtsinnigen Ehen und folglich auch die leichtsinnigen Scheidungen seltener sind, weil der Einzelne weiß, daß er seine persönliche Fessellosigkeit den großen sittlichen Ideen der Menschheit, vor allem der Idee der Familie muß opfern können.

Von den zahllosen „Hausbüchern", die gegenwärtig in jählich steigender Fluth den buchhändlerischen Markt überschwemmen, wird sich in dem Bücherschrank jenes Giebelhauses wenig mehr vorfinden. Es sind diese Bücher zumeist noch nicht dazu angethan „Erbbücher" zu werden. Dennoch wird man einst ein Vorzeichen späterer glücklicher Entwicklungen darin erblicken, daß selbst die Buchhändler in unsern Tagen angefangen haben, auf das Haus (wie auch auf das „Volk") zu speculiren, während sie noch vor zwanzig Jahren vorwiegend auf die Lust an der Verläugnung des Hauses speculirten. Als erstes weltliches Hausbuch wird aber in dem Bücherschrank jenes Giebelhauses die handschriftliche Familienchronik stehen, und man wird ihr den Ehrenplatz unmittelbar neben der Hausbibel geben. — — —

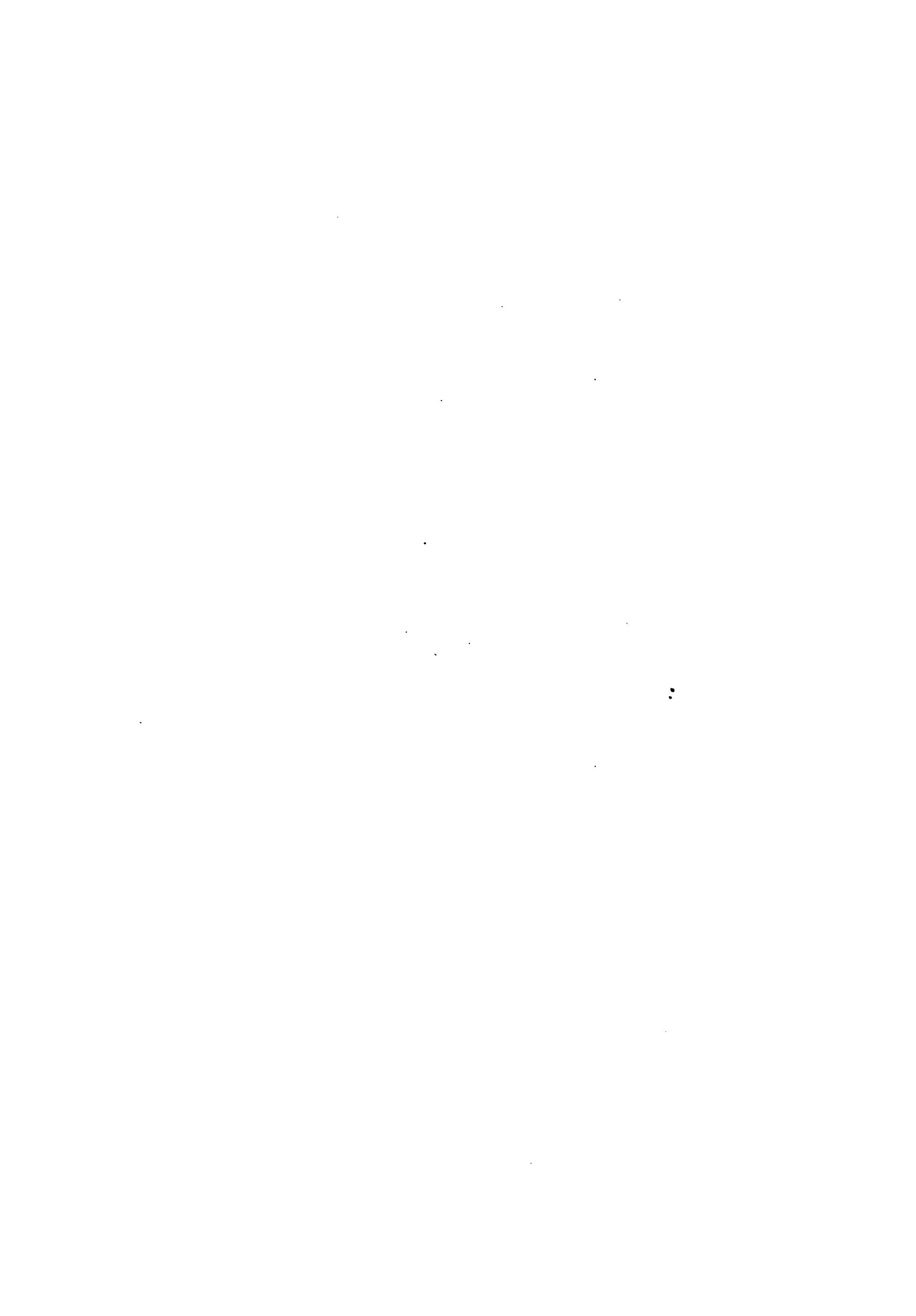
Der Socialpolitiker konnte es sich nicht versagen, am Schlusse eines Buches, dessen Stoff so vielfach das deutsche Gemüth bewegt, schier dem Poeten ins Handwerk zu greifen, und von dem Traum einer goldenen Zukunft zu reden, die hier doch eigentlich nur als der von dem Goldschimmer der Phantasie überstrahlte Widerschein der Vergangenheit erscheint. Denn wir können uns die Zukunft überhaupt ja gar nicht anders denken, als indem wir Vergangenheit oder Gegenwart in ein anderes Colorit umstimmen. Könnten wir uns die wirklich neuen Elemente der Zukunft auch nur ahnend vorstellen, so würden wir sie damit auch schon halb besitzen und sie wäre eben keine rechte Zukunft mehr, sie wäre schon eine halbe Gegenwart. Hierin liegt aber ein tiefgreifender Beweis der Berechtigung unsers historischen Standpunktes. Nur indem wir die Vergangenheit ergreifen, besitzen wir auch die ganze Gegenwart; die Zukunft aber können wir nur schauen in der Täuschung eines verklärten Abbildes dessen, was wir bereits besitzen.

Und damit getröste ich mich gern meines verklärten Bildes vom bürgerlichen Hause mit der Giebelfront, über dessen fried-

lichem Dach der Himmel sich öffnet, daß man die Engel erschauen kann, wie sie sich freuen über solch ein Haus, und musiciren dazu mit ihrer himmlischen Hausmusik, die klingt ungefähr wie das schönste Quartett von Joseph Haydn. Wir besitzen dieses Haus schon halb; denn in der Idee ist es ja nur unser altes deutsches Haus. So lasset uns dasselbe auch in der Wirklichkeit erbauen, nicht bloß für die Zukunft, sondern auch für die Gegenwart.

Und weil das Haus mit der Giebelfront ein so persönliches Haus ist, vergleichbar jenen mittelalterlichen Häusern, die in der Inschrift von sich selber in erster Person sprechen: „Ich ward erbaut Anno Domini ....," so muß es auch einen Hausspruch über der Thüre haben. Dazu aber erwähle ich die alten, einfachen und treuherzigen Verse, die schon so mancher deutsche Bauer über sein Haus gesetzt hat, und der Socialpolitiker denkt mit dem Poeten, sie werden gut stehen an den Pforten alles dessen, was wir in deutschen Landen bauen im Hause und in der Familie, in der bürgerlichen Gesellschaft und im Staat:

„Wo Gott nicht gibt zum Haus sein' Gunst,
Da ist all unser Bau'n umsunst."





Die Naturgeschichte des Volkes

als Grundlage

einer deutschen Social-Politik.

Von

W. H. Riehl.

Vierter Band.

Wanderbuch.

Zweiter Abdruck.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Wanderbuch

als zweiter Theil zu „Land und Leute."

Von

W. H. Riehl.

Zweiter Abdruck.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1869.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Augsburg

Inhalt.

I.

Einleitung.

Handwerksgeheimnisse des Volksstudiums.

1.

Zu Fuß.

Der Erforscher des Volkslebens muß vor allen Dingen auf Reisen gehn. Das versteht sich von selbst. Ich meine aber gehen im Wortsinne, und das verstehen Viele nicht von selbst.

In alten Zeiten mochte man zu Roß oder Wagen unser deutsches Vaterland bereisen, und brachte Neues die Fülle mit nach Hause zur Erkenntniß von Land und Leuten. So mag man heute auch noch ferne, fremde, wenig ausstudierte Länder vom Schiff, vom Wagen, vom Maulesel oder Kamel herab näher kennen lernen als irgend ein Vorläufer. Mitten im civilisirten Europa aber, wo es so viele Bücher und Eisenbahnen gibt, reicht solche Beobachtung aus der Vogelschau auf flüchtiger Fahrt längst nicht mehr aus: wer Neues entdecken und beschreiben, ja wer auch nur das Altbekannte neu beurtheilen und verknüpfen will, der ist nothwendig auf den Fußweg gewiesen. Der Botendienst ist fast allwärts überflüssig geworden, der fußwandernde Bote ward im drängenden Verkehrsleben zum hinkenden Boten, und von Botenlohn und Botenbrod lesen wir fast nur noch in alten Volks- und Rittergedichten: für die Wissenschaft dagegen kann man in Deutschland noch immer Botendienst zu Fuße thun und frisch voranschreitend, einen Fuß vor dem andern, Botenlohn verdienen.

Wie der moderne Historiker bei einem quellenhaften Ge-

schichtsbuche nicht mehr bloß Buchstudien, sondern auch Archiv-
studien fordert, so fordere ich bei einem Beitrage zur deutschen
Volkskunde mindestens Wanderstudien. Wandern heißt auf eige-
nen Füßen gehen, um mit eigenen Augen zu sehn, mit eigenen
Ohren zu hören.

Am allerbesten freilich wäre es, wenn man mit dem Gehen auch
das Sitzen verbände, doch dies ist nur Wenigen und nur in
Einzelfällen vergönnt. Ich meine zu der Wanderung durch ein
Land sollte sich ein längerer oder kürzerer Wohnsitz in demselben
gesellen, so daß der Forscher gleichsam nomadisirte, denn das
Doppelsymbol des Nomaden ist nicht bloß der Wanderstab, son-
dern auch das Zelt. Wer aber sein Zelt nicht aufzuschlagen
vermag in dem Lande, welches er wandernd studiert, der mag sich
getrösten, daß im Wandern selbst doch der nächste Ersatz für das
Wohnen liegt. Der Fußwanderer *lebt* mit den Leuten, wenn
auch nur vorübergehend, nur abgekürzt und im Auszuge; darum
ist jede gründliche Wanderung wenigstens eine halbe Einbürge-
rung, und wer acht Tage im Lande umhergeht, der wird dort
seßhafter als ein Anderer, der zwanzigmal hindurch gefahren ist.

Nun könnte man in allerlei Weise das Wandern lehren —
je nach dem verschiedenen Wanderzweck. Ein Turner würde
zeigen, wie man wandern soll, um frisch und stark und gesund
zu werden, ein Poet, wie man ausziehe, um sich die niemals
ausgesungene Poesie des Wanderns zu erwandern; — ich be-
gnüge mich hier mit einer kurzen und faßlichen Anleitung, wie
man wandere um dem Volk und Land ins Gesicht zu sehn und
aus den Augen zu lesen. Den Gewinn von frischer Kraft an
Leib und Seele und von verjüngender Poesie für's Gemüth fin-
det dann auch noch Jeder nebenbei, der Stab und Tasche er-
greift und die Sache probirt.

Ich gebe also in diesem Buch meine Methode des Wander-
studiums und belege sie mit selbst erwanderten Beispielen.
Man wird daraus erkennen, daß ich Schule gemacht habe in
meinem Fache, nicht zwar die Schule eines Dritten, aber doch

wenigstens meine eigene, und ich hege dann weiter die erlaubte Absicht Andere für meine Schule zu gewinnen, vorab die frisch aufstrebende Jugend, welche in anderweitiger Schule ihre Beine noch nicht derart versessen hat, daß sie gar nicht mehr ordentlich gehen können und ihre Augen noch nicht derart an papierenen und pergamentenen Quellen verlesen, daß sie für die Quellen des leibhaften Lebens blöde geworden sind.

2.

Einsame Wanderschaft.

Wer forschen und lernen will auf der Wanderschaft, der gehe allein.

Nur der einsame Wanderer lebt mit den Leuten, nur wer allein kommt, wird überall angeredet und in's Gespräch gezogen; kommen ihrer Zwei; so läßt man sie vielmehr für sich gewähren, in der Meinung, daß sie sich selbst genug seyen. Zum Vergnügen reise man mit einem Freunde, zum Studium für sich allein.

Aber nicht bloß die fremden Leute erschließen sich leichter dem Einsamen, auch wir selber sammeln uns und arbeiten doch nur eigentlich, wenn wir einsam wandern. Frei durch die Welt zu streifen, das Auge stets geöffnet für Natur und Volk ist eine lustige Arbeit, ein lustiges Spiel ist es nicht. Man muß seine Gedanken von früh bis spät gespannt halten auf die Hauptgesichtspunkte, welche man verfolgt; da nun aber tausend andere, oft sehr verlockende Eindrücke uns beständig zu zerstreuen drohen, da wir mitten im Studium auch zu gehen, unser Gepäck zu tragen und um Weg und Steg und Quartier zu sorgen haben, so rechne ich die Doppelarbeit des gleichzeitigen Wanderns und Forschens für besonders anstrengend, für anstrengender als das gründlichste Bücherstudium am Schreibtische.

Ich vergleiche diese lustig-ernsthafte Arbeit gerne dem gleichfalls lustig-ernsthaften Beruf eines Kavallerie-Trompeters. Der Mann muß ein Virtuos im Reiten und zugleich im Blasen seyn. Es gibt Volksforscher, die blasen vortrefflich, können aber das Reiten nicht vertragen: das sind die Stubengelehrten; es gibt andere, die reiten prächtig über Berg und Thal, haben aber das Blasen schlecht gelernt und kommen im Galoppiren aus dem Ton und Tact: das sind die Touristen.

Nur der einsame, kunstgeübte Wanderer, der sein Reisegepäck selber auf dem Rücken trägt und seinen Schulsack obendrein, findet den raschen Blick und die nie erlahmende Spannkraft zum rastlosen Beobachten.

Mit dem bloßen Beobachten ist es aber noch nicht gethan: es gilt auch zu gleicher Zeit das eben Erfaßte zu ordnen und durchzudenken. Wer sich auf dem Wege den Stoff sucht und hinterdrein daheim die Gedanken dazu, der ist nicht auf der rechten Fährte. Die besten Gedanken findet man immer dort, wo man die unmittelbare Anschauung der Thatsachen gefunden hat und die Gedanken wollen auf der Landstraße, auf dem Lagerplatz, im Abendquartier auch gleich frischweg erfaßt und festgehalten seyn. Dies ist das sicherste Mittel gegen die Gefahr, hinterher Fremdes in den gewonnenen Stoff hineinzudenken und die Thatsachen unsern Ideen zu beugen.

Jede Reisegesellschaft stört solches gesammelte und originale Durchdenken im Augenblick des Beobachtens. Erst nach vollbrachter Fahrt tausche man seine Gedanken aus, so viel man will, und prüfe und läutere sie im Austausche.

Um aber recht gründlich allein zu reisen, nehme ich nicht einmal ein Buch mit auf die Wanderschaft: ich will gezwungen seyn durch's Entbehren jeder anderen geistigen Anregung Geist und Auge fortwährend auf die umgebenden Dinge zu richten und dieselben nach ihrem Zusammenhange augenblicklich und in meiner Weise durchzudenken. Als einziger literarischer Freund begleitet mich die Landkarte und zur gemüthlichen Ansprache allenfalls

n Hund: beide halten mich nicht ab vom steten Verkehr mit
Leuten des Landes, noch stören sie die Sammlung meiner
anken.

Der Hunger nach neuem Stoff ist Vorbedingung, zugleich aber
der größte Segen für den forschenden Wanderer, und dieser
iger bringt dann von selbst die verdoppelte geistige Verdauungs-
t, deren man unterwegs nicht entbehren kann. Rasch, sicher
vielseitig auffassen, sich einbürgern, indem man weitergeht,
nden in Tage, Tage in Wochen verwandeln, das ist die
ierige Aufgabe und zugleich eine anderswie kaum zu übende
nastik des Geistes.

Darum mag Einer wochenlang starke Tagemärsche machen
en ohne zu ermüden und eines besondern Rasttages zu be-
en, verbindet er aber die Arbeit der Forschung mit dem
g, so wird er's kaum über fünf Tage in einem Zuge aus-
n. Man wird stumpf und muß dem Kopfe eine Weile
e gönnen, bevor man den Beinen zumuthet, daß sie uns zu
r Arbeit wieder fröhlich fürbaß tragen.

3.

Erstes Probestück der Vorbereitung.

Es gilt bei der Wanderschaft, was vom Kriege gilt: der
pterfolg muß gewonnen seyn, bevor man auszieht, und in
m Sinne kann auch ein kurzer Gang reiche Frucht bringen,
n nur die Vorbereitung tüchtig war.

Ich fordere zweierlei Probstücke einer genügenden Vorberei-
: erstlich daß man im fremden Lande Niemand um den
zu fragen brauche, und zweitens daß man bereits mehr
des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse, als
große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß. Wer

nicht mindestens so viel vorgelernt hat, der macht eine Reise in's Blaue.

Man soll Niemand um den Weg fragen. Dies ist eine goldene Regel für jeden Fußwanderer in Ländern, welche Specialkarten besitzen, gleichviel was sonst der Reisezweck des Wanderers sey. Denn wer sich auf's Fragen verläßt, der fällt aus einem Irrweg in den andern; auch gefährdet der einsam Wandernde nicht leichter seine Sicherheit als durch's Wegefragen. Vollends aber einen Führer mitzunehmen, zerstört alle Poesie des Wanderns, denn die tiefste Wander-Poesie ist Selbstsuchen, Selbstfinden, Selbstverfehlen, kurzum durchaus auf eigenen Füßen gehen und sein eigener Herr seyn. Und neben der frischesten Wanderpoesie ruht dann auch die strengste Schulung des Forschens im Selbstsuchen. Nur jenseit der Schneelinie und auf den Gletschern behauptet der Führer sein unantastbares Recht, weil man auch auf der besten Karte den Schnee nicht schmelzen und wachsen, das Eis nicht bersten und zusammenfrieren sieht. Dort hören aber auch die Volksstudien auf.

Wenn nun schon der vornehme, das heißt der denkende und dichtende Vergnügungsreisende seinen Weg sich selber suchen soll, weil eben im Suchen und Finden an sich bereits das Hauptvergnügen liegt, der geistige Reiz praktischer Erkenntniß, — so fordern wir vom forschenden Wanderer doppelt und dreifach, daß er im fremden Lande Bescheid suche durch seinen eigenen Verstand und nicht durch blindes Fragen.

Vor dem Ausmarsch studiere man zu Hause die genauesten Terrainkarten im Zusammenhalt mit einer geognostischen Karte und unter Beihülfe der einschlagenden geographischen Literatur. Wir werden dadurch in Stand gesetzt, die Kreuz- und Querlinien unseres Weges planvoll festzustellen, und erproben zugleich, welche Karte die beste sey und also der Ehre würdig, uns als Führerin zu dienen und als treue Freundin auf einsamer Fahrt zu geleiten. Erst wenn wir auf der Karte völlig eingebürgert, sind wir reif, den fremden Boden mit Erfolg zu be-

reten, erst wenn wir das ganze Land, wie vom Berge herab bereits im Geiste vorgeschaut, sollen wir es durchwandern. Es bietet dann unerschöpflichen Reiz und Gewinn, den Anblick der wirklichen Landesart mit jenem aus dem Studium geschöpften Bilde zu vergleichen, welches wir im Kopfe mitbringen.

Mit gut studierter Karte ungefragt seinen Weg zu finden, st dann freilich wieder eine besondere Kunst, für welche Einer ingeborenen Ortssinn besitzen und die er täglich lernen und ben muß. Da sie aber in nichts Anderem beruht als in der äten genauesten Beobachtung der Einzelheiten und in ihrer ebertragung von dem großen Maßstabe des Originals auf den einen des Abbildes, so ist die Kunst zugleich eine treffliche Vor- iule für die ganze Aufgabe des Beobachtens, Individualisirens id Generalisirens, welche unsern letzten Reisezweck bildet. Im legesuchen ahnen wir die Methode wie auch das Volk plan- äßig zu suchen sey.

Zugleich aber werden wir gezwungen, das Land fort und rt als Grundlage des Volkslebens im Auge zu behalten; wer h das Land nicht neu entdeckt, der entdeckt auch nicht viel eues im Volke. Ein wegkundiger eingeborener Forscher, welcher atur und Art seiner eigenen Landsleute darstellen will, muß h darum gleichsam künstlich zurückversetzen in jene erste Ent- ckung der Bodenplastik, der Verkehrslinien und des Bodenan- ues, die der fremde Wanderer nothgedrungen an der Hand ner Landkarte macht.

Nun mögen wir aber noch so begabt und erfahren seyn in der ınst kreuz und quer nach der Karte zu gehen, so begegnet uns doch zuweilen, daß wir die Karte mißverstehen, oder die erkzeichen der Gegend falsch deuten, oder daß ein Fehler in der ırte gemacht wurde, kurzum, daß wir auf den Holzweg ge- then. Allein selbst dieser Irrthum gereicht uns zum Nutzen; nn indem wir ihn hinterdrein erkennen, erkennen oft auf Kosten ıserer Zeit, unserer Beine, unsers hungernden Magens, unserer rstenden Kehle, gewinnen wir erst die recht vielseitige Erkennt-

niß von der Landesart und werden hier und da wohl gar weiser als unsere eigene Karte. Wie oft verdankte ich nicht die werthvollsten Eindrücke solchem Irregehen! Sich verirren, wenn man blind fragend von einem dummen Bauern auf den falschen Weg gewiesen wird, ist immer verdrießlich, aber irre gehen, wenn man mit Verstand verkehrt gesucht hat, ist gar oft ein rechter Segen. Wer mit Verstand und Studium irre geht, der macht überhaupt gar keine Irrwege, er macht höchstens Umwege. Denn wie scharf prägt man sich die Bodenplastik ein, wenn man nur einmal recht gründlich fehl gegangen und hinterdrein zur Erkenntniß und genauesten Begründung seiner Verkehrtheit gekommen ist! Treffe ich auf einer ganzen Wanderung immer sofort den geraden Weg, so wird mir's angst, ich sey oberflächlich gewandert. Doch gleichviel ob man gerad oder krumm gegangen: ein Land, welches wir uns im selbständigen Pfadfinden erobert, sitzt fest in unserm Geiste; wir sind halbwegs eingebürgert in demselben, auch wenn wir nur hindurchgegangen sind.

Nicht einmal in der Stadt soll man um den Weg fragen oder vollends gar in Droschken und Omnibussen fahren oder einen Lohndiener mitnehmen! Dabei lernt man nichts. Wer dagegen die Quartiere und Straßen nach ihrem geographisch und historisch bedingten Erwachsen studiert hat, bevor er zum Thore hereingekommen ist, und nun mit dem Stadtplan in der Tasche ausgeht und die Stadt gleichsam vor seinen Augen aufbaut, indem er sie suchend durchwandert, der findet nicht bloß die gesuchten Straßen und Häuser, sondern zugleich auch den Schlüssel des organischen Aufbaues und des topischen Charakters der Stadt. Man fängt auf diese Weise nicht mit den Theilen an, sondern mit dem Ganzen. Am liebsten richte ich darum meine ersten Schritte auf den Kirchthurm, um auch in Wirklichkeit zuerst das Ganze zu übersehen und mit dem Abbild des Ganzen, mit dem wohl eingeprägten Plane zu vergleichen, bevor ich mich in die Theile verliere. Eine Stadt ist ein Organismus, Glied an Glied gefügt, hundert selbständige Theile und doch ein einheitlicher

Leib; indem man aber seinen Weg vernünftig sucht, findet man diesen Organismus, ob man auch zwanzigmal sich verirrt.

In der Darstellung dieses Organismus aber, des großen Aufbaues und der nothwendigen Grundzüge erkennen wir nachgehends den Meister, mag er uns nun ein bloßes Städtebild gezeichnet haben oder die Charakterskizze eines ganzen Landes.

4.

Zweites Probestück.

Der Wandrer soll die Landkarte im Kopf und in der Tasche haben, damit er nicht nach dem Wege zu fragen braucht, und das Land findet, indem er den Weg sucht.

Andererseits muß man aber die Leute zu fragen verstehn und fleißig fragen, nicht über den Weg, sondern über sie selbst. Dieses Fragen ist eine Kunst, die nur derjenige voll besitzt, welcher dem zweiten von mir geforderten Probestücke genügt, daß er nämlich vor dem Ausmarsche bereits mehr von des Landes Geschichte und heutigem Zustande wisse als die große Mehrzahl der gebildeten Einwohner selber weiß.

Solche Wissenschaft findet sich in unsern geographischen, historischen, statistischen und naturwissenschaftlichen Büchern zur Genüge aufgespeichert. Es gilt nur sich dieselbe anzueignen und für die Ziele der Wanderung zurecht zu legen, damit wir von vorneherein genau wissen, was wir zu sehen und wie wir zu fragen haben. Vier Wochen Vorbereitung auf vierzehn Tage Wanderschaft ist nicht zu viel, und man wird Mehr und Besseres heimbringen, als wenn man sich nur ein paar Tage oder gar nicht vorbereitet hätte und monatelang gereist wäre. Dazu ist es ein Glück, daß auch ein rüstiger Fußgänger nicht gern über zehn Pfund Gepäck trägt und gelehrte Bücher insgemein dick und schwer sind; wir wären sonst versucht, unsere Vorbereitungsstudien

in Halbfranz und Leinwand gebunden auf dem Rücken mitzuschleppen, und dann wäre es mit aller frischen und eigenen Beobachtung aus und vorbei. Die vorbereitende Literatur darf nur im Kopfe mitgetragen werden, sonst schadet sie mehr als sie nützt.

Wenn ich aber Fragen als eine Hauptkunst bezeichne, so meine ich doch keineswegs, daß man ewig fragend, gleichsam als ein lebendiges Fragezeichen, durch's Land gehen solle. Man würde schon um deßwillen übel fahren bei solcher Fragerei, weil man den Leuten als ein unausstehlicher Mensch erschiene. Die Leute ungefragt zur rechten Red' und Antwort zu führen, das ist erst die wahre Feinheit.

Ich mache hierbei dreierlei Unterschied. Den fachgelehrten, studierten Mann frage ich direct, denn von ihm möchte ich Thatsachen erfahren, literarische Winke und dergleichen. Den allgemein gebildeten Mann frage ich auf Umwegen, denn ich möchte sein Urtheil über geläufige Thatsachen. Den Ungebildeten, den Mann des Volkes, frage ich wo möglich gar nicht, ich suche ihn nur zum Reden zu bringen, denn wie er von selbst redet und sich gibt, das ist mir hier an sich schon eine erforschenswerthe Thatsache. Was uns der Bauer erzählt, ist nur eine Gabe des Glückes, des Zufalls, oft viel, oft wenig, oft gar nichts werth. Aber wie er im Reden sich darstellt, empfindet, urtheilt, bis auf den sprachlichen Ausdruck hinab, das enthüllt uns oft die schärfsten, nothwendigsten Charakterzüge des Volkes. Statt zu fragen, erzähle ich dem Bauern viel lieber von nah und fern, und bringe ihn dadurch zu weit frischerem Aussprechen, als wenn ich ihn gefragt hätte, ich führe ihn namentlich auf die Punkte von denen ich hören, und nicht auf jene von welchen er am liebsten sprechen möchte. Erzählen öffnet den Leuten das Herz, wer dagegen fragt wie im Examen, der hält ihnen den Mund zu.

Man hat mich öfters belobt, daß ich scharf zu beobachten wisse, was sich mir bietet: ich fand solches Lob immer zweideutig. Denn mit dem scharfen Beobachten dessen, was sich gerade bietet,

ist wenig gethan. Zu beobachten was man findet, ist leicht, aber das zu finden, was man beobachten will, das ist die feinere Kunst. Sie läßt sich nur durch tüchtige Vorstudien gewinnen. Die feinste Kunst aber ist dann weiter das Beobachtete im Moment des Beobachtens selber schon zu ordnen, zu sichten, im Zusammenhang zu ahnen, vom Theil aufs Ganze, vom Ganzen auf den Theil zu schließen. Ein Landschaftsmaler wird mich verstehen, wenn ich sage: wer nach der Natur zeichnet, der muß in demselben Moment frei componiren, in welchem er naturgetreu copirt, oder es gibt eine ganz kindische Landschaft, unwahr aus lauter Treue, mit Blätterklumpen statt Bäumen, mit Grashalmen statt der Wiese.

Der bloße Tourist kann auch sehr scharf beobachten, aber indem er ins Blaue hinein geht und notirt, was er eben gesehen und erhascht hat, bleibt er auch bloß Tourist, ein Mann, welcher das Bunteste und Seltsamste erleben und fesselnd schildern mag; ein Forscher wird er niemals seyn. Dazu gehört ein abgeschlossener Plan, der den beobachtenden Blick concentrirt, und Vorstudien, durch welche die erlebten Einzelzüge im Zusammenhange erfaßt sofort zum Ganzen sich fügen.

Je breiter unsere Vorstudien waren, desto mehr sind wir zu Hause im fremden Land, und je mehr wir dort zu Hause sind, um so leichter erwerben wir jene höchste Kunst: mit der Wanderschaft die Einbürgerung zu verbinden. Habe ich wochenlang meine beste Zeit und Kraft daran gesetzt ein Land bis in's Kleinste zu studieren, so gewinne ich ein Herz für dieses Land; es gehört mir ja bereits zur Hälfte. Wer nicht in gewissem Sinne verliebt ist in das Land seiner Wanderschaft, dem wird sich das Land auch nicht erschließen. Die Gefahr eine neue und doch unserem Geiste schon vertraute Welt alsdann in zu günstigem Lichte zu sehen, liegt allerdings nahe, und ich läugne nicht, daß ich oft mit ihr zu kämpfen habe. Doch wandert man immer wohl besser in solch verklärendem Lichte als in dem Schatten der Unwissenheit. Ein verkehrtes Sprüchwort nennt

die Liebe blind: die wahre Liebe hat vielmehr die schärfsten Augen.

Bedürfen wir nun aber schon tüchtiger literarischer Vorarbeit, damit wir den Mann aus dem Volke mit Nutzen zu hören vermögen, so brauchen wir dergleichen noch viel mehr, um gebildete Leute und vollends gelehrte Fachgenossen zu befragen. Jeder einheimische Kenner des Landes betrachtet den fremden Beobachter mit Argwohn, und traut ihm eigentlich den Beruf und die Fähigkeit gar nicht zu, in aller Geschwindigkeit Studien zu erwandern. Wir müssen ihm also zeigen, daß wir vorher schon gehörig studiert haben, und wenigstens reif sind seine Mittheilungen zu würdigen; wir dürfen uns beileibe keine Blöße geben. Den reichsten, frischesten und originellsten Stoff bieten uns aber in der Regel solche Leute, die durch Amt und Beruf mit dem gemeinen Mann in täglichem Verkehre stehen, während sie selber doch zu den gebildeten Kreisen zählen: Pfarrer, Lehrer, Beamte, Aerzte. Sie sind heimisch im Volksleben und fremd zugleich, und dieser scheinbar widerspruchsvolle Doppelstandpunkt, ähnlich jenem des fremden und doch im Geiste eingebürgerten Wanderers, ist allemal der beste zum Beobachten. Von solchen Männern habe ich immer das Meiste und Merkwürdigste gelernt. Allein eben als gebildete Beobachter haben sie in der Regel ihre bestimmten Liebhabereien, die unsern Zielen oft weitab liegen: wir möchten sie fragend lenken, wohin wir wollen, und sie lenken vielmehr uns, wohin es ihnen beliebt.

Wir gehen auf deutsche Alterthümer aus, und unser Freund zwingt uns römische zu sehen; wir wollen eine Kirchweih besuchen, er führt uns in ein Rettungshaus; wir möchten auf einen Berg steigen, um die Landschaft zu recognosciren, er nöthigt uns in eine Maschinenfabrik; wir bitten um volkswirthschaftliche Local-Literatur, er findet es viel nöthiger uns die neueste Abhandlung über die älteste Gauverfassung vorzulegen. So erfahren wir alles mögliche Wissenswürdige, nur gerade das nicht, was wir wissen wollen. Lehnen wir aber jenen Ueberschuß un-

erbetener Belehrung dankend ab, so hält man uns für oberflächlich und für unhöflich dazu. Es bleibt uns darum nichts übrig, als mit Geduld und Theilnahme entgegenzunehmen, was man uns bietet, dazwischen aber verstohlenerweise zu erfragen, was wir eigentlich wissen möchten. Diese Kunst, den Leuten hinterrücks eine Weisheit abzulisten, welche sie selber gar nicht für mittheilenswerth halten, gelingt dann freilich nur dem Forscher und Frager, der schon zur Hälfte voraus weiß, was er zu erfahren begehrt.

Sollen wir nun aber einem Fachgenossen, einem Special-Kenner nicht ganz offen entgegentreten, ihm rückhaltlos unsern Wander- und Arbeitsplan vorlegen, die Punkte bezeichnend, worüber wir nähere Kunde suchen? In seltenen Fällen: Ja; in den meisten: Nein! Es kommt eben auf den Mann an und auf den Plan. Denn der Specialist, welcher sich in örtlichen Kleinstudien vergräbt und eine Fülle buntesten Kleinstoffes besitzt, die wir in Monaten nicht bewältigen könnten, begreift gar schwer, daß unser Ziel auf große Gruppirung, Ueberschau, Vergleichen und Ordnen gerichtet ist, daß wir aus dem Einzelnen zum Ganzen streben, daß uns die Entdeckung einer leitenden Idee, eines tonangebenden Grundzuges im Volkscharakter wichtiger seyn kann als die seltsamste Variante zu einem Volksliede, einer Sitte, einer Dialektform, welche er aufgespürt hat; vor allem aber begreift er nicht, wie ein Fremder in wenigen Tagen sein Land will verstehen lernen, er hält uns für höchst verwegen und leichtfertig, und um uns vor großem Schaden zu bewahren, erstickt er uns mit unerbetenem und für unsere Zwecke nutzlosem Detail.

Und doch könnten wir uns gegenseitig so gar viel nützen, wenn wir uns nur erst verstünden, wenn ein Jeder von uns Beiden die Aufgabe des Andern in ihrem Recht, ihrer Schranke und ihrer Wechselwirkung zu der eigenen Aufgabe erfaßte!

Dieses gegenseitige Nichtverstehen und Unterschätzen des Einzelforschers und des durchdenkenden Ordners und Darstellers

(welchem übrigens das Forschen so wenig geschenkt seyn soll wie jenem Specialisten das Denken) ist ein Herzfehler im ganzen wissenschaftlich-literarischen Leben unserer Zeit. Um so weniger darf der Wanderer also dem ortskundigen kleinen Gelehrten ein Gebrechen übelnehmen, das heutzutage selbst den größten Gelehrten anzuhängen pflegt, er muß jene Fachgenossen besuchen, sich an der Fülle ihrer Einzelkenntniß erquicken und mit dem größten Dank aus ihren Fingerzeigen und Nachrichten herausnehmen, was ihm taugt.

Zu diesem Zwecke bewahre ich den Plan meiner Wanderschaft und Arbeit als mein Geheimniß und bezeichne dem gelehrten Freunde höchstens gewisse Privatliebhabereien, die man doch auch nebenbei verfolgt, als nächstes Ziel. Einem Naturforscher würde ich etwa sagen, daß ich Kunstdenkmale betrachten, einem Historiker, daß ich gute Freunde besuchen, einem Statistiker, daß ich die schöne Landschaft genießen wolle. Ich gewinne solchergestalt gerade die gewünschten naturwissenschaftlichen, historischen und statistischen Mittheilungen. Denn ich bin nun berechtigt, ohne der Oberflächlichkeit und Grobheit bezichtigt zu werden, alle Dinge, die ich nicht sehen mag und die man mir doch zeigen möchte, nicht zu sehen, kann aber nebenbei ganz arglos das Gespräch auf meine wahren Reise-Interessen bringen und die Notizen erfragen, deren ich bedarf, ohne daß der freundliche Erzähler mir in die Karten schaut und meinen Plan bekrittelt.

Ein strenger Moralist wird in solchem Verfahren zwar eine halbe Lüge entdecken, allein es ist eine echte Nothlüge, ein Act berechtigter Nothwehr, der dem gelehrten Freunde zuletzt meinen aufrichtigsten Dank einbringt und mir seine unschätzbare Belehrung.

Auch gestehe ich jedem Dritten das volle Recht der Wiedervergeltung zu. Denn da ich's vermuthlich gerade so mache wie alle andern Leute, und dem Fremden, der mich besucht um örtliche Zustände zu erfragen, weit eher erzähle, was mir als was

ihm bedeutsam erscheint, so möge er nur hinterrücks alle Wissenschaft aus mir heraus zu locken suchen, die er irgend brauchen kann.

Soll diese Operation gelingen, so muß man freilich wiederum mit fleißigen Vorstudien gerüstet seyn. Denn plump und offen fragen kann auch der Kenntnißlose; versteckt dagegen und unvermerkt das Wichtigste unter der Hand erhaschen, vermag nur, wer schon etwas Ordentliches von der Sache weiß.

5.

Vom Kleinen zum Großen.

Zum Wanderstudium meiner Art taugen große Länder nicht, sondern kleinere Landstriche. Nur daß das kleine Land ein Ganzes bilde!

Ich muß mein Gebiet mit einem Blick überschauen, mit einemmale beherrschen, ich muß es in die Kreuz und Quere durchstreifen und in einem Zuge darstellen können. Hierin liegt die beste Gewähr, daß man zwiefach Neues biete: ein neues, rundes Gesammtbild und neue Einzelzüge. Je größer man das zu durchwandernde Gebiet faßt, um so unselbständiger wird man arbeiten und durch bloße literarische Reproduction die Lücken der eigenen Anschauung füllen. Darum wähle ich mir in der Regel nur etwa ein Stück Flußgebiet, oder einen Nebenfluß, ein kleines Gebirg, einen Gau, die selbständige Gruppe eines Volksstammes, ein kleines ehemaliges Reichsländchen und Aehnliches. Nicht weil ich im Kleinen wollte stecken bleiben, sondern gegentheils, weil ich aus dem Kleinen zum Großen und Ganzen strebe.

Dies geschieht in doppelter Weise, quantitativ und qualitativ. Wer viele kleine Gebiete durchwandert und darstellt, der wird ja zuletzt von selbst auch eines großen Gebietes Meister.

Es gehört nur Kraft und Ausdauer dazu: dreißig Jahre bleibt ein gesunder Mann doch marschfähig, und in dreißig Jahren kann Einer ganz Deutschland forschend durchwandert haben. In hundert zusammenstimmenden Einzelbildern könnte er das ganze Vaterland original schildern, und das Ganze wäre dann ein großes und ruhmwürdiges Werk. Freilich müßte der Glückliche neben ausdauernden Beinen auch noch einen ausdauernden Geldbeutel besitzen; denn bei solcher Art des Wanderstudiums trägt das Honorar nicht einmal die Reisekosten, geschweige den Arbeitslohn.

Allein auch in tieferem Sinne — qualitativ — soll der Wanderer vom Einzelnen zum Ganzen streben.

Jeder Landstrich hat seine besondere Signatur; fehlt ihm diese, so verdient er nur als Theil eines andern Gebietes bewandert und geschildert zu werden.

Bei einem Lande sticht der geographische Aufbau vor Allem maßgebend hervor, bei einem andern die historischen Erinnerungen, bei einem dritten die Eigenart des naiven Volkslebens, bei einem vierten Wirthschaft und Betriebsamkeit, bei einem fünften die Kunstdenkmale — und so weiter. Diesen auszeichnenden Hauptzug im Charakterbilde müssen wir durch unsere Vorstudien erkannt haben, bevor wir zum Wanderstabe greifen, wir müssen das Hauptgewicht unsers Reiseplanes auf dessen Erforschung werfen. Oder, um in einem treffenderen Bilde zu reden, diese Signatur muß der Knoten seyn, an welchen sich das ganze Gewebe unserer forschenden und darstellenden Arbeit knüpft. Nehmen wir beispielsweise ein Industrie-Thal, dessen Signatur im modernen Fabrikbetriebe gegeben ist. Wir werden vor allen Dingen die wirthschaftlichen Zustände zu studieren und zu charakterisiren haben, unsere Gedanken haften von vornherein auf der Industrie, unsere Augen auf dem Fabrikvolke. Allein wir untersuchen auch Berg und Thal und Fluß — im Zusammenhang mit dem Industrieleben, welches sie tragen, erzeugten, begünstigen. Wir lesen die Geschichte des Thales — im Contraste oder im Zu-

sammenhange mit der modernen Betriebsamkeit. Wir spüren Züge des socialen Lebens auf — sie werden uns nothwendig wieder in die Fabriken führen. Kurzum wir beobachten das Mannichfaltigste, unbefangen, liebevoll, objectiv, wir treiben uns keineswegs bloß in den Fabriken umher, wir verfangen uns wohl gar in Kunst und Poesie, allein wir werden doch immer wieder in den Zauberbann der keuchenden, rasselnden Maschinen, der rauchenden Schlote zurückgeführt werden. Auch das Kleine wird uns bedeutungsvoll im Zusammenhange mit der industriellen Signatur, und auch das anderswo Bedeutsame wird gegentheils hier zur Episode, wenn es dieser Signatur völlig seitab läge.

Und nicht genug hiermit. Keine Gegend stehet in ihrer Signatur vereinzelt. Jenes Industrie-Thal ist keine Welt für sich; es läßt sich nur verstehen im Vergleich mit andern Industriegebieten, im Zusammenhalte mindestens mit der deutschen Industrie. Wir müssen Parallelen ziehen, Gegensätze schildern, wir müssen den Blick über das Thal hinaus in die Nähe und Ferne schweifen lassen, und wenn wir das Alles auch nur in wenigen Worten andeuteten: in unserer Seele muß der Bezug auf's Große und Ganze reich entwickelt liegen, und der feinere Leser wird auch bei den wenigen Worten fühlen, daß er dort entwickelt lag.

Hier unterscheidet sich der Mann, welcher kleine Gebiete durchwandert, um in dem kleinen Land das große deutsche Vaterland, in der kleinen Volksgruppe das große deutsche Volk zu schildern, von dem eingeborenen Specialforscher, welcher dasselbe kleine Land im Einzelnsten erforscht, um dieses Kleine und Einzelne eben an und für sich darzustellen. Der Letztere wird in der Regel weit gründlicher Bescheid wissen in allen kleinen Thatsachen und den schätzbarsten urkundlichen Stoff zu Tage fördern. Wie könnte es da selbst der fleißigste und gelehrteste Wanderer mit ihm aufnehmen! Allein der Wanderer schauet von außen herein, er kommt aus der Fremde und geht in die Fremde, er bringt einen vergleichenden Maßstab mit, welcher dem eingebore-

nen Specialisten nur allzu oft völlig gebricht, er muß sein Augenmerk auf die Signatur, auf die große Charakteristik, auf den Zusammenhang des kleinen Landes mit dem größern Ganzen richten, wenn er überhaupt noch günstigen Boden zum Wettstreite mit dem sonst überall bevorzugten Specialisten gewinnen will. Daher geschieht es so oft, daß der eingeborene Specialist die merkwürdigsten Thatsachen findet und — schwarz auf weiß gedruckt — unter den Scheffel stellt, während sie der fremde Wanderer erst ans Licht zieht und verwerthet.

6.

Das Tagebuch.

Unterwegs gilt es nicht bloß zu beobachten, sondern auch sofort nach der Natur zu zeichnen. Neben der Landkarte sey darum der einzige literarische Apparat in der Reisetasche ein Tagebuch mit leeren Blättern; es ist dem Volksforscher so unentbehrlich, wie dem Landschafter sein Skizzenbuch. Jede Raststunde gibt eine Arbeitsstunde für das Buch.

Allein dieses Tagebuch ist dabei ein eben so gefährliches als nothwendiges Ding; denn es ist leicht zu schreiben, aber schwer zu benützen. Ich beginne darum kein solches Buch ohne den festen Vorsatz, so viel als möglich auf die weißen Blätter einzuzeichnen und so wenig als möglich von dem dort Eingezeichneten drucken zu lassen.

Nun könnte Einer meinen, dann sey es ja weit einfacher, von vornherein nur recht wenig und nur Druckwürdiges zu notiren. Allein wer so spricht, der weiß nicht, welcher Segen überhaupt bei aller Schriftstellerkunst auf einem recht großen und gefräßigen Papierkorbe ruht, und insbesondere verkennt er meine Methode und das Ziel meiner ethnographischen Arbeiten. Ich will nicht subjective Eindrücke und Erlebnisse geben, sondern

ein objectives Charakterbild, aber geläutert und belebt durch eigenes Sehen und Hören an Ort und Stelle.

Mein Tagebuch gehört darum dem Tage, es gehört mir und ist bloß für mich geschrieben. Es soll mir die subjectiven Eindrücke der Wanderschaft treu bewahren, es soll den Tag mit all seinen Zufälligkeiten festhalten, um mir späterhin unter den Büchern des Arbeitszimmers den Hauch der frischen Luft zu retten, die Poesie des Erlebten, des unmittelbaren Verkehrs mit den Leuten. Und wenn auch keine Zeile dieses Tagebuches in die ausgeführte Arbeit übergienge, so hätte ich doch nicht umsonst notirt, denn die Stimmung wenigstens, welche ich im Augenblicke mit dem Bleistift festhielt, wäre auch für die gedruckten Blätter gerettet.

In dem Tagebuch herrscht Wanderfreiheit der Gedanken, und es hat etwas ungemein Erfrischendes für den modernen Autor, der sonst doch immer mit einem kleinen Seitenblick auf Kritik und Publicum schreibt, seine Feder gleichzeitig eben so frei wie seine Beine spazieren gehn zu lassen, gewichtige Thatsachen einzuzeichnen neben lustigen kleinen Erlebnissen; Gedanken, Einfälle und Urtheile planlos hinzuwerfen, Grillen und Launen Luft zu machen, und dann doch ernsthafte Entwürfe für ein objectives Charakterbild hinzuzufügen.

Es gab eine schöne Zeit, wo man solch ein Tagebuch kurzer Hand drucken lassen konnte, und wo es die Leser für besonders genial hielten, wenn Einer die Schilderung von Land und Leuten bloß zum Vorwande nahm, um eigentlich sich selbst zu schildern, und sein Publicum durch ein fremdes Land führte, nicht um es in der Fremde, sondern in des Autors nächster Heimath, nämlich in seinen ästhetischen, literarischen und politischen Ideen einzubürgern. Die Periode solcher Reisetagebücher ist vorbei. Dennoch lasse ich mir mein Tagebuch nicht verachten, als ein heimliches Buch, welches niemand zu lesen bekommt, und welches doch auf alle meine Leser wirken soll, als ein Werkzeug, welches mir vermittelst subjectivster Ausführungen, ein objectives Charakterbild von

Land und Volk vermitteln hilft, so daß zuletzt ein Porträt herauskommt, dessen Nase und Ohren nicht bloß statistisch richtig abgemessen sind, sondern dessen Auge auch leuchtet, dessen Lippen sprechen.

Uebrigens ist Anlage, Gehalt und Bestimmung meines Tagebuches in dreifacher Weise verschieden je nach dem letzten Ziele, welches ich mir für die literarische Ausarbeitung gesteckt habe.

Lebe ich längere Zeit in einem Lande, dann wird das Tagebuch zu einer Stoffquelle; ich zeichne nach Zeit und Gelegenheit positive Thatsachen, Erfahrungen, maßgebende Erlebnisse auf, und benütze nachgehends die Blätter wie man den Bericht eines glaubwürdigen Augenzeugen zu benützen pflegt.

Habe ich hingegen einen Landstrich öfters und im Einzelnen durchwandert, dann soll mir das Tagebuch überwiegend bloß die Thatsachen illustriren, welche man eben nicht an der Landstraße, sondern in andern Büchern findet. Bei gutem Glück entdeckt man dann auch etliches Neue dazu; das Tagebuch aber wird doch schon weitaus mehr Gedankenquelle als Stoffquelle seyn.

Wenn ich aber endlich ein Land durchreiste, nicht um der Detailforschung willen, sondern um mich für größere ethnographische und geographische Gesichtspunkte durch den Augenschein selbständig zu orientiren, dann wird mein Tagebuch gar keine Stoffquelle werden, sondern es lehrt mich nur die vorhandene quellenhafte Literatur lesen und verstehen, es lehrt mich namentlich in den gedruckten Büchern zwischen den Zeilen lesen. Und gewönne ich durch meine eigenen Notizen auch nur jenen Feuereifer, der nöthig ist, um durch die trockene Localliteratur eines Landes frisch und muthig hindurchzubringen, so hätte ich nicht umsonst notirt. In diesem Falle erlebt man wohl auch die eben so lustige als lehrreiche Erfahrung, daß man zu guter letzt sein ganzes Tagebuch ausstreicht, und doch sehr vergnügt ist es geschrieben zu haben. Denn was uns beim Beobachten wichtig dünkte, erscheint uns hinterher

beim Specialstudium nichtig, manches Richtige auch geradezu falsch, vorab aber glaubten wir gar oft draußen eine neue Entdeckung gemacht zu haben, um daheim zu der allerneuesten Entdeckung zu gelangen, daß sie den Kennern schon gar lange bekannt gewesen war. Denn je weniger wir wissen, desto mehr Neues finden wir; — nur ist es dann leider bloß für uns neu. Und doch bleibt es so unschätzbar auf eigene Faust, wenn auch überflüssig oder gar verkehrt, gesucht zu haben; wir lernen dadurch so viel richtiger würdigen, was Andere wirklich fanden.

In einem encyklopädischen Artikel über Statistik las ich: daß man in unserer Zeit statistische Arbeiten nur noch auf amtlichen Schreibstuben machen könne, daß man nicht mehr reise um Statistik zusammenzubringen, und daß ein wandernder Statistiker ein Unding geworden sey. Wer wird auch noch in Deutschland wandern, um auf's Hörensagen Zahlen zu erheben!

Dennoch ist selbst ein wandernder Statistiker kein Unding. Er wird eben ein Tagebuch der zuletzt geschilderten dritten Art führen müssen. Denn wenn man auch nicht mehr wandert um Zahlen zu suchen, so soll der Statistiker doch wandern um seine amtlichen Zahlen zu verstehn, um jene Motive, jenen Faden des inneren Zusammenhanges der Ziffernreihen im Volksleben zu finden, welcher in den Acten nicht geschrieben steht. Wer wanderte um Statistik zu machen, der wäre lächerlich; wer aber Statistik macht ohne zu wandern oder mindestens Andere für sich wandern zu lassen, der ist einseitig und oberflächlich. Durch's Wandern können uns Bücher und Acten nicht entbehrlich werden, aber wir lernen Bücher und Acten lesen durch's Wandern.

7.

Anekdoten und Charakterzüge.

Wer unterwegs eine Anekdote erlebt oder einen sprechenden Zug des Volkslebens, der soll dergleichen fein im Sinne be-

halten, man weiß nicht, wie man's später brauchen kann. Erlebte Züge und Anekdoten bilden das Salz unsers Tagebuches, und wenn wir sie richtig zu deuten, wenn wir einen leitenden Gedanken aus ihnen zu entwickeln und durch sie zu versinnbilden verstehen, können sie auch das Salz eines gedruckten Buches bilden.

Ich fahre über den Bodensee in die Schweiz. Im Hafen zu Rorschach gelandet, sehe ich einen zerlumpten Mann, der in einem kleinen Nachen zwischen den Schiffen auf und ab rudert und mit einem Hebgarn emsig im Wasser fischt; er fängt aber keine Fische, sondern Aepfel, die in großen Massen hier verladen werden und von welchen ab und zu Einer in's Wasser fällt. Nun wußte ich, daß ich in der Schweiz war, noch bevor ich den ersten Gränzpfahl gesehen hatte. Am bayerischen Ufer würde höchstens ein naschhafter Junge sich etliche von den verlorenen Aepfeln gefangen haben; hier am schweizerischen machte ein Mann sogleich ernstlich Profession von der Aepfelfischerei. Hätte ich einen Aufsatz über die Schweizer schreiben wollen, der Mann wäre mir unbezahlbar gewesen. Wie mich seine drastische Erscheinung zuerst begrüßte, so würde ich sie auch plastisch an die Spitze der Arbeit gestellt haben, um aus dem individuellen Bilde einen der schärfsten schweizerischen Charakterzüge, das Volks-Genie der Betriebsamkeit, zu entwickeln.

Die geringfügigste Thatsache kann uns in diesem Sinne bedeutend werden und des Aufzeichnens würdig, wenn sie nur einen leitenden Gedanken verkörpert. Im Volksleben ist nichts klein, was auf's Ganze, auf den geistigen Gehalt des Volksthums zielt. Meine Freunde wundern sich öfters, daß ich unterwegs so viele seltsame Züge und Anekdoten erlebe; ich erlebe in der That dergleichen nicht mehr als Andere, aber ich erlebe sie anders. Weil ich geführt von festen Grundgedanken Gedanken suche, finde ich auch Anekdoten, und weil ich den Blick auf's Idealbild des ganzen Volksthums gerichtet halte, sehe ich hundert individuellste Thatsachen, die Jenem entgehen der nichts als Thatsachen suchen will. Anekdoten zu erleben ist leicht (vorausge-

setzt, daß man zu Fuße und allein geht), die wichtigen zu behalten und die unwichtigen zu vergessen schon schwerer (denn auch die originellste und ergötzlichste erlebte Anekdote müssen wir unbarmherzig aus unserm literarischen Gedächtnisse streichen, wenn sie des Gedankenzusammenhanges mit dem zu skizzirenden Charakterbilde entbehrt); am schwersten aber ist es, den rechten Gedanken in einer erlebten Anekdote zu finden und zu deuten. Denn da uns das Erlebte immer näher am Herzen liegt als das Gelesene, so liegt auch die Gefahr näher, aus dem Erlebten etwas zu machen, was eigentlich nicht darin steckt.

Ich will auch diesen Satz über die Anekdote durch eine Anekdote erläutern.

Im Wirthshaus eines deutsch-ungarischen Städtchens saßen die Kleinbürger des Ortes beim Abendschoppen, und ich lauschte ihrem Gespräche. Ein Vorfall der sich jüngst in der Nachbarschaft zugetragen, beschäftigte die Leute auf's lebhafteste. Es war nämlich ein achtbarer Israelite vor den Stuhlrichter geladen worden, um Zeugschaft abzulegen. Der verschüchterte Jude hörte entweder die Frage des Richters nicht recht oder faßte sie falsch, kurz er stotterte, zögerte und konnte zu keiner klaren Antwort kommen. Da ergriff der Richter plötzlich wüthend aufbrausend ein Crucifix, hielt es dem Juden vor's Gesicht und schrie: „Judas, willst du bekennen!" Der Jude brach vor Angst und Schrecken zusammen und lag mehrere Tage krank darnieder. So erzählten die Leute. Ein Theil der Gesellschaft enthielt sich allen Urtheils, die Andern vertheidigten den Stuhlrichter; nur ein Einziger wagte es das Verfahren des Richters in geraden Worten als unrecht, ja empörend zu bezeichnen. Er blieb aber allein mit seiner Ansicht.

Nun wäre es sehr leichtsinnig, wenn ich die oben erzählte Geschichte flugs als Thatsache anführen wollte, etwa zur Charakteristik ungarischer Justiz. Denn sie kann in jener Fassung völlig entstellt, vielleicht tendentiös umgebildet oder bereits mythisch verschoben seyn. Wirthshaus-Gespräche sind überhaupt keine

Quelle für Thatsachen; aber die Thatsache jenes Wirthshausgespräches kann uns eine Quelle werden. Denn daß man eine derartige Geschichte dort allgemein als wahr, mindestens als wahrscheinlich und möglich ansah, wäre doch schon ein Zeichen für die Zustände des Landes. Allein auch darin liegt noch nicht der Schwerpunkt des kleinen Erlebnisses. Das Maßgebende war ohne Zweifel, daß von zwanzig Leuten etwa zehn des Urtheils sich enthielten, neun dem Stuhlrichter Recht gaben und nur ein Einziger ihn verdammte. Man denke sich zum Gegenbilde zwanzig pfälzische Bauern, die über einen solchen Vorfall discutirten! Welch einen Lärm, welch einen Aufruhr würde das gegeben haben! und wenn ja ein Einziger den Richter hätte vertheidigen wollen, so wäre er gewiß zur Stube hinausgeworfen worden. Uebrigens würde auch kein Pfälzer Jude aus Schreck vor einer derartigen richterlichen Ermahnung in Ohnmacht gefallen und krank geworden seyn. Die Juden haben dort schon stärkere Nerven.

Nun wäre es aber immer noch übereilt, wollte ich aus jener einzelnen Thatsache den allgemeinen Schluß ziehen auf den tiefen Stand des Rechtsgefühles bei den unteren Volksschichten in Ungarn. Erst wenn ich viele verwandte Züge an vielen Orten erlebt hätte, wäre ich dazu befugt. Man soll Anekdoten nicht generalisiren, sondern umgekehrt, man soll auf Grund allgemeinerer Kenntniß und Beobachtung individualisiren durch die Anekdote. Der oberflächliche Tourist macht die Anekdote, den erlebten einzelnen Charakterzug, zur Quelle; dem wirklichen Forscher ist sie das nicht, sie ist ihm bloß Mittel zur Darstellung eines Allgemeinen, welches er bereits anderswoher gründlicher kennt. Dann aber auch ein unschätzbares, unübertreffliches Mittel, weil sie künstlerisch, plastisch, in Einem Zuge ganze Gedankenreihen versinnbildet und den Leser in fremde Zustände mitten hinein versetzt, als hätte er sie mit eigenen Augen gesehen. Darum hat man der volksschildernden Anekdote neuerdings mit vollem Recht sogar einen Platz in wissenschaftlichen Handbüchern

eingeräumt, wie z. B. in Daniel's Geographie von Deutschland, nicht um aus der Anekdote generalisirend zu beweisen, sondern um durch die Anekdote individualisirend zu schildern.

Aus derselben künstlerischen Absicht erzähle ich meine Anekdoten und Charakterzüge fast immer in der ersten Person, wie ich sie erlebt habe, mit dem verpönten „Ich“ an der Spitze. Es wäre mir leicht, sie in die dritte Person umzuschreiben. Allein wenn der Leser durch mein „Ich“ den unmittelbaren Eindruck des Selbsterlebten erhält und die Sache mitzuerleben glaubt, so wiegt mir das schwerer als der Tadel steifleinener Recensenten über zu subjective Schreibart. Je mehr ich mich befleiße den Inhalt objectiv zu fassen, um so subjectiver gestalte ich die Darstellung. Denn der objectivste Styl bleibt nun doch alleweil der langweiligste.“

Die Forscher der Sagen, Mundarten und Volkslieder, welche gleich uns dem Munde des Volkes lauschen, verleihen ihren Aufzeichnungen dadurch erst vollgültigen Werth, daß sie auf's genaueste angeben, wo sie eine Redeweise, eine Sage, einen Vers gefunden, genau bis auf den Namen des Dorfes, ja der Person hinab. Das ist bei ihnen so nothwendig wie beim Botaniker die Angabe des Fundortes einer neuen Pflanze. Ganz anders steht es aber bei anekdotischen Charakterzügen, welche man anführt, um allgemeine, namentlich ethische Zustände des Volkslebens epigrammatisch zu schildern, wohl gar dem Volke selbst das Epigramm aus dem Munde zu nehmen. Hier entscheidet die innere Wahrheit, und in den allermeisten Fällen wird kein Dritter im Stande seyn hinterher die strenge äußere Wahrheit des Thatbestandes zu prüfen, auch wenn man ihm Ort und Datum und Personal-Adressen urkundlich getreu schwarz auf weiß gegeben hätte. Ich verfahre darum aus guten Gründen mehrentheils umgekehrt wie die Sagenforscher und Botaniker, indem ich meinen Fundort nur soweit andeute, als es zur örtlichen Charakteristik selbst nöthig ist. Ich nenne die Gegend, aber nicht den Ort, ich umschreibe die redenden Personen, aber nenne keinen Namen,

und erzähle somit äußerlich ungenau, aber nur, um innerlich desto genauer erzählen zu dürfen. Nur durch diese goldene Regel wird es möglich scharf, concret und rücksichtslos zu zeichnen, und die Leute des Landes in ihren eigenen Worten reden zu lassen, ohne in unsern öffentlichen Zeiten die Discretion zu verletzen und Empfindlichkeit aller Art zu reizen. Nur bei diesem Verfahren merken namentlich die Leute, daß man komische und naive Züge nicht aus Spott und Scandalsucht, sondern in dem ernsten Bestreben aufzeichnete, ein treues und lebensvolles Bild zu entwerfen. Und zuletzt kommt es bei derlei kleinen Geschichten auch kaum darauf an, ob sie wirklich so vorgefallen sind, sondern vielmehr ob der Landeskundige zustimmend sagt, daß sie so und nicht anders einmal vorfallen müßten, wenn es gleich noch gar nicht geschehen wäre.

8.

Literarische Wanderung nach der Heimkehr.

Mit wohlgefülltem Tagebuch zu Hause wieder angelangt, sind wir darum noch nicht fertig mit unsern Vorarbeiten. Jetzt kommt erst noch das Studium der Special-Literatur. Mancher glaubt vielleicht, dazu bedürfe es doch keiner Fußwanderung, oder man könne auch vorher diese Specialitäten studieren und hinterdrein wandern. Allerdings. Man kann auch das Pferd beim Schwanz aufzäumen, nur wird es dann nicht besonders bequem zu reiten seyn.

Unterwegs entdecken wir bei guter Nase und gutem Glücke handschriftliches und gedrucktes Material, welches wir zu Hause niemals gefunden hätten. Man muß an Ort und Stelle fragen, um gar mancher in Zeitschriften und Monographien zerstreuten Vorarbeit auf die Spur zu kommen; und ein halbstündiges Gespräch beim Glase Wein mit einem landeskundigen Manne kann

uns versteckte kleine Quellen und Hülfsmittel aufschließen, nach welchen wir im sorgsamsten Realkatalog der reichsten Bibliothek vergebens suchen würden. Unsere Gelehrten sind doch wunderliche Leute. Wenn Jemand wochenlang im Bücherstaube wühlt und nichts findet, so war das wissenschaftlich gearbeitet, wenn aber Einer im lebendigen persönlichen Verkehr die feinste Entdeckung macht, so kann das doch nicht für wissenschaftliche Arbeit gelten.

Uebrigens handelt es sich hier weit weniger um speciellstes Material, welches verborgen liegt, weil es zu selten und vereinzelt erschlossen würde, sondern viel mehr um Vorarbeiten, welche jahraus jahrein so bunt und massenhaft zu Tage gefördert werden, daß sie in ihrem eigenen Ueberflusse verloren gehen.

Ich denke hier namentlich an die Schriften unserer historischen, geographischen, naturforschenden Vereine, an die zahlreichen monographischen Büchlein über einzelne Städte, Schlösser, Klöster, Familien, dann auch an die geradezu unzählbaren Schilderungen von allerlei Volks- und Landesart wie sie jetzt in den illustrirten, belletristischen und politischen Zeitungen zum stehenden Modeartikel geworden sind.

Der gelehrte Fachmann rümpft die Nase und erklärt den größten Theil dieser mannichfaltigsten Literatur für Dilettantenwerk. Ich will das zugeben, denn der Dilettantenglaube ist nun einmal der moderne Hexenglaube, und wer nicht überall Dilettanten sieht, der kommt in Gefahr selber als Dilettant verbrannt zu werden. Allein gesetzt wir fänden in einer Zeitung, wohl gar im Feuilleton, die Schilderung volksthümlicher Localzustände von einem Augenzeugen, und die Arbeit ermangelte so sehr aller Schule und Methode, daß wir sie wohl dilettantisch nennen müßten, so ist sie doch in dem einen Punkte nicht dilettantisch daß der Verfasser selbst gehört und gesehen hat, was er erzählt. Nur fragt sich's, ob er das Erlebte, also den ächten Quellenstoff, auch richtig wiedergibt. Den Maßstab hiefür werden wir in der Regel nur dann besitzen, wenn wir gleichfalls ein Stück seiner

Schilderungen miterlebt haben, und sey es auch nur im Vorübergehen, auf der Wanderschaft. Wir entdecken und enthüllen dann den versteckten Fachmann im Dilettanten und finden Gewinn in einer Arbeit, welche der vornehme Zunftgelehrte gar nicht des Lesens werth geachtet hätte.

Oder umgekehrt. In den Jahrbüchern unserer Geschicht-Vereine stehen mitunter sehr gelehrte Abhandlungen, die vom umfassendsten localen Quellenstudium zeugen, ungedrucktes, urkundliches Material die Fülle bietend; in der Darstellung aber sind sie höchst dilettantisch, confus geschrieben, weitschweifig, unverständlich. Vorab jedoch werden die Autoren solcher Aufsätze dem Leser wie dem Verleger gleich furchtbar durch ihre Unfähigkeit Wichtiges und Gleichgültiges zu unterscheiden, durch ihr Unvermögen auszustreichen, wegzulassen und ein Ende zu finden. In der Handhabung des Rothstifts und des Papierkorbes sind sie vollendete Dilettanten. Obgleich nun diese Schriftsteller überzeugt sind, streng fachmännisch zu schreiben, ja häufig gerade um dieses Ideales willen so schlecht schreiben, weit schlechter als sie eigentlich könnten, so werden sie doch von den meisten größeren Historikern wiederum als Dilettanten über die Achsel angesehen. Der forschende Wanderer thut das nicht. Er hat sich Muth und Kraft und Begeisterung erwandert, um selbst durch die pfadlose Wildniß solcher Abhandlungen zu dringen, weil er eben Heimathsgefühl mitbringt für das Land, dessen Geschichte der allzu gelehrte Monographist untersuchte, und in dem Heimathsgefühl zugleich die Geduld für das Kleine, Dürftige und Trockene und das Verständniß Verworrenes zu entwirren, ohne daß ihm, dem bloßen Wanderer, darum der unbefangene freiere Ueberblick verloren gegangen wäre, dessen Mangel den Eingeborenen so oft verführt Wichtiges und Richtiges gleich zu achten und des Stoffes kein Ende zu finden. Der Wanderer sucht also auch hier wieder in dem gelehrten Dilettanten liebevoll den Fachmann, und wird sich häufig reich belohnt sehen.

Die Zeitschriften der historischen Vereine heißen mitunter

„Archive," und man könnte fast meinen, der Titel sey darum gewählt, weil die dort veröffentlichten Arbeiten so gut verschlossen und versteckt sind wie im geheimsten Staatsarchiv. Das Einzelne verkommt in der übersichtslosen Masse. So geschieht es, daß die köstlichen Beiträge zur historischen Landeskunde, welche in solchen Zeitschriften zerstreut ruhen, selbst in unsern fleißigsten größeren geographischen Werken noch gar wenig benützt sind, oder nur dann benützt, wenn ein Vermittler, der von allgemeineren Standpunkten ausging und nicht bloß für das Land, sondern für Deutschland schrieb, dazwischen getreten ist. Dies ist dann fürwahr ein schöner Beruf, und es ließe sich ganz fein das Walten einer gewissen „poetischen Gerechtigkeit" darin nachweisen, daß wir durch die freieste Kunst des Wanderns einer so strengen und trockenen Kunst wie dem Erschließen statistischer und historischer Local-Quellen erst zu einem recht weitgreifenden Erfolge verhelfen, und daß der Wanderer und der Stubengelehrte von abgeschlossenster Art ihr Tagewerk zum gegenseitigen Frommen austauschen müssen. Ein Forscher, der allein und zu Fuß durch die Welt geht, gewinnt nicht bloß Vorsicht und Selbstvertrauen, sondern er wird auch zuvorkommend gegen jeden Begegnenden, und wäre es auch nur, indem er ihm einen Gruß und eine kleine Ansprache entgegenruft. Wer weiß, was ihm die wenigen Worte nützen können! So denke ich auch, wenn ich nach vollbrachter Reise meine zweite oder dritte Wanderung durch die Bücher, Zeitungen und Flugschriften beginne und hier in der gemischtesten Gesellschaft traulich mich bewege, jeden grüßend und ansprechend; und danken mir auch nicht Alle, so danken mir doch Viele.

Nach dieser Fahrt durch die Specialliteratur möchte man dann am liebsten gleich noch einmal zum Wanderstabe greifen und den ganzen Fußmarsch wiederholen; denn nun merkt man erst, wie viel man übersehen hat oder aufs Neue prüfen sollte. Ein solcher Revisions-Gang ist vom höchsten Werth; leider wird uns nur selten vergönnt seyn, ihn auch sogleich ausführen zu können.

Hiermit bin ich am Schlusse meiner Handwerksgeheimnisse angelangt, und man dürfte mir wenigstens zugestehen, daß ich mir Plan und Methode in meine Wanderforschungen gebracht, und daß ich mir's dabei habe sauer werden lassen, auch wenn sich zuletzt die Darstellung noch so leicht und lustig lesen sollte.

Das Organische dieser Methode dünkt mir aber darin bewährt, daß allezeit die spätere Vorarbeit als die Probe der vorhergehenden erscheint. Wer die Karte und die allgemeine Landeskunde nicht im Kopfe hat, der kann auch nicht richtig gehen und nicht richtig fragen; wer planlos geht und das Fragen nicht versteht, der wird auch kein werthvolles Tagebuch draußen skizziren, und wem das Alles zusammen nicht gelungen ist, der vermag auch die geschriebenen und gedruckten Specialquellen nicht gehörig auszubeuten. Er mag Einzelzüge zusammenbringen, aber kein harmonisches, treffendes Gesammtbild. Die ganze Reihenfolge jener Vorarbeiten ist nothwendig in sich bedingt, sie läßt sich nicht verkürzen und nicht umkehren; ein Glied trägt und hält das andere.

Der unversiegbare Reiz bei der Darstellung solch erwanderter Charakterbilder von Land und Leuten liegt aber darin, daß wir an's Werk gehen mit dem Gedanken mitzuwirken zur Kenntniß unseres Vaterlandes. Hiermit verbindet sich dann in der Methode der Arbeit selbst ein erfrischendes Zusammengreifen scharfer Gegensätze. Wir versenken uns in's Kleine und Einzelne, ausgehend vom Ganzen und zum Ganzen strebend; wir verbinden Genuß und Schaffen, und wenn irgendwo, so wird hier der Genuß Arbeit, die Arbeit Genuß; wir wandern hinaus in's Freie, damit wir durch eine ganz besonders verstaubte Bücherwelt wandern lernen; wir dürfen subjectiv schreiben im Hinblick auf objective Resultate, und künstlerisch gestalten, während wir kritisch forschen; wir werfen uns in das bunte, schwankende Leben des Tages, und doch befriedet unser Studium zuletzt ganz besonders durch das Aufspüren fester, organischer Zustände; wir ziehen wie die fahrenden Memoirenschreiber zu Froissart's Zeit im Lande

umher, und sind uns doch bewußt, als modernste Wanderer plangemäß für die Wissenschaft zu arbeiten. Es ist uns auch noch erlaubt, zwischen historischen Trümmern zu wandeln und Denksteine verklungener Zeiten mit aller Liebe des Poeten zu erfassen, ohne daß man uns darum Romantiker schelten soll, die ihre eigene Zeit vergessen; denn selbst indem wir die Vergangenheit suchen, bleibt doch die Gegenwart unser letztes Ziel. Wir ürfen auf die Theilnahme der Zeitgenossen rechnen; denn welch ischeren Stoff gäbe es als das eigene Volk, die eigene Heimath, nd doch sammeln wir ganz besonders für die Zukunft: bei jedem ang, den wir daheim durch die ältere Literatur unsers Gegenndes machen, drängt sich uns der Ausruf auf: was würden r darum geben, wenn die Vorfahren hier so fleißig gesammelt d notirt hätten, wie es jetzt tausend Federn thun, und welch iches Vermächtniß hinterläßt die Gegenwart in ihren zahllosen ntdeckungsreisen durch's Innere von Deutschland den kommenen Geschlechtern!

Stolz braucht der Einzelne in diesem Ausruf übrigens doch nicht zu werden; denn nirgends sind große und kleine Irrthümer chwerer zu vermeiden als bei unsern Stoffen, die sich aus dem unendlichen bunten Detail zusammenweben, und nirgends ist es elbst dem schwächsten Kritiker leichter gemacht, auch dem gewissenhaftesten Forscher gelegentlich einen rechten Schnitzer nachzuweisen. Allein trotz dieser mit der Gunst des Gegenstandes enge verwachsenen Gefahr werden wir unverdrossen und muthig bleiben, getragen von der liebevollen Hingebung auch an das Kleinste im Volksleben; es gibt da nichts Unwichtiges, und alles wird bedeutend, wenn wir nur die rechten Gedanken mitbringen, um jede Thatsache in ihrem tieferen Zusammenhange zu erfassen und an den rechten Ort zu stellen. Dies ist das letzte und feinste Meistergeheimniß, welches sich aber nicht lehren läßt.

Vorwort.

Hier folgt das Vorwort nach der Einleitung nicht etwa wegen des Effects der „unordentlichen Schreibart" wie in Immermanns Münchhausen, welcher mit dem elften Kapitel beginnt, um dann das erste nach dem fünfzehnten zu bringen. Mich zwang im Gegentheil die „ordentliche" Schreibart zu dieser ungewöhnlichen Reihenfolge.

Die Einleitung schilderte die Methode des wandernden Forschers; das Buch selbst zeigt die verschiedensten Spielarten dieser Methode, auf große und kleine Stoffe angewandt; das Vorwort stellt sich ganz logisch in die Mitte, denn es soll dem Leser einige Fingerzeige über die Art dieser Anwendung geben. Wie jedes rechte Vorwort wäre es aber eben so zweckmäßig nach als vor dem Buche zu lesen, und gründliche Leute lesen Vorreden auch wirklich zweimal: vorher, um zu sehen, was der Verfasser verspricht, und nachher, um zu prüfen, was er gehalten hat

Ich nenne dieses Wanderbuch einen zweiten Band zu „Land und Leuten." In jener Schrift verarbeitete ich zahlreiche Wanderflügen, um den Zusammenhang von Volksart und Landesart, das organische Erwachsen des Volksthumes aus dem Boden nachzuweisen. Man wird das nämliche Ziel auch auf vielen Blättern des vorliegenden Bandes angestrebt finden, wenn gleich nicht mehr so stark in den Vordergrund gestellt. Dafür suchte ich in anderer Richtung einen neuen Reiz des Stoffes. Als den schön-

sten Lohn, der meiner früheren Arbeit zu Theil ward, erachte ich es nämlich, daß so mancher selbsterlauschte Zug, so manche selbstgefundene Thatsache und auch etliche meiner Gedanken in größere geographische Darstellungen und Sammelwerke übergingen, und daß ich also auch über den Kreis meiner eigenen Leser hinaus zur erweiterten Kenntniß deutschen Bodens und deutschen Volkslebens beigetragen hatte.

Dies spornte mich zu neuen Entdeckungsfahrten, zum Aufsuchen gerade solcher Gegenden, welche in den allgemeineren Werken über deutsche Landes- und Volkskunde noch kaum beachtet sind und doch höchst eigenartige und merkwürdige Glieder des großen Ganzen. Es war dieser bestimmte Zweck, der mich bewog, Landstriche, wie das Tauberthal, das Gerauer Land, die Holledau zu durchwandern, oder einen Städtetypus wie Freising zu zeichnen. Man möchte seinen Lesern doch so gerne von recht unbekannten Dingen erzählen, wobei das Unbekannte doppelt reizt, weil es so nahe liegt, und weil zugleich ein Jeder sich sagt, daß es dergleichen neu aufzuschließende Gegenden noch zu Hunderten in unserm Vaterlande gebe.

Neben diesem Interesse des Stoffes, worin der vorliegende Band sich an den früheren enge anschließt, lockte mich aber auch jenes andere in der Einleitung entwickelte Ziel, wodurch sich das „Wanderbuch" von „Land und Leuten" unterscheidet: ich wollte die Methode meiner Volksstudien darlegen. Und so ist jeder der folgenden Abschnitte in anderer Art geschrieben, in anderer Absicht und will mit anderem Maßstabe gemessen seyn.

Den Beginn macht ein weit angelegtes Uebersichtsbild: „Auf dem Wege nach Holland." Die größere Masse des Stoffes ist hier nicht vom Verfasser selber erforscht, sondern aus Büchern und Abhandlungen geschöpft. Er wanderte, um die Specialliteratur verstehen und benützen zu lernen, und im Anschauen des Einzelnen den rechten Leitfaden zum Generalisiren zu finden. Hier war ihm also sein Notizbuch nicht sowohl Stoffquelle als Gedankenquelle und nebenbei eine kleine Fundgrube schmückender

und belebender Züge. Der einigende Grundgedanke des ganzen Aufsatzes zielt auf die Darstellung der allmählichen Uebergänge deutschen und holländischen Wesens am Rhein und an der Nordseeküste. Nur meine man nicht, daß ich mir zu Hause diese Idee vorgebildet habe und dann ausgezogen sey, um sie überall verwirklicht zu finden. Dies wäre für mich der verkehrteste „Weg nach Holland" gewesen. Im Gegentheil. Ich griff ohne alle Ideen zum Wanderstabe, ich wollte bloß das Gränzland begehen und auf mich wirken lassen. Erst als ich wieder nach Hause gekommen war und alles Gesehene überblickte und ordnete, ward es mir klar, daß gar kein anderer Gedanke einigend und leitend die Summe meiner Beobachtungen zusammenfassen könne, als jener vorgedachte, welcher in den Landes- und Volksgränzen Deutschlands und Hollands vielmehr verbindende Uebergänge erblickt.

Der Schluß-Aufsatz versetzt den Leser in den deutsch-ungarischen Gränzstrich an der Donau, der Leitha und dem Neusiedlersee, er gibt nicht bloß in der geschilderten Oertlichkeit, sondern auch nach Plan und Methode der Darstellung das äußerste Gegenbild zu dem ersten Abschnitte. Diesmal war mir mein Tagebuch die wichtigste Stoffquelle, der Literatur verdanke ich nur wenig; ich gebe Reiseeindrücke; sie gruppiren sich aber um einen Kern von Studien, die mich seit meinen Jugendjahren unablässig beschäftigt haben: die durchwanderte Gegend bot mir als Hauptstationen jene Orte, an welche sich die Geburt, die früheste Ausbildung und das kräftige Manneswirken Joseph Haydn's knüpft. So berührten mich die ethnographischen Gegensätze dreier in Stamm, Sprache und Sitte grundverschiedenen Nationalitäten, welche in diesem Winkel aufeinanderstoßen, nur mittelbar, und dennoch spielten sie von ferne in mein Hauptthema herüber und gaben ihm eigenthümliche Farbe. Einen schöpferisch epochemachenden Mann in der Scenerie seiner Heimath aufzusuchen und als eine altbekannte und doch neue Gestalt wiederzufinden, ist auch eine Aufgabe für den wandernden

rforscher von Land und Leuten. Mit politischen und ethno-
raphischen Vorgedanken hatte ich mich der Leitha genähert, und
it musikgeschichtlichen Culturstudien kehrte ich wieder heim.

Große Gestalten ganz anderer Art veranlaßten mich zu
rer Wallfahrt ins Gerauer Land. Schon vor der Abreise
tte ich mein Notizbuch mit Quellenstellen, Fragen und Hypo-
esen aus der deutschen Kaisergeschichte gefüllt, um darnach den
lan meiner Kreuz- und Querzüge zu entwerfen. Ich wollte
ir und Andern historische Erinnerungen beleben und verjüngen
n Anschauen der Oertlichkeit. Dazu verlockte es gar sehr, durch
in Land zu gehen, welches vor lauter moderner Cultur allen
ndschaftlichen Reiz der Romantik verloren hat, während es im
eiste des Geschichtskundigen dort lebt und webt von romanti-
hen Bildern und Erscheinungen, ein Land am Kreuzungspunkte
r belebtesten Heerstraßen des Reisestromes, und doch so wenig
sucht und geschildert wie kaum eine andere Ecke von Deutsch-
nd. Eine moderne Topographie der wichtigsten deutschen Kai-
rstätten ist noch nicht geschrieben; machte sich der rechte Forscher
nd Wanderer an die Aufgabe, so könnten wir ein Buch ge-
innen, ebenso befruchtend für die Landeskunde wie für das
tudium der Geschichte. Neue Länder sind auf deutschem Boden
icht mehr zu entdecken, aber neue Gesichtspunkte für das altbe-
nnte Land.

Wie man sieht, wechselt meine Methode hauptsächlich je nach
m Verhältnisse des Wanderns, das heißt der eigenen Forschung
m Bücherstudium, als der entliehenen Forschung; das Vor-
lagen der einen oder anderen Quelle verändert sofort Plan,
iel und Schreibart. Nun findet sich in diesem „Wanderbuche“
er auch ein Aufsatz, für welchen ich unmittelbar gar nicht ge-
andert bin; er ist überschrieben „Bauernland mit Bürger-
echten“ und wurde ursprünglich so recht aus der Studierstube
r die Studierstube verfaßt, zum Vortrag in einer Klassensitzung
r Münchener Akademie der Wissenschaften. Dennoch gehört
ins Wanderbuch, ja er ist ein ganz nothwendiger Bestand-

theil desselben. Jenes bürgerliche Bauernland, der Rheingau, liegt im nächsten Umkreise meiner Geburtsheimath, also in einer Gegend wo ich zu Hause bin, wo ich „gesessen“ habe, und Sitzen führt in diesem Sinne mindestens eben so weit als Gehen. Bei solchen Landstrichen ist dann aber das Wichtigste, daß man ihnen in der rechten Art wieder fremd wird; denn wir entdecken in der Fremde weit leichter das unterscheidend Eigenthümliche als in der Heimath, wo uns jede Thatsache selbstverständlich dünkt. Nun habe ich vor Jahren, da ich noch an den Pforten des Rheingaues wohnte, ein Bild des Rheingauer Volkscharakters in seinem weindurchleuchteten Colorit entworfen und später in „Land und Leuten“ aufgenommen. Viele Bücher schlug ich damals nicht nach, würde für meine Zwecke auch wenig in ihnen gefunden haben; denn wie der Rheingauer in seinem Weine lebt und webt, das wußte ich viel besser vom eigenen Sehen und Hören; ich hatte mit den besten Männern des Gaues gelebt und getrunken, und diese waren mir die gewichtigsten Autoritäten, ich war in den Kellern, Weinbergen und Trinkstuben gewesen, und das waren mir die rechten Bibliotheken und Archive. Ich wollte nicht geschriebene und gedruckte Quellen ausschreiben, sondern selber Quelle werden, und das ist mir auch geglückt; denn meine Schilderung wurde oft genug nachgedruckt, übersetzt, citirt und ausgezogen. Ueber der Analyse der Wein-Natur der Rheingauer war mir aber eine andere Thatsache ziemlich in den Hintergrund getreten, welche in engem Zusammenhange mit dem Weinbau und dem heiter bewegten Treiben des Gaues steht: die uralten Freiheiten und Rechte des kleinen in sich abgeschlossenen Völkchens. Ich hatte ihrer nur im Vorbeigehen gedacht.

Nun blickte ich von der Münchener Hochebene auf den Rheingau zurück. Da trat mir der unmittelbare, einseitig fesselnde Eindruck des gegenwärtigen Lebens objectiver in den Hintergrund; dagegen lagen mir nun die Bücher und Landkarten nahe. So ergänzte ich denn jene Lücke der früheren Arbeit, faßte die alten Freiheiten der Rheingauer als eine Grundlage ihres originellen

Volksthumes schärfer ins Auge und schrieb solchergestalt ein Seitenstück, welches sich dem ältern Bilde contrastirend und doch enge verbunden anreiht. Der behandelte rechtsgeschichtliche Stoff ist den gelehrten Kennern geläufig; indem ich aber meine erlebte und erwanderte Ortskunde benützte, um denselben zu deuten, zu ordnen, auf neue Gesichtspunkte anzuwenden und in einen weittragenden Zusammenhang zu bringen, glaube ich doch manches Eigene geboten zu haben. Für die Erprobung meiner mannichfachen Methode aber drängte es mich mit Nothwendigkeit zu diesem Versuche: als ein Fremder trat ich vor die alte Heimath, als ein Wanderer im Geiste vor die Gegend in welcher ich seßhaft gewesen, und während wir sonst in der Localliteratur Belehrung über unsere Wanderschaft suchen, so benützte ich hier umgekehrt das Erwanderte und Erlebte, um die alte Literatur des Rheingaues zu erläutern.

Ich sprach in der Einleitung von der Kunst ortskundige Leute so zu befragen, daß sie nicht merken, was man eigentlich wissen und auf welche Ziele man hinaussteuern will. Manche schätzbare Notiz der nachfolgenden Abschnitte ward auf diesem Wege gewonnen. Doch gestand ich Ausnahmen zu, wo wir uns mit einem wissenschaftlichen Manne ohne Umschweife besprechen und ihn in alle Geheimnisse des Planes und der Mittel unserer Arbeit einweihen können. Zeugniß dessen ist die „geistliche Stadt" in diesem Wanderbuche. Dieses Städtebild verdankt geradezu seine Entstehung dem jahrelangen Austausche, welchen ich von Stadt zu Stadt mit meinem nun verstorbenen Freunde dem Professor Joachim Sighart in Freising pflegte. Dieser ausgezeichnete Kenner der mittelalterlichen Kunstgeschichte war zugleich die lebendige Chronik von Freising; unter seiner Führerschaft lernte ich jene merkwürdige Stadt kennen, er war von Anfang bis Ende der Vertraute und Berather meiner Ideen und' meines Planes zu diesem Aufsatze, er half mir Notizen sammeln, excerpirte Urkunden für mich aus dem städtischen Archive und berichtete mir mündliche Ueberlieferungen, die mir sonst

gewiß nicht zu Ohren gekommen wären. Das war dann freilich aber auch nicht die flüchtige Begegnung eines Besuches auf der Wanderschaft, sondern ein dauerndes Zusammen-Arbeiten, wobei man sich konnte verstehen lernen.

Wie wir aber in der Scenerie einer Stadt manchmal erst eine charakteristische Persönlichkeit unter ihren Bürgern begreifen, so ging mir umgekehrt durch die Gestalt jenes Mannes, der als Geistlicher, Lehrer, Alterthümler und Sammler in der alten geistlichen Stadt so eigenthümlich wirkte, wie er's anderswo ga nicht gekonnt hätte, erst das rechte Licht auf über den historische Charakter der Stadt selber. Ohne daß es mein kunstgelehrt Freund merkte, nicht durch sein Wort, sondern durch sein Wese weckte er in mir die leitende Idee der „geistlichen Stadt" ur den Entschluß das kleine Städtebild mit allem Fleiße auszumale

Es ist ein guter alter Brauch, in der Vorrede die Nam aller derjenigen dankend zu nennen, welche uns bei unserm Wer unterstützt haben. Der Volksforscher kann dies aber kaum, der er ist auf die kleine Beihülfe zahlreicher und höchst verschieden Leute angewiesen: das Namens-Register würde zu lang und de Lesern unverständlich. Da ich aber in der Einleitung von de guten Vernehmen redete, welches bestehen soll zwischen dem ei heimischen Special-Topographen und einem fremden Wander meines Zeichens, der vor allem richtig und fruchtbringend z generalisiren sucht, so gedenke ich hier wenigstens noch eine Beispieles freundlicher Förderung. Ich hatte den „Gang durch Tauberthal" gleich nach der Heimkehr geschrieben und vor d Hand in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht. Zu meiner a genehmen Ueberraschung druckte die „Zeitschrift des historisch Vereins für das württembergische Franken" den ganzen Aufsa ab, weil er einen Theil ihres Vereinsbezirkes und seiner Nac barschaft darstelle. Es ist die günstigste Kritik, welche ein solchen Arbeit zu Theil werden kann, wenn die eingeborenen Fo scher in den Beobachtungen des fremden Wanderers so viel Neu und Wahres finden, daß sie sich getrieben fühlen dieselben ihre

örtlichen Leserkreise zur Belehrung über das eigene Land darzubieten. Jener Abdruck aber war zugleich begleitet von gediegenen Noten, welche ergänzend und erweiternd, einigemale auch berichtigend, zu meinem Texte traten. Das war mir doppelt erfreulich. Sonst gehe ich viele Meilen weit und wende alle Kunst und List auf, um mich belehren zu lassen, und hier schickte man mir unerbeten und auf's artigste eine Auswahl belehrender Notizen in die Stube. Ich sage nun für diesen guten Dienst meinen Dank, wie man danken soll, indem ich den Inhalt jener Anmerkungen, so weit er für meinen Zweck nutzbar war, in den Text verwoben habe.

Ich gehe rasch und schreibe langsam, darum wünsche ich mir dann auch Leser, welche recht langsam lesen, bei diesem langsamen Schritt aber von lebhafter Sehnsucht ergriffen werden, das deutsche Land im raschen, frischen Schritte selber zu durchwandern.



II.

Auf dem Wege nach Holland.

(1867.)

Erstes Kapitel.

Uebergänge auf dem Lande, Gegensätze in der Stadt.

Der Deutsche, welcher sich Holland erobern will, und zwar ttweise, so daß er nicht bloß flüchtigen Gewinn, sondern einen n Besitz mit nach Hause bringt, kann zwischen drei guten jen wählen.

Entweder er beginnt seine Wanderung von Hamburg aus durchstreift das Land zwischen Elbe und Weser, dann zwischen ser und Ems, um in Emden die letzte deutsche, in Delfzyl oder ningen die erste holländische Stadt zu begrüßen. Oder er er- ft den Wanderstab in Köln und sucht, den Flußlinien der ft und Niers folgend, mit gelegentlichen Seitenmärschen ost- rts gegen Mörs, Wesel, Xanten und Calcar, westwärts gegen nloo und Gennepp, des Gränzdreiecks zwischen Rhein und ias Herr zu werden, um dann bei Nymwegen über die Waal zu ren, und durch die Betuwe, das alte Bataverland, mitten in's z von Holland zu dringen. Der dritte Weg endlich ist von Natur selber geschaffen, und bedarf keiner genaueren An- tung, es ist die Wasserstraße des Rheines über Emmerich und nheim nach Rotterdam.

Auf die zwei erstgenannten Straßen lockt vor allen das ethno- phische Interesse, und ich nenne darum die eine den friesisch- edersächsischen, die andere den rheinfränkischen Weg. Rheinfahrt hingegen regt geographisch an und fesselt zumeist

landschaftlich, indem wir vom Schiffe herab gar bequem den stufenweisen Uebergang der niederrheinischen Landschaft in den holländischen Charakter erkennen mögen. Für das gründlichere Studium von Land und Leuten hat natürlich der friesische oder der rheinfränkische Landweg ungleich höheren Werth.

Friesen, Niedersachsen und Franken gaben dem holländischen Volke nach der alten Bataverzeit die entscheidendsten Grundzüge gesammtdeutscher Art; sie hielten es im Zusammenhange mit den weiter hinten sitzenden deutschen Stämmen. Als zwei Gegen= pole erscheinen aber dabei Friesen und Franken: im Friesenthum zog sich der Niederländer mit dem niederdeutschen Nachbar eigen= artig und beharrend in sich selbst zurück; durch die Franken er= schloß er sich dem biegsamen, beweglichen deutschen Culturleben. Niedersächsisches Element von Westfalen herüber trat dazwischen gleichsam in mittlerer Schwebung. Nun hat es aber einen wunderbaren Reiz, heute noch den Weg dieser Volksstämme zu wandern und so schon auf deutschem Boden Schritt für Schritt holländisch verstehen zu lernen, ich meine nicht sowohl die hol ländische Sprache als tausend Einzelzüge holländischer Volks= und Landesart. Und da es uns die Eisenbahn leicht macht, mit dem friesischen Wege auch noch einen Seitenausflug durch niedersächsisches Gebiet zur holländischen Gränze zu verbinden, ja da der altfriesische Weg selber nachgerade großen Theils ein sächsischer geworden ist, so bewegen wir uns dann zuletzt, als von Friesen, Sachsen und Franken eingeführt, mit einer gewissen Sicherheit unter den Holländern, die ihrerseits wieder durch jene drei Stämme in Deutschland eingeführt werden.

Der allgemeinste große Eindruck einer solchen Gränzwan= derung wird aber vorab unserm deutschen Sinne wohl thun. Auf Schritt und Tritt entdecken wir neue Aehnlichkeiten hol= ländischen und deutschen Wesens und erkennen, daß die Scheide= linie zwischen Deutschland und Holland von der neueren poli= tischen Geschichte gezogen wurde, und neuestens auch, leider Gottes, von der Culturgeschichte, während eine Naturgränze der

Bodenplastik oder der Nationalität hier nicht besteht, sondern nur landschaftliche Uebergänge und neugestaltende Stammesmischungen auf derselben gemeinsamen Urgrundlage von Land und Leuten.

„Auf dem Wege nach Holland" treten uns die Holländer als nächste Verwandte und Volksgenossen entgegen; überspringen wir dagegen diesen Weg, verschlafen wir ihn in einem Nacht-Eilzuge der Eisenbahn dergestalt, daß wir etwa von Köln unmittelbar nach Rotterdam versetzt werden, so finden wir uns in einer fremden Welt, und die Gegensätze deutscher und holländischer Art überraschen und bestürmen uns. Aber man braucht nicht einmal Köln und Rotterdam oder vollends Amsterdam gegeneinander zu stellen: nehmen wir die zwei nachbarlichen Gränzstädte meines rheinfränkischen Weges, Cleve und Nymwegen; sie sind kaum drei Meilen entfernt, liegen aber im Charakter ihrer Bevölkerung eine Welt weit auseinander, während die Dörfer von preußisch Geldern und Cleve den benachbarten holländischen Dörfern auffallend verwandt sind. Die Thatsache erklärt sich dadurch, daß eben das ursprüngliche Volksthum, wie es der Bauer am treuesten bewahrt, ein gemeinsames war, während der Gang der politischen Cultur, die in den Städten gipfelt, Holland und Deutschland seit drei Jahrhunderten auseinander gerissen hat.

Ist dies der wahre Grund, so müßte sich dieselbe Erscheinung wohl auch bei der deutschen Schweiz wiederholen. Denn sie ist uns ja ebenfalls durch gleiche Stammesgeschichte verbunden, durch die auseinanderlaufende politische Geschichte entfremdet. Allein der Deutsche, welcher von den Allgäuer Bergen niedersteigend über den Bodensee fährt, wird schon im ersten Schweizerdorfe den Unterschied des Schweizerbauern vom deutschen Bauern merken, und vollends gar, wenn er durch's Innere der Kantone Appenzell und St. Gallen in die Urkantone vordringt. Versetzt er sich dagegen unmittelbar in die deutschen Schweizerstädte, so wird ihn vielmehr die gemeinsam deutsche Art überraschen als das fremdartig schweizerische Wesen; und je größer die Stadt

ist, wie etwa Zürich, Bern, Basel, und je gebildeter der schweizerische Kreis, in welchen er eintritt, um so deutscher und heimathlicher kommt ihm alles vor. Das ist also völlig umgekehrt wie in Holland.

Ich erkläre mir diese Verschiedenheit bei unsern dem Vaterhause entfremdeten zwei Brüdern an den Quellen und an der Mündung des Rheines aus folgenden Gründen:

Holland gewann sein eigenthümlichstes culturgeschichtliches Gepräge als Seemacht, durch seine nach außen gerichtete Handels- und Colonialpolitik. Die Epoche, welche wir in der allgemeinen Handelsgeschichte als „Zeitraum der holländischen Handelsherrschaft" überschreiben, von 1579 (Utrechter Union) bis 1651 (brittische Navigationsacte) bezeichnet zugleich die Auflösung der deutschen hanseatischen Macht, sie eröffnet für eine lange Folgezeit den völligen Verfall des deutschen Seehandels. Die Holländer gründeten ihre neuere Handelsgröße mit von Deutschland abgewandtem Gesichte; die deutsche Concurrenz konnte ihnen damals weder anspornend nützen, noch wetteifernd schaden. Der Seehandel aber sammelt sich in den Städten, vorab in den großen Städten, und findet er keine großen Städte vor, so schafft er sich solche. Bei der selbständigen Culturblüthe Hollands denken wir darum auch zunächst an Amsterdam, und es ist sogar ein ganz bestimmtes, an diese Stadt geknüpftes Datum, welches uns den beginnenden Umschwung in der Weltstellung Hollands bezeichnet, das Jahr 1585, das Geburtsjahr der Handelsgröße Amsterdams, wohin sich der belgische Seehandel nach der Erstürmung Antwerpens durch die Spanier flüchtete. Im Mittelalter war Holland zum großen Theil ein Bauernland im Gegensatz zu dem städtischen Flandern; erst in den Kämpfen, durch welche sich Holland allmählich vom deutschen Reiche löste, wurde das Städtewesen überwiegend. Die Vertheidigungskriege der Holländer gegen Spanier und Franzosen im 16. und 17. Jahrhundert verliefen bekanntlich weit mehr in Belagerungen als in offenen Feldschlachten. Die Städte waren der Kern des neuen

selbständigen Hollands, und um die Städte kämpfte man zunächst. Darum ist es auch in diesem Sinne charakteristisch, daß Holland heute noch so viele befestigte Städte besitzt. (Zwischen zwanzig und dreißig an der Zahl, worunter sechs starke Hauptfestungen. Freilich liegt die Mehrzahl jener Städte nicht an der sogenannten „großen Route," und man kann darum die interessantesten Punkte Hollands im Reigen des gewöhnlichen Reiseschwarmes binnen acht Tagen durchfliegen, ohne von jenem Festungscharakter viel bemerkt zu haben.) In Deutschland gibt es vergleichsweise nur wenige, dafür aber große und im modernen Styl angelegte Festungen und daneben hier oder dort jene weiland festen, nunmehr aber völlig offenen Städte mit den malerischen Trümmerstücken von Thürmen, Thoren und Mauern des Mittelalters. Ganz im Gegensatze hierzu sind für Holland jene altmodischen und alterthümlichen Gräben, Wälle und Basteien charakteristisch, welche uns in ihren kleinen, aber malerischen Verhältnissen unmittelbar in's siebzehnte Jahrhundert zurückversetzen, trotzdem aber noch als wirkliche Festungswerke in Ehren gehalten werden. Die alten niederländischen Maler liebten es bei ihren Winterlandschaften diese von Mauern, Wällen und Kirchthurmspitzen überragten breiten Wassergräben mit einem bunten Gewimmel von Schlittschuhläufern, Schlittengesellschaften und Spaziergängern zu bevölkern, und zeigten uns die ganze Stadt vergnüglich beisammen auf dem Festungsgraben: wir finden heute noch völlig dieselbe Scenerie, und nur der moderne holländische Soldat, welcher oben auf dem Walle schildert, reißt uns etwas aus der Täuschung. Holland ist das Land der geschlossenen Städte; militärisch hat es sich in seinen Städten zunächst gegen die Spanier und Franzosen abgeschlossen, culturgeschichtlich gegen die Deutschen.

Allein so sehr die holländischen Städte auch nach der Landseite abgeschlossen sind durch Wall und Graben, so offen liegen sie meist auf der Wasserseite, und hier blicken sie — mittelbar oder unmittelbar — hinaus auf's Meer. Die deutschen Gränz-

städte hingegen blicken mit wenigen Ausnahmen in's Binnenland. Und hierin ruht ein fundamentaler Unterschied dieser Städtecharaktere.

Auch die holländische Sprache führt uns auf's Meer hinaus, sie legitimirt sich einzig und allein angesichts des Meeres. Ich will mich über diesen Satz, der wunderlich klingen mag, deutlicher aussprechen. Es ist ein Zankapfel zwischen Deutschen und Holländern, ob die holländische Sprache auch heute noch als eine bloße, wenn gleich sehr selbständig ausgeprägte und gefestete niederdeutsche Mundart anzusehen sey, oder als eine eigene nationale Sprache, welche längst die früheren Schranken einer bloßen Mundart durchbrochen habe. Die Literatur, vorab die poetische, entscheidet nicht zu Gunsten der Holländer. Nur in ihrem engeren Heimathlande wurzelt der Ruhm und die Bedeutung der holländischen Dichter, und sie theilen das Loos der Dialekt-Poeten, welche man im Auslande höchstens aus ethnographischem, culturgeschichtlichem und sprachlichem Interesse studiert, nicht aber übersetzt und liest, weil man sie als Dichter lesen müsse. Weder in der Poesie noch in der Kunst der Prosa gewann Holland einen Platz in der Weltliteratur, und erst im Reigen der Weltliteratur wird eine Nationalliteratur vollbürtig beglaubigt nach ihrer inneren Nothwendigkeit. Aber jenseit des Oceans beglaubigte sich die holländische Sprache durch Handel und Schifffahrt und Colonialwesen, und indem sie auf den ostindischen Inseln und in Südafrika gesprochen wird, ja auch neuerdings noch neues Gebiet sich erobert hat, wie in der Transvaal'schen Republik, wo sie dann die Beetjuanen wiederum als einziges europäisches Idiom lernen, wurde sie in fernen Welttheilen selbst wieder zur Muttersprache.

Der Deutsche, welcher durch Holland reist, kann sich zwar in den Städten zur Noth verständlich machen, wenn er recht langsam, deutlich und schriftgemäß deutsch redet, während der Holländer in den deutschen Städten mit reinem holländisch nicht gar weit kommen würde. Allein ebensogewiß würden wir mit

unserm Hochdeutsch in den holländischen Colonien Afrika's und Asiens verzweifelt stecken bleiben. Die holländische Sprache fand bis jetzt noch keinen Platz in der Weltliteratur, aber sie fand einen Platz im Weltverkehre, und damit wuchs sie allerdings über die bloße Mundart hinaus. Denn dies ist gerade ein Kennzeichen der Mundart, daß sie allezeit zu Hause bleibt. Durch die Handelscultur ihrer Städte gewannen sich die Holländer den Anspruch ihre Mundart zu einer eigenen Zweigsprache des großen deutschen Sprachstammes erweitert zu haben.

So wird der Deutsche überall in die Städte geführt, wenn er nachforscht, wo denn Holland selbständig, eigenartig, also fremd ihm gegenübertrete, während er sich beim naiven Volksleben um so stärker von den Zügen der Stammesgemeinschaft berührt fühlt.

Ich will aber auch das entgegenstehende Bild der deutschen Schweizer noch in wenigen Worten näher ausführen; die Parallele wird dann ein noch schärferes Licht auf Holland werfen.

Die alterthümlichen deutschen Schweizerstädte gleichen unsern alterthümlichen oberdeutschen Städten auf ein Haar. Ja da sie mitunter viel weniger modernisirt sind, so spricht uns ihre äußere Physiognomie wohl gar heimischer, deutscher an als bei mancher deutschen Stadt. Sie wuchsen im Mittelalter, welkten und kümmerten in den folgenden Jahrhunderten und erblühten auf's neue in der Gegenwart, gleichen Schrittes mit den benachbarten deutschen Städten, während der Verfall der niederdeutschen Städte das Signal zum rechten Aufblühen der holländischen gab. Die größeren jener Schweizerstädte waren Stationen des deutschen Handels mit Italien, aus ihren Thoren führte der Haupthandelsweg allemal nach Deutschland; das Hauptthor der holländischen Städte dagegen, der Hafen, führt in's Meer und über's Meer; der holländische Handel auch in alter Zeit war Speditionshandel mit aller Welt und nicht entfernt bloß auf das deutsche Hinterland berechnet.

In den schweizerischen Unabhängigkeitskämpfen spielen die

Städte weitaus nicht die große Rolle wie in den niederländischen. Die Hirten und Bauern der Urkantone gingen voran, die Städte folgten um Jahrzehnte später. Bezeichnend ward die von Deutschland abgelöste Schweiz auf den Namen eines Kantons getauft, der gar keine Stadt besitzt, und führt auch dessen Wappenzeichen als eidgenössisches Kreuz, während Holland von der städtereichsten und städtisch bedeutsamsten unter den vereinigten Provinzen den Namen trägt. Die kriegerischen Würfel fielen für die Schweiz in offener Feldschlacht, nicht in Städtebelagerungen wie so häufig bei den Holländern. Die Schweiz ist der festungsärmste europäische Staat, Holland der festungsreichste, und während so viele holländische Städte heute noch von Kopf bis zu Fuß im Harnisch ihrer Wälle und Mauern stecken, hat die deutsche Schweiz gar keine feste Stadt mehr, sondern nur kleine Werke zur Vertheidigung von Fluß- und Gebirgspässen.

In den Schweizerstädten öffnet sich das Land — culturgeschichtlich — gegen Deutschland, in seinen Hirten- und Bauerndörfern schließt es sich. Wer darum einen rechten Urschweizer sehen will, der geht zu den einsamsten Hirten des Hochgebirgs, wer die rechten Holländer, der stürzt sich in das Hafengetümmel einer Seestadt. Ich verneine darum keineswegs, daß die nordholländischen und westfriesischen Bauern nicht doch noch in tieferem Sinne Typen eines Urholländers seyen, aber sie sind unsern deutschen ostfriesischen Bauern doch wohl ähnlicher als das Stadtvolk Amsterdams irgend welchem großstädtischen deutschen Volke. Das farbenreichste holländische Volksfest ist die Amsterdamer Kirmeß; die originalsten schweizerischen Volksfeste dagegen sucht man im Appenzell, im Berner Oberlande bei den Bauern. Das „Schweizerhaus," welches man jetzt in Deutschland und in aller Welt als etwas fremdartig Interessantes bei Villen und Gartenhäusern nachahmt, ist ein Bauernhaus; das „holländische Haus," welches man vor hundert und mehr Jahren bei deutschen Lustschlössern copirte, war städtisch. In Deutschland und der Schweiz kennt die Gegenwart nur noch bei den

Bauernhäusern eine volksthümliche nationale Bauweise; der Holländer hat sich auch noch in seinem Bürgerhause einen nationalen Styl bewahrt. Das wegen seiner barockſten holländischen Eigenart berühmteste holländische Dorf, Broeck im Waterlande, ist ein Dorf von Kapitalisten, die in der Stadt reich geworden sind. In der industriellen Schweiz gibt es auch, wenn gleich nicht Dörfer, so doch ländliche Ansiedelungen von reich gewordenen Leuten, Schlösser und Landsitze mit reizenden Gärten; allein diese Villen sind gar weit verschieden von Broeck und auch von „Wohlgelegen," „Freud' und Ruh," „Sorgenfrei", und wie die Landhäuser an den holländischen Canälen alle heißen: sie haben städtisch weltbürgerlichen Charakter und könnten eben so gut in England oder Frankreich stehen wie am Ufer eines Schweizersee's. Fast überall in der Welt verschleift die Stadt und städtischer Reichthum das volksthümlich nationale Gepräge, nur in Holland nicht.

Der Deutsche, welcher reinstes Schweizerdeutsch hören will, so kräftig, daß er's kaum mehr verstehen kann, muß den Städten möglichst aus dem Wege gehn, etwa in's Innere von Appenzell oder von Schwyz, Uri und Unterwalden. Denn wenn der Städter auch schweizerdeutsch spricht, so liest und schreibt er doch hochdeutsch; im landsmannschaftlichen und Familienverkehre bedient er sich zwar der Mundart, im feineren Umgange und im Austausch mit Fremden hingegen der hochdeutschen, oder, wie er charakteristisch sagt, der „gutdütschen" Form, und schon hierdurch muß in der Stadt auch die Mundart unvermerkt ihre schärfsten Ecken verlieren. Dem Holländer wird es nicht einfallen, das Hoogduitsch „gutdeutsch" zu nennen im Gegensatz von seiner niederdeutschen Sprache. Zwar trifft man's wohl auch in Ostfriesland und in dem ehemals holländischen, jetzt deutschen Gränzstriche von Preußisch-Geldern, daß die Leute auf dem Lande unter einander holländisch reden, während vor Amt, in der Kirche und Schule und im Verkehr mit Fremden deutsch gesprochen wird; allein in Holland verschwindet natürlich dieser an die Schweizerstädte erinnernde Dualismus.

Und nun zum Schluß noch eine politische Bemerkung. Holland war gleich der Schweiz ein Bund von kleinen Republiken. Allein da seine eigenthümlichste neuere Cultur in den Städten gipfelt, so zeigte sich schon in der erblichen Statthalterwürde ein Streben zur monarchischen Centralisation, welches sich zuletzt in dem Königreich der Niederlande erfüllte, ähnlich wie auch das durchaus städtische Belgien ganz naturgemäß eine einheitliche Monarchie geworden ist. Denn die mittelaltrige Stadt konnte wohl zur Individualisirung zu kleinen politischen Sonder-Existenzen drängen, die moderne Stadt hingegen und vollends die Großstadt, die Industrie- und Handelsstadt wirft die engen politischen Schranken nieder, sie strebt in's Weite und Große kraft ihrer völlig neuen socialen und wirthschaftlichen Organisation. So wurde Holland ein geschlossener Staat mit einer Hauptstadt und einer Residenzstadt.

Die Schweiz war ursprünglich ein Hirten- und Bauernland mit eingestreuten Städten, sie ist heutzutage großentheils ein Industrieland geworden, aber trotzdem kein Stadtland. Für die deutsche Schweiz zumal sind die Industriethäler, die Industriegegenden, die Industriedörfer, viel charakteristischer als ihre Industriestädte. Hier ist die Industrie recht eigentlich auf's Land gegangen, die Fabriken liegen über das ganze Land verstreut, Tausende von Bauernfamilien wurden in eigenthümlichster Hausindustrie Vor- und Mitarbeiter der Fabriken, und auch sehr vielen reichen Fabrikherrn der Schweiz sieht man's gleich an der Nase an, daß sie unmittelbar aus dem Bauernstande hervorgegangen sind. Durch die Industrie und den Reisestrom hat sich die Schweiz modernisirt, sie ist nicht mehr jenes unschuldsvolle Hirtenland, wie es Albrecht v. Haller mit fast komischem Idealismus in seinen „Alpen" geschildert hat; dennoch ist sie im großen Ganzen ländlich geblieben. Darum blieb sie auch individualisirt, ein Bund von kleinen Staaten, trotz aller strafferen Bundesreform erfüllt von buntester Eigenart. Sie hat keine Hauptstadt, so wenig wie Deutschland. Die Grundlage ihrer so

ganz einzigen politischen Organismen müssen wir in dem sonderthümlichen bäuerlichen Grundcharakter des Volkes suchen. Gerade diese reiche Vielgestalt des schweizerischen Lebens, obgleich von Hause aus so urdeutsch, wird uns Deutschen aber nachgerade fremdartig, sie gewinnt für uns den Reiz der Neuheit, weil sie etwas so entlegen Altes ist, weil sie sich mehr und mehr der Parallele mit unserer eigenen deutschen Gegenwart entrückt.

Doch vielleicht meint der Leser, ich sey ja völlig abgekommen von dem Wege nach Holland. Allein man kann auch vom Niederrhein über die Schweiz nach Holland gehen, und im Landes- und Volksstudium geräth man mitunter gerade bei der nächsten Straße recht arg auf den Holzweg.

Ich fasse aber nun meine directen Linien fest in's Auge. Und so will ich zunächst in gedrängter Ueberschau den friesischen Weg nach Nordholland zeigen; dann ausführlicher und langsameren Ganges die rheinfränkische Straße zur Betuwe. Denn den ersten bin ich vor Jahren nur halb gewandert, freilich zur schwierigeren Hälfte, und kenne den Rest bloß aus Büchern; den andern Weg dagegen habe ich vollständig bereist und im unmittelbaren Hinblick auf die Aufgabe der vorliegenden Untersuchung.

Zweites Kapitel.

Grundlinien des friesischen Weges.

Der friesische Weg ist zunächst dadurch merkwürdig, daß er auf keiner Straßenkarte verzeichnet steht: der Reisende selber muß sich ihn erst suchen und schaffen. Dieses Suchen ist aber nur bei anhaltend trockenem Wetter rathsam; denn zur Regenzeit könnten wir hier in unsern holländisch-deutschen Studien bedenklich stecken bleiben.

Wer nun Lust hat — und gerade das ist eine Lust für den ächten Wanderer — der Landkarte beständig gegen den Strich zu geh'n, querfeldein, alle natürlichen und künstlichen Hauptstraßen kreuzend, der wähle diesen Weg.

Ich schlage folgende Marschroute vor: Man fahre bei Glückstadt über die Elbe (in's Land Kehdingen), gehe von da über Freiburg, Neuhaus, Otterndorf (durch's Land Hadeln) nach Curhafen und über Dorum (im Lande Wursten) nach Bremerhafen (im Vielande), setze dort über die Weser und wandere dann, dem Meere den Rücken kehrend, von Burhave über Blexen und Brake bis Elsfleth, das heißt durch Butjahdingen und Stadland in's Stedingerland. Es ist dieser Streifzug landeinwärts das linke Weserufer hinauf scheinbar ein Abweg — der Meilenzahl nach —, in der Erkenntniß von Land und Leuten bringt er uns aber Holland mit raschen Schritten näher. Von Elsfleth wende man sich dann nach Varel, um den Jahdebusen wenigstens theilweise

umkreisen, wo sich der weitere Weg über Jever, Esens, Norden,
rich durch Ostfriesland fast von selbst ergibt; auf dem Canal
ischen Aurich und Emden kann man sich dann für 8 Groschen
eits den Vorgenuß einer holländischen Trekschuiten-Fahrt auf
tschem Boden gönnen, und nachdem man einen Ausflug in
Papenburger Moor-Colonien (um des Bodens willen) und in's
erland (um des Volkes willen) nicht versäumt hat, soll man
t etwa dem Schienenwege folgend geradaus über Ihrhove
Gröningen fahren, sondern nach Emden zurückgekehrt über
Dollart nach Delfzyl schiffen, von wo sich in einem halben
emarsch Gröningen bequem zu Fuße erreichen läßt.

Mit gesunden Beinen gehen wir den ganzen Weg — alle
enthalte und Abschweife eingerechnet — höchst behaglich in
zehn Tagen, und können dann doch sagen, daß wir wenigstens
einer Seite her vernünftig nach Holland gegangen sind.

Bei diesem Wege fällt uns zunächst auf, daß er fortwährend
Lauf der Flüsse kreuzt. Nun wird man einwenden, das ge-
he bei jedem Küstenwege, da die Flüsse bekanntlich nicht dem
ere parallel, sondern in's Meer zu laufen pflegen. So könnten
doch wenigstens schräg gen Nordwesten nach Holland und
holländische Meer laufen. Das thun sie aber nicht, und
ıb bewirkt die Ems mit dem parallelen Bourtanger Moor,
Nordost-Holland — die Provinzen Friesland, Gröningen,
nthe — sein eigenes, von Deutschland abgewandtes Wasser-
em hat. Hier, wo das Volksthum von hüben und drüben
am entschiedensten die Hand reicht, machen Fluß und Moor
wirkliche Naturgränze.

Weiter südwärts in der Grafschaft Bentheim und dem alten
rbisthum Münster, wo der Westfale dem Holländer schon
as fremder gegenübersteht als der Ostfriese bei Leer und
den, trennt keine quer vorgeschobene Wasserlinie mehr. Im
jentheil, dort entspringen holländische Flüsse bereits auf deutschem
den, und Vecht und Berkel mit ihrem Gefolge zeigen uns den
g aus dem niedersächsischen Sandlande zur Zuidersee. Allein

das sind doch für uns Deutsche nur Gränzflüsse von örtlicher Bedeutung, sie tragen trotz ihrer Schiffbarkeit keinen größeren Verkehr, der das Innere beider Länder verbände.

Ganz anders am Rheine. Da führt uns der große Strom ohne Schranke von Land zu Land und fesselt beiderlei Volk seit uralter Zeit unlösbar aneinander, und auch wenn wir den kleineren Parallelgewässern folgen, kommen wir nach Holland ohne irgend der Landkarte wider den Strich zu gehen. Trotzdem sind hier die Volksunterschiede am größten, auf Grund der abschließenden städtischen Cultur und der ethnographischen Basis des niederrheinischen Frankenthumes und der holländischen Stammesmischung.

Also haben wir hier eine dreifache Scala des Widerspruches: trennende Naturwege bei engstem Volkszusammenhange an der friesischen Nordgränze; mäßig verbindende Naturwege bei beträchtlich lockererer Volksverwandtschaft an der niedersächsischen Gränze und endlich völlige Einheit des Systemes der Wasserstraßen beim ausgeprägtesten Unterschiede der Volkscultur längs der fränkischen Südgränze. Darin liegt ein feiner Stoff zu tieferem Nachdenken. Denn solcher Gegenzug ist doch keineswegs die Regel. Er ist aber möglich, weil die Bodengliederung nur ein einzelnes, nicht aber das schlechthin maßgebende Moment für die Gliederung der Stämme und Völker bildet.

Ich kehre zum friesischen Wege zurück. Nicht bloß bei den Flußlinien läuft er fortwährend gegen den Strich der Landkarte, er kreuzt auch ganz ähnlich die Landstraßen, ja sogar die modernen Eisenbahnen und nicht minder auch die alten politischen Gebietsgränzen.

Betrachten wir zunächst die Landstraßen. Sie streben zwischen Ems und Elbe überwiegend von Süd nach Nord gleich den Flüssen — wie z. B. die großen Linien Lingen-Emden, Osnabrück-Oldenburg-Varel, Bremen-Cuxhafen. Wollen wir innerhalb eines 5 bis 10 Stunden von der Küste entfernten Weges ost-westwärts von der Elbe nach Holland wandern, so müssen wir fort und fort aus einem

größeren Straßensystem in's andere hinüber laviren, rein locale Zwischenstraßen, oft der unbedeutendsten Art, aufsuchen, und sind wir glücklich zur Ems gelangt, so bietet sich uns keine einzige alte Hauptstraße, welche direct aus Ostfriesland nach den holländischen Nordprovinzen Drenthe und Gröningen hinüberzöge; wir müßten bis in's hannover'sche Westfalen, bis Lingen, landeinwärts gehen, wo dann erst ein Hauptweg (Lingen-Deventer) quer durch Ober-Yssel in's Herz von Holland führt.

Aehnlich die Eisenbahnen. Wir haben keine Küsten-Bahn n der deutschen Nordsee, welche der Küste parallel liefe; erst efer im Binnenlande zieht sich ein Schienenweg in gerader Linie t-westwärts von Hannover nach Amsterdam. Eine Eisenbahn ler durch die Marschen wird auch schwerlich so bald gebaut erden: die Locomotive liebt den wandelbaren Boden nicht, efer aber ist und war eben das Element des friesischen Volksums.

In alter Zeit hatte man aber auf dem Küstenwege von der lbe zur Ems nicht nur fort und fort die natürlichen und künstchen Straßen zu kreuzen, sondern auch die Landesgränzen. Es ab hier eine stattliche Anzahl von Ländern: Kehdingen, Habeln, Burften, Vieland, Stedingerland, Stadland, Butjahdingerland, arlingerland, Jeverland &c., deren Gränzen nicht etwa parallel er Küstenlinie zogen, sondern ähnlich den Gewässern die Küste eilten und gliederten. Auch die späteren Hauptgebiete der erzogthümer Bremen und Oldenburg und des Fürstenthums stfriesland folgten mit ihren Gränzen den Flußlinien nordwärts um Meere. Die Landkarte hat sich mehr und mehr vereinfacht, nd wir wandern jetzt nur noch durch preußisches, hanseatisches nd oldenburgisches Land. Doch tritt uns heute, wo die polischen Schlagbäume seltener geworden, die Trennung Hollands on unserer deutschen Nordseeküste weit schroffer entgegen, als zu er Zeit, da man noch durch ein ganzes Dutzend Länder von er Elbemündung zur Zuidersee ging. Denn diese Länder waren rößtentheils Bauernrepubliken, sie waren ein Vorspiel der

niederländischen Provinzen, auf dem gleichen Boden eines Volksstammes erwachsen, der individuelle Freiheit vor anderen hegte. Wohl mußten sie frühzeitig im Kampfe mit den benachbarten Landesherren erliegen, doch bewahrten sie noch lange trümmerhafte Ueberlieferungen ihrer Freiheiten und Rechte. Es gibt in dem Küstenlande zwischen Elbe und Ems keine malerischen Burgruinen, wer aber mit dem Geistesauge schauend durch diese Marschen zieht, der wandelt doch inmitten einer wunderbaren Trümmerwelt: die Erinnerungen der alten freien Volksgemeinschaften, in mancherlei Einzelzügen noch immer verkörpert, sind es, die ihn überall mit ihrer dichterisch tiefen Romantik begleiten. Gleich am Eingange unsers Weges, im Lande Kehdingen erhebt, sich die Stadt Freiburg (an der Oste). Man denkt dabei wohl leicht an das andere Freiburg, im Breisgau, welches an der Schwelle des allemanischen Weges zu den schweizerischen Republiken liegt, und gleich Freiburg im Uechtlande von Berthold von Zähringen in der That als eine Burg der Freiheit gegründet wurde. Allein unser Freiburg an der Schwelle des friesischen Weges nach den ehemaligen Freistaaten der Niederlande erstand vielmehr als eine Zwingfeste des Erzbischofs Hartwig I. von Bremen (1154) gegen die freien Bauern. Nicht in Burgen und Städten, sondern in Dorf und Hof wohnte hier die Freiheit, und der Warningsacker im Lande Hadeln, das Landeshaus der Wurstener zu Dorum, das Schlachtfeld von Altenesch im Stedingerlande und ähnliche Erinnerungsstätten des Richtens, Rathens und Thatens, bis hinüber zum Upstalsboom bei Aurich, zeigen uns den Weg zu jenen Bauernrepubliken des nördlichen Hollands, welche später, aber glücklicher als ihre östlichen Nachbarn, den Entscheidungskampf um ihre Freiheit zu fechten hatten.

Scheinbar also verlegen uns alte und neue Gränzen die friesische Straße; für den Wanderer mit historischem Blick aber werden diese Schranken zu Brücken, welche ihn sicher und geradaus nach Holland hinüberführen.

Die einzige und wahre Gränzsperre kam erst, als die vereinigten Provinzen sich vom deutschen Reiche trennten. Damals begann die holländische Hälfte unserer Nordseeküste aufzublühen und in den Vordergrund der Geschichte zu treten, während die im engeren Sinne deutsch gebliebene verkümmerte und zurücksank. Die politische Trennung führte zur culturgeschichtlichen, und nur an der Gränze, in Ostfriesland, konnte die alte Gemeinschaft der Sitte und Sprache so lebendig erhalten werden, daß man diesen Landstrich heute noch deutsch Holland nennt.

Wir haben bisher in die Vergangenheit geblickt; ein fragender Blick in die Zukunft ist wohl auch erlaubt. Wird sich deutsches und holländisches Volksthum wieder nähern, oder wird es sich immer schärfer scheiden? Wird der Wanderer auf dem Wege nach Holland auch in hundert Jahren noch ganz schrittweise und allmählich zu dem Nachbarvolke übergeleitet werden, ohne daß er recht merkt, wo er die Gränze überschritten hat, oder wird er sich plötzlich auf fremdem Boden finden, wie einer, der über den Splügen nach Italien oder über die Vogesen nach Frankreich geht?

Diese Frage kann nur durch die verhüllten politischen Ereignisse der Zukunft entschieden werden; ist sie doch auch vor dreihundert Jahren zum erstenmale hervorgerufen worden durch eine politische Katastrophe.

Im 16. und 17. Jahrhundert hatte Holland nur schwache Nachbarn an seiner deutschen Ostgränze. Dies förderte die Abschließung der vereinigten Provinzen in sich selbst, die Krystallisation um einen culturgeschichtlichen und volksthümlichen Mittelpunkt. Es bewirkte zugleich, daß die stammverwandten deutschen Gränzgebiete mancherlei Eigenart von den wirthschaftlich überlegenen, politisch aufstrebenden Holländern annahmen oder dieselbe wenigstens bewahrten, während sich Holland mehr und mehr dem deutschen Einflusse verschloß. Nicht überall gereicht es uns darum zum Ruhme, wenn wir so viel Holländisches auf deutschem Wege finden, indeß der Holländer, der aus seinem Lande zu unsern Gränzen wandert und sich zu Cleve schon „im Herzen von Deutsch-

land" fühlt, die deutsche Spur weit weniger auf holländischem Boden zugestehen will.

Die politische Lage hat sich aber nachgerade völlig geändert. Im Jahre 1744 fiel Ostfriesland an Preußen und schon früher war Cleve und das Oberquartier von Geldern an dieselbe Macht gefallen. Es ist höchst bedeutsam, daß Brandenburg-Preußen, zunächst in der Ostmark des deutschen Nordens concentrirt, durch diese Erwerbungen an der äußersten Westgränze sich sofort das Ziel auf's weiteste hinaussteckte, zu welchem es vordringen mußte. Holland bekam in Preußen den ersten starken deutschen Gränznachbarn. Allein solange der Zwischenraum zwischen den östlichen und westlichen Provinzen Preußens nicht ausgefüllt war, solange Preußen sich nicht mit Norddeutschland identificirte, hatte diese mächtige Nachbarschaft geringeres Gewicht für die Gestaltung des Volksthumes an den Gränzen. Das ist seit 1866 anders geworden. Ostfriesland fiel an Preußen zurück, die ganze deutsch-holländische Gränze ist nunmehr preußisch, das spröde Niedersachsenland wird trotz allen Widerstrebens doch zuletzt nach Berlin hinüber gravitiren, der Nordbund ist eine politisch aufstrebende Macht, die große Periode Hollands aber längst vorbei. Sie wird auch im modernen Europa kaum wiederkehren.

Hierdurch ist aber die deutsch-holländische Gränzfrage (ich betrachte sie natürlich nur vom Standpunkte des Ethnographen) in ein ganz neues Stadium getreten. Die größere politische Anziehungskraft liegt nunmehr auf unserer Seite. Das deutsche Volk an der Gränze wird energischer zum Binnenlande herübergezogen werden, und nur der Verband der wirthschaftlichen Interessen und der Stammesverwandtschaft wird noch einen Theil der alten holländischen Uebergangszüge lebendig erhalten.

Es gab eine Zeit, wo Holland geringschätzig auf den deutschen Nachbar sah; das ist anders geworden: Eifersucht und Besorgniß trat an die Stelle der Geringschätzung. Und doch ist Holland gewiß nicht von Preußen bedroht, und die Berliner Realpolitiker werden wahrlich auf keine Eroberung Hollands sinnen. Weit

eher könnten in Paris zu gelegener Zeit die alten bonapartischen Ideen von der „Anschwemmung des Rheines“ wieder erwachen. Dennoch scheint Holland viel mehr geneigt, eine Stütze seiner Selbständigkeit bei Frankreich als bei Preußen zu suchen, denn von der deutschen Macht fürchtet es in seiner halbwüchsigen Nationalität aufgesogen zu werden, von Frankreich würde ihm zunächst nur Gefahr für seine politische Selbständigkeit drohen.

Die europäischen Staaten bleiben aber schwerlich lange in der Schwebe, worin sie sich gegenwärtig (1867) befinden. Die Neugestaltung Deutschlands ist ein für die Dauer unhaltbares Provisorium. Wir können auf zwei Wegen glücklich aus dem-elben herauskommen.

Entweder es vollzieht sich friedlich und schrittweise eine inigere Verschmelzung der deutschen Stämme und Staaten, ohne ıß unsere Gränzen dabei verrückt würden. In diesem Falle ird Holland doppelt eifrig und eifersüchtig seine Art zu wahren ıd sich aus einer halbwüchsigen zu einer vollwüchsigen Natio-lität auszurecken suchen, die Scheidung von den deutschen ränznachbarn in Sitte und Art wird wachsen und schroffer rden.

Oder es kommt eine große kriegerische Katastrophe, in welcher :utschland das Recht seiner ganzen und eigenartigen nationalen ıtwickelung gegen das Ausland behaupten muß und, so Gott ll, geeinigt und sieghaft behaupten wird. Dann wird Deutsch-ıd aber auch nicht stehen bleiben bei den von 1648 bis 1815 fgezwungenen Gränzen. Jedes große Culturvolk strebt heut-:age nicht bloß nach nationaler Einigung, sondern auch nach m Vollbestand seines ganzen nationalen Gebietes. ıd wenn in einem europäischen Kriege, wie er hier gedacht rden muß, solche kleine Staatsgebilde wie Holland zerrieben rden, dann könnte den Deutschen gar leicht auch der Gedanke t Macht erwachen, daß Holland doch nur eben so ächtes und tes Niederdeutschland ist, wie die deutsche Schweiz ein noth-ndiges Stück unsers allemanischen Oberdeutschlands, wir würden

dann noch einen andern Weg nach Holland suchen als den des ethnographischen Studiums, und die Uebergänge würden zuletzt wieder völlig werden, was sie von Anfang eigentlich gewesen sind, bloße Stammesübergänge, sie würden zur Wiederherstellung der alten Gemeinschaft führen.

Man braucht darum nicht an eine Eroberung Hollands und der deutschen Schweiz zu denken. Eine Nation wie die deutsche wird, wenn sie erst wieder einmal zu ihrer vollen Kraft und Gesundheit gelangte, die früher abgelösten Elemente zunächst ethnographisch, dann auch politisch wieder zu sich heranziehen. Wir sind und bleiben vorbestimmt zu einem Bundesvolke, und da der alte Bund zerbrochen ist, so kann ich mir eine große deutsche Zukunft nur in Gestalt eines größeren und kräftigeren neuen Bundes denken, in welchem der Nordbund, der Südbund, Deutsch-Oesterreich, die deutsche Schweiz und Holland die organischen Glieder bildeten.

Holland liegt zwar im Norden, es wäre aber in diesem Falle mit der Schweiz der natürliche Freund Süddeutschlands, der Verbündete nämlich jenes Individualismus, auf welchen wir Oberdeutsche fast so eifersüchtig erpicht sind, wie die Holländer, und der zur deutschen Art eben so nöthig gehört wie das Streben der Norddeutschen nach Einheit.

Mag man jenen großen Bund der Zukunft ein phantastisches Traumgebilde nennen: jedenfalls liegt ihm der sehr reale Gedanke zu Grunde, daß die Größe einer Nation nicht in ihrer fortschreitenden territorialen Verkleinerung sich aussprechen könne, sondern im Gewinnen des Vollbestandes ihres nationalen Gebiets.

Drittes Kapitel.

Streifzüge längs der Nordseeküste.

Wir überschauten den friesischen Weg bisher im Großen und Ganzen, wie er sich eben auf der gewöhnlichen Landkarte darstellt. Da mußten wir Flußlinien, Landstraßen, Eisenbahnen und alte und neue Gebietsgränzen kreuzen und fanden zuletzt nur im historischen Rückblick den großen Zug von Ost nach West, von Deutschland nach Holland, der sich auf der Landkarte nicht findet.

Ein ganz anderes Bild aber zeigt die geognostische Karte und die Sprachenkarte, ein Bild, welches uns dann am allerlebendigsten wird, wenn wir zunächst von der Karte ganz absehen und den Weg selber unter die Füße nehmen, Einzelzüge von Landesnatur und Volksart schrittweise aufspürend.

Ich gebe im Folgenden eine kleine Probe, nicht sowohl um den Weg zu zeigen (Andere wissen ihn viel besser), als um Gedanken zu zeigen, die am Wege liegen.

Von Hamburg führt uns die Eisenbahn nach Glückstadt. Dort bietet ein offenes Segelboot regelmäßige Fahrgelegenheit über die bereits meerbusenartig breite Elbe nach Hammelwöhrden in's Land Kehdingen. Als ich im Jahre 1857 das Schifflein benützte, ruhte der romantische Zauber auf demselben, daß es kurz vorher umgeschlagen und alle Passagiere ertrunken waren. Uns ergeht es aber nicht so schlimm. Der Schiffer sitzt am

Steuer und commandirt mit unablässigem Zurufen die beiden Jungen, welche an den Segeln arbeiten, die Wellen gehen heute gerade nur so mäßig hoch, daß man angenehm geschaukelt wird, große Seeschiffe dampfen und segeln an uns vorüber, dem nahen offenen Meere zu, sie sind aus unserer Nußschaale so von unten herauf doppelt stattlich anzusehn: es ist eine frische, lustige Fahrt, ein prächtiger Eingang zur Küstenwanderung nach Holland.

Wie aber im Hochgebirge der Berg zum Berg unwidersteh-lich lockt, wie es uns in den Vorhügeln keine Ruhe läßt, daß wir vom Hügel zum Berg, dann hinauf zu Grat, Kamm und Spitze, bis endlich zu den Schneegipfeln vordringen möchten, so lockt auch in verwandtem Zauber ein Mündungstrichter zum freien Meeresrand und die offene Küste zur hohen See. Wir möchten wohl lieber gleich eine friesische Seefahrt nach Holland machen statt einer Wanderung. In der That wäre eine solche Fahrt höchst anziehend und lehrreich. Sie dürfte aber nicht in der Elbmündung beginnen, sondern an der Nordwestküste Schleswigs bei den nordfriesischen Inseln (wo wir neben den Ueberresten des alten Friesenthumes zuletzt auf Nordstrand auch schon eine holländische Einwanderung des 17. Jahrhunderts fänden); dann schifften wir hinüber nach Helgoland, dem sagenhaften äußersten Vorposten der Nordfriesen, dann nach Wangeroge und nun weiter von Insel zu Insel durch die ganze Kette bis zum Texel. Dieser über-aus merkwürdige Inselweg würde uns niederdeutsches und nieder-ländisches Wesen auf's innigste verbunden zeigen, aber auch zugleich in seiner äußersten Abgeschlossenheit von festländischer Culturentwickelung. Auf der Küste zwischen Elbe und Ems hemmen die Naturwege der Flüsse fort und fort unsern Gang von Ost nach Westen, und ziehen uns südwärts zum Binnenland zurück oder nordwärts weit übers Meer hinaus; hier dagegen erkennen wir, daß niederdeutsche und niederländische Friesen doch einer gemeinsamen Straße gefolgt sind, dem Meere. Das Meer ist der einzige Naturweg, welcher alle Friesenstämme verbindet, als ein ächtes Küsten- und Inselvolk. Allein auch dieser Weg

ist jetzt nur eine ideale Linie, die nicht in den Cursbüchern für Reisende verzeichnet steht, und schwieriger und umständlicher zu bereisen wäre als irgend ein anderer deutscher Weg nach Holland.

So zieht er denn diesmal auch nur als ein Phantasiebild mit den zum Meere hinaussegelnden Schiffen an unserm Geist vorüber; wir erreichen auf unserer Elbfahrt das linke Ufer, übersteigen den hohen Damm und befinden uns nun im Lande Kehdingen auf ächt niedersächsischem Boden. Die Wassergräben (Graften) rings um die Gehöfte erinnern uns bereits an die holländischen Grachten, und zum erstenmale betritt unser Fuß hier einen mit Backsteinen gepflasterten Feldweg, das Vorspiel der holländischen Klinkerwege. Dies und Aehnliches sind verwandte Einrichtungen, welche zunächst nur durch die verwandte Natur des Bodens bedingt zu seyn brauchen.

Wir wandern der Elbmündung parallel zur Oste und setzen bei Geversdorf über diesen Fluß, der uns seinerseits gleichfalls jene Verwandtschaft holländisch niederdeutscher Bodenbildung nahe rückt. Die Breite des Wassers überrascht uns. Der Binnenländer hätte bei einem Flüßchen von so kurzem Lauf eine Brücke, wohl gar einen Steg erwartet, allein die Oste ist hier an 600 Fuß breit und trägt mit der Fluth schon Seeschiffe. Wir lernen also zum erstenmal jene Küstengewässer des Moor- und Marschlandes kennen, die auf der Karte gar klein und verächtlich aussehen; verfehlt aber der Fußwanderer, welcher sich seinen Weg selber sucht, Ort oder Zeit zur Ueberfahrt, so kann ihm ihre stille Tücke eben so schwer zu schaffen machen, wie ein tobender Bergstrom im Hochgebirge. Das ist dann wieder eine gute Lehre für Holland.

Jenseit der Oste beginnt das Land Hadeln, gleichfalls noch ein Stück ächten Sachsenlandes. Betrachten wir zunächst den hohen Damm längs der Elbmündung; er steigt bis zu 40 Fuß und bietet nicht nur unsern Füßen einen Weg, sondern auch unsern Gedanken einen Wegweiser gen Westen. Es ist gar lustig

oben auf dem Damm zu gehen, „op dem Dieck," wie die Leute
sagen, und auch der Holländer sagt Dijk gleich dem Nieder=
deutschen, während der Oberdeutsche nur aus Büchern weiß, daß
Deich einen Damm bedeutet. Technisch genau heißt aber der
Obertheil des Deiches „die Kappe," Kap bei den Holländern.
Wir sehen an der Innenseite des Dammes ein tiefes Wasserloch,
den Ueberrest eines alten Dammbruches: es ist ein „Kolk." Und
dieses Wort versetzt uns sammt Gracht und Diek mit einem
Schlage nach Amsterdam und ruft uns dortige Straßen= und
Platznamen in's Gedächtniß, welche wir auf dem selbstgeschaffenen
friesischen Wege schon im niedersächsischen Vorlande deuten lernen.
Je weiter wir dann nach den Deichen fragen und den damit zu=
sammenhängenden Gebilden des Bodens, um so fremdartigere
Ausdrücke berühren unser oberdeutsches Ohr. Wir hören da von
Stakwerken, Schlickfängern, Poldern, Heldern und ähnlichen
Dingen; allein wir brauchen nur unser holländisches Taschen=
wörterbuch nachzuschlagen, es gibt uns in den meisten Fällen
guten Bescheid. Umgekehrt wird uns nachher in den Nieder=
landen manche bildliche Redensart des Holländers klar werden,
wenn wir uns dessen erinnern, was wir vom Deichwesen auf
dem Wege durch die Elb= und Wesermarschen gelernt haben. So
sagt z. B. der Holländer de spa steken (den Spaten stechen)
und meint damit das Land verlassen oder einen Beruf aufgeben.
Schon die Leute an der Elbmündung können uns aber den Sinn
des Wortes aus ihrem alten Spatenrecht beim Deichbau erklären.
Wer nicht beim Deichbau helfen will, der sticht seinen Spaten
zum Wahrzeichen in das mit der Deichpflicht belastete Grundstück.
Hiemit gibt er aber zugleich den Grundbesitz selber auf, denn
„wer nicht will deichen, muß weichen." Warum uns aber das
Holländische gerade auf dem Deiche so weit nach Osten entgegen=
kommt, hat seinen Grund wohl mit darin, daß die Holländer unsere
alten Lehrmeister im Deichbau waren und zu diesem Zwecke schon
im 10. und 11. Jahrhundert von den Erzbischöfen von Bremen
in das Land zwischen Weser und Elbe berufen wurden.

Hinter den hohen Deichen des Landes Hadeln liegt eine baumreiche Ebene. Man hat diesen Baumwuchs oft gepriesen, vorab die stattlichen Erlen, Pappeln, Weiden. Sie sind hochschüssig, üppig, saftig im Laub, aber leicht und schwammig im Holze, und eben in ihren leichten, schlanken, rasch aufgeschossenen Formen unterscheiden sie sich sofort von den langsamer, karger, aber fester, runder und voller gewachsenen Bäumen des Binnenlandes. Sie zeigen uns zum erstenmal im wirklichen Vorbilde, was wir im gemalten Bilde so oft gesehen haben. Die bis zur Manierirtheit hochschüssigen Bäume des Sammt-Breughel, die Bäume der holländischen Alleen. Es ist ein Typus, der sich nicht leicht unterscheidend beschreiben läßt, ein Landschaftsmaler aber würde ihn sofort mit wenigen Bleistiftstrichen charakteristisch auf's Papier werfen, und man würde sagen: solche Bäume, vergleichbar einem jungen Manne, der so plötzlich in die Höhe wächst, daß er mit der Breite nicht nachkommen kann, stehen im Haag oder bei Utrecht oder Amsterdam, die Originale aber standen diesmal bei Otterndorf im Lande Hadeln.

Wer jedoch meint, eine Landschaft mit gar keinem Baum sey noch viel holländischer als eine Landschaft mit recht hohen Bäumen, der hat auch wiederum recht, und braucht dann nur aus Hadeln in das Nachbarland Wursten zu gehen, so findet er auch hier schon diesseit der Weser baumlose Flächen genug, wo der ewige Wind jeden aufsteigenden Strauch zerzaust und niederhält, und er kann westwärts längs der Küste eine lange Kette ähnlicher Scenerien verfolgen bis zum Bourtanger Moor, wo das Auge stellenweise nicht einmal einen Strauch mehr über den Boden sich erheben sieht, dem Wanderer zum Wahrzeichen, daß er jetzt wirklich auf ächt nordost-holländischem Boden angelangt sey.

Wir gehen aus dem Amte Hadeln in's hamburgische Amt Ritzebüttel, nach Cuxhafen. Hier wechselt die Scenerie: die Marsch verschwindet auf eine Weile sammt den Deichen, die Geest schiebt sich bis in's Meer vor.

Es ist der einzige Punkt unseres ganzen Striches, wo die Geest wie ein Vorgebirg unmittelbar an's Meer tritt. Zwar zeigen sich auch noch weiter westwärts (z. B. im Jeverland) Geest-Inseln in der Marsch, allein sie vermochten schon nicht mehr das Profil des Ufers selbst zu bestimmen, wie bei der Cuxhafener Landspitze. Ich möchte überhaupt sagen: das Land zwischen Nieder-Elbe und Nieder-Weser ist Geestland, gesäumt von einem Marschen-Kranze; das Land zwischen der Nieder-Weser und der unteren Ems dagegen ist Marschland, durchwoben mit inselartigen Geesthügeln.

Geest ist ein niedersächsisches Wort, und die Sachsen als Geestvolk haben sich im Elb-Weserdreieck mit der Geest am weitesten zwischen die Friesen als Marschvolk vorgedrängt. Der Holländer hat das sächsische Wort nicht angenommen; er nennt die Geest hoogland oder in wörtlicher Uebersetzung dor land (dürres Land — geest, güst, wüst); für seine Marsch dagegen hat er mehrere charakteristische Namen; polderland, laag land, drasland, und das deutsche Wort klingt wenigstens in dem holländischen moeras nach.

Das Sachsenland zwischen Nieder-Elbe und Nieder-Weser unterscheidet sich aber nicht bloß in dem anders geordneten Verhältnisse zwischen Geest und Marsch von dem westwärts gelegenen heute noch friesisch grundirten Küstenlande. Auch in den Marschen selber liegt ein Unterschied: zwischen Elbe und Weser dominirt die Flußmarsch, zwischen Weser und Ems die Seemarsch. Nur das Land Wursten besitzt eine ausgedehnte Seemarsch im Osten der Weser: dieses Land bewahrt aber auch bis auf diesen Tag die meisten friesischen Volksalterthümer unter allen Gebieten des sächsischen Elb-Weserdreiecks.

An diese Thatsache knüpft sich eine weitere Gedankenkette. Während Friesland in ältester Zeit von der Nordwestküste Schleswigs bis zum Westrande Hollands ein ununterbrochenes Ganzes bildete, haben sich die Sachsen zwischen Elbe und Weser wie ein Keil mitten hinein geschoben und friesisches Wesen bis

auf geringe Nachklänge vernichtet. Durch Jahrhunderte des Mittelalters zieht sich hier dieser Aufsaugungsproceß friesischer Art durch sächsische; in der Neuzeit erscheint er vollendet. Die Landkarte aber sagt uns, warum die Sachsen gerade hier so gründlich aufräumen konnten. Im Elb-Weserdreieck schiebt sich nicht bloß die Geest am weitesten nordwärts zum Meere, sondern das ganze Gebiet ist zugleich viel mehr Flußland als Seeland, es ist ein Stück Mesopotamien, zwischen zwei großen Flüssen und im Grundcharakter bestimmt durch diese Flüsse. Weser und Elbe führten aus Binnen-Deutschland zur Küste und lenkten das Binnenland zurück, und für Bremen und Hamburg, die alten Mittelpunkte der erobernden sächsischen Cultur, wäre westwärts der Weser kein Boden gewesen. So wird nicht bloß der Pfad des forschenden Wanderers durch die Flüsse gekreuzt und von Holland abgelenkt: auch der Zusammenhang des alten Volksthumes ist durch sie gekreuzt worden, und Nordholland würde bis auf diesen Tag weit inniger mit Nordwestdeutschland verwachsen sein, wenn Weser und Elbe nicht wären.

Obgleich wir nun bei Cuxhafen Holland um etliche weitere Meilen näher gerückt sind, so macht doch unsere Beobachtung hier einen Halt, ja sie wird um ein Stück zurückgeworfen. Denn auch das moderne Bild Cuxhafens weiset uns im Geiste wieder nach Hamburg zurück, oder andererseits über die See nach Helgoland und England, ähnlich wie einen Tagemarsch weiterfort Bremerhafen vielmehr als eine Station auf dem Wege nach Nordamerika denn nach Holland uns quer entgegentritt. Allein gerade diese Kreuzungslinien, welche unsere Straße gleichsam versperren und ablenken, geben ihr andererseits erst das eigenste Gepräge.

Denn unser friesischer Weg von Ost nach West ist höchst einsam, wenig begangen, ja genau genommen gehört es zu seinen Merkwürdigkeiten, daß er eigentlich gar kein Weg ist, sondern eine ideale Linie, quer durch dünn bevölkertes Land gezogen, keine größeren Städte berührend. Eben darum aber ist

er ein ganz besonders passender, organisch vermittelnder Weg nach den drei friesischen Provinzen Hollands (Gröningen, Friesland und Drenthe), welche gleichfalls die einsamsten, am wenigsten bereisten, großentheils dünn bevölkerten Provinzen sind, mit größeren Städten und industriellem Leben nur sparsam ausgestattet, dagegen anziehend durch Moore, Haiden und allerlei nutzloses Sand- und Wasserland. Cuxhafen und Bremerhafen sind keine Stationen unsers Weges, sondern vielmehr Stationen der Süd-Nordstraße aus Deutschland nach England und Amerika. Der friesische Weg ist darum hier vom großen Verkehr gekreuzt, nicht bewandert; es ist Transitverkehr, die Reisenden fahren hindurch wie plombirtes Gut, und ahnen selten was rechts und links liegt. Für den Fußgänger, der von Osten nach Westen zieht, um sich Holland schrittweise zu erobern, setzen aber gerade diese völlig fremdartig hereingeschneiten Stationen einer anderen Linie die Abgeschlossenheit des Landes contrastirend in doppelt grelles Licht, und wo der Weg wieder recht einsam wird, da bekundet er sich auch als der richtige Weg nach Nordost-Holland.

Erst jenseit der Landspitze von Cuxhafen erblicken wir das offene Meer. Der Binnenländer wird zwar die Deiche des Landes Hadeln schon für Seedeiche ansehen, allein dem Küstenbewohner sind das immer noch Elbdeiche, das scheinbar gränzenlose Wasser ist ihm dort noch nicht salzig genug, die Fische und Strandpflanzen sind ihm noch nicht ausschließend meerartig. Es geht mit dem Meere wie mit dem Sturm: wenn der Binnenländer schon vom Sturm spricht, redet der Seemann noch von Wind; es geht aber auch mit dem Meere wie mit den Alpen: wo der Norddeutsche schon Berge sieht, gewahren wir erst Hügel; wo er bereits Alpen entdeckt, finden wir erst Vorberge. Das Meer will gesucht seyn, schrittweise und auf Uebergängen ganz wie das Hochgebirg. In Holland lernt man das Meer suchen, und unser friesischer Küstenweg bietet vortreffliche Vorstudien dazu. Wenn wir in den Watten des Wurstener und Butjahdinger Landes genügend gesucht und gezweifelt haben, wo Land und Meer sich

inen, dann sind wir gerüstet für die großartigere Watten-
nerie Ost- und Westfrieslands, und wenn wir an der Elb-
Wesermündung hinreichend uns geirrt haben in der Unter-
dung von Fluß- und Meeresküsten, dann verstehen wir erst,
es heißt, in den labyrinthischen Wasserstraßen zwischen der
: und Scheldemündung Fluß und See zu scheiden.

Also kommen wir zum erstenmale zur ächten Nordseeküste
der Landspitze jenseit Cuxhafen und in den angränzenden
rschen des Landes Wursten, und können auf dem Watt schon
licherweise einen Seehund jagen helfen. In diesen Gegenden
t der Blick überall in's Weite, nicht bloß der Blick des leib-
n Auges, sondern auch der geistige. Das bestätigt schon der
ne des Landes Wursten. Er rührt bekanntlich von den
hrden, jenen natürlichen oder künstlichen Erdhügeln in der
sch, auf welchen sich die ersten Ansiedler vor der Fluth
:ten, bevor das Land eingedeicht war. Diese Wuhrden führen
r Auge sofort westwärts bis nach Westfriesland hinüber, wo
sie „Terpen"*) nennt, und wie in Wursten die ältesten Bau-
nale des Landes, die romanischen Granit- und Tuffsteinkirchen
den Wuhrden emporragen, so gräbt man im holländischen
sland die ältesten germanischen Culturdenkmale aus dem
oße der Terpen. Und die berühmte Stelle bei Plinius
. nat. 16. 1), welche die uralte Besiedelung der Wuhrden so
aulich schildert, wird von den Holländern mit demselben
te auf ihr Westfriesland gedeutet, wie von deutschen Topo-
hen auf das Land Wursten und Butjahdingen.

Auf der geognostischen Karte bildet die niederländische und
sche Nordseeküste ein Ganzes. Man kann dabei wohl eine
igliederung annehmen, und unterscheidet alsdann die von
nach Nord streichende Küstenlinie der Dünen und des in
ln aufgelösten Flußmündungslandes von der grauen Nase
Helder und andererseits die von West gen Osten streichende

*) Die Holländer leiten sogar das Wort Dorf (dorp) von diesen
en oder Flußbergen (Blietbergen) her.

Wattenküste mit den Meerbusen und meerbusenartigen Flußmündungen, welche unsern friesischen Weg begleitet. Allein, wie man sieht, fällt diese Gliederung mit der holländisch-deutschen Gränze nicht entfernt zusammen: die ganze Küste vom äußersten Westfriesland bis zur Elbmündung ist ein wesentlich gleichartiges Gebilde. Das sind allbekannte geographische Thatsachen. Neu dürfte es aber doch den meisten Wanderern seyn, zu sehen, wie sich dieser landschaftliche Charakter so stätig, von Ost nach West vorschreitend, vor ihren Augen entwickelt, daß man die Steigerung im Buche nicht schöner ordnen kann, als sie sich in Wirklichkeit gestaltet.

So sagen die Holländer: Gott habe das Meer gemacht, sie selbst aber das Land. Auf dem deutschen Küstenstriche darf man jedoch bereits das gleiche Wort sprechen. Und gehen wir aus dem Lande Wursten über die Weser etwas stromaufwärts zu den Stedingern, so kommen wir sogar in ein Land, welches die Menschen zu früh und also stellenweise schlecht gemacht haben. Denn das Stedingerland soll schon im zehnten Jahrhundert eingedeicht worden seyn, wodurch aber nach der Ansicht des besten Führers in diesen Gegenden, Hermann Almers in seinem „Marschenbuch," das Land zu frühe den aufschlammenden Fluthen entzogen wurde, zu feucht und niedrig blieb und also nicht so gut gerathen ist, wie die später geschaffenen Nachbarmarschen. Die Streitfrage, ob ein oder das andere Stück Land gut oder schlecht gemacht sey, spielt auch in Holland. So warf schon van Kampen in seiner Geschichte der Niederlande die Frage auf: ob Drusus, der zuerst den Rheinmündungslauf bedeichte, denn wirklich als Begründer des holländischen Flußdeich-Systems so besonderes Lob verdiene? Ob diese Flußdeiche nicht etwa das Land bloß für den nächsten Augenblick (d. h. für tausend bis zweitausend Jahre) sicherten, um es hinterher desto gewisser zu verderben? Denn solche Gefahr drohe nachgerade durch die steigende Erhöhung der eingeschnürten Flußbette, und van Kampen meint: man hätte vielmehr nach dem Muster der alten Aegypter die Ueberschwemmung befruchtend und

ilbend in's Land leiten sollen. Jedenfalls ist hier die durch
aturproceß des Anschwemmens und Abnagens fortlaufend
ie künstliche Landbildung und Wasserregelung ein Haupt=
m der gesammten Staatswohlfahrt. Im Binnenlande finden
eite Landstriche geographisch geeint durch die Gebirgs=
ion, durch die „ewigen" Berge, die unantastbare Boden=
der friesische Weg nach Holland durchzieht einen weiten
rich, welcher geeint ist im Wechsel, im Werden und Ver=
des festen Bodens, im stäten Kampfe der Naturgewalten
r Menschenhand um die Gränzen von Land und Wasser.
ekanntlich wurde das Harlemer Meer durch Dampf=
ien ausgepumpt und in fruchtbares Land verwandelt.
eschah in den Jahren 1848 bis 1853. Die größte hierbei
e Maschine hieß der „Leeghwater," zu Ehren eines Mannes
er zweihundert Jahre vorher den ersten ausführlichen Plan
strocknung jenes Meeres entworfen hatte. Leeghwater schlug
Windmühlen zur Bewegung der Pumpen vor, und dieser
ag ist wohl manchmal von Binnenländern als eine Naive=
alten Zeit belächelt worden. Wer aber den friesischen
ach Holland gegangen ist, der wird nicht darüber lächeln;
ß, daß Leeghwaters Plan, obgleich er für jenen Fall auf
apiere stehen blieb, doch keineswegs ein bloß theoretischer
genannt werden darf. Denn im Stedingerlande wird der
in der That durch zahlreiche wasserhebende Windmühlen
gelegt, und zwar ist dies nicht einmal eine altmodische,
eine moderne Einrichtung, und der Wind wirkt durch das
rad auf eine archimedische Schraube. (S. Allmers 299 f.)
vird dem Reisenden das Stedingerland bereits zu einer
die für das Harlemer Meer.

s schwebt aber ein eigener Humor über diesen wasser=
en Windmühlen. Der freie Wind jagte die Sturmfluthen
and, gab ihnen Kraft selbst die Deiche zu zerbrechen, und
so, als Herr der Wogen, der ärgste Landverschlinger. Des
ien Witz aber zwingt jetzt den gefesselten Wind, daß er

sein eigenes und fremdes Unheil wieder gut mache und das Wasser, welches er unerbeten bringen half, auf der Frohnde wieder über die Deiche in die Flüsse hebe. Darin liegt eine höchst anmuthige poetische Gerechtigkeit, und der ungeschlachte Brummbart Wind wird wie die Riesen der alten Sage mit Ironie durch sich selbst gestraft. Man hat vorgeschlagen die Urgeschichte der Erde poetisch zu behandeln, ein Epos zu dichten von den Schöpfungstagen, wie sie die moderne Geologie aufstellt, von den Revolutionen und Kämpfen, in welchen die Gebilde des Basalt und Porphyr, des Granit und Gneis, der Sandsteine, Kalke und Kreiden sich erheben und unter einander verschlingen, versenken, zertrümmern. Das wäre in der That ein großartiges Thema, und da wir diese Urgebilde handelnd und leidend auftreten sähen, so könnte sie uns der Dichter im Humor und erschütternden Ernst wie persönliche Wesen nahe führen, die mit ihrem Schicksal ringen. Ich wüßte aber ein noch besseres Thema dieser Art, minder kühn die Phantasie herausfordernd, doch dafür poetisch tiefer, ächter und reicher. Es spielt eben auf unserm friesischen Wege und dann weiter fort durch ganz Holland. Wir stehen hier auf einem Boden neuester Bildung — Quartärformation — und das kosmogonische Epos würde rein in der Gegenwart handeln, nämlich sofern dem Geologen tausend Jahre wie ein Tag sind. Es erzählte uns die historischen Kämpfe zwischen Land und Meer, das Auftauchen und Versinken des allerjüngst geschaffenen festen Grundes, und malte aber auch die Verstrickung des Menschen in diesen Kampf — handelnd und leidend — und zeigte uns in endloser Perspective, den Blick weithin über alle Länder führend, wie der Mensch nicht erst kam als die Erde vollendet war, sondern vielmehr berufen ward, daß er die Erde vollende.

Das ist das Eigenthümlichste unsers Weges und Landstriches, daß wir immer hinaus in's Weite getragen werden, so wie wir uns genauer an's Einzelne heften, und daß sich uns fort und fort Fernsichten öffnen, obgleich sich uns nirgends Berge und

Höhen bieten. So zeigen uns die wasserhebenden Windmühlen des Stedingerlandes fern im Westen das Haarlemer Meer, und erheben uns zu einem Epos von den jüngsten Wandlungen der Quartärformation. Man soll die wirkliche Fata Morgana zu-zuweilen in diesen Marschen sehen, noch mehr aber treibt hier die Fata Morgana ihr Zauberwerk vor unserm Geiste, doch hoffentlich ohne die am Horizont auftauchenden Thürme und Bäume auf den Kopf zu stellen.

Als Siegesmale der alten Meereseinbrüche reihen sich Busen und Buchten längs unserer Nordseeküste bis zum äußersten Südwestrande Hollands. Auch hier gibt es eine Steigerung von Osten nach Westen, welche uns den Weg zeigt. Zuerst die Mündungstrichter der Elbe und Weser, dann der Jahdebusen, der Dollart, die Zuidersee. Bei jenen breit gerissenen Flußmündungen fesselt uns mehr nur das geographische Interesse, bei den darauf folgenden Meerbusen tritt die Geschichte als Schwester der Poesie hinzu, und erzählt uns von der Ohnmacht des Menschenvolkes, welches hier in Schaaren von dem wüthenden Element verschlungen wurde.

Wo solche Gewalt des Meeres zu bekämpfen ist, da bedarf es auch besonders starker Dämme. Und so gewahren wir denn am Jahdebusen zum erstenmal einen Deichbau, welcher verstärkt ist durch in Holzrahmen eingelassenes Mauerwerk. Das Eichenholz dieser Rahmen ist nicht im Lande gewachsen und die Bruchsteine ebensowenig. Wir werden dabei an die Riesendeiche des Helder in Holland erinnert, welche auf norwegischen Granit fundamentirt sind. Fremdes Holz und fremde Steine, importirtes Baumaterial erscheint für diese ganze deutsch-holländische Küste nicht bloß technisch, sondern auch kunstgeschichtlich charakteristisch. In den Elb- und Wesermarschen gibt sogar der fremde Ursprungsort der Steine einen Wink für das Alter der daraus erbauten Kirchen. Zuerst kommen die Granitkirchen, dann die Sandsteinkirchen, dann die Tuffsteinkirchen und zuletzt die Kirchen aus Backstein. Die Granitblöcke waren aus Scandinavien auf Gletscher-

trümmern über das Meer hierher geschwommen, der Sandstein wurde auf der Weser aus Westfalen herabgeführt, der Tuffstein soll, wie die Volkssage erzählt, aus Schottland geholt worden seyn, indem man für jede Schiffsladung Steine eine Ladung Korn hinüber schickte. Das alles geschah in der romanischen Zeit, und erst in der gothischen Epoche wandte man sich überwiegend zum heimischen Material, zum Backstein, dessen Fabrikation heutzutage ein ausgezeichnetes Nebengewerbe größerer Gutsbesitzer bildet und nun wiederum theilweise auf die Ausfuhr berechnet ist.

Aehnliches gilt von Holland. Zwar weiß ich nicht, ob die Holländer Backsteine ausführen; allein während der Mittelrhein den Holländern durch Jahrhunderte Holz und Steine lieferte, und theilweise noch liefert, rauchen dort neuerdings Hunderte von kleinen Ziegelöfen nach holländischem Muster (sogenannter „Feldbrand"), in welchen ein Jeder die Mauern seines Hauses gleich auf der Baustätte aus demselben Lehmboden brennt, den er für Keller und Fundament herausgeworfen hat. Und nicht bloß im Ziegelbrennen, auch im reinen Ziegelbau hat der Mittelrheiner während dieses Jahrhunderts von den Holländern gelernt. Die Bruchsteintechnik fuhr in alter Zeit zu Thal auf unsern großen Flüssen; dafür ist die Backsteintechnik in neuerer Zeit zu Berg gefahren.

Doch ist das nur eine kleine und späte Gegengabe, und so gewiß überhaupt mancherlei Austausch der Cultur zwischen dem städtereichen Rheindelta Hollands und dem rheinischen Binnendeutschland stattgefunden hat, so waren doch die bäuerlichen Marschen längs der nordholländischen und norddeutschen Seeküste in diesem Stücke immer viel mehr auf Einfuhr als auf Ausfuhr angewiesen. Das Volk war und blieb eigenartig in Stamm, Sprache und Sitte; Kunst und Wissenschaft und feinere Bildung erschienen importirt, gleich den Steinen zu den alten Kirchenbauten. Und als Holland selbständige Cultur in Kunst und Wissenschaft gewann, war der Zusammenhang mit dem stammverwandten Volksthum der deutschen Nordseemarschen durch politische Schranken abgeschnitten.

Ich nannte den Weg, dessen verborgene Merkwürdigkeiten ich fragmentarisch andeutete, den friesischen, zunächst aus historischen Gründen. Doch führt er uns auch noch in der Gegenwart von den dürftigsten Spuren friesischer Art schrittweise in immer reichere Ueberreste friesischen Volksthumes, je weiter wir von Ost nach Westen vordringen. Diese aufsteigende ethnographische Linie sey in wenigen Worten zum Schlusse noch skizzirt.

Im Lande Kehdingen und Hadeln sitzt rein sächsisches Volk, durch sein rühriges Wesen und den vorwiegenden Bauernberuf von den schwerfälligeren Friesen unterschieden, welchen Viehzucht, Fischerei und Schifffahrt näher liegt als die Arbeit des Pfluges.

Im Lande Wursten zeugen bereits die Ortsnamen von dem versunkenen friesischen Element. Dazu auch die Rechtsalterthümer. Das Wurstener Landrecht war in seiner ältesten Abfassung friesisch, in der zweiten plattdeutsch, in der dritten hochdeutsch und lateinisch. Friesische Mundart behauptete sich bis in's 17. Jahrhundert, mählich absterbend; im Anfange des achtzehnten sollen nur noch einzelne alte Leute diese Sprache verstanden haben. Jetzt zählt Hermann Almers hier und in den benachbarten Wesermarschen nur noch etwa 25 friesische Wörter und eine fast gleiche Summe gangbarer friesischer Taufnamen und fortblühender Geschlechtsnamen.

Osterstade und Wührden (gleichfalls rechts der Weser) bewahren einen Rest von Sagen und Sitten, der auf friesische Grundlage deuten soll. Das Vieland um Bremerhafen trägt wenigstens in seinem Namen (Vie, altfriesisch Sumpf) ein Denkzeichen der friesischen Vergangenheit.

Weit schärfer behauptete sich friesischer Charakter auf dem linken Weserufer. Die Stediger sind, abgesehen von ihren reichen historischen Erinnerungen, social bis auf diesen Tag alter Friesenart treu geblieben als Seeleute und Viehzüchter. Stadland und Butjahdingen gehörten als das Rustringen der früheren Zeit politisch bereits zu den friesischen sogenannten „Freien Seelanden,“ welche unter dem Upstallboom bei Aurich ihre Versammlungen

hielten. Hier beginnt dann auch schon die friesische Bauart des Bauernhauses, des sogenannten „Berges," während zwischen Weser und Elbe das sächsische Haus allein herrscht. Weiter nordwärts dagegen bei den Ditmarsen und im Eiderstädtischen an Holsteins und Schleswigs Küste erinnern die sogenannten „Heuberge" wieder an den gemeinsamen Stamm.

So folgten wir den Spuren des Friesenvolkes in Ortsnamen, Personennamen, in Ueberresten der Sitte und Sage und in socialen und politischen Ueberlieferungen, bis wir zuletzt zu dem wichtigsten Trümmerstück, zu der Sprache selber kommen, die im Munde des Volkes lebt. Auf den Inseln westwärts von Butjahdingen redet man heute noch friesisch; allein wie diese Inseln, vom Meere benagt, theilweise zu verschwinden drohen, so wird auch der alte Dialekt von dem übermächtigen Nachbardialekte benagt, stirbt ab und verschwindet. Das Saterland bildet daneben den einzigen Winkel des deutschen Festlandes, welcher nach Sprache und Sitte die letzte Zufluchtsstätte friesischen Volksthumes auf dem festen Boden unsers nordwestlichen Küstengebietes genannt werden mag.

Spricht man nun aber auch im deutschen Ostfriesland nicht mehr friesisch, so kreuzt sich hier doch schon die niederdeutsche Mundart mit der holländischen, als einer reich mit friesischen Elementen gesättigten Sprache. Man hat Ostfriesland mit wenig deutschem Selbstbewußtseyn „Deutsch-Holland" genannt, richtiger wäre holländisch-Deutschland, wie denn auch der Holländer folgerecht die Gegend von Arnheim und Nymwegen seinerseits „Deutsch-Holland" nennt. Die Gränzlinie der deutschen und holländischen Sprache ist in Ostfriesland eine bestrittene, verwischte, und in Emden gilt oder galt es sogar als eine Art Glaubensartikel, daß das ächt reformirte Bekenntniß in Kirche und Schule holländisch gelehrt werde, während man von einem deutschpredigenden Pfarrer sagt: er lehrt lutherisch.

Hiermit gewinnt aber auch die Beobachtung des Wanderers „auf dem Wege nach Holland" ein ganz neues Ziel. Während

er bis dahin die oft verhüllten und versteckten Anzeichen des Zusammenhanges mit Holland aufspüren mußte, drängt sich jetzt dieser Zusammenhang auch dem blödesten Auge von selber auf, und es gilt nicht so sehr das Fremde im Heimathlichen zu suchen als gegentheils die oft unmerklichen Unterschiede zu erkennen, welche deutsche Art von der holländischen trennt.

Ueberschreiten wir aber den Dollart und kommen nun aus Deutsch-Holland in's wirkliche Holland, so versichert uns wohl gar der ächte Westfriese, daß wir nun erst recht nicht in Holland seyen; denn er scheidet Friesland und Holland ganz nach der Ausdrucksweise des 16. und 17. Jahrhunderts, und will sich nicht zu den Holländern gerechnet wissen. Und bei diesem landsmannschaftlichen Individualismus wird uns dann auch jenseit des Dollart gleich wieder ganz deutsch zu Muthe.

Viertes Kapitel.

Grundlinien des rheinfränkischen Weges.

Ein völlig contrastirendes Bild bietet der rheinfränkische Weg. Er ist nicht einsam, eine Linie, welche wir uns erst suchen und schaffen müssen, sondern umgekehrt, er ist die große Route, welche alle Welt fährt, zu Schiff und zu Wagen, und statt eines Weges bieten sich da gleich drei bis vier zur Auswahl.

Der verkehrsreichste deutsche Strom, der Rhein, weiset uns die Richtung zum rheinischen Holland. Und linksab führt die Maas in weit geschwungener Parallele denselben Weg. Nach Artikel 66 der Wiener Congreßacte soll Preußen nirgends die Maas berühren, sondern überall entlang des Flusses in einer Entfernung von wenigstens 800 rheinländischen Ruthen respectvoll zur Seite bleiben. Man fürchtete wohl, wenn Preußen neben dem Rhein auch noch ein Stück Maas besessen hätte, so wäre es gar zu sehr auf den natürlichen Weg nach Holland gerathen. Demgemäß bildete sich dann ein langer, schmaler, dünn bevölkerter holländischer Gränzstreifen auf dem rechten Maasufer. Im Norden bei der Ems ist es umgekehrt. Dort läuft die holländische Gränze der Ems zur Seite, ohne sie irgendwo zu berühren, und es bildet sich dadurch ein langer, schmaler, gleichfalls dünn bevölkerter preußischer Gränzstreifen auf dem linken Flußufer. Also ergibt sich das seltsame Spiel des Zufalls (sofern man bei Gottes Weltregierung im Allgemeinen und bei der Diplomatie im Besondern

von Zufall reden darf), daß im Rheinland, wo deutsche Art stärker auf holländischen Boden übergreift, der Gränzfluß wie zum Schutze holländisch geblieben ist, während in Ostfriesland, wo holländisches Wesen vielmehr die deutsche Gränze überschritten hat, der Gränzfluß deutsch blieb.

Uebrigens ziehen nicht bloß Rhein und Maas gen Nordwesten: in dem Lande zwischen beiden Flüssen haben selbst die Nebengewässer Roer, Erfft und Niers einen nach den Niederlanden weisenden Parallel-Lauf, das ganze Land senkt sich zum holländischen Rheinmündungsdelta.

Schon diese hydrographischen Linien bestimmen mich, den Landweg des linken Rheinufers von Köln nach Nymwegen der Straße des rechten Ufers von Deuz nach Arnheim vorzuziehen, wenn es gilt, die Uebergänge deutscher zu holländischer Art bei Land und Leuten schrittweise und recht naturgemäß zu erwandern, und vollends wenn man dabei den schärfsten, lehrreichsten Contrast des rheinfränkischen zum friesischen Wege sucht.

Man betrachte beide Rheinufer auf der Landkarte. Auf dem rechten Ufer führt uns nur das Thal des Hauptstromes nach Holland; die Nebenflüsse (Sieg, Wupper, Ruhr, Lippe 2c.) kommen allesammt von Osten herüber, stoßen fast rechtwinkelig auf den Rhein, kreuzen unsern Weg, und wenn wir ihre Thäler verfolgen, so kommen wir nicht bloß in der Himmelsrichtung, sondern auch nach Landes- und Volksart immer weiter von Holland ab. Auf dem linken Rheinufer dagegen haben die Nebenflüsse zwischen Rhein und Maas den oben bezeichneten Parallellauf; sie deuten direct auf unser Ziel so gut wie der Hauptstrom, und wir können sie in ihrer vollen Länge auf oder ab verfolgen, ohne aus dem Zusammenhang unserer holländischen Gränzstudien gerissen zu werden. Das ganze Land zwischen Rhein und Maas unterhalb Köln ist eine natürliche Straße nach Holland, während man auf der rechten Rheinseite doch nur den Ufersaum so nennen kann.

Eine Wanderung nach Belgien würde ich auf dem rechten

Rheinufer beginnen, eine Wanderung nach Holland auf dem linken. Das erinnert vielleicht Manchen an den Reiseplan des Hieronymus Jobs. Allein die geognostische Karte wird mich rechtfertigen, und man soll keinen Entwurf zu größeren Fußreisen machen, ohne vorher auch die geognostische Karte befragt zu haben. Von den Quellen der Diemel und Ruhr zieht sich die Kohlenformation ost-westwärts bis nahe der Ruhrmündung zum Rheinthale, und das belgische Kohlenrevier von Aachen-Lüttich bis Charleroi erscheint wie die südwestwärts gebogene Fortsetzung jener Kohlenstrecke des rechten Rheinufers, allerdings unterbrochen durch die jüngeren Gebilde der Stromebene zwischen Düsseldorf und Aachen. Bei den Ruhrkohlen würde ich anfangen, in der naturwüchsigsten rheinischen Industrielandschaft, um Vorstudien zu machen für die Industriestädte des belgischen Kohlenbeckens und für das ganze Industrieland Belgien, welches freilich linksab vom Rheine liegt und doch dem rechten Rheinufer näher steht als dem linken.

Wenn wir aber auf jenem Wege nach Belgien die breite Thalebene des linken Ufers wie eine fremdartig eingeschobene Episode rasch durcheilen, so fesselt sie uns desto mehr beim Wege nach Holland, ja sie bildet hier den rechten Ausgangspunkt unserer Wanderschaft.

Schon der Umstand, daß auf der linken Rheinseite die Quartärformation des Küstenlandes in breitester, tiefster Bucht bis zu den Pforten des deutschen Mittelgebirges heraufsteigt, und daß hier selbst die kleinen Wasseradern nordwestlich führen, läßt uns den linksrheinischen Weg nach Holland vorziehen.

In ganz reizender Weise bietet aber das linke Ufer dazu vollends zwei Straßen, die zwar nahe neben einander laufen und dennoch unsere Anschauungen und Gedanken nach entgegengesetzten Richtungen lenken: einen Tiefweg durch wasserreiches Flachland und einen Hochweg, welcher durch Hügelzüge und Höhenrücken bezeichnet ist. Der Tiefweg geht über Neuß, Crefeld, Kevelaer zur Maas, der Hügelweg über Xanten, Calcar, Cleve,

Nymwegen zur Waal. Gibt uns aber jener Tiefweg auf Tritt und Schritt zu bedenken, wie mannichfach verwandte Züge holländischer Art in unserm Rheinland versteckt liegen, so bietet der Hügelweg die letzten Nachklänge deutscher Mittelgebirgs-Natur bis zur Gränze, ja bis über dieselbe. Hier ist die letzte deutsche Stadt, Cleve, eine Bergstadt und die erste holländische, Nymwegen, senkt sich von der letzten Höhe zur Flußniederung herab, und der letzte große deutsche Wald, der Reichswald bei Cleve, gibt uns das Geleit zur Gränze, zu den Geesthügeln bei Cranenburg. Wir verfolgen Deutschland nach Holland, wenn wir diesen waldigen Hügelweg gehen; wir spüren dagegen Holland in Deutschland, wenn wir in den wasserreichen Wiesengründen und zuletzt im Haideland jenes Tiefweges wandern. Und nicht bloß die Natur des Bodens, auch die Physiognomie der Städte birgt auf beiden Straßen die gleiche fein unterschiedene Färbung.

Ich begann dieses Vorwort zum rheinfränkischen Weg mit dem Satze, daß er einen vollendeten Contrast zum friesischen Wege bilde; ich schließe es mit Einzelzügen dieses Gegensatzes.

Längs der Nordsee gehen wir durch ehemals sächsische und friesische Bauernrepubliken zum holländischen Bauernlande; am linken Rheinufer wandern wir durch ein altes Land der Städte und der Adelsdynastien zum städtereichen und städtemächtigen Holland.

An der Nordsee fesselte uns uraltes naives Volksthum, reinster, abgeschlossenster Art; hier uralte Cultur, getragen vom Austausch der Stämme und Völker.

Wo am rheinischen Wege vordem ritterliche Herren herrschten geistliche und weltliche Aristokratie, da waltet jetzt der kaufmännische und industrielle Bürger, und die ausebnende Macht des freien modernen Gewerbfleißes glättet und verwischt die vordem so scharf gegliederte Physiognomie von Land und Leuten. In den Marschen der Meeresküste dagegen sitzt noch immer der „Hausmann," der aristokratische Großbauer alten Schlages, ein halbwegs stecken gebliebener Edelmann; auch er hat sich häufig stark modernisirt in Sitte und Bildung, die socialen Grundlagen

des alten Volkslebens — in Arbeit, Sprache, Sitte, Sage — wurden aber dennoch im Großen und Ganzen wunderbar treu behauptet.

Der friesische Weg führt durch protestantisches Land, und an der Gränze — in Emden — gewinnen wir zunächst den Eindruck, daß Holland ein Stammsitz des reformirten Bekenntnisses gewesen. An der rheinfränkischen Straße wohnt überwiegend katholisches Volk, auch jenseit der Gränze berühren uns zunächst noch katholische Elemente, und wir erinnern uns, daß Holland schon in alter Zeit eine Zufluchtsstätte der verschiedensten Confessionen war. Vorstudien dazu bieten unterwegs vor Allen Crefeld und Kevelaer.

Endlich erstreckt sich dieser Gegensatz aber auch auf die politische Territorialgeschichte. Am linken Rheinufer gibt es einen bedeutenden Gränzstrich (preußisch Geldern), der ehemals zu den Niederlanden gehörte, dann aber deutsch geworden ist, die Gränze war hier vielfach verschoben, oft genug bestritten, und in der burgundischen Zeit wurde die Erweiterung der burgundischen Niederlande gerade auf dieser Linie mit Macht versucht. An Ems und Dollart hingegen war seit der Gründung der holländischen Selbständigkeit eine im Wesentlichen feststehende Gränze. Das verwandte Volksthum verband sich hier friedlich, während es am Rheine in Kampf und Gebietswechsel sich vielmehr aufsog und gegenseitig aufhob.

Doch genug der allgemeinen Sätze. Ich führe jetzt den Leser auf den doppelten rheinfränkischen Weg, nicht indem ich ihn von Stamm zu Stamm, von Land zu Land geleite, wie es an der Nordsee sich von selbst ergibt, sondern von Stadt zu Stadt. In einer Reihe kleiner Städtebilder suche ich die Züge auf, welche uns den Zusammenhang und die Wechselwirkung deutscher und holländischer Art verkündigen. Und also schildere ich die Städte nicht um die Städte zu schildern; ich gehe vielmehr nur auf *einer* Straße zum einen Thor hinein und zum andern hinaus auf der Straße nach Holland.

Fünftes Kapitel.

Der Tiefweg von Neuß nach Kevelaer.

1. Die Mauern von Neuß.

Neuß lockt zunächst den Freund der Kunst und der Geschichte. Der Eine wird sofort zur Quirinskirche eilen; dem Andern empfehle ich einen beschaulichen Gang durch die Wallanlagen. Dem Handlungsreisenden bietet Neuß wenig Interesse, außer er müßte etwa in Oel machen, und neben den bunt bewegten Nachbarstädten Köln, Düsseldorf, Elberfeld gilt ihm das alte Novesium für todt und langweilig. Dennoch führt das Neußer Intelligenzblatt zugleich den Titel eines Handelsblattes. In einer oberdeutschen Stadt von gleich geringer Einwohnerzahl gäbe es ganz gewiß kein Handelsblatt, auch wenn die Getreidemärkte den ansehnlichen Neußer Kornhandel noch weit überträfen. Allein wir bewegen uns hier eben in einem Lande der großen Handelsstraßen, auf dem Weg zum Meere.

Beginnen wir mit einem Rundgang längs der alten Stadtmauern, um in den großen Erinnerungen des fünfzehnten Jahrhunderts die kleine Stadt vorerst groß zu sehen. Ein Stück des mittelaltrigen Mauerwerkes steht noch; der massive Unterbau von Basaltblöcken mit übergewaltigen Strebepfeilern zeigt die ehemalige Festigkeit, andere Theile liegen in Trümmern oder sind völlig verschwunden. Die schönsten Ueberreste ragen malerisch versteckt

aus dem dichten Grün parkartiger Anlagen, und während im Vordergrunde Wall und Graben als anmuthiges Motiv von Hügel und Thal der modernen Gartenkunst dienen mußten, schnaubt hinten die Dampfmaschine einer Fabrik neben Thürmen und Bollwerken, die gleich einer Burg an der Ringmauer aufsteigen. Ein gothisches Stadtthor ist noch wohl erhalten; den Thurm schmücken in Stein nachgeahmte und gleichsam halb in die Mauer geschossene Stückkugeln, ein seltsames aber charaktervolles Ornament, welches uns sofort an die ruhmreichsten Tage der Stadt, an die Belagerung von 1474 erinnert. Durch dieses Thor, und nicht von der offenen Seite des Eisenbahnhofes her, sollte der Reisende einziehen, welcher im ersten Eindrucke gleich ein volles und bedeutendes Bild der Stadt Neuß gewinnen will.

Wer aber mit dem historischen Sinne zugleich geographischen Blick verbindet, dem erzählen die Mauern von Neuß nicht bloß von der erprobten Wehrhaftigkeit deutscher Bürger im Mittelalter, sondern sie sagen ihm auch, eben als stumme Zeugen jener Belagerung durch Karl den Kühnen, daß er hier ein Gränzgebiet betritt, auf welchem deutsche und niederländische Geschicke mehr als einmal entschieden worden sind.

Karl der Kühne von Burgund, bereits im Besitze der gesammten Niederlande, wollte ein großes Reich zwischen Frankreich und Deutschland schaffen, langgestreckt von den Alpen, wohl gar vom Mittelmeer bis zur Nordsee. Es galt, die Rheingränze zu gewinnen und also zunächst die niederrheinischen Städte zu beugen. Karl rückte im Juli 1474 vor Neuß mit seinem aus allerlei Volk geworbenen Heere von 18,000 Mann, darunter auch Engländer, Italiener, Savoyarden. Elf Monate währte die Belagerung, und selbst der Winter setzte ihr, was damals unerhört war, keine Schranke. Allein obgleich der Burgunder siebzehn Thürme brach und dreihundert Häuser zusammenschoß und die Belagerten derart aushungerte, daß sie zuletzt ihre eigenen Pferde verzehrten, mußte er doch im Juni 1475 wieder abziehen, und Tausende die mit ihm gekommen waren, kamen niemals wieder

heim. Die elf Monate vor Neuß waren die Vorboten der Tage von Granson, Murten und Nancy. Es bildet diese Belagerung ein merkwürdiges Datum in der Geschichte der Niederlande und des rheinischen Deutschlands, wie auch weiterhin Frankreichs und der Schweiz. Vor Allem aber bezeichnet Karls des Kühnen seit 1475 fort und fort mißglückter Eroberungsplan einen großen Wendepunkt in der niederländischen Geschichte. Holland, Geldern und Seeland mußten damals schwere Steuern zahlen, um die burgundische Armee vor den Mauern von Neuß zu unterhalten, obgleich der Kampf mittelbar auch gegen die Freiheiten der Städte dieser Provinzen gerichtet war. Denn der burgundische Herzog war ein heftiger Gegner des freien und selbständigen Bürgerthums, und wie er verschiedenen holländischen Städten ihre Privilegien nicht wieder erneuerte, andere durch neue Steuern bis zum Aufruhr erbitterte, so suchte er bei Neuß ohne Zweifel auch einen Streich gegen das verhaßte Städtewesen überhaupt zu führen. Allein hier am Niederrhein sollte sein Herrschgelüsten vor dem Muthe der Bürger und ihren festen Mauern zu Schanden werden, wie später vor der Tapferkeit der eidgenössischen Bürger und Bauern in offener Feldschlacht.

Die mannhaften Bürger von Neuß waren stolz auf ihre festen Mauern und hatten Freude an denselben, sie schmückten sie mit allerlei feiner Kunst, wie uns jener Thorthurm und dürftige kleinere Ueberreste heute noch bezeugen. Es hat sich aber auch noch ein anderes Denkmal der berühmten Belagerung erhalten, gleichfalls „serc kunstlich vnd meysterlich“, das ist die Reimchronik des Christian Wierstraat, weiland Stadtschreibers von Neuß. Unter dem frischen Eindruck der miterlebten Ereignisse schilderte er schon im Jahre 1475 die schwersten und ruhmreichsten Tage seiner Vaterstadt in mehr als dreitausend Versen „mit manigerley manier der rymen“ treuherzig, wahr und warm.

Wie sich aber fast endlos Glied an Glied reihet, wenn wir in diesem Lande einmal beginnen niederländische Bezüge auf deutschem Boden zu suchen, so ruft uns Wierstraat's Buch ein

verwandtes älteres Werk in's Gedächtniß, welches eine Entscheidungsschlacht darstellt, die in naher Nachbarschaft geschlagen, gleichfalls der niederländischen und niederrheinisch deutschen Geschichte gemeinsam angehört. Das ist Johann van Heelu's Reimchronik von der Schlacht bei Woringen (1288). Hier siegte bekanntlich Herzog Johann I. von Brabant über den Erzbischof Siegfried von Köln. Der Sieger pflegt redselig zu seyn, der Besiegte schweigt und spart seine Reime; darum begreift sich's, daß wir über die Belagerung von Neuß kein burgundisches, sondern ein Neußer Gedicht besitzen, und über die Schlacht von Woringen gegentheils keine Reimchronik eines Kölners, sondern eines Brabanters. Denn Johann van Heelu befand sich am Schlachttage nicht nur unter den Leuten des Herzogs von Brabant, sondern stammte auch aus Südbrabant — er heißt auch „broeder Jan van Leuwe.“ Wehmüthig berührt es uns, wenn er gleich im Eingange erzählt, er habe seine Chronik nebenbei auch darum geschrieben, daß Herzog Johanns Schwiegertochter, Margaretha von England, Lust bekomme die deutsche Sprache zu lernen. Heutzutage schreiben die Brabanter keine Bücher mehr, damit englische Prinzessinnen deutsch lernen, und je näher uns die niederländischen Schriftsteller der Zeit nach rücken, um so ferner rücken sie uns in der Sprache.

Deutsche und niederländische Geschichte kreuzt sich auf unserm jetzigen deutschen Gränzgebiete zwischen Maas und Rhein, deutsche und niederländische Augenzeugen schilderten die Ereignisse in alter Zeit; allein auch in der Gegenwart hat deutsche und niederländische Quellenforschung diesen unsern Boden gemeinsam bearbeitet.

Wierstraats Reimchronik ist von einem deutschen Gelehrten, E. von Groote, neu herausgegeben worden, während wir die deutsche Chronik Johann van Heelu's in der „Collection de Chroniques Belges inédites, publiée par ordre du gouvernement (1836)“ suchen müssen. Die deutschen Localhistoriker des Niederrheins haben gar mancherlei Material an's Licht gestellt, was auch dem

holländischen Nachbar dienen mag, und gegentheils brachte der unlängst verstorbene holländische Gelehrte Nyhoff in Arnheim in seinen zahlreichen Urkundenbeiträgen und Regesten kaum weniger Quellenstoff für die historische Topographie unsers niederrheinischen Gränzgebietes als seiner eigenen politischen Heimath.

Als die belgische Malerschule in der Gegenwart einen neuen nationalen Aufschwung nahm, griffen die Künstler nach großen Stoffen der vaterländischen Geschichte. Eines der frühesten dieser epochemachenden Bilder versetzt uns auf denselben deutschen Boden, auf welchem Johann van Heelu's Reimchronik handelt, es war de Keysers „Schlacht von Woringen."

2. Architekturzone.

Die Stadt Neuß hat ein Doppelgesicht, einen Januskopf, dessen eine Hälfte nach Holland hinaus, dessen andere nach Deutschland hereinschaut. Da, wo die alten Stadtmauern noch am höchsten ragen, von Büschen und Bäumen begränzt, umgibt uns ein ächt deutsches Landschaftsbild, so wie wir aber nach der andern Seite um die Ecke biegen, öffnet sich ein weites Flachland, Schiffsmasten und Segelwerk ragen mitten aus den Wiesen, wir stehen am Nordkanal, der, unvollendet, vom Rheine zur Maas, von der Maas zur Schelde führen, der Köln mit Antwerpen verbinden sollte.

Der Geschichtsfreund, welcher die Mauertrümmer betrachtet, wird im Geiste da und dort nach den Niederlanden geführt; der Kunstfreund, welchen die Quirinskirche fesselt, schweift dagegen rheinaufwärts, um diesen merkwürdigen Bau aus der rechten historischen und örtlichen Perspective zu fassen; ihn zieht es nach Köln zurück, und er denkt, daß Neuß doch noch gar weit von Holland entfernt sey.

Die Stadt war kölnisch. Erzbischof Anno (1056—75) gab ihr die wichtigsten Freiheiten und hob sie aus tiefem Verfall. Es ist der heilige Anno, der Held jenes Annoliedes, der Maere von Sente Annen, welches uns Opitz gerettet und dadurch so

frühe schon für die aufkeimende deutsche Literaturgeschichte fruchtbar gemacht hat, des Annoliedes, welches die Brücke vom mittelaltrigen Volksepos zur Legendendichtung schlägt und in seinen ersten Versen noch an's Nibelungenlied anknüpft — und Neuß liegt auf dem Wege von Siegfrieds Heimath, Xanten, nach dem heiligen Köln.

Doch ich wollte von der Quirinskirche reden, die in anderem Sinne Neuß, Xanten und Köln als drei verbundene Punkte zeigt. Neuß ist ein Vorposten jener wunderbar reichen romanischen Architekturzone, deren Mittelpunkt Köln bildet; Xanten ein äußerster Vorposten der großen kölnisch-niederrheinischen Gothik. Beide Kirchen aber zu Xanten und Neuß stehen in einem eben so auffallenden als vortheilhaften Gegensatze zu den meisten mittelaltrigen Baudenkmalen Hollands.

Die Quirinskirche in Neuß ist kunstgeschichtlich längst gewürdigt; ich spreche von ihr an diesem Orte nur als von einem Marksteine der culturgeschichtlichen Landeskunde. Der kühne Bau aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, also spätromanisch, überrascht durch seine fast übermüthige Originalität, die sich uns namentlich im Aufbau und Schmuck der Westfaçade blendend entgegendrängt. Aus der mannichfachsten Verbindung von Friesen und Bogenstellungen gestaltet sich hier ein ganz phantastisches Gesammtbild, wobei alles selbständige Sculpturwerk und plastisch durchgeführte Ornament wie mit Absicht vermieden ist, gleich als habe der Architekt uns zeigen wollen, wie bunt und reich er mit den einfachsten constructiven Elementen zu schmücken vermöge. An den Seitenschiffen und der Kuppel über der Kreuzung spielt er geradezu mit den abenteuerlichsten Fensterformen in Gestalt eines Fächers, ja eines Kleeblattes, und setzt im Innern aus freier Laune Kragsteine an, welche sicherlich niemals etwas zu tragen hatten. Der Meister war ein gefährlicher Mann, ein Originalitätsgenie, das Großes vollbrachte, wunderliche Wege und Abwege gehend, auf welchen geistlosere Nachtreter völlig hätten verderben müssen. Allein der

Spitzbogen welcher bereits da und dort hervorlugt an der Quirinskirche verkündet uns auch, daß ein neuer Geist neue Formen bringen, daß der Romanismus nicht in der hier bereits vorgedeuteten Willkür und Manier stecken bleiben sollte, sondern sich auflösen in die strenge jugendfrische Kunst der Frühgothik.

Wenn ich nun aber freie, ja überkühne Originalität als den Grundcharakter der Quirinskirche bezeichne, so erscheint sie schon dadurch in engem Zusammenhange mit den romanischen Denkmalen Kölns. Denn keine andere deutsche Stadt besitzt so vielartige Kirchen dieses Styles, die nicht nur unter einander äußerst verschieden sind, sondern zumeist auch durch ihre phantasievolle Eigenart selbständig aus dem Kreise des gesammten deutschen Romanismus hervortreten.

Was dann aber Köln im kleinen Raume und gleichsam in einer Zusammenstellung der verschiedensten Musterbilder dieser Art bietet, das wiederholt sich in der ganzen weiten Architekturzone von Limburg an der Lahn, Koblenz und Laach bis Neuß herab, jenes freiere Formenspiel der romanischen Schluß- und Uebergangszeit — und contrastirt entschieden gegen den strengeren, symmetrischen älteren Romanismus des Oberrheins, der in Mainz, Worms und Speyer seine Mittelpunkte fand. So wird sich also der Kunsthistoriker in Neuß keineswegs schon auf dem Wege nach Holland fühlen, im Gegentheil: es zieht ihn nach Köln, in das Herz des niederrheinisch deutschen Kunstlebens, zurück. Und nicht bloß was er in der Quirinskirche mit Augen sieht, sondern was er dort leider nicht mehr sehen und nur noch in Gedanken sich vorstellen kann, gemahnt ihn an rheinisch deutsche Kunst. Denn eben im Chor und in der Kuppel dieser Kirche war es, wo Cornelius, der Sohn des benachbarten Düsseldorf, Engelchöre und Moses und David, Petrus und Paulus gemalt hatte, seine erste größere Composition, die nun übertüncht und mit neuer Malerei überzogen ist. Es waren jene Bilder zwischen 1806 und 1808 entstanden, im Zusammenhange mit den frühesten von Köln aus angeregten Bestrebungen, unsere

Mittelalterthümer zu retten und wiederherzustellen, und aller Orten erinnern uns heute Restaurationen und neuer stylgemäßer Kirchenschmuck in diesem Gränzstriche, daß Köln in der Gegenwart eben so sehr ein Centrum der erneuten und erneuenden mittelalterlichen Kunst geworden ist, wie es dies vor Jahrhunderten hier für die schaffende Kunst des kirchlichen Styles war.

Ich nannte die Quirinskirche einen Markstein. Auf dem Wege nach Holland nehmen wir mit ihr von den großen Denkmalen des rheinischen Romanismus Abschied. Zwar findet sich romanische Kunst auch noch weiter abwärts an den Kirchen zu Mehr und Wissel, an der Westfaçade der Xantener Victorskirche, an Chor und Krypta der Collegiatkirche zu Emmerich, an der Stiftskirche auf dem Eltenberge; das sind aber zerstreute, zum Theil bloß fragmentarische Ueberreste, herrschend erscheint jetzt unterhalb Neuß die Gothik, wie sie auch in Holland und Belgien herrscht.

Schon das Baumaterial der Neußer Quirinskirche spricht es charakteristisch aus, daß sie auf einem Vorposten steht, hart am Uebergange. Man baute nämlich die romanischen Kirchen des Niederrheines am liebsten aus Tuffsteinen, welche vom Brohlthal oder vom Laacher See kamen; bei den gothischen Bauten weicht dagegen der Tuff den Ziegeln, und so sind denn auch die gothischen Kirchen Hollands meist aus Ziegeln aufgeführt. Bei der Quirinskirche, örtlich auf einen Uebergangspunkt, zeitlich in eine Uebergangsperiode gestellt, findet sich nun eine höchst bezeichnende Verbindung der Backstein- und Bruchsteintechnik: die Wandflächen bestehen aus Tuffsteinen, welche aber so klein und gleichförmig behauen sind, daß sie ganz wie Backsteine wirken. Von weitem glaubt man vor einem Ziegelbau zu stehen, erst aus der Nähe erkennt man die Bruchsteine: der Werkmeister ahmte künstliche Steine in natürlichen nach, er anticipirte die Technik der anbrechenden neuen Stylperiode im Material der ablaufenden alten. Die Bänder, Rahmen, Gesimse sind dann aus dem größeren Block gehauen und fügen solchergestalt die scharfen Profile des

gemeißelten Steines zu der gleichmäßigen Füllung der nachgeahmten gebrannten Steine.

Beim chronologischen Ueberblick der Baudenkmale des Landes zwischen Rhein und Maas stoßen wir übrigens noch auf eine Thatsache, die ich nicht am Wege liegen lassen darf. In dieser altcultivirten und vorab kirchlich so früh entwickelten Gegend mit ihren vielen dem Gründungsjahre nach uralten Klöstern und Pfarreien befremdet es, daß von frühromanischen Werken und gar von Monumenten der altchristlich vorromanischen Kunst kaum eine Spur mehr vorhanden ist.

Denn da das angebliche Baptisterium Karls des Großen im Valkenhofe zu Nymwegen sicherlich einer viel späteren Zeit angehört, so bleibt meines Wissens nur die Chornische der Pfarrkirche zu Ryndern, Kreis Cleve, übrig, welche nach dem Urtheile kundiger Forscher aus dem achten Jahrhundert stammen soll. Ich habe sie nicht gesehen.

Als Grund für das völlige Verschwinden der ältesten Denkmale macht man aber geltend, daß die Normannen bei ihren Raubzügen vom Meere stromaufwärts dieselben zerstört hätten. Das ist auch wieder ein historischer Zug, der uns den Zusammenhang unsers Landstrichs mit der Meeresküste in's Gedächtniß ruft. Bis Bonn läßt Regino im Jahre 881 die Normannen verwüstend den Rhein herauf dringen, dort schwenkten sie rechts ab; sie gingen also bis zum großen Portal des mittelrheinischen Landes, bis zum Siebengebirg; sie verfolgten die Kölner Rheinbucht bis zum innersten Winkel, bis zur Gränze der Quartärformation des niederdeutschen Nordseeküstenlandes, gleich als ob es ihnen nur so lange heimlich gewesen wäre, geradeaus in's Innere Deutschlands vorzudringen, als sie sich auf der gemeinsamen geognostischen Basis befanden, welche den deutschen Niederrhein mit Holland zu einer natürlichen Einheit verbindet.

Wenn der oberdeutsche Wanderer zwischen den letzten Höhen des Siebengebirges hervor in die Rheinebene tritt und gar bei Bonn die erste Windmühle erblickt, so kommt ihm die Landschaft

schon ganz holländisch vor. Der Holländer lächelt darüber, denn er fühlt sich gegentheils schon bei Cleve mitten im Binnenlande. Allein der Oberdeutsche kann sich auf die Normannen berufen, welche doch auch gute Kenner Niederlands waren und ihre Verbindung von Land- und Seeräuberei mit richtigem Instinkt gerade bis zur Bonner Windmühle erstreckten.

3. Crefeld. Cornelius de Greiff.

Neuß versetzt uns in's Mittelalter; in Crefeld athmen wir die Luft der neueren Zeit. Die Stadt verdankt ihr Aufblühen seit dem siebzehnten Jahrhundert der religiösen Duldung und dem Gewerbfleiße, einem Geschwisterpaar, welches gar häufig Hand in Hand geht.

Crefeld gehörte zur Grafschaft Mörs, welche im Jahre 1600 an das Haus Oranien-Nassau fiel. Schon dadurch ward die Stadt Holland nahe gerückt; die Oranier übten als Grafen von Mörs jene Toleranz, welche sie als Erbstatthalter von Holland nachgerade üben gelernt hatten, Crefeld wurde eine Zufluchtsstätte der in Jülich und Berg verfolgten Reformirten, Mennoniten und Separatisten und erwuchs im siebzehnten Jahrhundert zu einem gewerbfleißigen Flecken, im achtzehnten unter preußischer Herrschaft zu einer Industriestadt von 6000, im neunzehnten von 50,000 Einwohnern. *) Aber nicht bloß durch das alte bunte Gemisch von anderswo unterdrückten religiösen Bekenntnissen erinnert Crefeld an holländische Städte, sondern auch durch den Umstand, daß das Gedeihen seiner Manufacturen, keineswegs von der Oertlichkeit begünstigt, nur durch den zähen Fleiß des Volkes der widerstrebenden Lage abgerungen werden konnte.

*) Neuerdings ist freilich nahezu Stillstand eingetreten in der Volkszunahme Crefeld's. Im Jahr 1864 zählte die Stadt 53,412 Seelen, 1857 53,837, zeigte also nur eine Zunahme von 5/6 Procent, während das benachbarte Düsseldorf gleichzeitig um 30½ Procent gewachsen war. Das Stillestehen Crefeld's hängt wohl mit der relativ geminderten Bedeutung seiner Industrie zusammen.

Die äußere Physiognomie Crefelds als Industriestadt sticht merklich ab von den Städten der benachbarten zwei großen Industriereviere zwischen Ruhr und Wupper auf dem rechten Rheinufer und zwischen Roer und Maas an der belgischen Gränze, wo die Kohlenformation das Land charakterisirt, Kohlenstaub den Boden deckt, Kohlenrauch die Luft erfüllt, riesige Schlote und große concentrirte Fabrikgebäude die Herrschaft der Dampfmaschine verkünden. Man erfülle sich mit diesen Eindrücken in dem wenige Meilen entfernten Essen und Ruhrort und fahre dann nach Crefeld herüber, um des Gegensatzes inne zu werden. Die Crefelder Seiden- und Sammtweberei macht weder so viel Staub und Rauch, noch so viel Geräusch, sie bewahrte dem Ort das Gepräge einer alten Manufactur-Stadt, und während wir in jenen großen Fabrikplätzen bereits auf dem Sprunge nach Belgien stehen, werden wir in dem stillfleißigen, reinlichen Crefeld nach Holland versetzt. Kleine und mittelgroße, zum Theil sehr elegante Familienhäuser erfüllen die Stadt, und ringsum schlingt sich ein weitgezogener Kranz von Gartenhäusern, Villen, Landwohnungen, zerstreuten Wirthschaftsgebäuden, dann aber auch von Bauernhäusern, in welchen der Webstuhl geht. Das Hausgewerbe ist hier noch mit der Industrie verwachsen und zerstreuet die Siedelungen.

Breit und regelmäßig in's Geviert gebaut mit den hellen, geradlinigen, zum Verwechseln gleichförmigen Straßen, erscheint Crefeld als das niederrheinische Mannheim. Während jedoch bei Mannheim Fürstenlaune den Grundplan so symmetrisch nach Lineal und Zirkel entwarf und solchergestalt, wie man damals ausdrücklich sagte, die Stadt nach holländischer Art anlegte, ist die verwandte Gestalt Crefelds vielmehr durch die innere Geschichte des Ortes und seine geographische Lage gerechtfertigt. Langweilig angelegt sind beide Städte, allein wir ertragen weit eher Jemanden, der von Natur als der aus Grundsatz langweilig ist.

Am Osterwall zu Crefeld erhebt sich eine hohe Säule zum

Gedächtniß des berühmtesten Crefelder Bürgers neuerer Zeit, des Cornelius de Greiff (geb. 1781, gest. 1863), der durch seine großartigen Stiftungen einen seltenen bürgerlichen Gemeinsinn bewährt hat. Die Säule mit glänzend polirtem Schaft ist schmuck und modern elegant, die Alleen rechts und links sind zwar noch klein und jung im Wuchs, aber wohlgepflegt und von netten Gartenbeeten umgeben, und diese Alleen werden dann wiederum von zwei langen Reihen anmuthiger Familienhäuser eingerahmt, welche mit ihren blinkenden Spiegelfenstern und den glitzernden schwarz glasirten Dachziegeln die höchsten Lichter auf das durchaus heitere Gesammtbild setzen. In solcher vernünftig geordneten, behäbig reinlichen und freundlichen Umgebung, in solcher Anmuth der Prosa ist das Denkmal eines wohlthätigen reichen Bürgers der Gegenwart ohne Zweifel ganz an seinem Platze, und das Gesammtbild charakterisirt den Mann, welchen die Säule ehren soll.

Und doch findet man ein noch bezeichnenderes Denkmal als jene schöne Säule am Osterwall. In Form einer recht dilettantisch gezeichneten Lithographie hängt es da und dort in den Häusern unter Glas und Rahmen, als ein Bild, welches eigentlich für den Spaß zu trocken und für den Ernst zu geschmacklos ist. Aber das Bild spricht. Wir sehen da den untersetzten Mann mit scharf geschnittenem Profil, eine feste, ächt bürgerliche, wenn man will spießbürgerliche Gestalt im altmodischen Rocke, die Schirmkappe auf dem Kopf, den Regenschirm unter'm Arm, die Cigarre in der Hand. Das ist Herr de Greiff, wie er leibte und lebte, sagen die Crefelder, so ging er durch die Straßen. Hinter ihm aber erhebt sich eine Pyramide in ganz neuem Styl, aus unten großen, nach oben immer kleineren viereckigen Kasten aufgebaut, und auf denselben stehen seine sämmtlichen Stiftungen zu Gemeindezwecken derart verzeichnet, daß der unterste Kasten mit der breiten Grundlage eines Vermächtnisses von 100,000 Thalern anhebt, dann verjüngen sich die Summen und Kasten höher und immer höher, bis die Spitze mit einer kleinen Schatulle von 1000 Thalern abschließt.

Dieß kindlich kunstlose Gedenkblatt rührte mich mehr als die polirte Steinsäule auf dem Osterwall mit dem feingebildeten Erzcapitäl. Es gibt uns den nüchternen thätigen Bürger, den schlichten Mann voll Arbeitskraft, Wohlwollen und Gemeinsinn, und ich dachte dieser Bürger möge zugleich ein ächter Typus für den historischen Gesammtcharakter der ganzen Stadt sein.

Aber nicht bloß der Stadt, er ist auch weiter ein niederdeutscher Typus. Die oberdeutschen Reichsstädte hatten ähnliche in Reichthum und Wohlthätigkeit großartige Gestalten, allein die gingen anders einher als der Crefelder mit seiner Schirmmütze. Und wenn ich nun vollends die ganze Mischung von Thatkraft, Nüchternheit, Gemeinsinn und naiver Geschmacklosigkeit zusammenfasse, wie sie aus dem lithographirten Bilde spricht, und den Tauf- und Familiennamen des Cornelius de Greiff dazu, so kann ich mich wiederum des Gedankens nicht erwehren, daß Crefeld eben auf dem Wege nach Holland liege.

4. Maasländisches Tuch und maasländische Holzschuhe.

Crefeld ist eine neue Stadt, und auch seine Betriebsamkeit, obgleich alterthümlicheren Gepräges als so manche Nachbar-Industrie, an und für sich doch nicht vom ältesten Datum. Allein das ganze Land, in welchem wir hier wandern, unser nördliches Gränzgebiet zwischen Maas und Rhein, ist altes Industrieland. Es war schon im früheren Mittelalter ein Sitz weitberühmter Tuchwebereien, später auch bedeutender Leinwandmanufacturen, und bildet in der Gewerbegeschichte gleichsam eine große industrielle Provinz mit Flandern und den angränzenden holländischen Gebieten.

Dieser culturhistorische Zusammenhang ist natürlich wiederum Wasser auf meine Mühle. Zur klaren Erkenntniß desselben ändern wir nur ein wenig unsern Beobachtungspunkt, indem wir uns von Crefeld um fünf Eisenbahnstationen vorwärts nach Goch versetzen und dann in Goch um fünf Jahrhunderte rückwärts in's Mittelalter. Dieses Goch, jetzt ein unbedeutender

Ort, war damals ein ähnliches Centrum für die Wollweberei zwischen Maas und Rhein wie heutzutage Crefeld für die Weberei in Sammt und Seide.

Bekanntlich stehen die Friesen als Tuchweber weit voran in der deutschen Gewerbegeschichte, der freie Friese wob für Kundschaft und Handel schon zu einer Zeit, wo bei andern deutschen Stämmen nur erst Frauen und Hörige für den nächsten Hausbedarf Gewebe bereiteten. Und diese Kunst der Friesen, im „Friestuch" auch sprachlich bezeugt, behauptete sich durch lange Jahrhunderte. Von der Veluwe herüber, im süd- und westfriesischen Lande am Rhein und Yssel, verbreitete sich die Wollarbeit auch in das fränkische Land zwischen Maas und Rhein, und da man beim ältesten Gewerbebetrieb jener Friesen auch sächsischen Einfluß annimmt, so kreuzt sich ein friesischer, sächsischer und fränkischer Weg sogar in der Tuchmanufactur. Nur möge man diesen friesischen Weg nicht mit unserm vorbeschriebenen längs der deutschen Nordseeküste verwechseln, denn in den dortigen Marschen wurde schwerlich viel Tuch fabricirt.

Im vierzehnten Jahrhundert blühte die Weberei in Gelderland; pannus mosanus, maaßländisches Tuch, nannte man damals das Gewebe, welches im gelder'schen und clevischen Rhein-Maas-Dreieck verfertigt wurde; jetzt deutsche und holländische Städte wie Emmerich und Arnheim hatten ihre Weberstraße, Goch, Geldern und Venlo ihre bedeutende Weberzunft, und selbst auf den Dörfern ging damals der Webstuhl eben so fleißig, wie er heutzutage in den Bauernhäusern um Crefeld schlägt; lombardische Kaufleute saßen als Geldwechsler in Goch, und die weitgedehnten Haiden bei diesem Orte wie auf dem ganzen rechten Maasufer bis über Nymwegen hinaus dienten als Schafweiden der Wollerzeugung.

Heutigen Tages sind diese Haiden zumeist in Ackerland verwandelt, die Wollweberei von Goch nahm ab im sechzehnten Jahrhundert und erstarb im achtzehnten. Doch ist das Gedächtniß des ruhmreichen Gewerbfleißes der Vorfahren dort noch

immer nicht ganz erloschen. Nach dem Zeugnisse eines eifrigen Localforschers, des Dr. Bergrath, der in den Annalen des niederrheinischen Geschichts-Vereines über das „Wüllenamt" zu Goch geschrieben hat, erinnern sich noch einige alte Leute der letzten Tuchweber, und in scherzhaften Beinamen klingt das Andenken der alten Industriegröße auch weiter in der Umgegend nach: die Gocher heißen im ganzen clevischen Lande heute noch Goch'sche Weber, Goch'sche Spulkinder und der Pfarrer von Goch er Weberpastor.

Aber selbst das Ersterben der Wollweberei sollte den industriellen Zusammenhang des Landes mit Holland nicht sofort und llig lösen. Am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts kam Goch, wenn auch nur für kürzere Zeit, die Leineweberei in chwung, ein Absenker der berühmten holländischen Leinenindutrie, und als der dreißigjährige Krieg auch diesen Betrieb lähmte, wanderten Leineweber, Bleicher und Leinwandhändler großentheils nach Haarlem.

Crefeld und Goch liegen an der Niers, also im Maasgebiete, und das „maasländische Tuch" führte uns gleichfalls an die Maas und weit maasabwärts, dann auch über die Waal, urch die Betuwe und über den Rhein bis zur Veluwe. Als Münchener wurde ich in Crefeld aber auch noch durch ein anderes ebendiges Alterthum an die Maas geführt und maasabwärts, ja och viel weiter über ganz Holland und Belgien nach Nordfrankeich hinaus.

Im ersten Saale der Münchener Pinakothek hängt ein Bild Hans Schühleins. Es stellt den heiligen Servatius dar und zigt linker Hand ein Wappenschild mit drei Holzschuhen, rechts ine Aufschrift, in welcher der Heilige also spricht:

„Zu Lüttich den Glauben leret ich
Servatius, do warff man mich
Mit Holzschuchen zutodt auff der fart,
Zu Mastric ich begraben wardt."

Ich ging eines Nachmittags durch die Straßen von Crefeld, als sich eben eine stark bevölkerte Elementarschule entleerte. Gleich einem Wasserfall stürzte die Kinderschaar die inneren Treppen herab und zur Thüre heraus, und polterte dann über's Straßenpflaster mit hunderttönigem Geklapper, denn die Kinder trugen fast allesammt Holzschuhe bis zu den Kleinsten, allerliebste Miniatur-Holzschuhe. Nun aber ging's an ein Wettlaufen und Balgen in der wimmelnden Schaar, und die Knaben sprangen und hüpften mit bewundernswerther Virtuosität in ihren Holzschuhen, fast so gelenk wie unsere Tänzerinnen, wenn sie ein niederländisches Holzschuh-Ballet tanzen. Einige Jungen vornehmeren Schlages trugen jedoch Lederschuhe, und gewannen's dadurch vor den Andern im Ringen und Laufen; es kam zum Streit: da zogen ein paar der entschlossensten ihre Holzschuhe aus, warfen sie den Lederbeschuhten zwischen die Beine, und die Holzschuhe flogen herüber und hinüber und wurden geschwungen als Geschoß und Handwaffe. Es war eine prächtige Rauferei, zum Malen schön, und alte Niederländer haben wirklich zum öftern eine Prügelei mit Holzschuhen gemalt. Ich aber dachte nicht an Genremalerei, sondern an Hans Schühlein und den heiligen Servatius, welcher durch sein Martyrium das Maasland zum classischen Boden der Holzschuhe gemacht hat: hier stand ich jetzt auf maasländischem Boden, Mastricht und Lüttich sind nicht weit entfernt, ich stand an der Schwelle des Niederlandes. Und in der That merkte ich nun erst recht auf, wie der gemeine Mann, Alt und Jung, hier bereits Holzschuhe trägt.

Holzschuhe bezeichnen ein ebenes, feuchtes Land. In den Bergen kann man sie nicht tragen, und im trockenen mittelrheinischen Flachland gehen die geringen Leute barfuß. Für rechtes Sumpfland taugen die Holzschuhe aber auch nicht, man würde stecken bleiben, darum trägt der Bauer in den bayerischen Moosflächen hohe Wadenstiefel, und der kleine Knabe erscheint durch seine hohen Stiefel dem Fremden dort eben so komisch wie hier durch seine Diminutiv-Holzschuhe. Dann passen Holzschuhe aber

auch nicht für die fette, humusreiche Fruchtebene, der klebrige Boden würde sie Einem von den Füßen ziehen; also trägt auch der Ungar keine Holzschuhe, sondern Stiefel. Er trägt sie andererseits gleich dem Altbayern, weil er Pferdezüchter ist und am liebsten reitet. Man sieht, die Holzschuhe gedeihen nur in einer ganz bestimmten Art ebenen und wasserreichen Landes und setzen obendrein ein gewisses Phlegma des Volkscharakters voraus, welches sie dann ihrerseits wieder fördern und erhalten. Am besten paßt der Holzschuh einem Schiffervolk, in sandigem, wasserreichem, aber canalisirtem Lande, und so verkündet sein allgemeiner Gebrauch, daß wir bereits aus den Pforten des Binnenlandes getreten sind. Wir ahnen im Holzschuh die Meeresküste.

Wer übrigens die für's Gedeihen der Holzschuhe bereits so günstige Bodenbeschaffenheit Crefeld's aus der Ferne näher kennen lernen will, dem empfehle ich das einschlagende Blatt in v. Deckens trefflichem geognostischem Atlas des Rheinlands und Westfalens und dazu E. v. Schomburg's Monographie über die Schlacht von Crefeld. Hier besiegte nämlich Herzog Ferdinand von Braunschweig (am 23. Juli 1758) die Franzosen unter Clermont dadurch, daß er einen Fehler gegen die Grundregeln der Strategie beging. „Le plan du duc Ferdinand à la bataille de Crefeld est contre la règle," sagte Napoleon auf St. Helena. Denn der Herzog theilte seine beiden Flügel dergestalt, daß sich der Feind in den unverbundenen Zwischenraum hätte einschieben können. Trotzdem siegte der Herzog, weil er einerseits Charakter und Kampfweise des Gegners, dann aber auch die Bodenbeschaffenheit bei seinem schulwidrigen Plan meisterhaft in Rechnung brachte. Das Schlachtfeld bestand zum Theil aus einer großen Haide, dann aber aus Culturland, mit zahlreichen einzelnen Gehöften, die von Wassergräben umzogen sind, überhaupt aus einem Lande, welches durch Wasserrinnen, Hecken, bewachsene Dämme, zerstreute Wäldchen auf's bunteste durchschnitten wird, und durch Wege verbunden, die wegen der zur Seite lau-

[illegible] weder nach rechts noch links [illegible]. Ein [illegible] Terrain für Holzschuhe und für [illegible]. Und so war es denn auch gerade diese bei Neuß und Crefeld beginnende niederrheinische [illegible], durch dessen genaue Kenntniß und Benutzung der Herzog einen [illegible] Fehler in den praktischen [illegible]. Er hatte berechnet, daß die Crefelder [illegible] bereits auf dem Wege nach Holland liegt.

3. Aus der deutschen und holländischen Kirchengeschichte. Kempen und Goch.

Der Leser wird schon bemerkt haben, daß ich zunächst der Eisenbahnlinie Köln-Cleve folge. Jede Station bietet hier ein neues Interesse, und doch fügen sich diese zerstreuten, fremdartigen Dinge wieder ganz von selbst in unsern Gesammtplan. In Neuß fanden wir politische Geschichte, Kunst- und Literaturgeschichte, in Crefeld Gewerbegeschichte und Kriegsgeschichte; in Kempen, nur anderthalb Meilen weiter nordwärts, erwartet uns Kirchengeschichte — immer wieder im Zusammenhange mit Holland.

Thomas Hemmerken, der Sohn eines Bauern und Gürtlers, ward im Jahre 1379 oder 80 zu Kempen geboren, der Verfasser der „Nachfolge Christi." Der Vaterstadt dankte er den Namen Thomas von Kempen, doch könnte man in tieferem Sinne sagen, daß Kempen vielmehr dem Thomas seinen „Namen" danke, indem er diese Stadt erst namhaft gemacht hat vor aller Welt. Es gibt viele Männer, große und kleine Größen, welche von ihrem Heimathsorte den Namen gewannen, später aber in ihrem Namen dem Orte selbst wieder einen rechten Namen gaben, nämlich einen bedeutsamen, weittragenden. Das Mittelalter und die Renaissance waren besonders reich an solchen namengebenden Männern, weil sich damals die Familiennamen vielfach erst aus den Ortsnamen bildeten oder umbildeten — in seltsamem Wechselspiel, denn in der ältesten Zeit hatten sich umgekehrt zahllose Ortsnamen aus Personennamen gebildet. Allein

auch in der Gegenwart gibt es Männer, welche sich wenigstens einen Beinamen von ihrem Heimathsorte nahmen und dadurch den Ort selbst erst in aller Leute Mund brachten. Das ist also eine sehr lange und bunte Reihe von Persönlichkeiten; denn sie reicht von Fiesole und Thomas a Kempis und weiter her bis auf Schulze-Delitzsch und Hoffmann von Fallersleben. Nur daß letztere sich nicht den Localnamen gaben, weil es an Familiennamen mangelte, sondern weil deren so viele geworden sind, daß ganze Massen derselben gar kein Unterscheidungszeichen mehr bieten.

Einen kleinen Tagemarsch nordwestwärts von Kempen liegt Goch und einen Nachmittags-Spaziergang ostwärts von Goch Calcar. Verbinden wir diese drei Punkte, so gibt es ein Dreieck, welches die Uebergangsnatur unsers Maas-Rheinwinkels in engem aber ziemlich vollständigem Auszuge umschließt. Diese drei Punkte sind aber auch verbunden durch drei Männer, welche eng zusammenhängend von ihnen die Namen trugen: Heinrich Eger von Calcar, Thomas von Kempen und Johannes von Goch. Heinrich von Calcar, ein halber Heiliger, leitete Thomas von Kempen auf jenen Weg der Ascese und des beschaulichen Lebens, wo er den Beruf fand, das Volk (nach Hase's treffendem Worte) „aus der römischen Kirche in die Kirche des Herzens zu führen.“ Johannes von Goch, der jüngste von den Dreien, gehört schon nicht mehr bloß wie Thomas zu den Männern der aufbauenden, sondern auch der protestirenden Reform, und schreibt gar manchen Satz von der „christlichen Freiheit“ und von den „vier Irrthümern“ des damaligen Kirchenthums, den Luther könnte geschrieben haben. Diese ganze vorbereitende kirchliche Bewegung aber hatte örtlich einen Ausgangspunkt und Zusammenhalt am Niederrhein gefunden in den Häusern der „Brüder vom gemeinsamen Leben.“ Diese Brüderhäuser verbreiteten sich von den Niederlanden über das nördliche Deutschland, und so finden wir in Goch schon seit 1365 einen Verein gemeinsam lebender Kleriker ähnlich dem Bruderhause zu Deventer, wie auch in den Städten Geldern und Goch eine Genossenschaft

der fratres lugentes, der niederländischen Lollharden, welche den Brüdern vom gemeinsamen Leben vorangegangen waren, und ein „Beginnenhof“ bei Kamp erinnert heute noch an die gleichfalls den Niederlanden entsprungenen Beghinen, welche ihrerseits wieder den Lollharden zum Vorbild gedient hatten. Ortskundigere Forscher werden ohne Zweifel noch viel mehr Punkte der örtlichen Erinnerung nachweisen können, die uns hier den großen Zusammenhang der religiösen Bewegung vpn den Beghinen bis zu Johannes von Goch signalisiren, zugleich aber das Auge fortwährend von unserm deutschen Maasrheinwinkel auf die heutigen Niederlande lenkend.

Thomas von Kempen blieb nicht in seinem rheinischen Geburtslande; er zog auf den Agnesberg bei Zwoll in Oberyssel, wo er das stille aber so weittragende Wirken seines ereignißlosen Lebens entfaltete. In Deutschland stand seine Wiege, in Holland liegt sein Grab. Aehnlich Johannes von Goch, welcher das Kloster Tabor in Mecheln gegründet und dort die Arbeit seiner letzten vierundzwanzig Lebensjahre vollbracht hat. Wie darum Protestanten und Katholiken Anspruch auf beide Männer erheben, so andererseits auch Deutsche und Niederländer. Sie stehen im Uebergange zweier Länder und zweier Confessionen, und zwar derart, daß zu ihren Lebzeiten das Land noch gemeinsam deutsch war und die Kirche einheitlich, im Jahrhundert nach ihrem Tode aber hier wie dort die Trennung eintrat, und nun die Nachkommen Doppelansprüche an diese Männer erheben, welche die Zeitgenossen nicht geahnt haben. Holländische und deutsche Schriftsteller theilen sich namentlich in die moderne Specialliteratur über Thomas von Kempen. Insofern Thomas aber der erste Biograph des Gerhart Groot war und der Chronist des holländischen Stammbruderhauses zu Windesheim, gibt er selber uns einen Wink, wie die gegenseitigen Ansprüche Deutschlands und Hollands in den Thatsachen bereits geschlichtet seyen. Gerhard Groot, der berühmte Bürgermeisterssohn von Deventer, gab uns die still reformirenden Brüder vom gemeinsamen Leben, dafür gaben wir

Holland den Thomas von Kempen, der in der Lebensluft dieser Bruderschaften die Stellung als deutscher Mystiker gewann, welche ihn vor allen auszeichnet. Denn tiefer, phantasiegewaltiger und reicher im Geiste waren je nach ihrer Art die ältern Mystiker Eckard, Tauler, Ruysbroek, Suso, aber an volksthümlich praktischer, weittragender Wirkenskraft überragt sie alle doch Thomas von Kempen.

Wie über die Landmannsschaft des Thomas, so hat man auch über die Autorschaft seines berühmtesten Buches, der „Nachfolge Christi," gestritten und zuletzt gar zwei Thomas von Kempen entdecken wollen, wobei es sich dann fragte, welcher von beiden eigentlich der Rechte sei und jenes Buch geschrieben habe? Die Kemper aber meinen, das sey ihnen ganz gleichgültig, denn da beide von Kempen, so habe ihre Stadt doch jedenfalls den Rechten geboren.

Oertliche Erinnerungen an Thomas und Johannes haben sich weder in Kempen noch in Goch erhalten. Das begreift sich leicht bei Männern der stillen Geistesarbeit, vorab im Mittelalter, wo die Kluft zwischen Volksbildung und wissenschaftlicher Bildung viel breiter war als heutzutage. Doch gehörte wenigstens Thomas von Kempen zu den Männern, welche diese Kluft zu überbrücken begannen, auch hierin ein Vorbote Luthers. Und eben dadurch ward die ganze Stadt Kempen, welcher er einen Weltnamen schuf, wiederum zum örtlichen Erinnerungsmale seines Namens. Auf Johannes von Goch deutet nur noch eine längst verhallte, aus den Acten neuerdings wieder an's Licht gezogene Ueberlieferung in seiner Geburtsstadt. Noch im Jahre 1517 hieß ein Haus „Pupperserff," Puppers Erbe (Erff holländisch = Erbe) nach seinem Namen, welcher ursprünglich Pupper oder richtiger Capupper lautete. Jener Hausname verschwand aber auch bald wieder, denn die Familie, wohlhabende und angesehene Leute, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in dem gewerbfleißigen Städtchen eingewandert, soll gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bereits wieder von dort hinweggezogen seyn. Jetzt

kann man die Stätte nicht mehr finden, wo Pupperserff gestanden hat.

6. Boden und Landschaft bei Geldern.

Zwischen Kempen und Goch liegt die Stadt Geldern, der Stammsitz der einst so mächtigen Herzoge, die namengebende Stadt für eine jetzt zum größeren Theil holländische, zum kleinern deutsche Provinz.

Man erwartet demnach wohl auch architektonische Denkmale, Trümmerzeichen des alten Dynastenhauses der Grafen und Herzoge von Geldern zu finden, welche bis 1343 hier residirten. Allein darin täuscht man sich, es müßte denn Jemand, wie es anfangs meinem ungeübten oberdeutschen Auge erging, das Mauerwerk der verlassenen großen Windmühle an der Wallpromenade für einen thurmartigen Ueberrest des mittelaltrigen Gelderns halten. Das bedeutendste historische Denkmal der Stadt ist ohne Zweifel ihr Name. Lediglich um dieses Namens und der damit verknüpften alten Geschichte willen dürfen die Holländer es bedauern, daß die unscheinbare Stadt Geldern jetzt innerhalb der deutschen Gränzen liegt. Die Einwohner sprechen übrigens diesen Namen noch nach der holländischen Schreibart „Geldre," wie man hierzuland auch nicht Cleve, sondern „Kleef" spricht, und nicht Xanten, sondern Santen (Sanctum bei Widukind II., 17, Santen im Nibelungenliede), ganz wie es die Holländer schreiben.

Für den Mangel denkwürdiger Trümmer entschädigt jedoch angesichts unsers Wanderzieles die moderne Physiognomie der Stadt und der Charakter der umgebenden Landschaft; denn beide zeigen unverkennbar, daß wir Holland um ein gutes Stück näher gerückt sind.

Geldern ist eine nüchterne Landstadt mit breiten stillen Straßen und kleinen Häusern, die größtentheils zu sauber sind, um von Armuth zu zeugen, und zu beschränkt, um Reichthum zu verrathen, zu altmodisch, um elegant zu seyn, und zu neu, um irgend malerisch anzusprechen. Also ein vollkommenes Bild der

rosa und des Mittelmaaßes. Die gothische Hallenkirche aus
ackstein mit auffallend breiten Seitenschiffen, doch stattlicher
erspective des Innern, zeigt bereits nächste Verwandtschaft mit
en holländischen Architekturen. Sie setzt wenigstens einen be-
immten Drucker auf den blassen niederrheinisch-niederländischen
ocalton der inneren Ansicht der Stadt.

Aber noch klarer wirkt in diesem Betracht die Staffage,
elche wir am Sonntag vor der Kirche erblicken. Es sind da
unte Gruppen von Landleuten versammelt. Scharf und be-
ichtsam prüfen sie die augenfällig seltene Erscheinung des
eisenden von Kopf zu Fuß, doch Niemand redet ihn an. Der
elderländer ist neugierig mit den Augen, nicht mit dem Munde.
: erscheint uns schweigsam, schwer beweglich; dem noch viel ge-
essenern Holländer dagegen gilt er für lebendig. Wie Gestalten
us vergangener Zeit rauschen die Frauen an uns vorüber in
warzen Kleidern von schwerem Seidenstoff, geziert mit mancherlei
oldschmuck und vorab mit einem goldenen Kreuze auf der Brust,
id die rothwangigen Gesichter schauen aus breiten blüthen-
eißen Sonntagshauben, hinten mit Spitzen besetzt, welche die
ähe Brabants verkünden, und die schönsten dieser Hauben sollen
irklich Brabant gesehen haben und mit sieben Thalern nicht zu
euer bezahlt seyn. Leider fehlen neben diesen Frauengestalten
e bedächtigen, schwarzbemäntelten Männer „mit weißen Hals-
ausen und Ehrenketten und langen Degen und langen Ge-
htern,“ sonst würden wir ganz in jene Vision einer altnieder-
ndischen Stadt versetzt, wie sie Heine in seinem „Seegespenst“
malt hat. Allein wie die Frauen überhaupt treuer sind als
e Männer, so haben auch bloß die Bäuerinnen von preußisch
elderland Costümtreue bewahrt, die Bauern sind neumodisch
worden.

Ich sage preußisch Geldern, ich könnte ebensogut österreichisch
er spanisch Geldern sagen, und die goldenen Kreuze am Halse
r Frauen reden heute noch von der alten spanischen Zeit.
olkstrachten haben, abgesehen vom malerischen Reize, meist nur

tiefere Bedeutung als Wahrzeichen des socialen Volkscharakters; selten erinnern sie an die politischen Schicksale des Landes. Dies ist hier der Fall. Die Tracht dieser geldrischen Frauen ragt fremdartig in das preußische Rheinland; indem wir aber ihrem zeitlichen und örtlichen Ursprunge nachdenken, zieht jenes großartige Wechselspiel der Gebietsherrschaft an unserm Geiste vorüber, welchem diese Gegend zwischen Maas und Rhein im Laufe der Jahrhunderte preisgegeben war. Es ist ein Wechselspiel ohne Gleichen. Manche kleine Länder haben vielleicht noch öfter ihre Herren gewechselt, allein ich kenne kein deutsches Land, das so fremdartigen und verschiedenen Herren unterworfen und von einer europäischen Macht zur andern, von einem nationalen Centrum zum andern hin und hergezerrt worden wäre. Lothringisch, unter eigenen Dynasten, burgundisch, österreichisch, niederländisch, spanisch, französisch, preußisch, mußte Obergeldern seine Hauptstadt in Madrid, Brüssel, Wien, Paris, Berlin suchen; immer eine Gränzprovinz, lag es bald an der Ost- bald an der Westgränze eines großen Staates, und ist doch immer gut deutsch geblieben.

Als Stammsitz der Herzoge von Geldern führt uns die unbedeutende Stadt mit dem berühmten Namen in jenen mittleren Strich der Niederlande, wo das Feudalwesen überwucherte und unter dem Einflusse der Ritter und Herren weder ein altdeutsch selbständiges Bauernthum sich behaupten konnte, wie im friesischen Norden, noch ein großartiges Städteleben aufkam, wie im belgischen Süden. Es ist darum ein neckisches Spiel der Geschichte, daß heute in der preußischen Stadt Geldern die Alleen auf den niedergelegten mittelaltrigen Wällen mit Plakaten versehen sind, auf welchen ein Graf aus einem alten westfälischen Geschlechte als Bürgermeister von Geldern die Anlagen dem Schutze des Publikums empfiehlt.

Diese Anlagen überraschen uns aber auch in anderer Weise: durch eine stattliche Allee hochschüssiger Buchen. Im innern Deutschland ist die Buche als regelrechter Alleebaum unerhört;

nur im feuchten Niederungslande mag der harte, eigensinnige Waldbaum zu so gleichmäßig schlanken Stämmen mit oben breit schattendem Laubdach nach Pfahl und Schnur herangezogen werden.

Noch lebendiger zeigt sich dieser Charakter des Wasserlandes bei einem Gange vor die Stadt. Gärten, von kleinen Wassergräben rings umrahmt, mit Portalen und Schattengängen von barock verschnittenem Taxus geschmückt, verrathen bereits die Nähe Hollands. Hinter den Gärten beginnen frische Wiesen, und am jenseitigen Wiesensaume lockt ein hoher Eichwald. Wir eilen hinüber, um dort im Schatten zu lagern, aber am Rande angelangt, entdecken wir erst, daß auch der Wald rings von einem breiten Wassergraben umzogen wird; wir gewahren eine kleine, höchst zierliche Brücke, allein sie ist durch eine ebenso zierliche Gatterthüre abgesperrt, und daneben steht eine Tafel mit der Aufschrift „Privatweg." Ein Gärtner, welcher eben den Waldpfad mit dem Rechen bearbeitet, erlaubt uns übrigens einzutreten. Das Innere des Wäldchens ist wieder von zahlreichen kleineren Wassergräben rechtwinkelig durchschnitten, so daß wir uns streng auf dem sauberen Wege halten müssen; wir suchen vergebens den Wald im Walde, denn zum Wald gehören nicht bloß Bäume, sondern vor allen Dingen auch Wildniß und Freiheit. Zwar gibt es auch noch wirklichen Wald an dieser deutsch-holländischen Gränze, aber er kommt nur da, wo Bodenplastik und Landschaftscharakter ausnahmsweise einmal nicht holländisch sind, und gerade das Flachland an der Niers zeichnet sich aus durch sein herrliches Grün und seine großen Baumgruppen, welche täuschende Coulissen eines Waldes, aber keinen wirklichen Wald bilden. Gar oft winkt von fernher solch scheinbarer Wald, kommt man aber näher, so ist es nur eine Zeile dicht verwachsener Bäume längs eines Canals, und sucht man Rast in ihrem Schatten, so fällt derselbe ganz gewiß jenseit des Wassers. Setzte ich mich doch bei Kevelaer, nachdem ich lange von Baumgruppe zu Baumgruppe gegangen und immer wieder in der eben bezeichneten Weise getäuscht worden war, zuletzt derart am

Wasserrande nieder, daß ich Schuhe und Strümpfe auszog und die Füße in's Wasser hängen ließ, weil ich einzig in dieser Stellung ein ordentliches Stück Schatten genießen und das Revelaerer Wallfahrtsbüchlein, welches ich mir zur Nachmittagslectüre in die Tasche gesteckt, mit Behagen studieren konnte. Erst weiter westwärts gegen das Haideland zur Maas hinüber gab es wieder trockenen Schatten.

Wald- und schattenloses Land verdrießt den ächten Fußgänger nicht, aber durch ein waldgrünes Land zu wandern, welches mehrentheils nur den täuschenden Schein von Waldesfreiheit und Waldesschatten bietet, das ist verdrießlich. Früher war es auch in diesen Niederungen anders, sie besaßen großen, ächten Wald: allein die Zeit ist längst vorbei, wo (im 13. Jahrhundert) auf einem Hofe bei Crefeld noch die Pflicht lastete, daß der Bauer alljährlich zum Domkirchweihfest nach Köln eine Kuh und ein Wildschwein liefern mußte, und wenn man jetzt etwa in Crefeld oder Geldern einen Rehbraten ißt, so stammt er aus dem Reichswalde bei Cleve, das heißt aus jenem Hügellande, wo die Gegend zum Schlusse noch einmal mitteldeutsch wird und ächten Wald gewinnt.

Das städtereiche rheinische Holland ist ein Land des ausgetheiltesten Privateigenthums. Wer gleich mir die unbegränzte Wegfreiheit des bayerischen Hochgebirges gewöhnt ist, wo Wald und Wiese und Feld, ja selbst der Durchgang durch Hof und Garten dem Fuße des Wanderers offen liegt und die Schonung fremden Eigenthums zunächst dem allgemeinen Billigkeits-Gefühle anheimgegeben bleibt, dem schmeckt es freilich schlecht, sich überall auf einen Weg gebannt zu sehen, ja nicht einmal jeden Weg gehen zu dürfen. Zwar steigt die Zone der Flurschützen und Feldwächter hoch nach Süden hinauf, denn sie beginnt überall da, wo Obst- und Weincultur herrscht und intensiver, wohl gar gartenmäßiger Feldbau und Stallfütterung. Wo man dagegen überwiegend Wiesland mit Weidevieh sieht, da erwartet der denkende Mensch Wegfreiheit und wenige oder gar keine Flur-

schützen. Allein wenn zahlreiche Verkehrslinien solches Weideland kreuzen und das Privateigenthum an Grund und Boden seit alter Zeit scharf ausgemessen war, dann schwindet der freie Weg auch bei Wald und Wiese.

Dem gemessenen Wege des Menschen entspricht der gemessene Weg des Viehes in unserm Gränzstrich. Wer mit dem flüchtigen Dampfwagen durch die Landschaft fährt, der sieht hier schon überall frei weidende Kühe, prächtige Thiere von bunten Farben, rechte Holländer-Kühe. Aber bei langsamerem Gang entschwindet dem genauer betrachtenden Auge ein gut Stück ihrer Freiheit. Nicht nur daß die Wiesen durch Hecken und Gräben begränzt sind, auch auf engere Bezirke ist das Weidevieh wiederum durch gespannte Dräthe abgesperrt. Darum trägt es auch keine Glocken, denn wenn sich die Kuh nicht verlaufen darf, dann braucht sie auch nicht zu läuten. (Dagegen läuten die Fuhrmannspferde hier zu Land.) Von jener Romantik unseres Hochgebirges, wo man nachts mitten auf offener Landstraße wider ein paar schlafende Pferde prallen kann, oder auf gangbarstem Fußsteige plötzlich in Zwiesprach mit einem einsam lustwandelnden Stier geräth, der brummend seinen dicken Kopf schüttelt, indem er uns den schmalen Weg vertritt, — von solcher Romantik habe ich hier keine Spur gefunden. Gras'ten einzelne Kühe ja an der Landstraße, dann sah ich sie am langen Strick gehalten, der wohl um so fester seyn mußte, da der Führer in Holzschuhen zu nicht ganz gleichem Wettlauf gerüstet gewesen wäre. Ich dachte dabei unwillkürlich an die sinnreiche Methode die mein Hauswirth in Brunnbüchel bei Kreut einschlägt um seine in den weiten Wäldern verlaufenen Kühe möglichst rasch wieder aufzuspüren. Er wartet ab bis wenigstens eine Kuh von selbst wieder heim kommt, jagt sie dann sofort wieder in den Wald zurück, und schreitet spähend und horchend hinter ihr d'rein; denn er weiß sicher, daß sie ihm zeigen wird, in welcher Wildniß auch die Uebrigen zu finden sind. Diese Wegfreiheit sogar für's liebe Vieh eröffnet uns eine weite culturgeschichtliche Perspective. Sie ist nur denk-

bar, wo es keinen nennenswerthen Feldbau mehr gibt und der Holzwuchs auch des üppigsten Waldes nur äußerst karg rentirt; ferner setzt sie voraus entweder weit verstreute Hoffiedelungen oder bei kleinern Weilergruppen eine eigenthümliche Gütergemeinschaft, welche in einzelnen Fällen noch darin besteht, daß Wald- und Weideland Gemeingut des Weilers ist, ein Besitzunterschied aber doch derart sich abstuft, daß der größere Bauer mehr Vieh, der kleinere weniger zu halten berechtigt ist. Das kann dann weiden wo es will, und morgens und abends kommt es zum Melken pflichtlich schon von selbst an's Haus. Ja sein Erscheinen ist oft der einzige regelmäßige Zeitmesser des primitiven Hirtenvolkes.

Der wirthschaftsgeschichtliche Gegensatz zwischen den weidenden Kühen Hollands und des Niederrheines und andererseits unserer innern Alpenthäler lockt aber auch zu einer kunstgeschichtlichen Parallele. Die alten Holländer malten das Vieh meist in der Ruhe oder doch nur in lässiger Bewegung; die neueren schweizerischen und oberdeutschen Thiermaler hingegen stellen es mit Vorliebe in der Leidenschaft, oder auch im grotesken Spiel, in seiner humoristischen Tölpelei dar, sie charakterisiren und dramatisiren, währen Jene mehr ruhige Stimmung gaben. Dieser Grundunterschied erklärt sich meines Erachtens nicht bloß daraus, daß der Oberdeutsche bewegterer Natur ist als der Niederländer, und darum geneigter das Bewegte zu gestalten, und daß andererseits die moderne Kunst überhaupt affectvoller geworden ist. Der Münchener Maler hat das Thier in seiner Freiheit zum Vorbilde, der Niederländer das Thier, welches gleich seinem ganzen Land von Schranken und Gränzwehren umstellt ist, innerhalb derselben aber durch den täuschenden Schein behaglicher Freiheit anmuthet.

Mächtiger vielleicht wirkt aber noch ein anderes Verhältniß des Thieres zur Landschaft. Auf der weiten ebenen Wiesenfläche Hollands heben sich die scheckigen Kühe als der einzige plastische Gegenstand ab, der Form und mannichfaltiges Colorit in die

einförmige Scenerie verwebt, sie erscheinen in ihrem trägen Behagen selber wie ein landschaftliches Naturgebilde, erfüllen schon in ihrer Ruhe höchst bedeutsam den Vorder- und Mittelgrund und machen eine solche Wiesenlandschaft überhaupt erst malenswerth. Es ruht die Gegend mit dem Vieh. In den Alpen dagegen ist selbst bei dem fragmentarischen Hintergrund eines Viehstückes die Natur so gewaltig und reich in Form und Farbe daß sie das Vieh erdrücken würde, wenn man es bloß in seinem passiven Daseyn als einen Theil der Landschaft behandelte. Berg und Wiese und Wald haben da für sich schon dramatische Bewegung, und die Thiere treten erst kräftig und harmonisch hervor, wenn der Künstler auch sie in selbständige Handlung setzt und durch den Reiz psychologischer Effecte dem landschaftlichen Aufbau überordnet.

7. Drei Wunder von Kevelaer.

Jeder gebildete Deutsche kennt die Wallfahrt nach Kevelaer — aus Heine's Gedichten. Von Kevelaer selbst erfährt er dort freilich nichts. Denn obgleich Heine gar wohl die Kunst verstand, in drei Zeilen eine Oertlichkeit zu zeichnen und Localtöne aufzusetzen, so hat er es diesmal doch verschmäht, und die rührende Geschichte, welche er von seiner Wallfahrt erzählt, könnte ebensogut bei jedem andern Gnadenbilde spielen als bei der Muttergottes von Kevelaer. Es führt aber diese Madonna einen unterscheidenden Namen vor andern Madonnen, sie heißt die Trösterin der Betrübten, „Consolatrix afflictorum," wie an ihrer Kapelle zu lesen steht, und so gehört denn Heine's Geschichte doch eben gerade nach Kevelaer: die consolatrix afflictorum war es, welche dem Jüngling die Hand auf's kranke Herz legte, um es zu heilen — durch den Frieden des Todes.

Uebrigens ist Kevelaer auch ohne Heine's Verse einer der merkwürdigsten deutschen Wallfahrtsorte, und ich rechne es zu meinem besondern Reiseglück, daß mir's vergönnt war, einen

ganzen schönen Augustsonntag dort zu verweilen, als gerade die Wallfahrer zu Tausenden von allen Seiten zusammenströmten.

Kevelaer hat eine Kapelle, vier Kirchen und beiläufig dreitausend Einwohner. Ich setze gegen alle geographische Regel die Kirchen vor die Einwohner und die Kapelle vor die Kirchen; denn ohne die Kapelle wären weder so viele Kirchen da noch so viele Einwohner, und Kevelaer wäre ein ganz obscures kleines Dorf. Diese sechseckige Kapelle stehet aber mitten im Orte auf einem mäßig großen freien Platze. Hier und in den nächstliegenden Straßen sammelt sich das ganze wogende Menschengewimmel.

Es war ein prächtiger Anblick. Der Platz von hohen, schlanken Bäumen überschattet, deren Wipfel in den wolkenlosen Himmel ragten, rechts im Vordergrunde die große gothische Wallfahrtskirche, ein schöner dreischiffiger Neubau, daneben die Beichthalle und das Gebäude des Oratoriums mit der sinnigen Aufschrift: Christo peregrinanti in terris, links die alte Pfarrkirche, in der Mitte die Gnadenkapelle, im Hintergrund eine Reihe schmaler kleiner Giebelhäuser ächt holländisch mit den lebhaftesten Farben gemalt, dann im Vordergrunde verstreut Buden mit Heiligenbildchen, Rosenkränzen, Wallfahrtsbüchlein und allerlei anderer bunter Waare — und nun der ganze Raum erfüllt von Andächtigen, die zu Hunderten betend auf den Knieen liegen oder in großen Chören singen, zu den Kirchen aus- und einströmen, und selbst im äußern Ring des Platzes langsam, gemessen, fast lautlos durcheinanderwogen. Das ganze formenreiche Bild belebt sich dazu durch eine wahre Pracht derb contrastirender Farben, wie sie kein Maler schöner und gesättigter zusammendichten kann: die grünen Bäume, der blaue Himmel, der lichte Steinton der neuen Kirche, der dunkle, geschwärzte der alten, die heiteren Farben der Wohnhäuser, und dazu die bewegte Menge, fast ganz in Schwarz gekleidet, vorab die Frauen im glänzend schwarzen Seidenkleid, von welchem sich mancherlei Goldschmuck und die weißen breiten Brabanter Hauben wundervoll abheben.

Weit auffallender als die grellen Farbengegensätze hier an

der Schwelle der Niederlande, wo sonst Landschaft und Staffage
ielmehr in abgedämpfte Mitteltinten getaucht ist, erscheint dem
Süddeutschen jedoch ein anderer Contrast: daß eine so gedrängte
Menschenmasse so stille seyn kann und daß die Straßen so voll-
pfropft von Menschen sind und die Wirthshäuser so leer. Ich
ß aus dem Gewühl der Kirchen und Straßen in das beste
sthaus zum Mittagstisch: dort war es so leer wie anderswo
der Kirche bei einer Nachmittagspredigt. Wir setzten uns
zu Zwölfen zur Tafel, der Wirth und die Wirthin führten
iarchalisch den Vorsitz, ein kleines Töchterchen servirte, Jeder
ch im Stillen sein Tischgebet; die meisten Anwesenden waren
llfahrer. Man hatte durchaus den Eindruck, als ob man in
er ehrbaren Bürgerfamilie vom guten alten Schlag zu Gaste
. In den geringeren Wirthshäusern ging es wohl etwas leb-
fter zu; allein auch dort waren auffallend wenige Leute im
ergleich mit dem Menschenstrom, welcher vor den Fenstern auf-
nd abfluthete. Ich dachte an manche oberdeutsche Wallfahrt,
a es mit zur Würze des Tages gehört, daß man im er-
ückenden Knäuel der durstigen Andächtigen eine halbe Stunde
ng um einen Krug Bier oder eine Wurst kämpfen muß; in
r Kirche wird das Adagio gespielt und nebenan im Wirths-
use folgt dann der Menuett wie in einer richtigen Symphonie,
ller volksfestlicher Jubel mit Trinkgelagen und Kegelparthien;
n Morgen zerschlagene Herzen und am Abend zerschlagene
öpfe. Und endlich des Nachts das gemeinsame Uebernachten
ilber Gemeinden, Mann und Weib, in Scheunen und eigens
ifgebauten Bretterhütten, wo die malerische Confusion zu Zeiten
ich in etwas moralische Confusion übergehen soll. Ich sage, das
mmt bei oberdeutschen Wallfahrten manchmal vor und ver-
ahre mich dagegen, daß man mir dieses „manchmal" für „immer"
se, denn man kann heutzutage nicht deutlich genug schreiben.
ie Regel bleibt aber doch der heitere volksfestliche Charakter,
elcher sich im Süden mit dem ascetischen Werke der Wallfahrten
rbindet. Das ist nun in Kevelaer ganz anders, wie uns auch

im dortigen Wallfahrtsbüchlein gedruckt versichert wird. Große Prozessionen kommen und gehen, ohne im Orte weiter einzukehren, sie bringen ihren Proviant selber mit, und den Zug beschließen mit Linnen gedeckte Wagen, in welchen die Müden unterschlupfen können. Längs der Wände des Schiffes der neuen gothischen Kirche aber hat man umlaufende Bänke angebracht: dort rasten nachmittags Hunderte von Wanderern beschaulich in langen Reihen, und diese stille Rast in der schweigenden Kirche kam mir fast frommer vor als das laute Singen und Beten draußen unter den Bäumen vor der Kapelle.

Es ruhet ein puritanischer Geist auf der Wallfahrt von Kevelaer, und der lautlose Ernst der gläubigen Menge erinnert uns daß wir hier schon auf dem Boden der ehemaligen spanischen Niederlande stehen, während uns das tirolische und südbayerische Wallfahrtsgetümmel gar leicht über die Berge in das benachbarte Italien entrückt.

Jene ächt niederdeutsche gemessene Haltung des Volkes bei einer katholischen Wallfahrt war für mich das erste Wunder von Kevelaer.

Das zweite fand ich in der Geschichte des Gnadenbildes selber. Die Muttergottes von Kevelaer entstammt dem dreißigjährigen Kriege. Sie ist nichts weiter als ein Papierblatt mit der Abbildung der Muttergottes von Luxemburg, welches ein hessischer Soldat im Jahre 1642 von dort herüber gebracht hatte. Ursprünglich auf eine Holztafel geklebt, wurde das Bild später mit einem vergoldeten Silberrahmen und anderem kostbarem Schmuck umgeben. Allein obgleich das Wunderbild von so gar unscheinbarem Stoffe, ja nur die Copie eines anderen war, und obgleich die Kriegsfurie das kleine Kevelaer erst 1635 erschrecklich heimgesucht und noch im vorgedachten Jahre 1642 selber in nächster Nähe (Schlacht bei Kempen am 7. Januar) getobt hatte, so strömten doch alsbald Tausende von Gläubigen herbei und der Zulauf der Pilger wuchs dergestalt rasch, daß schon am 22. Oct. 1643 der Grundstein zu der jetzigen großen Kapelle gelegt werden

konnte und schon 1646 Oratorherren von Mecheln hierher zogen, um die Wallfahrt zu leiten und sich dauernd in Kevelaer anzusiedeln. Solch rasches Aufblühen in solcher Zeit erscheint mir eigentlich als das merkwürdigste Wunder des Bildes und gibt zugleich einen höchst bedeutsamen Wink für die Charakteristik des Volkes dieser Gegend.

Wie die Muttergottes selber aus Luxemburg herübergebracht wurde, so scheint im ersten Jahrhundert auch die größere Schaar der Pilger aus dem heutigen Holland gekommen zu seyn, in der Liste der älteren Mirakel finden sich viele holländische Namen, und die Wallfahrtsbüchlein sind von 1647 bis zur französischen Revolution sämmtlich in holländischer Sprache verfaßt, obgleich Kevelaer doch schon seit 1713 politisch zu Preußen gehörte. Allein kirchlich gehörte es zum Bisthum Roermonde (jetzt zu Münster), und auch heutigen Tages ziehen noch immer zahlreiche Wallfahrer aus dem benachbarten Brabant und aus holländisch Geldern nach Kevelaer, es wird ab und zu holländisch gepredigt und das auf einige Beichtstühle mit Kreide geschriebene Wort „hollandsch“ erinnert uns, wie nahe wir bereits der Gränze gekommen sind.

Das dritte Wunder von Kevelaer ist ein politisches und kann weit sicherer rationell erklärt werden als die kirchlichen. Kevelaer fiel durch den Utrechter Frieden 1713 an Preußen, und im sechsten Friedensartikel ist den Bewohnern des ehemaligen Oberquartiers Geldern die katholische Religionsübung sammt den öffentlichen Prozessionen und Wallfahrten nach althergebrachter Weise ausdrücklich gewährleistet. Als nun im Jahre 1714 König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in dieses neuerworbene Gebiet und auch nach Kevelaer kam, ließ er sich eine Schachtel voll Rosenkränze schenken, betrachtete dann die großen zum Opfern bestimmten Kerzen und wählte die größte für sich selber aus, um sie darzubringen und, wie er vor vielen Hundert Menschen sagte, „anzünden zu lassen zu Ehren der seligen Mutter Gottes.“ Dann forderte er den erstaunten Superior der Oratorherren auf, sich eine Gnade zu erbitten. Derselbe bat zunächst um Schutz für

Kevelaers kirchliche Privilegien, worauf der König sprach: „Protegam, fovebo, manutenebo!“ Das war preußische Realpolitik, und wo es galt in einem neuerworbenen Lande festen Fuß zu fassen, da opferte der reformirte Fürst die größte Kerze zu Ehren eines wunderthätigen Muttergottesbildes, dachte aber bei den lakonischen drei Worten neben den Privilegien von Kevelaer ohne Zweifel auch in anderem Sinne an ganz preußisch Geldern und an seinen neuen Besitz des Landes: protegam, fovebo, *manutenebo!*

Im Jahre 1738 kam derselbe König noch einmal nach Kevelaer, begleitet von dem Kronprinzen (Friedrich II.); damals nahm er nur einige Dutzend Rosenkränze und Gebetbücher mit zum Geschenk für seine Lieblinge, für lange Soldaten, natürlich katholischen Glaubens. Als im neunzehnten Jahrhunderte wiederum ein künftiger König von Preußen, der Kronprinz Friedrich Wilhelm (1833) Kevelaer besuchte, opferte er keine Kerze mehr, sondern betrachtete nur das Gnadenbild, die Kerzen und das Wappen seines Ahnherren, und erwies sich, wie der Bericht lautet, „sehr freundlich und wohlwollend.“ Politische Mirakel waren damals in der That nicht mehr nöthig, preußisch Geldern gehörte bereits zu den „älteren Provinzen.“

Merkwürdigerweise gehen auch die im Wallfahrtsbüchlein (von 1858) verzeichneten kirchlichen Wunder des Bildes genau nur bis zur französischen Revolution. Der Verfasser, Pfarrer Krickelberg, erklärt uns dies dadurch, daß bis 1788 nun eben Wunder genug beglaubigt worden seyen, und daß derjenige selbst wunderlich sey, der noch weitere Wunder fordere. Es scheint also eine Oekonomie der Uebernatur zu geben, ähnlich wie eine Oekonomie der Natur, welche, wie bekannt, ja auch nichts Ueberflüssiges macht. Demgemäß wurde dann auch die preußische Politik neuerdings haushälterisch in Wundern — namentlich frisch annectirten Ländern gegenüber.

Sechstes Kapitel.

Die Höhenstraße von Xanten nach Nymwegen.

1. Sage und Geschichte.

Ich verlasse die neue Eisenstraße, welche uns durch das Tiefland der Erfft und Niers hart an die Maasgränze führt, und verfolge vom Rheine herüber noch die Richtung der alten Römerstraße, die auf einem flachen Höhenzuge von Xanten über Cleve nach Nymwegen ging. Diese Linie ist in doppeltem Sinne von der Natur vorgezeichnet, einmal durch die Hügelkette, dann durch eine Strecke des ehemaligen Rheinlaufes am Fuße der Hügel, das sogenannte „Kirmesdael."

Hier ragt deutsche Landschaft und deutscher Städtecharakter am tiefsten westwärts in's Niederländische hinein, während umgekehrt auf dem bisher beschriebenen Wege holländische Art am weitesten in deutsches Land vorgreift.

Drei Städte fesseln hier besonders unsere Aufmerksamkeit; eine jede derselben liegt auf einer Anhöhe und bietet einen charaktervollen Aussichtspunkt, welcher je ein anderes geographisches Gebiet beherrscht: vom Thurme der Victorskirche in Xanten überblicken wir den untersten deutschen Rheinlauf; vom Schwanenthurm der Burg zu Cleve schauen wir hinüber zur Schenkenschanze, dem (wenigstens historischen) Theilungspunkte des holländischen Rheindeltas; von der Trümmerstätte der alten Kaiserpfalz zu Nymwegen liegt die Betuwe vor unserm Auge

gebreitet, die alte Bataver-Insel zwischen Waal und Leck. Aber auch drei Fernsichten anderer Art erschließen sich uns beim bloßen Klang des Namens dieser drei Städte: bei Xanten gedenken wir der deutschen Heldensage im Nibelungenlied, bei Cleve der ritterlichen Dichtung im Lohengrin, bei Nymwegen steigen mächtige Kaisergestalten der Karolinger- und Salierzeit vor unserm Geiste empor.

Xanten steht auf uralt fränkischem Boden und war früher schon der Sitz fränkischer Großer. Als Colonia Trojana (nicht Trajana, denn eine Römercolonie war hier wohl nicht vorhanden) führt es uns zu jenem merkwürdigen, oft belachten zweiten Kapitel des Fredegar, wo die Franken als Sprößlinge der flüchtigen Trojaner geschildert werden, die sich nach langer Irrfahrt am Ufer des Rheines niederließen, „und begannen unfern des Flusses nach dem Muster von Troja eine Stadt zu bauen, die sie auch Troja nannten.“ Die seltsame Sage klingt dann weiter durch's ganze Mittelalter.

Erinnert Xanten uns Deutsche an eine dunkle Stammsage, so sieht der Holländer in dieser Stadt eine Gedenkstätte aus der ältesten Geschichte seines Volkes. Er sucht nicht die Colonia Trojana, sondern die Castra vetera in oder bei Xanten, berühmt durch die Freiheitskämpfe der Bataver unter Civilis gegen die Römer. Und wenn diese Erhebung zunächst auch mißlang, so erblickt der patriotische holländische Historiker in ihr doch ein großartiges Vorbild der Freiheitskämpfe, welche sein Volk anderthalbtausend Jahre nachher siegreicher gegen ein anderes weltbeherrschendes Reich gefochten hat und vergleicht beide Revolutionen, geistreich spielend, wohl gar im Einzelnen, wozu schon Schiller den Weg deutete.

Das erste Abenteuer des Nibelungenliedes führt uns nach Worms zu Chriemhild, das zweite nach Xanten zu dem jungen Siegfried — „der starke Sîfrit, der helt von Niterlant,“ wie der Text sagt. Worms und Xanten liegen weit auseinander, jenes bei den „Burgonden,“ dieses im „Niederlande,“ Chriem-

hild und Siegfried konnten wohl von dort und hier zusammen-kommen, aber man sollte meinen, zwischen den beiden Orten selbst sey kein weiterer Zusammenhang. Dennoch ist dem also. Die moderne Forschung entdeckte Urkunden (sie sind schon bei Schannat und in Würdtwein's historischen Subsidien abgedruckt) aus dem Jahre 1237, also nicht viel jünger als der Zeitpunkt, in welchen wir die gegenwärtige Redaction des Nibelungentextes setzen, denen zufolge die Xantener Victorskirche in der wormser Gegend begütert war und vermuthlich die Victorskirche zu Guntersblum bei Worms gegründet hat. Der hl. Victor von Marseille, der Sieger, als Drachentödter abgebildet, erinnert aber selbst wieder in Name und That an Siegfried, den Drachentödter, und bekanntlich führt auch die Stadt Worms einen Lindwurm als Schildhalter ihres Wappens. Welch räthselhafter Dämmerschein von Sage und Geschichte der Nahes und Fernes mit gleichem Farbentone übergießt, nicht aufklärend, sondern verwirrend und die Phantasie verlockend zum keckſten Spiele! Und dennoch ruht im dunklen Hintergrunde wieder etwas mehr als loses Phantasiespiel. Mancherlei alter Verkehr zwischen Xanten und Worms ist nachgewiesen; das Kloster Lorsch z. B., Worms gegenüber auf dem rechten Rheinufer, Lorsch in dessen Kirche Frau Ute, Chriemhildens Mutter begraben ward, besaß Güter nicht gar weit von Xanten in der Grafschaft Geldern.

Solch zerstreute Winke der urkundlichen Ortsgeschichte mögen Xanten und Worms, die von der Sage verbundenen Städte, einander näher rücken. Ueberraschend verwandt ist aber auch der Charakter der weit entfernten Landschaft, welche hier und dort die beiden Punkte umrahmt. Bei Worms wie bei Xanten hat der Rhein, im Flachland strömend, mannigfach sein altes Bett verlassen, von welchem nur noch Altrheine Kunde geben oder sumpfige Niederungen; bei beiden Orten regeln Steindämme den neuen Stromlauf, hier wie dort verwandte Bodenformation, von neuester Bildung für den Geognosten, aber uraltes Culturland für den Historiker, kurzum im Ganzen und Einzelnen ver-

wandte Scenerie. Man kann eben den niederrheinischen Charakter gleichsam episodisch vorgebildet finden an den Rheinufern zwischen Mannheim und Oppenheim, holländisch ist er nicht, aber auch die Rheinlandschaft bei Xanten wird demjenigen kaum holländisch erscheinen, der von Geldern und Kevelaer herüberkommt.

Fragen wir freilich die Leute aus der Gegend von Xanten und Worms, wie sie jene beiderorts so ähnlichen vom wechselnden Rheinlauf geschaffenen Bodengebilde heißen, so erhalten wir dort und hier ganz verschiedene Namen und werden bei Xanten alsbald wieder erinnert, daß wir auf dem Wege nach Holland sind. Hier nennt man die Altrheine „Strangen" (holländisch strang), die abgeschnittenen teichartigen Flußüberreste „Maare, Mehre oder Meere," ein Name, der sich auch zur Maas und nach Holland hinüberzieht · die versumpften Stromüberbleibsel „Donke" (auch bei Ortsnamen öfters auftauchend), die durch Deichbruch ausgewühlten Wasserlöcher „Kolke" wie in Holland und an der deutschen Nordseeküste, die Inseln „Wurde," holländisch waard, mittelrheinisch Wörth, die Landspitzen „Spei, Spyk," ein Name, welcher dem Oberrheiner völlig fremd ist, und nur bei Koblenz in dem Ortsnamen Osterspei, Oberspei und Niederspei noch einmal auftaucht.

2. Die Xantener Victorskirche.

Xanten ist eine kleine stille Landstadt; sie würde uns nur in Gedanken fesseln, wenn nicht die St. Victorskirche, all das umliegende zwergenhafte Bauwerk mächtig überragend, unser Auge ganz gefangen nähme, — außer dem alten Stadtthore an der Straße nach Calcar der einzige augenfällige Ueberrest des Mittelalters.

Die Kirche zeigt nach Styl und Zeitalter dreierlei Kunst: romanische Bauweise an der Westfaçade, aufkeimende und blühende Gothik am Chor und den Schiffen und Spätgothik mit Uebergang zur Renaissance im Oberbau der Thürme und bei mancherlei architektonischem Schmucke des Innern. Die roma=

nische Façade hat überwiegend kunsthistorisches Interesse, der herrliche gothische Hauptbau künstlerisches, der spätgothische Thurmbau ethnographisches. Die Thürme stellen uns nämlich einen populären niederrheinischen Typus dar, welcher hier bei sehr vielen Dorfkirchen wiederkehrt und solchergestalt auch den landschaftlichen Charakter mit bestimmen hilft, einen Viereckbau, vorauf die niedrige Schlußpyramide ohne vermittelndes Achteck unmittelbar aufsitzt. Am Mittelrhein hat man ein mäßiges ichteck, in Bayern ein übermäßiges, weßhalb so viele alte Kirchhürme am Niederrheine vierschrötig erscheinen, während die ittelrheinischen häufig wohlproportionirt sind, die bayerischen cht selten überschlank, — man denke an St. Martin in Landsit — wie Spargeln aufgeschossen.

Doch an dergleichen Dinge denkt man nicht beim Anschauen r Victorskirche, sondern erst lange nachher. Der unmittelbare Einuck war für mich nicht einmal ein überwiegend architektonischer, ndern ein poetischer. Erst wenn man des romantischen Zaubers err geworden ist, der auf dem Gesammtbilde ruht, vermag man e Schönheit der architektonischen Gebilde ruhig auf sich wirken ı lassen. Die Stadt ringsum ist neu und klein, die große alte irche thront in ihr wie ein königlicher Gast aus einer fremden 3elt. Allein sie erhebt sich trotzdem nicht in unvermitteltem ontraste aus der neuen Umgebung; von alterthümlichen, zum heil trümmerhaften Vor- und Nebenbauten umlagert, die einst ı ihr gehörten, ist sie doch auch wieder abgeschlossen, sie ruhet ı sich, und der Eingang durch diese Vorgebäude mit so manchem este feinen künstlerischen Schmuckes versetzt uns in die Poesie r alten Zeit zurück, bevor sich noch die Kirchenthüre öffnet. ie Ruinen erzählen uns, daß das altberühmte St. Victorsstift ı der französischen Revolution zu Grunde ging, während die irche selbst wunderbar erhalten wurde.

Gerade im Gegensatz zu diesen Zeugen der Zerstörung ereift uns dann das voll und treu bewahrte Bild vergangener age im Innern und Aeußern der Kirche mit doppelter Kraft

Sie wurde weder durch Krieg, Raub und Brand verwüstet noch durch den kaum minder gefährlichen blinden Restaurations- und Säuberungs-Fanatismus. Wie sie erwachsen ist, so steht sie da, ein ächt historisches Denkmal; denn die Geschichte ist nicht Alterthum, die Geschichte ist Werden und Wachsen. Alle kunstgeschichtlichen Epochen seit dem dreizehnten Jahrhundert steigen vor unsern Augen empor: St. Victor ist ein wahres Museum von Kunstalterthümern, aber nicht ein absichtlich hinterher angelegtes, sondern von selbst entstanden. Und im Anschauen der Fülle großer und kleiner Denkmäler des Innern — Sculpturen, Tafel- und Glasgemälde, Teppiche, Geräthe 2c. sehen wir die Vorfahren leibhaftig an uns vorüberziehen mit ihrem Glauben und Aberglauben, Fürchten und Hoffen, Geschmack und Barbarei, Stolz und Demuth. Das ist ja die poetische Weihe der allmählich erwachsenen und sammt den bunten Zuthaten der Jahrhunderte bewahrten mittelaltrigen Kirchen, welche keine noch so correct einheitliche Restauration, kein noch so vollendet stylgemäßer Neubau zu gewinnen vermag. Es gibt künstlerisch bedeutendere und gibt noch besser erhaltene Kirchen als die Xantener, allein ich kenne keine, welche so schön und so vollständig erhalten zugleich wäre, das Dauernde im Gang der Zeiten verkündend und dann umgeben von einem Trümmerkranze, der, ein Wahrzeichen der Wandelbarkeit, uns nicht minder klar Geschichte predigt.

Eine Kirche, deren Inneres wie ein absichtslos gewordenes Museum vieler Jahrhunderte erscheint, hält uns auf deutschem Boden fest; denn in den meisten Kirchen Hollands hat der Bildersturm gründlich aufgeräumt, sie sind nur allzuoft kahl, leer, verbaut im Innern und nur der architektonische Rahmen bewahrte noch das ursprüngliche Bild.

Darum fehlt es aber doch nicht an einzelnen Eindrücken, welche uns auch in der Xantener Kirche erinnern, wie nahe wir den Niederlanden gerückt sind. Das Altargemälde, von Bartholomäus de Bruyn, einem Meister der kölnischen Schule, gemalt im Jahre 1536, zeigt uns nicht bloß wie tief der Einfluß der

Eyck'schen Kunstweise am Niederrheine griff, sondern auch wie lang und nachhaltig derselbe hier das Feld behalten hat. Und wie wollte man überhaupt unsere altniederrheinische Malerei verstehen und die westphälische des 15. und 16. Jahrhunderts dazu, wenn man sie nicht im untrennbaren Zusammenhange mit der alt- niederländischen erfaßte?

Bei dem innern Schmuck der Xantener Kirche (wie auch in Kleve und andern Nachbarorten) überrascht den Fremden die auf- fällige Verwendung blanken Messings nicht bloß zu massiven Kronleuchtern und ähnlichen Geräthen, sondern auch zu allerlei ein architektonischem Ornament. Auch hierin spürt man die Nachbarschaft Hollands, wo das glänzend polirte, allezeit rein gescheuerte Messing von Kirche und Haus bis hinab zu den Milch- wagen auf der Straße mit ihren weithin blinkenden großen Messinggefäßen eine so charakteristische Rolle spielt.

Der Styl des gothischen Hauptbaues der Victorskirche be- zeugt den Zusammenhang mit der Kölner Bauhütte, wir stehen noch auf dem Boden der Kölner Architekturzone und blicken rhein- aufwärts wie man vom Werke des Schülerkreises auf den Groß- meister der Schule blickt. Allein dabei dürfen wir nicht ver- gessen, daß auch der Dom zu Utrecht von Jüngern der Kölner Hütte erbaut seyn soll, und daß der Kölner Dom selber auf einem stylistischen Uebergangsgebiete steht, nicht zwar zwischen Nieder- rhein und Holland, wohl aber zwischen West-Deutschland und Ost- frankreich. Also Gränzlage aller Orten.

Man hat äußerst langsam an der Xantener Victorskirche gebaut — vom Jahre 1213 bis über die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Xanten ist klein und war auch im Mittelalter keine reiche oder bedeutende Stadt, dennoch brachte sie in Geduld und Ausdauer eine so große, reichgeschmückte Kirche zu Stande, und man kann sagen, die Xantener haben sich ihre Kirche langsam geschaffen, aber sie haben sie sich selbst geschaffen.

Es gibt ein kleines, wohl nur sehr wenig gekanntes Büchlein: Auszüge aus den Baurechnungen der St. Victorskirche zu Xanten

von H. C. Scholten.“ Der Inhalt ist scheinbar trocken genug und nur für den Fachmann lesbar: ein paar hundert Auszüge aus lateinischen Kirchenrechnungen des vierzehnten bis sechzehnten Jahrhunderts nebst fragmentarischer Einleitung des Herausgebers. Liest man sich aber hinein in die Hieroglyphen dieser oft wunderlich genug latinisirten und mit deutschen Flickwörtern ergänzten Rechnungen, dann gestaltet sich uns doch zuletzt ein lebensvolles Genrebild zwischen den Zeilen: Meister, Palier, Gesellen und Lehrlinge arbeiten vor unsern Augen, schaffen das Material herbei und fassen ihren Lohn, und wir entdecken nicht bloß woher man Holz, Blei und Steine, sondern auch woher man das Geld zum Bau genommen hat; wir sehen die Kirche, welche uns als stätig erwachsenes Werk von vier Jahrhunderten so tief anspricht, nun auch baulich emporwachsen — alles in naiv mittelalterlicher Weise — und da der letzte Meister Johannes Langenberg im Jahre 1522 stirbt, vermacht die Wittwe seinen zwölf Loth schweren silbernen Zollstab der Kirche, das Kapitel aber schenkt der Wittwe zu des heimgegangenen Meisters Ehren auf Lebenszeit ein Haus.

So taucht ein anmuthendes Gemälde altväterischer Arbeitsweise aus diesen dürren Rechnungen. Sie reizen unsere Phantasie, sie reizen aber auch nicht minder unser Nachdenken. Was an der Kirche und für die Kirche geschieht, das deutet auf die Stadt selbst oder ihre nähere Nachbarschaft rheinaufwärts: nur in wenigen Fällen werden wir gegen Niederland gewiesen: auch jene Kirchenrechnungen sind ein Wegweiser für unsere Straße längs den Hügeln, die mehr nach Deutschland zurück als nach Holland hinüber führt.

Unter den Xantener Baumeistern der gothischen Zeit waren zwei aus Köln, zwei aus Cleve, drei aus Wesel, zwei aus Calcar, einer aus Kranenburg, einer aus Mainz und einer aus Utrecht. Sie stammten also sämmtlich aus nächster Umgegend bis auf den Mainzer und Utrechter; allein auch diese gehören noch in die weitere Peripherie der Kölner Bauhütte, deren Einflüsse man

ja rheinaufwärts bis Wimpfen und Oppenheim, rheinab bis Utrecht erstreckt.

Die Gelder zum Bau flossen aus dem Orte selber, aus Renten auf Häusern in Xanten, einer Kanonikatspräbende und andern Gefällen, aus dem Verkauf von Grabstätten, aus Vermächtnissen, dem Opferkasten und freiwilligen Gaben. Nur eine kleine Beisteuer aus der Ferne wird erwähnt: sie wurde gegeben von holländischen Pilgern, die durch Xanten nach Aachen zogen. Also bauten sich die Leute von Xanten ihre Kirche mit größtentheils landsmännischen Meistern und aus eigenen Mitteln, und die Lateinschüler haben zu guterletzt die Dachschiefer vom Schiffe zur Baustätte getragen, doch nicht schlechthin um Gotteswillen, sondern für ein Butterbrod mit Käse auf Rechnung des Kirchenfonds. Als im Jahre 1492 der letzte Meister, eben jener Johannes Langenberg, an den Bau kam, betrug die für des Baues Fortführung zu verwendende Jahressumme zwar nur 1214 Mark, was Scholten auf 1900 Thaler heutigen Geldwerthes berechnet, manchmal stieg sie aber auch bis 7000 Thaler. Für eine Stadt, welche bloß durch den mythischen und poetischen Glanz ihres Namens reich war, gewiß keine kleine Summe! Dazu kam, daß man sich nicht mit einem Ziegelbau begnügte, wozu die Steine beim Orte selbst gebacken werden konnten, sondern, auch hierin dem Muster des Kölner Domes folgend, die Steine vom Drachenfels kommen ließ, dann auch aus dem Münster'schen, von der Ruhr, ja sogar von Namur (naemensteyn); das Blei zu den Dachrinnen bezog man von Wesel, das Holz theils aus der Nachbarschaft, theils vom Oberrheine.

Die mittelaltrigen Baudenkmale sind tiefer in dem Boden gewurzelt, auf welchem sie stehen, als die Architekturen der Renaissance und der Neuzeit; der Gau, das Land bestimmt und bannt die Schule, und so führen uns diese Werke immer wieder auf die örtliche Volksgeschichte und den individuellen Stammescharakter zurück, sie sind nicht bloß Kunstdenkmale sondern zugleich Culturdenkmale des Volkes. Einseitige Verehrer der

Renaissancekunst suchen neuerdings wieder ganz besonders den pfäffischen Charakter und die phantastische Barbarei der Feudalzeit im gothischen Style und bedenken nicht, daß gerade während der gothischen Zeit die bürgerlichen Meister und Genossenschaften es waren, welche die neue Kunst den Händen des Klerus entwandten. In der geistlichen und ritterlichen Culturepoche hatte man romanisch gebaut; die Gothik mag auch weiterhin zur Verherrlichung der Kirche dienen, sie verherrlichte aber doch zugleich das freie hochaufstrebende Bürgerthum. Man spricht der Gothik national deutschen Charakter ab und betont dabei die Priorität der nordfranzösischen Gothik, deren maßgebende Einflüsse wir im Kölner Architekturgebiete am wenigsten läugnen werden. Allein das Mittelalter übte überhaupt nicht im modernen Sinne nationale Kunst, so wenig wie eine nationale Politik. Dennoch bleibt gewiß, daß wir uns die gothische Weise durch individuellste örtliche Durchbildung ganz gründlich verdeutscht, daß wir sie zu selbständiger Höhe entwickelt und in den germanischen Ländern weit treuer und ausdauernder bewahrt haben als in den romanischen. Je ferner dem deutschen Centrum, um so willkürlicher wird die Gothik und um so kürzere Frist behauptet sie das Feld gegen die aufkeimende Renaissance.

Seit Schnaase zog man die örtliche Culturgeschichte erläuternd und begründend in die mittelalterliche Kunstgeschichte; allein auch umgekehrt kann der Volksforscher in den mittelaltrigen Kunstdenkmalen einer Gegend unterscheidende Anhaltspunkte für die örtlich historische Charakteristik des Volkes finden. Die Bauwerke des Mittelalters haben allezeit ein anregendes und orientirendes Object meiner Wanderstudien gebildet. An einer alten Kirche würde der Kundige gar oft schon errathen, ob er sich in Franken, Schwaben, Bayern, an der Ostsee, am Niederrhein befände, wenn man ihn aus der Luft so plötzlich dorthin versetzte. Das kann er wohl auch bei romanischen Werken, aber er vermag es nicht bei Bauten der Renaissance oder der Neuzeit. Aus diesen spricht die Individualität des Künstlers

und die nicht an Stamm und Gau gebundene Schule. Bei mittelaltrigen Bauten fragt man vorab nach Ort und Zeit, bei späteren nach dem Meister. Die Renaissance ist und war von Anbeginn weltbürgerlich, die Gothik volksthümlich individualistisch, und ich glaube fast, weil sie so individualistisch war, haben die allezeit sonderthümlichen Deutschen diese Kunstweise so gern gehabt. Die Renaissance ist ein Produkt gelehrten Studiums; die Gothik erwuchs naiv mit unserer Bildungsgeschichte, sie erwuchs aus dem Volksgeiste. Darum wirkt die Renaissance nur, wo sie groß oder reich, zierlich oder fein ist, wo sie ein durchgebildetes Kunstwerk gibt; die Gothik kann uns auch bei einer rohen Dorfkirche noch liebenswürdig anmuthen, wie ein Volkslied mit all seinen falschen Reimen, Knittelversen und Gedankensprüngen, während eine sapphische Ode derlei wildwüchsiges Wesen nicht im Mindesten verträgt.

Das sage ich von der ächten alten Gothik; mit der Neu-Gothik steht es anders. Sie ist selbst wieder eine Art Renaissance, das heißt gelehrte Wiedergeburt der Kunstweise einer vergangenen, unserm Leben fremd gewordenen Zeit. Darum mißräth sie so leicht nach zwei Richtungen; entweder man ahmt falsch nach, weil man das Wesen des alten Styles überhaupt nicht verstanden hat, wie es im Anfange der wiedererweckten Gothik so häufig geschah, oder man verdirbt den Styl, weil man original seyn möchte, wo man doch nur etwas in sich Fertiges nachahmen kann, und dies ist gegenwärtig der gangbarste Mißgriff. So verkehrt es nun wäre, die alte Art auf Gebäude völlig moderner Bestimmung anzuwenden und also eine gothische Eisenbahnhalle zu bauen oder gothische Fabriken und Parlamentshäuser, so wird doch eine gothische Kirche nach gutem altem Muster oder ein gothisches Rathhaus auch als Neubau zu rechtfertigen seyn, denn hier ist der Styl selber ein Denkmal der alten Kirchenherrlichkeit und der alten Bürgermacht. Und kommt ein solcher Neubau vollends in alterthümliche Umgebung, so kann der nachgeahmte mittelalterliche Styl geradezu geboten

erscheinen, weil der Neubau dann selber nur als Vollendung und Abschluß eines ältern Ganzen wirkt, nämlich der Straße, des Platzes, des Stadtviertels.

Doch ich gerathe auf Nebenwege. Mögen die Künstler sich streiten über Mittelalter oder Renaissance: wer Land und Leute erforschen will, der wird die maßgebende Bedeutung unserer mittelaltrigen Denkmale für die Erkenntniß des historischen Volkscharakters allezeit fest im Auge behalten und dieselben mit unermüdeter Liebe und Hingabe studieren müssen.

3. Rast in Calcar.

Zwischen Xanten und Cleve gönnen wir uns noch kurze Rast in Calcar.

Ich rechne Calcar zu den „dankbaren" Städten, das heißt zu den Stäben, welche auf engem Raum ein klares, aus wenigen aber bedeutsamen Zügen zusammengesetztes Bild geben. Wir durchwandern sie mit leichter Mühe, sind sofort orientirt und wissen schon nach den ersten Eindrücken das Charakteristische herauszufinden und zu gestalten. Wir beherrschen eine solche Stadt leicht und sicher, während es andere Städte gibt, worin man sich erst in Tagen und Wochen nicht gerade nach dem äußeren Plan, wohl aber geistig zurecht zu finden vermag. Die Größe oder Kleinheit bedingt nicht schlechthin diesen Unterschied: wir haben verworrene und zerfahrene Kleinstädte und andererseits Großstädte von so breiten, scharf geprägten Zügen, daß sie sich ganz von selbst zur schlagenden Darstellung bieten.

Umkreisen wir Calcar, so verkünden die kleinen äußerst ländlichen Häuser neben den unbedeutenden Resten von Mauer und Graben eine Landstadt, welche sich dem Dorfe nähert, dringen wir dagegen in's Innere, auf den Marktplatz, so erzählt uns das einfach schöne gothische Rathhaus (ein merkwürdiges Gegenstück zu dem reichen und zierlichen Rathhause in Wesel), die vielen alten Giebelhäuser und vorab die gothische Kirche, daß wir eine Stadt von wirklich städtischer Geschichte vor uns haben,

eine Stadt sogar von kunstgeschichtlichem Namen. Neben der Kirche steht endlich aber ein bescheidenes Haus mit der Inschrift: „Hier wurde Seydlitz geboren am 3. Februar 1721.“ Den Marktplatz ziert dann ein Denkmal des berühmten Heerführers. Also gehet auch die preußische Geschichte bereits nicht mehr leer aus in Calcar.

Die gothische Hallenkirche mit unvollendetem Thurme ist von Außen nach ihrer Art kaum minder schlicht wie das Rathhaus, überrascht aber im Innern durch die edeln Verhältnisse und den gleichartigen und dennoch reichen Schmuck der Altäre mit unbemaltem Schnitzwerk, überhaupt durch das leicht faßliche, einheitliche Gesammtbild im Gegensatz zu dem verwirrenden Reichthum der Kirche von Xanten. Calcar hatte sein eigenes vielgestaltiges Kunstleben in Baukunst, Bildnerei und Malerei, wovon auch die Xantener Kirchenrechnungen Zeugniß geben. Den Höhepunkt dieser künstlerischen Betriebsamkeit bezeichnet ein großer Maler ohne Namen, der anonyme „Meister von Calcar,“ ein Jünger oder mindestens ein naher Verwandter der Eyck'schen Schule aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Und wie er in seiner Richtung ganz dem örtlichen Gränzgebiet der niederrheinisch-niederländischen Kunst angehört, so hat er auch sein Hauptwerk dem Heimathsorte gewidmet, das große Altarbild in der Kirche zu Calcar; und daß er nicht bloß für Calcar sondern auch in Calcar gemalt, beweist die Tafel mit der Auferweckung des Lazarus, wo wir das Calcarer Rathhaus, wie es heute noch steht, im Hintergrunde erblicken. So war es eben im Mittelalter, als die Kunst noch im örtlichen Boden festwurzelte; ein hiesiger Meister der Renaissancezeit dagegen, Johann von Calcar, trägt von der Stadt nur noch den Namen, seine Bilder, Nachahmung von Tizian's Kunst und Art, könnten eben so gut von einem Johann von Nürnberg oder von Buxtehude gemalt seyn.

Damit ich jedoch nicht bloß Kunstdenkmale als Wegweiser nach Holland aufführe, will ich noch von meinem Abendessen in Calcar erzählen und von meinem Mittagessen in Nymwegen.

Ich trete gegen Abend zu Calcar in ein Wirthshaus — nicht ein Hôtel war's, sondern halb bürgerlich, halb bäuerlich, wie sich's für das Städtchen schickt — und begehre und erhalte Quartier: — ich frage was ich zu essen haben könne? — „nun das wird sich ja wohl finden!" entgegnet der Wirth mit unnachahmlichem Phlegma, und weiter war nichts herauszubringen. Ich will noch einen Rundgang durch die Stadt machen und bestimme 7 Uhr als die Zeit, wo ich zum Essen zurückkehren will. Der Wirth schaut mich an, als verstehe er mich nicht, und ich gehe meiner Wege. Nach zwei Stunden, Punkt 7 Uhr heimgekehrt, finde ich keine Spur eines Essens. Ich frage darnach. „Das wird ja wohl schon kommen," erwidert der Wirth und schneidet jede weitere Gegenrede ab, indem er mich aus der Schenkstube in ein zierlich und reinlich herausgeputztes Familienzimmer führte, wo ich einsam zurückbleibe, bis die Kinder des Hauses kommen, Eines nach dem Andern, und mich artig und zuthunlich ansprechen, als sey ich ein bekannter Hausfreund. Das dauert wieder eine Weil', dann wird noch ein anderer Gast in dieses Wartezimmer geführt, ein Handlungsreisender, der zum erstenmale diese Gegend besucht. Auch er wartet schon seit einer halben Stunde auf ein Gericht, welches ihm Niemand nennen will, und wird im Uebrigen damit vertröstet, daß sich Alles finden werde.

Und es fand sich wirklich. Punkt acht Uhr wurden wir zu Tisch gerufen, das heißt zum Familientische des Wirthes, an welchem wir Beide den Ehrenplatz als die einzigen wirklichen Gäste erhielten. Ein Jedes sprach sein stilles Tischgebet und bald entspann sich auch ein rechtes Tischgespräch, nicht von Nachbar zu Nachbar, sondern ein Gespräch für's Ganze. Wir aßen eine gut und mannichfach besetzte Tafel durch, weit mehr Gerichte als ich außerdem hätte essen mögen, bis der Edamer Käse den Beschluß machte. Und am andern Morgen beim Frühstück ging es eben so. Wir waren eben die Gäste unseres Wirthes im alten patriarchalischen Sinne, und der Wirth hatte mich Tags vorher gar nicht verstanden, als ich mir ein besonderes Gericht

hatte auswählen und eine Essensstunde für mich privatim hatte festsetzen wollen. Der Reisende ißt nicht was und wann er essen will, sondern was und wann „gegessen wird."

Wäre ich aus Holland herübergekommen, statt erst nach Holland hinüberzugehen, so würde ich dem Wirth und der Wirth würde mir kein Räthsel gewesen seyn. Denn was hier in Dorf und Kleinstadt beim bäuerlichen und schlicht bürgerlichen Wirthshause sich bewahrt hat, das gilt dort auch noch in der Großstadt und im Hôtel.

In Nymwegen trat ich wenige Tage später um 12 Uhr in ein Gasthaus und fragte, scharf hochdeutsch wie aus dem Buche gelesen, damit mich der Holländer verstehe: „kann ich etwas zu essen bekommen?" Der Wirth antwortete — ebenso buchgerecht hochdeutsch: „Ja." — „Was kann ich haben?" — „Um drei Uhr wird gegessen." — „Kann ich jetzt nichts haben?" — „Nein!" — Ich versuchte mein Glück in einem zweiten Hause und erhielt ähnlichen Bescheid. Nun ging ich in ein Bierhaus, wo ich auch wirklich ohne Rücksicht auf landesübliche Trinkzeit sofort ein Glas Bier bekam. Es war zwar völlig untrinkbar, doch das focht mich wenig an, da ich das Bier bloß gefordert hatte, um ein Stück Brod dazu verlangen zu können. Allein das Stück Brod bekam ich wiederum nicht, man hatte bloß Bier. Also ließ ich mein Bier ungetrunken stehen, ging in einen Bäckerladen, kaufte mir dort etliche Rosinenbrode, setzte mich vor den Thurm des Herzogs von Alba, genoß die herrliche Aussicht auf die Waal mit ihren Segeln und Kähnen und mein frugales Mittagsmahl dazu, und schrieb dann zum Dessert in mein Notizbuch:

„Man ziehe auf der Landkarte eine gerade Linie von Nymwegen nach Preßburg, von der deutsch-holländischen Gränzstadt nach der deutsch-ungarischen und kehre im Geiste hier und dort in einem Gasthofe ein. Welch äußerster Contrast! In Holland patriarchalischer Tischzwang durch einen Landesbrauch, welcher aus der Familiensitte erwachsen ist, ein Nachklang der guten

alten Zeit auch im modernen Hôtel. In Ungarn fessellose individuelle Freiheit, so ganz im neuesten Geschmack. Ich miethe im Preßburger Gasthofe mein Zimmer und zahle es besonders, ich gehe in den Speisesaal, esse wann und was mir beliebt und zahle nach jeder Mahlzeit, denn die Restauration ist wieder ein Geschäft für sich, von Gasttafel ist keine Rede und ob der Wirth Familie hat oder nicht, bleibt mir völlig unbekannt. Ich trinke meinen Kaffee zwar unter demselben Dache aber doch in einem anderen Local, welches unter seinem besonderen Eigenthümer oder Pächter steht. Alles ist vereinzelt, das Gasthaus ein Conglomerat von Einzelgeschäften, Niemand kümmert sich um mein Thun oder Lassen, ich lebe in unbedingter Freiheit. Aehnliches gilt bekanntlich auch von Wien. Eine Strecke nordwestwärts, in Bayern, gestaltet sich der Brauch schon etwas anders. Die Gasttafel begegnet uns hier bereits als verbreitete vornehmere Ausnahme, im Allgemeinen aber lebt und speist ein Jeder noch nach freier Wahl (selbst auf dem Dorfe), obgleich auch der größte Gasthof ein einheitliches Ganzes bildet. Am Mittelrhein kommt die regelmäßige Gasttafel mindestens des Mittags, neben freier Wahl, die der selbstherrliche Gast aber vor der allgemeinen Tafelstunde oft theuer genug bezahlen muß. In den eigentlichen Dorfwirthshäusern ißt man dort wohl auch schon am Familientische des Wirths, doch meist nur in armen, abgelegenen Dörfern. Am Niederrhein dagegen ist der Familientisch keineswegs ein Zeichen dürftiger Wirthschaft, sondern vielmehr der Behäbigkeit und gediegener altväterlicher Sitte, während man in den größeren, rein städtischen Gasthöfen nach der Karte oder an der Gasttafel speist wie am Mittelrhein. Bei den Holländern endlich wird der aus dem Familientisch erwachsene Tafelzwang selbst in den großen Gasthöfen derart die Regel, daß der Reisende in eine Restauration gehen muß, um nach freier Wahl essen zu können was und wann es ihm beliebt.

Man sieht, dies ist eine aufsteigende Scala von der Freiheit zur Bindung, und obgleich Nord und Süd die äußersten

Gegensätze bilden, so beanspruchen doch Beide je für ihre Weise das besondere Lob der Gemüthlichkeit. Den am meisten idealen und poetischen Standpunkt behauptet hierbei jedenfalls der prosaische Holländer und der Niederrheiner, und als Verfasser der „Familie“ müßte ich ihnen laut und unbedingt zustimmen; materialistischer und nüchterner gestaltet sich der Ungar, Oesterreicher und Bayer sein Reiseleben im Wirthshause. Als Fußgänger, der vor allen Dingen freier Herr seiner Zeit und seines Geldbeutels seyn will, halte ich es darum ganz heimlich dennoch mit den Letzteren.“

4. Ueber Cleve nach Nymwegen.

Zwischen Calcar und Cleve, rechts der Landstraße, in der Ebene liegt ein stattliches Lustschloß mit schattigem Park von Wassergräben umrahmt, wahrscheinlich der Landsitz eines reichen Holländers, während links unser Hügelzug ansteigt mit Tannen und Eichen bewachsen und Mynher, welcher da unten noch ganz in holländischer Umgebung sitzt, braucht nur ein paar Schritte vor seine Gartenthüre zu thun, um den deutschen Waldberg mühelos zu ersteigen.

Wir befinden uns hier bereits in einer Gegend, welche von Holländern vielfach zum Landaufenthalte gewählt wird, gewiß mit aus dem Grunde, weil ihnen dieses Uebergangsgebiet noch so heimathlich und doch so fremd zugleich ist. Sie leben im schönen Deutschland und brauchen ihr schönes Holland nicht aufzugeben. Nirgends tritt uns dieser Gedanke näher als in der Stadt Cleve selbst, die eine ganze holländische Colonie beherbergt, und wo der bedeutendste neuere niederländische Landschaftsmaler B. C. Koekkoek lebte. Cleve liegt an und auf dem Berge, die letzte Stadt ächt deutscher Physiognomie; am Fuße des Berges aber zieht sich eine lange Reihe holländischer Villen mit fein und reich geschmückten Gärten, dann weiterhin der Thiergarten mit seinen hochschüssigen Bäumen und Alleen, von Kanälen begränzt, auf deren stiller Fluth grell durchbrechende Sonnenlichter mit

dunklem Laubschatten wechseln. Es gibt deutsche Gränzstädte von weit ausgesprochener niederländischem Charakter wie Cleve, aber wohl keine, welche solch ein vollendetes Doppelbild gäbe: deutsche Art auf dem Berge und holländische im Thale.

In dieser Doppelnatur ruht das Geheimniß der Schönheit Cleve's, und ich rechne diese reizende Stadt zu den schönsten deutschen Städten. Sie birgt aber ein Doppelgesicht auf gar vielen Punkten.

Cleve liegt in der Ebene und auf dem Berge, am Altrhein und am Walde, als Eisenbahnstation gehört es zu den Städten jenes Tiefweges, welcher zwischen Maas und Rhein nach Holland führt, andererseits kreuzt aber hier auch der Xantener Hochweg, die alte Römerstraße vom Rheine zur Bataverinsel, den modernen Schienenstrang. Und während dieser im Thale bleibt, steigt der Römerweg durch die Schlucht („Gruft“) östlich vom Heiberge in die Höhe hinan.

Kommen wir auf der Tiefstraße von Goch und Kevelaer und steigen den Clever Berg hinauf, so finden wir uns um viele Meilen rheinaufwärts zurückversetzt, kommen wir dagegen von Calcar und wandern etwa zum Thiergarten hinüber, so sind wir um ein gutes Stück gegen Holland vorgeschritten.

Als Bergstadt erhebt sich Cleve auch wiederum auf zwei Bergen oder richtiger Vorhügeln, dem Hartenberg und dem Heiberg, und die beiden Hauptwege zu dieser Doppelhöhe erscheinen als zwei Schluchten, eben jene „Gruft“ mit der alten Römerstraße und dann die jetzige Hauptstraße der Stadt, welche als ehemalige Schlucht eine besonders malerische Perspective bietet. Gar anmuthig buckelig heimelt sie uns an, als sehen wir in einem Bergstädtchen zwischen Bingen und Koblenz. Allein die Klinker, mit welchen der Fußweg gepflastert ist, die halb deutschen halb holländischen Aufschriften an verschiedenen Häusern, die holländischen „Nationallieder,“ welche neben den „Zündnadelblitzen“ an einem Buch- und Musikladen ausgestellt sind, versetzen uns wieder an die Schwelle von Holland. Uebrigens fängt das schönste jener

tionallieder bekanntlich mit dem Verse an: „Wilhelmus von Nassaue bin ich, von deutschem Blut!“

Der Schloßberg, die Akropolis der Stadt, wird bekrönt von dem alten Schlosse mit dem Schwanenthurm, da aber ganz nahe seitab auf fast gleicher Höhe die gothische Stiftskirche thront, so gewinnen wir selbst hier wiederum ein architektonisches Doppelbild. Uebrigens ist Cleve (wie alles Originelle und Poetische) eine Stadt der Räthsel, der Gegensätze und fesselnden Widersprüche und auch darin dualistischer Art. Man sollte meinen der Schloßberg (Hartenberg) mit Thurm und Schloß und der benachbarten alten Kirche sey der älteste Theil von Cleve. Dies ist aber (nach Dederich's Ausführung in den histor. Annalen) gegentheils der Heiberg mit einer Windmühle und dem Mennoniten-Bethause. Man sollte auch meinen, hier auf den zwei Vorbergen, die als ein Wahrzeichen weit in's Land schauen, ehemals vom Rheine bespült, müsse einer der frühest bekannten Culturmittelpunkte der Gegend zu suchen seyn, älter noch, weil zur Besiedelung verlockender und zur Abwehr bequemer als selbst Xanten und Nymwegen. Allein Cleve, obgleich gewiß uralt, tritt doch viel später als jene beiden Städte in die Geschichte. Der Name Cleve, Clive, kommt nicht vor dem elften Jahrhunderte vor und erst im Jahre 1162 wird die Burg oder zunächst wenigstens der Burgvogt urkundlich erwähnt.

Wir betreten die von großen Bäumen beschattete Höhe des Schloßberges und betrachten das alte Gebäude und den Schwanenthurm mit dem Schwan als Wetterfahne, wir versenken unser Auge in das Bild der weitgebreiteten Rheinebene und gedenken der Sage von Lohengrin. Die phantasiegewaltige Kunst selber kann zu der reizenden Dichtung keine schönere Scenerie ersinnen, als sie hier Natur und Geschichte, zwei absichtslos malende Künstlerinnen, geschaffen haben. Allein die preußische Schildwache, welche das Schloß umkreist, weckt uns aus dem Traume: da drinnen sitzen Gefangene. Auswendig Lohengrin und inwendig ein Zuchthaus. Und der Schwanenthurm, so malerisch

und scheinbar so alt, ist eigentlich nicht besonders alt; er wurde erst 1439 an der Stelle des zusammengestürzten alten Thurmes erbaut, und auch das Schloß, obgleich an der Stätte, wo seit langen Jahrhunderten die alten Grafen von Cleve residirten, stammt in seinem jetzigen Bau erst aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Wer sich Cleve von der Rückseite, von der Höhe nähert, der glaubt durch die großen alten Lindenalleen zur Kuppe des Kirch- und Schloßbergs hinüber in eine kleine mitteldeutsche Residenzstadt der Rococozeit einzuziehn; wer im Thale die Nymweger Landstraße kommt, der erblickt in den zierlichen Landhäusern zunächst die moderne Fremdenstadt, wer vom Rheine zum Rheinkanal die Handelsstadt; wer aber seinen Standpunkt vorzugsweise in den belebten Straßen des Innern nimmt, dem erscheint Cleve als alterthümliche Gewerbestadt. Der Fabrik- und Gewerbebetrieb selber zeichnet sich jedoch wiederum nicht durch compacte Großartigkeit aus, sondern durch das bunte Vielerlei der mannichfaltigsten Artikel. Und so fesselt uns Cleve überall durch die Fülle seiner Gegensätze, durch seinen Dualismus, durch seinen Uebergangscharakter.

Wir sind vorbereitet für die nächste holländische Stadt, für Nymwegen, welches dem Holländer hinwieder eine dualistische Uebergangsstation ist, den Deutschen aber dennoch überrascht durch seinen ausgeprägt fremden Typus, auch wenn er noch so gründlich und langsam unsere rheinfränkische Straße gewandert wäre, Holländisches in Deutschland suchend, und nun umgekehrt Deutsches in Holland aufspürte.

Schon aus der Ferne begrüßt uns das Glockenspiel vom Kirchthurm, Bauersleute in malerischer Volkstracht ziehen unsers Weges oder fahren auf jenen breiten, zweirädrigen Karren, die uns schon vom Mittelrheine her bekannt sind und immer größer in den Rädern werden je weiter wir rheinabwärts kommen. Hier aber sind sie vollends mit grellen Farben bunt bemalt. Stattliche Heuwagen begegnen uns, von Eseln gezogen, fremde

Sprachklänge schlagen an unser Ohr. Wir pilgern von der Landseite durch die altmodischen Festungswerke zum Thore herein: ein Blick auf die Häuser und mehr noch durch die Thüren und hellen Fensterscheiben in's Innere läßt uns bereits eine neue Art des sozialen Lebens errathen, die Kaufläden, der Markt mit seinem bunten Gewimmel neue Formen des Verkehrs, wir gerathen in Seitengassen, deren Schmutz und Elend in schneidendem Widerspruche steht mit der blendenden holländischen Reinlichkeit und dem Wohlstande der Hauptstraßen. Wir gehen an einer gothischen Kirche vorbei, deren geköpfte und verstümmelte Heiligen vom Bildersturme erzählen und gelangen endlich zum Hafen hinab, in dessen Nähe uns zum erstenmale die abgeschmackte Fratze des „Gaapers" an einer Apotheke, ein bekanntes holländisches Wahrzeichen, mit grinsendem Lachen und herausgestreckter Zunge begrüßt. Die Trümmer alter Befestigungen am unteren Ende des Hafens mit ihren malerisch zerbröckelnden Backsteinmauern schauen uns so befreundet an, denn wir glauben sie schon einmal auf irgend einem niederländischen Architekturbilde des siebzehnten Jahrhunderts gesehen zu haben, die ungleich reicheren und schöneren Trümmer aber auf der Höhe oberhalb des Hafens im Valkenhofe gemahnen uns wehmüthig an die Zeit, wo Niederland noch deutsches Land in jedem Sinne war und deutsche Kaiser in Nymwegen Hof hielten.

Doch es treibt uns wieder hinab zur Waal und über den Fluß, daß wir eine rechte Vorderansicht der amphitheatralisch aufsteigenden Stadt gewinnen. Wir besteigen die fliegende Brücke, den „Pont" (auch schon am deutschen Niederrhein gebraucht man diesen Ausdruck); in Holland wo Alles individuell und mit Namen benannt ist, trägt selbst diese Fähre ihren Namen, sie heißt passend „Zelden Rust" — Selten-Ruhe —, mit unbeschreiblichem anmuthigem Phlegma tritt der Fährmann während der Fahrt zu uns heran und sagt zu jedem Passagiere bloß „Mynheer!" und die dargestreckte Hand erklärt das Weitere: Was hätte nicht ein Mittelrheiner im selben Augenblicke uns

alles zu sagen und in der Geschwindigkeit zu fragen gehabt! Aber der Holländer ist träge, wortkarg und langsam, nicht aus Trägheit, sondern aus weiser Sparsamkeit. So fahren auch seine Schiffe langsamer als die Schiffe anderer Völker, und wenn man auf dem Rheine ein Dampfboot recht langsam herankommen sieht, so sagen die Leute noch ehe sie Form und Farben erkennen: das ist ein Niederländer. Dennoch kommen die langsamen Schiffe so weit und weiter wie andere. Auch „Zelden-Rust“ bringt uns gemächlich an's jenseitige Ufer. Wir betreten die Betuwe, die alte Stamminsel des Volkes, auf welches der moderne Holländer so gerne seine nationale Selbständigkeit zurückführt; hinter hohen Dämmen versteckt sich das tiefe Flachland und hinter den vorgepflanzten verschnittenen Bäumen die ächt holländischen Häuser des Dorfes, deren Giebel sich in der regungslosen Fluth der umgebenden kleinen Kanäle und Teiche spiegeln. Meine Wanderung auf dem Wege nach Holland ist zu Ende; ich bin ohne Zweifel in Holland selber.

Wer Schritt für Schritt wandert, der kommt langsam vorwärts, aber er kommt in der Regel weiter als er will und hoffen durfte. So habe ich hier auch den Leser weiter geführt als ich ursprünglich beabsichtigte.

Anfangs wollte ich durch meinen „Weg“ nur darthun wie viel Jene verlieren an Kenntniß und Genuß, welche von Contrast zu Contrast, von einem Höhepunkte der dichtenden und gestaltenden Natur, von einem Centrum der Volkscultur zum andern eilend, alle sogenannten „uninteressanten“ Zwischenstrecken im Schlafe durchfliegen. Gerade diese Gegenden des Ueberganges und der scheinbaren Indifferenz lehren uns erst die Länder und Völker als Organismen erkennen, Glied mit Gliede verbunden; sie eröffnen uns erst den rechten Verstand für die Totalität des Volkslebens.

Ich wurde aber unvermerkt weiter geführt und schilderte zugleich, wie untrennbar auch heute noch Holland mit Niederdeutschland verwachsen ist.

Obgleich ich mich dabei in vielerlei Einzelzüge verlor, so gab ich schließlich doch nur eine leicht umrissene Skizze, die sich unendlich vertiefen und vervollständigen ließe. Denn man müßte eine zusammenhängende Geographie, Ethnographie und Culturgeschichte des ganzen nordwestlichen Deutschlands schreiben, um alle seine versteckten Verbindungen mit Holland bloszulegen. Neben meinem friesischen und rheinfränkischen Wege würde dann auch ein niedersächsisch-westfälischer in sein volles Recht treten und ein vlaemischer dazu, welcher von Aachen durch Limburg und Nordbrabant zöge mit Ausflügen in die weit gedehnten vlaemischen Nachbarstriche des heutigen Königreichs Belgien. Denn man kann gar nicht vollständig zeigen, wie deutsch Holland ist, wenn man nicht zugleich darthut, wie deutsch auch der größere Theil Belgiens bis auf diesen Tag genannt werden muß. Beim Wandern merkt man erst wie groß die Länder sind und wie gränzenlos weitgedehnt die Volkskunde.

Wenn alle Holländer, die über Deutschland und alle Deutsche, die über Holland reden und schreiben wollen, auch nur einen jener Gränzwege vorher zu Fuße begingen, so würde in beiden Ländern solch ein festes Bewußtseyn unlösbaren Zusammengehörens entstehen, daß auch die politische Stellung von Land zu Land über kurz oder lang eine bundesbrüderliche werden müßte. Nicht die Natur hat uns getrennt, sondern die Politik. Von den Centren beider Länder aus merkt Jeder gar leicht den seit Jahrhunderten hervorgekünstelten Unterschied; an den Peripherien finden wir — und das ist schwieriger — den natürlichen Zusammenhang. Alle wahre Staatskunst soll zur Natur zurückkehren: das erste Stadium dieses Weges ist erwanderte und erlebte Kenntniß von Land und Leuten.



III.

Ein Gang durch's Tauberthal.

(1865.)

Erstes Kapitel.

Allgemeine Umschau.

„Man baut gegenwärtig eine Tauberbahn, welche die bedeutendere Hälfte des Tauberthales — von Weikersheim bis Wertheim — dem großen Verkehre öffnen wird. Also ist die Tauber jetzt auf eine Weile zeitungsfähig und man darf wohl auch die Leser eines größeren Blattes an ihre stillen, wenig gekannten Ufer führen."

Mit diesen Worten leitete ich im Herbste 1865 den ersten Abdruck des nachfolgenden Aufsatzes in der Allgemeinen Zeitung ein. Ich ahnte damals freilich nicht, daß die Tauber binnen Jahresfrist noch in ganz anderem Sinne „zeitungsfähig" werden sollte: als Kriegsschauplatz in einem deutschen Bruderkriege und als beachtenswerthe strategische Linie auch für künftige kriegerische Operationen, wie sie auf Grund des Prager „Friedens" über kurz oder lang zu gewärtigen sind. Um so lieber liest man darum vielleicht diesen letzten Gang durch's Tauberthal, unternommen und geschildert in einer Zeit, wo der tiefe Friede dieser Landschaft nur erst durch die Eisenbahn gestört zu werden drohte.

Ich fahre fort in meinem Texte von 1865. Als Fußwanderer, — so schrieb ich damals — komme ich gleichsam vor Thorschluß. Denn noch kann man mit der Reisetasche durch den ganzen Taubergrund wandern, ohne für einen Handwerksburschen angesehen zu werden, kann dabei Land und Leuten fest in's

Gesicht blicken und darf noch etwas neues davon erzählen; aus den Eisenbahnfenstern werden die Reisenden über Land und Leute hinausschauen und man wird ihnen nichts neues mehr erzählen dürfen, denn Jeder „kennt" alsdann das Land. In Folge derartiger Kenntniß sind unsere größten Verkehrsstrecken bereits die unbekanntesten uns bekannten Gegenden geworden.

Wer das Tauberthal mit Vernunft durchwandern will, der muß zwei Reisekarten mitnehmen: eine neue und eine alte aus der Schlußzeit des alten römischen Reichs. Ohne die letztere weiß er gar nicht, auf welchem Grund und Boden er eigentlich steht, und die rasch wechselnde historische Physiognomie der Städte und Dörfer bleibt ihm ein Räthsel. Ein Gang durch's Tauberthal ist ein Gang durch die deutsche Geschichte, ist heute noch ein Gang durch's alte Reich, und da man bei der gleichfalls noch alterthümlichen Billigkeit der Wirthshäuser mit einer ziemlich leichten Barschaft des Geldbeutels durchkommen kann, so thut man wohl, eine etwas schwerere Barschaft historischer Vorstudien in die Tasche zu stecken.

Die liebliche Gegend hat einen kleinen Wurf, aber die Geschichte des Thals einen großen. Du trittst auf den Felsrücken der alten Burg zu Rotenburg, um einen Blick in das enggewundene obere Tauberthal zu gewinnen: der Boden, auf welchem du stehst, gehört der deutschen Kaisergeschichte, hier lag die Veste der Hohenstaufen. Du gehst in's Thal hinab über die Tauberbrücke: sie stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert und erinnert an die Verkettung der Geschicke der Stadt mit den Geschicken Kaiser Ludwigs des Bayern. Du wandelst über den Marktplatz von Rotenburg, wo es jetzt so stille geworden: hier belehnte Kaiser Friedrich III. den König Christian I. von Dänemark mit Holstein, Stormarn und Ditmarschen und unter den Zuschauern befand sich auch ein türkischer Prinz Bajazet. Du betrachtest das neue Rathhaus: hier saß Kaiser Karl V. im untern Erker und nahm die Huldigung der Bürgerschaft entgegen. Er kehrte damals als Sieger über den schmalkaldischen Bund hier ein, aber

das Podagra hielt den Sieger zwölf Tage lang in diesem selben Rathhaus gefangen. An das neue Rathhaus stößt rückwärts das alte: es erinnert an die politische und kriegerische Kraft- und Glanzzeit der Reichsstadt im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert und an den größten Rotenburger Bürger, Heinrich Toppler, der kein großer Kaufmann, sondern ein großer Staatsmann und Soldat gewesen und in den geheimen Gefängnissen dieses Hauses verhungert ist. Gehst du durch's Klingenthor gegen Mergentheim nach Dettwang hinab und zweifelst, ob du die breite Landstraße oder den steilen Streckweg links den Berg hinunter wählen sollst, so kannst du dich wohl dem steilen Pfad vertrauen, denn hier ist Kaiser Ferdinand I. mit seinem ganzen Gefolge heraufgeritten.

Selbst in der Bauernsprache der Umgegend soll noch ein Stücklein Reichsgeschichte umgehen: die Bauern sagen „wenzeln" statt schlemmen und faullenzen, und man führt dieses Wort auf den faulen König Wenzel zurück, der sich im Jahr 1387 in Rotenburg aufhielt und in dem Schlößchen im Rosenthal wenzelte.

Auf Schritt und Tritt verfolgen uns durch das stille Thal die Erinnerungen nicht sowohl der Provinzialgeschichte als der deutschen Geschichte.

Die letzte Residenz der Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim kündigt sich uns an, lange bevor wir den Thurm der alten Ordensburg Neuhaus oder des späteren Schlosses unten in der Stadt erblicken: da und dort an der Tauber begegnet uns das Ordenskreuz, in Stein gehauen. Als Residenz der Hochmeister seit dem 16. Jahrhundert erinnert Mergentheim freilich nur an den Verfall des Ordens, aber als viel älterer Hauptsitz der Deutschmeister (mit Horneck am Neckar) auch an dessen Kraft und Blüthe.

In Creglingen suchen wir das prächtige Altarwerk von Veit Stoß, und wenn er's nicht selbst geschnitzt hat, so ist es doch seines Geistes und seiner Schule durchaus würdig und gehört als ein Meisterstück ersten Rangs nicht bloß der fränkischen

sondern der deutschen und allgemeinen Kunstgeschichte. Aber ungesucht tritt uns dort auch die Geschichte der Reformation entgegen, Ablaßbriefe, zumeist zerkratzt und zerrissen, sind an den Chorstühlen angeklebt und Tetzels Kanzel — so nennt die Sage ein kleines Thürmchen mit Plattform — ragt noch immer an der äußern Kirchenwand so hoch und luftig, daß der Dominikanermönch wohl ein schwindelfreier Redner gewesen sein muß. Und wie Creglingen an Tetzel, so erinnert Rotenburg an Andreas Bodenstein von Karlstadt und dieser Name führt uns wiederum zum Bauernkrieg, für welchen das Tauberthal ein klassischer Boden ist, wie kaum ein anderer. Anfang, Mitte und Ende liegt hier beisammen. In Niklashausen an der Tauber hatte Henselin, der Pauker von Niklashausen (1476) seine Visionen und predigte vor vielen Tausenden sein socialistisches Evangelium, an der Tauber zündete fast fünfzig Jahre später, der Funken des Bauernaufruhrs ungemein rasch, aber in Rotenburg wurde der Nerv der fränkischen Bewegung schon gelähmt, noch ehe die streitbaren Haufen in der großen Bauernschlacht bei Königshofen an der Tauber vernichtet waren. Wir sehen übrigens nicht bloß Denkzeichen der zerstörenden Wuth jener Kämpfe im Tauberthal, sondern von der Tauber ist auch manches neue Streiflicht historischer Forschung aus der Spezialgeschichte der Gegend (durch Bensen) auf jene große deutsche Bewegung geworfen worden.

Inmitten eines regsamen Volks und einer ergiebigen Natur durchschreiten wir an der Tauber die Gebiete von lauter gefallenen Reichsgrößen. Das zeigt uns eben die alte Landkarte schon in den Gränzlinien aus der letzten Reichszeit, die siebenmal den nur dreißig Stunden langen Thalgrund kreuzten. Zu oberst das Gebiet der annectirten Reichsstadt (Rotenburg); dann eine ausgestorbene Markgrafschaft (Ansbach) bei Creglingen; ein säkularisirtes Hochstift (Würzburg) bei Röttingen und Lauda; ein mediatisirtes Fürstenthum (Hohenlohe) bei Weikersheim; das Land eines aufgehobenen Ritterordens (der Deutschherren) bei Mergentheim, und ein ehemaliges halbes Reichsdorf (Althausen);

eine weiland unmittelbare Reichsherrschaft (Gamburg), ritterschaftliche Besitzungen (in Archshofen, Edelfingen rc. rc.), verlassene Klöster, ein säkularisirtes geistliches Kurfürstenthum (Mainz) bei Bischofsheim und endlich eine mediatisirte Grafschaft (Wertheim) im Mündungsgebiete des Flusses!

So war also das Tauberthal zur Zeit des Reichs mindestens neunherrisch und jetzt gehört es nur noch dreien Herren: Bayern, Württemberg und Baden, und begegnet sich also der ganze künftige Südbund in diesem kleinen Thale. (Die drei Länder kann der Wanderer schon mit den Füßen wahrnehmen ohne alle Landkarte: in Bayern ist die Thalstraße leidlich gut, in Württemberg wird sie besser, in Baden am besten). Obgleich sich nun also die Gebietsverhältnisse an der Tauber sehr vereinfacht haben, so ist das Thal als ganzes jetzt doch zerstückter, zerfallener, einheitsloser als früher.

Denn vordem trug es großentheils den Schwerpunkt in sich selbst, und seine drei Hauptgebiete gravitirten in drei Hauptgliederungen des Thalgrundes. Reichsstädtisch war das obere Land, wo die Tauber noch rascheren Laufes und in engerer Rinne die Höhen des Keupers und Muschelkalks durchbricht, und Rotenburg herrscht hier als Hauptstadt; deutschherrisch war das Centrum des mittlern, sanften, culturfähigeren Beckens (im Muschelkalk), wo Mergentheim städtisch dominirte; reichsfürstlich endlich die Hauptmasse des untern Gebiets, wo der Buntsandstein zu höheren Bergen ansteigt und die Main-Tauberstadt Wertheim (mit Würzburg in der Flanke) den maßgebenden Schlußpunkt des Verkehrs macht.

Die wichtigsten drei Städte des Flusses waren also zugleich Gebiets-Hauptstädte, auch das hohenlohische Weikersheim war eine Residenz, und trotzdem daß Ansbach, Kurmainz und Würzburg mit ihren Gränzwinkeln in's Thal hinein schauten, fand dasselbe sammt den meisten Seitenhöhen und Seitenthälern doch seine einigenden Mittelpunkte in sich selbst und bildete eine kleine reiche Welt für sich.

Hierin löst sich das Räthsel der früheren Culturblüthe und des jetzigen Verfalls. Nicht sowohl durch Handel und Gewerbe sind die größeren Tauberstädte im Mittelalter bedeutend geworden, als durch die Gunst der politischen Herrschaftsverhältnisse. Das gilt auch von Rotenburg. Darum sind es auch nicht sowohl die neuen Verkehrswege oder die neuen Formen der Industrie, was die moderne Blüthe des Tauberthales so bescheiden zurücktreten ließ neben den Denkmalen vergangener Pracht und Macht, sondern es ist der Sturz aller der alten Herrschaften, die früher hier gravitirten. Nicht mit dem ökonomischen Ruin des mittelaltrigen Städtewesens, sondern viel später, mit der politischen Zertrümmerung des Reichs, ging die selbständige Herrlichkeit des Tauberthals zu Grabe.

Vergleichen wir die Gegenwart mit jener vergangenen Zeit. Wie ist da alles von Grund aus anders geworden! Alles Land an der Tauber hat neue Herren bekommen: der obere Theil ist neubayerisch, der mittlere (der Taubergrund) neuwürttembergisch, der untere (der Taubergau) neubadisch. Und diese drei Stücke sind lauter fremdartige kleine Eck- und Gränzzipfel größerer Staaten. Ich sage fremdartig, denn Württemberg und Baden haben sonst gar keinen Antheil am Maingebiet, außer durch ihr Stückchen Tauber.

Das ostfränkische Volk des badischen Taubergaues bildet eine ethnographische Exclave im äußersten Nordosten des Großherzogthums, sein natürlicher städtischer Mittelpunkt ist das bayerische Würzburg, nicht Karlsruhe oder Heidelberg. Württemberg besitzt keine rein fränkische Bevölkerung, außer im Taubergrund und in den angränzenden weiland ansbachischen und hohenlohischen Aemtern. Der Tauberwein ist ein Fremdling unter den altwürttembergischen Neckarweinen, wie außerdem nur noch der Seewein am südlichsten Gegenpol des Königreichs. Zu Weikersheim und Mergentheim spricht man gut fränkisch in der Bauernstube der Wirthshäuser und gut schwäbisch im Herrenstüble, wo die Beamten sitzen. Das soll, wie der patriotische

ürttemberger meint, schon vorgedeutet gewesen seyn durch die
henstaufen, als dieselben das Herzogthum Rotenburg an der
:uber mit ihrem Herzogthum Schwaben verbanden. Allein
Hohenstaufen schoben Rotenburg nicht in die Ecke, sondern
ten vielmehr den Grundstein zu seiner selbständischen Macht als
er fränkischen Stadt und künftigen (1274) deutschen Reichs-
dt ob der Tauber, als der Beherrscherin des Quellengebiets
d oberen Flußlaufes.

Nun ist aber Rotenburg an der Tauber nicht bloß eine
berische Provinzialstadt geworden, worüber es sich mit Nürn-
:g und Augsburg trösten könnte, sondern eine Gränzstadt, die
nz außer der Welt liegt, ein vergessenes Trümmerstück des
ttelalters. Auch sein Gebiet, früher so groß (es umfaßte
3 Dörfer und 40 Burgen) und wohl abgerundet, ist zwischen
i Herren getheilt und vielleicht haben es die Rotenburger
ıder schmerzlich empfunden, daß sie 1802 ihre politische Selb-
ıdigkeit verloren, als daß 1810 ihr Gebiet zerrissen wurde —
Gebiet, welches die Quelle ihrer Macht und ihr Stolz ge-
sen war — und daß die Hälfte ihrer ehemaligen Gebiets-
terthanen jetzt nicht einmal mehr nach Rotenburg zu Amt
d zu Gericht geht, sondern in's Württembergische nach Mergent-
m und gar nach dem obscuren Oberamtsdorf Gerabronn.

Und dazu mußte Rotenburg selber einem Kreise zufallen,
sen Hauptstadt Ansbach ist! Wenn noch Nürnberg die Kreis-
ıptstadt Mittelfrankens geworden wäre, wie es ja ganz natürlich
heint; aber Ansbach, das sich an historischem Rang durchaus
ht mit Rotenburg messen kann, still und stille stehend, die un-
ulärste Stadt bei allen Handlungsreisenden — unpopulärer
ar als das noch stillere und stillstehendere Rotenburg! Denn
h Ansbach kommen diese Peripatetiker, um wenig Geschäfte
d noch weniger Unterhaltung dort zu finden, nach Rotenburg
ımen sie in der Regel überhaupt nicht.

Allein zeigt denn das Tauberthal mit seinen drei neuen
bietsbruchstücken im Kleinen nicht genau dasselbe Bild, wie

ganz Ostfranken, der ehemalige fränkische Reichskreis, im Großen? Im Großen: Ja! aber groß und klein ist eben zweierlei. Freilich sind alle alten Herrschaften des fränkischen Kreises untergegangen und lauter neues Land geworden, in der Hauptmasse neubayerisch. Allein wenn Ansbach, Bayreuth, Würzburg, Bamberg, Nürnberg neubayerisch wurden, so wird durch solchen Zuwachs anderseits auch Altbayern ein neues Bayern, und das alte Frankenland trägt trotz München immer noch seine eigenen Culturmittelpunkte in sich selbst. Franken greift selbstthätig in die innere politische Bewegung Bayerns, wenn es auch seine äußere politische Selbständigkeit verloren hat. Dergleichen kann man aber doch nicht von den abgelegenen Gränzwinkeln des Tauberlandes behaupten.

Man ist hier im kleinen unzufrieden und klagt über allerlei Ungunst und Vernachlässigung, die Vergangenheit zeigte große politische Schauspiele, die Gegenwart ein rührendes Familienstück. In Rotenburg meinen viele Leute: Württemberg behandle seine alten Reichsstädte mit größerer Vorliebe als Bayern und würde einer Stadt wie der ihrigen doch wenigstens ein Stückchen Eisenbahn gegönnt haben; im württembergischen Creglingen dagegen, dessen kunstberühmte Herrgottskirche nur nothdürftig erhalten wird, vernahm ich, daß man in Bayern doch mehr thue für die Kunstalterthümer, und König Ludwig I. habe den Creglingern schon 20,000 Gulden für ihren Hochaltar geboten, die biete in Württemberg kein Mensch. Die Badener beneiden nicht gerne das Ausland, aber sie beneiden sich untereinander, und in Tauberbischofsheim klagte man (früher wenigstens) oft und bitter, daß der badische Taubergau des Segens von Amts- und Behördensitzen, Garnisonen, Zuchthäusern und anderen nahrhaften Anstalten lange nicht so reichlich theilhaftig werde, wie die übrigen Gegenden des Großherzogthums.

Es geht bei dem Charakter eines Landstrichs, wie bei den Charakteren der Menschen: beide zeichnen sich am schärfsten in einer Reihe von Widersprüchen. Wer aber dem Charakter auf den Grund sieht, der findet doch immer zuletzt, daß diese Wider-

:üche nur scheinbar sind. Zum weiteren Nachdenken werfe ich
ı halbes Dutzend solcher Widersprüche hin, in welchen sich mir
r Charakter des Taubergebiets besonders zu spiegeln scheint.

Daniel in seiner Geographie von Deutschland nennt den
aubergrund „einen Garten Gottes an Fruchtbarkeit und Schöne,"
ıd das Tauberland ist, wenn man vorwärts schaut, wohlhäbig
ıd aufblühend; aber es ist zugleich arm und zurückgegangen,
:nn man rückwärts blickt in seine Geschichte. Und doch ist diese
'schichte, niederdrückend für die Gegenwart, zugleich auch wieder
: stolzer, unzerstörbarer Reichthum des Landes.

Das Tauberthal ist äußerst belebt und verkehrsreich, dennoch
es auch wieder gar stille, einsam und abgelegen; denn sein
rkehr ist fast durchaus Localverkehr, es ist der enge, freund=
hbarliche Verkehr der Landwirthschaft und des Gewerbes, nicht
weite, weltoffene des Handels und der Industrie.

Das Tauberthal ist literarisch sehr fleißig bearbeitet — sprung=
t und in Bruchstücken, und trotzdem literarisch kaum bearbeitet
im Zusammenhang und im Ganzen. Wer über die Tauber
› nur flüchtige Studien machen will, der muß sich einen
zen Stoß Bücher zusammen tragen, eben weil von der Tauber
n so viel und über die Tauber noch so wenig geschrieben ist.
›ern bietet überreiches historisches Material (von Winterbach
Bensen), sorgsame kunstgeschichtliche Forschungen (Sigharts
ıstgeschichte) und gute ethnographische Notizen (Bavaria) über
Stück Tauberland, Württemberg ausgezeichnete volkswirth=
ftliche und statistische Nachrichten in der neuen Landesbe
eibung des topographischen Bureau, und wird erschöpfend
ıde geben von seiner Ecke Taubergegend, wenn einmal die
:ramtsbeschreibung von Mergentheim erschienen seyn wird.
gibt auch schätzbare badische Tauber=Literatur, und dazu
rlei Main=Literatur, die einen kleinen Spaziergang tauber=
wärts macht. Allein, das sind lauter Bruchstücke, ähnlich
die tüchtigen Monographien von Ottmar Schönhut über
rgentheim und Creglingen, zerstreute Aufsätze in Vereins

Jahrbüchern u. dgl., sie klappen nicht aufeinander und ergänzen sich nur zufällig. Denn wo die Landesgränze das Thal durchschneidet, da hört für die offizielle Topographie (wie für unsere bayerischen Generalstabskarten) die Welt auf.

Das Tauberland ist von Natur kein Gränzland, und dennoch war und ist es ein so vielfach durchgränztes Land. Ja man kann nicht einmal unbestritten sagen, in welches Herren Lande die Quelle des Flusses liegt. Die Tauber entspringt in Bayern und Württemberg — wie man will; denn die Bayern sagen, sie entspringe hüben, die Württemberger, sie entspringe drüben. Jedenfalls entspringt sie an der Gränze.

Das Tauberthal ist endlich höchst wegsam, liegt aber doch überall aus dem Wege. Dies will ich noch etwas näher erläutern.

An der Thalstraße der Tauber liegen 9 Städte: Rotenburg, Creglingen, Röttingen, Weikersheim, Mergentheim, Königshofen, Lauda, Bischofsheim, Wertheim, auf 27 Stunden Wegs, es kommt also auf je 3 Stunden eine Stadt, und wohl auf jede Stunde eine Ortschaft überhaupt. Dazu ist das Thal die natürlichste Verbindungslinie zwischen der sogenannten europäischen Wasserscheide, der Frankenhöhe, und dem Untermain; es ist offen, bequem wegsam, hat größtentheils nur sehr mäßiges Gefäll, und bloß eine größere, leicht abzuschneidende Curve. Man sollte meinen: ein solches Thal müsse seit ältester Zeit eine natürliche Hauptstraße gebildet haben. Und doch war dies niemals der Fall und wird es auch nach vollendeter Eisenbahn nicht werden. Wie die Tauber seit dem Mittelalter von Gränzen durchschnitten ist, so ist sie auch von Hauptstraßen quer durchkreuzt, von Hauptstraßen berührt, aber keine Hauptstraße folgt dem Flusse. Der Grund dafür lag und liegt in der uralten überwiegenden Bedeutung Würzburgs, welches den Verkehr aus Süden und Westen seitab zu sich herüberzog, und in den störenden Schlangenlinien des Mainvierecks, die den Verkehr von Osten nach Westen vorwärts über den Spessart drängten.

Die mittelaltrige Hauptstraße von Augsburg nach Würz-
urg berührte (seit dem vierzehnten Jahrhundert) die Tauber nur
ei Rotenburg, die alte Straße vom Neckar (Heilbronn) zum Main
ielte gleichfalls auf Würzburg und kreuzte die Tauber bei
Mergentheim, die neue Eisenbahn von Heidelberg nach Würz-
urg wird das Thal bei Tauberbischofsheim kreuzen, die Thal-
ahn selbst aber (Weikersheim-Wertheim) wird nur locale Be-
eutung haben. So führten die großen Straßen von altersher
as Thal zwar in die Welt hinaus, aber sie führten die Welt
icht durch das Thal.

Als Kaiser Ludwig der Bayer in seinen Kämpfen mit
riedrich dem Schönen von den Rotenburgern so kräftig unter-
ützt worden war, gab er ihnen (1331) zum Dank, neben
ancherlei Rechten und Freiheiten, auch das Versprechen, daß
: große Straße von Augsburg nach Würzburg durch Roten-
rg gehen solle. So geschah es denn auch, und so blieb es
rch Jahrhunderte, und die Rotenburger meinen: diesen Zug
s der bayerischen Geschichte hätte man in München nicht ver-
sen und wenigstens die Ansbach-Würzburger Linie über ihre
adt führen sollen, statt über das nur zwei Stunden seitab
egene, historisch völlig unbedeutende Steinach. Man sieht
der Tauber spielt die Geschichte überall herein, selbst in die
ienbahnfragen. Allein unsere Ingenieure schlagen nicht die
ronik nach, wenn sie eine neue Bahnlinie entwerfen.

In Folge der besprochenen Weg- und Gränzverhältnisse ist
er das Tauberthal nicht blos auswärts wenig bekannt, son-
:n die Bewohner selber kennen großentheils das Gesammt-
biet ihres anmuthigen Flüßchens weit weniger, als der fremde
anderer glauben möchte, wenn er so bequem auf belebter
traße thalabwärts zieht. Ein Rotenburger wird nicht oft nach
ertheim reisen, und noch seltener kommt ein Wertheimer hinauf
ch Rotenburg. Zwischen Dettwang und Creglingen ging ich
t einem jungen Bauernburschen aus der Gegend. Er gehörte
rade nicht zu der bäuerlichen Aristokratie, denn er hatte eben

ein Schwein zur Stadt getrieben, allein er kannte das obere Thal äußerst genau, hatte fein beobachtet und wußte so gut Bescheid in der Geschichte seiner Gegend, daß ich ihm — geradewegs aus Altbayern kommend, wo die Bauern, welche Schweine treiben, etwas weniger historisch gebildet sind — mein Erstaunen darüber nicht verhehlen konnte. Er erzählte mir viel vom dreißigjährigen Krieg, den er, auf nähere Erkundigung nur um hundert Jahre zu früh setzte, von der Erstürmung Rotenburgs durch Tilly, von Tetzels Ablaßpredigt, von der deutschherrischen Zeit in Mergentheim, welche man dort die deutschnärrische Zeit nennt, von den Hohenstaufen und ähnlichen Dingen. Er war in Stuttgart und Ludwigsburg bekannt, und wußte viel von Honduras und Mexico und von Amerika überhaupt, nur daß er Mexico beiläufig einmal mit Algier verwechselte; von der untern Hälfte seines heimathlichen Taubertbales dagegen wußte er nichts, und da er gesehen hatte, wie sich bei Mergentheim das Thalbecken ausweitet, so behauptete er: der Fluß laufe von dort abwärts durch eine Ebene. Andererseits traf ich in Bischofsheim und Wertheim mit sehr gebildeten Leuten zusammen, welchen ich Rotenburg wie eine ganz fremde Stadt schildern konnte: sie waren niemals droben gewesen.

Zweites Kapitel.

Von Stadt zu Stadt.

1. Rotenburg.

Nachdem ich nun bis hieher das Thal im Ganzen und von oben herab aus der historisch topographischen Vogelperspective gezeichnet habe, will ich den Leser auch noch zu den einzelnen schönsten und merkwürdigsten Punkten führen. Dies sind aber hier, wie fast überall im mittelrheinischen Lande, die Städte, Dörfer und Burgen. Die Landschaft wird erst schön und bedeutend durch die Staffage.

Wenn heutzutage so viele Reisende in den Thälern des Rheins und seiner Nebenflüsse sich enttäuscht finden, so rührt dies nur daher, weil sie die Staffage nicht zu sehen verstehn, und in Gegenden, die als Culturland unvergleichlich reizend sind, die reine Naturschönheit, wie etwa im Hochgebirge, suchen.

Die oberste und die unterste Stadt der Tauber haben den höchsten malerischen Ruhm: Rotenburg und Wertheim. Man hat die Lage von Rotenburg mit Jerusalem verglichen und die Lage von Wertheim mit Heidelberg.

Rotenburg zeigt, von vorn oder hinten betrachtet, ein höchst verschiedenartiges Doppelgesicht. Von vorn der enge Thalgrund des Flusses, felsige Anhöhen, bedeckt mit Weingärten zwischen Gestein und Buschwerk, die Stadt mit ihren vielen

Thürmen und Mauern, wie eine große Burg die Höhe bekrönend, dazwischen die Felsenzunge des eigentlichen Burgberges, auf welchem jetzt neben der alten Kapelle nur noch mächtige Bäume aufragen statt Berchfrit und Palas. Von hinten dagegen sanft ansteigende Ackerflächen, die „Rodenburg" (im gerodeten Land) verkündend, Hopfenstangen statt der Rebenpfähle, und nur noch auf der langen obersten Linie des Hügelrückens Thurmspitze an Thurmspitze, die in seltsamer Silhouette von dem Goldgrunde des Abendhimmels sich abheben. Vorn Wein, Bergwildniß und Romantik, hinten Bier, Hügelfläche und prosaische Cultur.

Im Innern ist Rotenburg von allen alterthümlichen deutschen Städten, welche ich kenne, weitaus die alterthümlichste, die am reinsten mittelalterliche. Nürnberg hat sich verjüngt in und neben seinen alten Quartieren, Rotenburg ist durchaus alt geblieben, und was etwa nicht alt wäre, das erscheint verschwindend bedeutungslos. Die Stadt ist wie erstarrt, versteinert, sie ist äußerlich stehen geblieben, also innerlich heruntergekommen, aber sie ist nicht so weit heruntergekommen, daß sie eine Ruine und folglich dann doch wieder etwas neues geworden wäre. Sie ist vergessen worden von der zerstörenden sowohl als von der neubildenden Zeit.

Wall und Graben, Mauern, Thore und Thürme gürten sich so fest um die Stadt, als sollten sie heute noch, wie in Kaiser Ruprechts Tagen, die Wogen des stärksten ritterlichen Heeres brechen. Noch schauen uns aus der Bastei am Spitalthor ein paar alte Kanonen entgegen, noch gehen wir über die alten Thorbrücken, aber die alten Thorflügel sind freilich geöffnet, um nicht wieder geschlossen zu werden, und statt des Reichsadlers hängt eben eine k. bayerische Conscriptions-Verfügung am Einlaß. Gar manche deutsche Stadt hat noch alte Mauern und Thürme, allein ein so geschlossenes System größtentheils ächt mittelaltriger Festungswerke, die der ganzen Stadt das Ansehen einer großen Burg geben, wird sich selten wiederfinden.

Zu diesem Zug des äußeren Gesichtes gesellt sich ein Zug

der inneren Physiognomie der Stadt, durch welchen Rotenburg ganz besonders als ein versteinertes Stück Mittelalter inmitten der Gegenwart erscheint: die Masse der öffentlichen Gebäude erdrückt gleichsam die Privathäuser (mit Ausnahme eines einzigen Stadttheils); fast alles, was uns monumental bedeutend, was uns alterthümlich anziehend entgegen tritt, zielt auf die politische oder kirchliche Gemeinde, und selbst die historisch merkwürdigen Privathäuser sind doch zumeist nur deßwegen merkwürdig, weil sie Trümmer älterer öffentlicher Gebäude in sich schließen, oder weil eine Erinnerung aus dem öffentlichen Leben der Stadt auf ihren Mauern ruht. Wenn man alle reinen Privathäuser von Rotenburg weg nähme, so bliebe doch Rotenburg im wesentlichen stehen.

Man kennt jene wunderlichen Städteprospecte in Büchern des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, auf welchen wir fast nur Festungswerke, Kirchen, Klöster, Rath- und Zunfthäuser und dergl. hochaufragend erblicken, und daneben dann so beiläufig ein kleines Häuflein von niedern Dächern der eigentlichen Wohnhäuser. Diese Prospecte sind ohne Zweifel naturalistisch ungenau, wie aus dem Gedächtniß gezeichnet, sie versinnbilden aber sehr treffend den wahren Charakter einer mittelalterigen Stadt. Damals machte die Stadt den Bürger, während in unserer Zeit die Bürger die Stadt machen.

Wie den Zeichnern jener alten Prospecte, so geht es uns heute noch bei Rotenburg. So lange wir durch die Straßen wandern, sehen wir freilich Privathäuser genug; entwerfen wir uns aber nachher ein Bild des Ganzen aus dem Gedächtniß, so ist es, als ob Rotenburg aus lauter öffentlichen Gebäuden bestünde, mit einer bedeutungslosen Zuthat von Wohnhäusern. Rotenburg besitzt im Vergleich zu seiner Größe mehr monumentale Bauwerke als Nürnberg oder Augsburg, aber ihm fehlen jene Häuser, welche an große Bürgergeschlechter erinnern, deren Ruhm, wie bei den Fuggern und Welsern, den Glanz der Stadt selbständig gehoben, ja zeitweilig überstrahlt hätte. Das Roten-

burger Patriciat war bedeutend in und mit der Gemeinde, nicht über dieselbe hinaus.

So sanken denn auch die Bürger in der neueren Zeit zu sehr mäßigem Wohlstand herab, während die Gemeinde reich blieb. Rotenburg hat ein größeres Gemeindevermögen als München, und das Kapital seiner Wohlthätigkeitsstiftungen belief sich im Jahr 1861 bei einer Bevölkerung von nur 5049 Seelen auf die Summe von 1,389,900 Gulden. Nürnberg und Augsburg sind berühmt wegen ihres Reichthums an milden Stiftungen, allein Nürnberg besaß in demselben Jahre bei 62,787 Einwohnern nur 4,967,062 Gulden, Augsburg bei 45,389 Einwohnern 4,252,503 Gulden Stiftungskapital; diese reichen Städte erfreuen sich also im Vergleich zu ihrer Volksmasse bei weitem keines so großen Stiftungsvermögens wie das arme Rotenburg.

Die alten Geschlechter in Rotenburg wurden reich durch die Stadt, und die Stadt war reich durch den Grundbesitz und die grundherrlichen Rechte ihres großen Gebiets. Umgekehrt werden in unserer Zeit hier die Armen ernährt und beschäftigt durch die Stadt: mehr als ein Drittel sämmtlicher Familien zählt zu den Taglöhnern oder den conscribirten Armen, und von 349 Taglöhnerfamilien nährten sich im Jahr 1855 nicht weniger als 214 von städtischem Taglohn. Das ist auch ein Stück versteinertes Mittelalter.

Rotenburg ist eine ganze Stadt im gothischen Styl, und zwar des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; dies eben war die Zeit, wo die Gemeinde am höchsten stand. Die älteren romanischen Bauten wurden von der Gothik verschlungen bis auf wenige Reste, und wer jetzt den Rotenburger Romanismus studieren will, der muß auf die umliegenden Dörfer gehen. Der Renaissance gehört der Neubau des Rathhauses an; allein so übermächtig herrscht die Gothik, daß dieser Prachtbau doch dem gothischen Gesammtcharakter der Stadt nichts anhaben kann. Das Hauptwerk der Gothik aber, die Jakobskirche, ward durch den Gemeinsinn der Bürger so groß und stolz; jedermann steuerte

durch viele Jahre wöchentlich einen Heller, und so bekamen die Rotenburger die schönste Kirche auf weit und breit — der Abt von Heilsbronn wußte gar nicht wie? Die Bürger aber wußten's und sagten's ihm.

Noch heutigen Tags ehrt und erhält die Gemeinde ihre zahlreichen Denkmale, die zum Theil gewiß nur noch ein fressendes Kapital sind, mit achtungswerther Treue. Die Bürger sind stolz darauf, daß sie jetzt einen so schönen öffentlichen Garten zwischen den Trümmern der Reichsburg geschaffen haben; sie erhalten ihre Stadtmauern und Thürme, und wenn im Anfang dieses Jahrhunderts manches merkwürdige monumentale Werk muthwillig zerstört wurde, so haben das in der Regel andere Leute als die Rotenburger gethan.

Der wichtigste Ausfuhrartikel der Stadt in alten Zeiten war das Getreide, und die vielen Mühlen und Bäckereien bildeten das charakteristische Gewerbe. Rotenburger Brod ist altberühmt; es überlebte den Ruhm der Reichsstadt; im Jahr 1779 wußte man selbst in Paris noch davon, ein damaliger französischer Geograph schreibt von Rotenburg nichts weiter als: l'air y est sain et le pain excellent. Jetzt kennt man das Rotenburger Brod in Paris vermuthlich nicht mehr; allein die Schranne ist doch noch der wichtigste Markt des Platzes, es gibt noch immer viele Mühlen unten im Thal und auffallend viele Bäcker, Melber und Brauer oben auf dem Berg, und die Luft ist gesund geblieben und das Brod vortrefflich.

An der obern Tauber sieht es allerwege alterthümlicher aus, als im mittleren und untern Thal. Das kann man auch an Sitte und Tracht des Landvolks wahrnehmen, ja sogar beim Weinbau. Die Weinberge der obern Tauber sind selber ein allmählich versinkendes Alterthum. Sie steigen hier bis gegen 1300 Fuß Meereshöhe; das ist mittelalterlich, und erinnert an jene Zeit, wo auch bei „Kaltenberg" am Ammersee noch Wein wuchs; in der Pfalz geht man heutzutage mit der Rebe nicht über 700 Fuß.

Zwischen den einzelnen Weingärten ziehen sich Wälle von zusammengelesenen Steinen die Hügel hinab und geben der ganzen Landschaft ein seltsam fremdartiges Ansehen. Diese langgestreckten Steinhaufen (hier „Steinmauern“ genannt), sind Denkmale uralten Fleißes bei der Rodung des Acker- oder Reblandes, und geben als unverrückbare Gränzlinien dem Forscher der Wirthschaftsgeschichte einen Wink über den ältesten Umfang der einzelnen Gütertheile.

Bei Weikersheim, wo das antiquarische Interesse des Weinbaues zurück tritt, weil dort ein auch noch für die Gegenwart höchst angenehmer Trank gedeiht, verschwinden diese Steinwälle. Allein die Weinberge sehen doch auch hier wieder ganz anders aus als am Main oder Neckar. Die Stöcke stehen äußerst licht und kurzgeschnitten, da die hitzige flache Bodenkrume auf dem Kalkgeröll keine enggepflanzten, stark in's Holz treibenden Reben duldet. Die Ertragsmenge ist darum auffallend gering, die Güte des Gewächses aber kann unter Umständen ausgezeichnet werden. Weikersheim, Markelsheim, Mergentheim und Marbach rühmen sich des besten Tauberweins. Er ist entschieden kein Schwabe, sondern fränkisch mittelrheinischer Art, durch Feuer und Blume überraschend, allein flüchtig und nicht von langer Dauer. Auch dieser Wein steht, gleich der ganzen Tauber, an den Gränzen: er ist kein Wein von Rang und großem Namen, dennoch sind die besseren Sorten zu fein, die geringeren zu wenig ausgiebig, und die ganze Cultur ist zu kostbar, als daß der Wein als ächter Landwein, als allgemeiner Haustrunk im Lande herrsche. Darum darf es uns nicht wundern, daß wir in so vielen Wirthshäusern des Tauberthals zwar die Weinberge vor den Fenstern liegen sehen, auf den Wirthstischen aber stehen zumeist bloß Biergläser.

2. Creglingen.

Das nächste Städtchen unter Rotenburg ist **Creglingen**, eine Bauernstadt welche wie andere Tauberstädte gleichen Ranges — Röttingen, Königshofen, Lauda — von der Stadt wesentlich

nur den alten Namen, alte Häuser und Ruinen und alte Erinnerungen besitzt, im socialen Charakter jedoch die entschiedenste Schwenkung zum großen Dorf genommen hat.

Ein Vergleich mit Rotenburg wird die Physiognomie Creglingens in klares Licht stellen. Beides sind alterthümliche Städte; aber das erstarrte Rotenburg macht einen überwiegend architektonischen, das im Verfall lebendige Creglingen einen malerischen Eindruck, und bekanntlich ist ein Loch am Ellenbogen und ein Flicklappen auf dem Knie oft malerischer als ein ganzes Kleid. Die Reichsstadt Rotenburg war eine höchst selbständige Stadt, Creglingen als ächtes landesherrliches Städtchen höchst unselbständig. Durch Erbschaft Kauf und Tausch ging es von Hand zu Hand, und wurde der Reihe nach hohenlohisch, burggräflich erst magdeburgisch, dann nürnbergisch, markgräflich ansbachisch, bayerisch und zuletzt württembergisch. In Rotenburg bauten die Bürger ihre schönste Kirche ganz allein, Heller zu Heller sammelnd; die schönste Kirche Creglingens, jene berühmte „Herrgottskirche," ist nicht von Creglingern erbaut, sondern von den Herren v. Brauneck. Sie liegt auch nicht in der Stadt, sondern ein Viertelstündchen abseits auf dem Gottesacker, ursprünglich eine Wallfahrtskirche, um welche sich dann die Gräber reiheten.

Man kann sagen: das Merkwürdigste von Creglingen überhaupt ist der Kirchhof. Die alten Grabsteine erzählen uns hier, wie viel vornehmer die Stadt einmal gewesen ist. Nicht bloß Pfarrersfrauen, sondern auch eine Schustersfrau des siebzehnten Jahrhunderts steht fast lebensgroß auf ihrem Grabstein, als Relief gearbeitet, im Mantel und Faltenrock, fast wie eine Aebtissin anzuschauen. Der Kirchhof ist nicht groß, und die Kirche ist klein; sie ist aber ein reizendes Kunstgebilde und angefüllt mit allerlei Merkwürdigkeiten der Kunst, der Geschichte und der Sage, ein Mittelding zwischen Kirche und Museum. Auf dem Altar schreibt man sich in's Fremdenbuch; aber die vielen Sträuße und Kränze von künstlichen Blumen, welche vor dem Altar an einem Balken und an einer Seitenwand aufge-

hangen sind, erinnern uns, daß die Kirche auch noch Kirche ist. Es sind lauter Blumen von Kindersärgen; sie werden von den Pathen auf den Sarg gelegt und dann zum Andenken in diese Kirche gestiftet, wo man die Leichengottesdienste abhält. Wie mir die Küsterin erzählte, kennen die Pathen noch nach Jahren ihre Blumen und betrachten sich dieselben zeitweilig, um ihres verstorbenen Schützlings zu gedenken. Steht man vor diesen Kränzen, so erschließt sich ein wundervoller Blick in's Freie, umrahmt von dem offenen Kirchenportal, über den Vordergrund der Gräber und der verfallenen Kirchhofsmauer und über die enge Thalschlucht des Herrgottsbaches hinauf zu den grünen Bergen und dem blauen Himmel. Und so werden wir von den verstaubten Alterthümern zurückgeführt in die lebendige Gegenwart durch die Bilder des Todes.

Aber auch die verstaubten Alterthümer können leben in der ewigen Jugend der Kunst. Das bezeugt uns der wundervolle Hochaltar des Kirchleins mit seinen Holzschnitzereien. Sie sind von berufneren Männern längst gewürdigt und behaupten ihren Platz in der deutschen Kunstgeschichte. Ich will darum hier nicht näher auf dieses Werk eingehen. Nur eine Bemerkung sey mir erlaubt.

Als vor etlichen Jahren das Knabl'sche Altarwerk in der Münchener Frauenkirche aufgestellt wurde, legten viele Künstler ihr eifrigstes Fürwort ein, daß man eine so edle und großartige Holzsculptur doch unbemalt lassen möge. Allein der Altar wurde bemalt und vergoldet, unter Berufung auf das kirchliche Herkommen und die Stimme des Volks, welche in Altbayern die unbemalten Heiligen „blinde Heilige“ nennt. Der Creglinger Hochaltar stammt nun aber aus der besten alten Zeit und ist dennoch unbemalt; rein, wie sie von dem Messer des Schnitzers gekommen, treten seine Gestalten in der vollsten Klarheit der Linien vor uns, und der Gesammteindruck ist überraschend edel. Es findet sich aber auch zu Rotenburg in der Jakobskirche ein unbemaltes gothisches Altarwerk, und der Prachtaltar in der

dortigen Spitalkirche entbehrt gleichfalls der Farben. Vielleicht sind noch mehr alte Altäre ohne „Faßmalerei“ an der Tauber zu finden, und in Franken jedenfalls. Auch bei den Heiligenbildern an Häusern und Wegen liebt der Franke die bunte Farbe ungleich weniger als der Bayer und Tiroler, und es fragt sich, ob denn das katholische Volk immer und überall die geschminkten Heiligen den blinden Heiligen vorgezogen hat, und ob nicht auch hier, wie überhaupt in der mittelalterigen Kunst, örtliche Unterschiede wahrzunehmen sind, die der reinen Holzsculptur doch ein größeres Recht des Herkommens einräumen würden, als die Geistlichen den Künstlern zugestehen.

Die große Mehrzahl der Creglinger ist protestantisch, neben ganz wenigen Katholiken und ziemlich viel Juden. Archshofen ober Creglingen war noch vor Kurzem zum vierten Theil von Juden bevölkert, und in dem früher deutschherrischen Taubergebiet findet sich überall eine starke Judenschaft, wie denn auch die Juden in einen Theil des hohenlohischen Gebietes, von wo sie früher ausgeschlossen waren, durch einen Zwischenbesitz des Deutsch-Ordens eindrangen. In Rotenburg, der ehemaligen Reichsstadt, gibt es zwar eine Judengasse, aber keine Juden darin, weil man sie dort vor fünfhundert Jahren todtgeschlagen und vor dreihundert Jahren ausgeplündert und fortgejagt hat. Wie so vieles andere, sind also auch die Juden in Rotenburg bloß monumental und historisch. Tauberabwärts dagegen sitzen sie noch wirklich und lebendig an warmen Sommerabenden vor dem Thor, oder wenigstens vor der Hausthüre, nach alttestamentlicher Weise. Doch mindert sich ihre Zahl, wie auch anderwärts auf dem Lande. Der moderne freie Verkehr führt die Juden massenhaft in die größeren Städte, und während man von der Emancipation der Juden den Ruin des Bauernstandes befürchtet hat, wird umgekehrt der Bauer durch dieselbe des kleinen jüdischen Schachers ledig.

3. Weikersheim.

Zwischen Creglingen und Mergentheim fordert Weikersheim noch eine kurze Einkehr; denn das Städtchen hat wiederum sein ganz eigenes Gesicht. Auf dem Wege von Queckbronn über den Berg verkündet der ummauerte Wildpark und die schöne alte Lindenallee schon von fernher die fürstliche Residenz des siebenzehnten Jahrhunderts.

Man würde bei den Weikersheimern nicht für einen Mann von Bildung gelten, wenn man durch die Stadt gegangen wäre, ohne das hohenlohische Schloß mit seinem Rittersaal und seinem französischen Garten gesehen zu haben. Der Einwand, daß man schon viele andere Rococo-Schlösser und Gärten kenne, gilt nicht; denn es gibt doch nur einen Weikersheimer Schloßgarten und einen Weikersheimer Rittersaal. Die Leute haben recht: das Schloß ist das Wahrzeichen ihrer Stadt; es umschließt die Summe der Kunsteindrücke, an welchen sich hier der Kleinbürger von Jugend auf erfreut, die Summe der nächsten Geschichtserinnerungen, an welchen er sich belehrt hat, und nach den Interessen für die Quellen unserer eigenen Bildung bemessen wir so gern die Bildung eines Andern; wer aber zu Fuß kommt, der muß sich als besonders fein gebildet ausweisen, damit man seine staubigen groben Schuhe nicht sieht.

Also gehen wir in das Schloß, dessen einzelne Theile aus einer Burg in einen Renaissancebau und aus diesem in einen Rococobau sich umgestaltet und erweitert haben. Nach den ernsten Geschichtsbildern des oberen Thales ruht sich der Geist behaglich aus in den Baumgängen des halb verwilderten französischen Gartens mit den Ruinen seiner palastartigen Gewächshäuser, mit seinen steinernen Bänken in der Form von geflochtenen Körben, seinen Statuen von Zwergen und Zwerginnen im mannigfachsten Gewand, und seinen Göttinnen und Nymphen mit äußerst wenig Gewand.

Und vollends der Rittersaal des weitläufigen Schlosses!

Wir sehen in dem gewaltigen Prunkraum alles mögliche, nur
eine Ritter — Eber, Hirsche, Elephanten, Löwen, plastisch ge-
irbeitet und bemalt, trotz dem Creglinger Altar, überlebensgroß,
n der Wand und aus der Wand springend, einen wunderschönen
Renaissance-Kronleuchter zwischen diesen Ungethümen, ächteste alte
Prospecte aus Paris, von Trianon, vom ächten Versailles und
m hohenlohischen Versailles Karlsberg dazu, die Ahnenbilder
r Familie seit 1610 in Hoftracht, ein Riesenpaar über dem
amin, aus dessen Hüften zwei hohenlohische Stammbäume auf-
achsen, eine Uhr mit beweglichen Aposteln, die sich aber nur
wegen, wann die Herrschaft anwesend ist. Wir ruhen uns aus,
ie wenn wir ein Geschichtsbuch beiseite gelegt hätten; und doch
t auch diese Novelle ein Blatt aus der Culturgeschichte.



4. Mergentheim.

Aber indem wir nach Mergentheim weiter ziehen, kommen
ir wieder zu größeren historischen Fernsichten, zunächst wenig-
ens auf einem kleinen Umweg über die Ostseeküste und Marien-
urg.

Man nähert sich Mergentheim, seit 1526 die Residenz der
och- und Deutschmeister, gar leicht mit falschen Erwartungen,
dem man hier wenigstens einen blassen Abglanz der Romantik
on Marienburg sucht. Allein von dem früheren Hochmeistersitz,
on Marienburg in Preußen, nach dem späteren, nach Marien-
al (Marienheim, Mergentheim) in Franken, ist ein gewaltiger
Sprung.

(F. Pfeiffer in der Germania leitet den Namen des Orts
on einem altdeutschen Personennamen ab; Mone natürlich aus
m Keltischen. Zum erstenmal erscheint er Anno 1058 als
Mergintaim. Wenn auch die Ableitung des Namens von der
ungfrau Maria erst eine spätere Deutung der Gelehrten ist, so
at sie doch eben im Zusammenhalt mit dem Orden und der
Marienburg im fernen Osten ein culturgeschichtliches Interesse.)

In Marienburg wuchs und wirkte die Manneskraft des Ordens, in Mergentheim setzte er sich in seinen alten Tagen zur Ruhe. Der Titel des Hochmeisters ist hier noch um zwei Sylben (Hoch- und Deutschmeister) länger geworden, dafür war Macht und Besitz des Ordens jetzt um so kürzer beisammen. Die Hochmeister von Marienburg stammten aus allerlei großen und kleinen Familien; nicht Wenige waren die Söhne ihrer eigenen Thaten, und die drei kraftvollsten unter ihnen kennt die deutsche Geschichte; von den achtzehn Mergentheimer Hoch- und Deutschmeistern waren fast zwei Drittel geborene Prinzen, die Geburt führte sie zu dieser Würde, bei welcher wenig mehr zu thun war; ihre Namen gehören der Ordensgeschichte an, die deutsche Geschichte erzählt nichts von ihnen. Während die älteren Hochmeister großentheils in Marienburg, wo sie lebten und wirkten, begraben liegen, sind seit 1600, also in den letzten zwei Jahrhunderten des Ordens, nur zwei Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim gestorben und begraben worden; da sie so wenig dort zu thun hatten, so brauchten sie auch dort nicht zu sterben, und die Särge der übrigen ruhen in den Fürstengrüften von Wien, Innsbruck Brüssel, Düsseldorf, Köln, ja im Escurial.

Die Ordensburg an der Nogat, Schloß, Festung und Kirche aus einem Stück, liegt etwas weit hinten in Preußen, ist aber doch weltberühmt; das Schloß an der Tauber, ein fürstlicher Ruhesitz mit einer Rococokirche, liegt mitten im innersten Deutschland, ist aber wenig gekannt; es ist auch nicht einmal das kunstgeschichtlich bedeutendste Gebäude von Mergentheim. Dennoch war Mergentheim mehr als ein bloßer Landaufenthalt für den altersschwachen Orden. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert fanden mehrere tüchtige Deutschmeister den Weg aus der hiesigen Gegend zum Hochmeistersitz in Marienburg, den überhaupt auffallend viele Franken inne hatten, und eben jener Siegfried von Feuchtwangen, unter welchem die Glanzzeit des Ordens begann und die Burg an der Nogat zur Hofburg erhoben wurde, stammte aus der Nachbarschaft der Tauber.

Und nun noch einen Blick auf die beiden Schlösser in ihrem gegenwärtigen Zustand. Marienburg ist prachtvoll wieder hergestellt und mit alter und neuer Romantik geschmückt durch einen Romantiker auf dem Thron, wiederhergestellt nicht nur im antiquarischen Interesse, sondern auch im preußisch-patriotischen, als ein Denkstein altpreußischer Geschichte, und zugleich als ein Erinnerungsmal für das Wiedererstehen Preußens nach dem tiefen Fall der napoleonischen Zeit; der preußische Landwehrmann von 1813 steht auf den gemalten Fenstern des Remters gegenüber dem Kreuzritter von 1190.

Welche Gegensätze in Mergentheim! Hier wurde das Schloß umgestaltet zum wohlgepflegten modernen Fürstensitz, der Burggarten zum schattigen englischen Park. Man sagt: im Jahr 1809, bei der württembergischen Besitzergreifung, seyen viele Erinnerungszeichen der Deutschherren absichtlich vernichtet worden. Die Sehenswürdigkeit des Schlosses ist ein Naturaliencabinet, von einem fürstlichen Reisenden und Naturforscher hier aufgestellt. Mergentheim hat mit Alt-Württemberg nichts zu schaffen, wohl aber erinnert es an die Rheinbundszeit, die man jedoch schwerlich hier monumental verherrlichen wird. Durch die vier letzten Hochmeister, welche österreichische Erzherzoge waren, neigte das katholische Ordensländchen zu Oesterreich hinüber, und als Napoleon Mergentheim im Jahr 1809 dem König von Württemberg geschenkt hatte, wollten die benachbarten Bauern mit Gewalt nicht württembergisch werden. In der falschen Hoffnung auf österreichische Hülfe zogen sie nach Mergentheim, nahmen die Stadt, wurden aber bald blutig auseinander gejagt. Zwei Deutschordensritter, die sich zur Rettung des württembergischen Commissärs und im Interesse des neuen Landesherrn an die Spitze der wüthenden Bauern stellten, wurden trotz dieser guten Dienste des Landes verwiesen, die Rädelsführer gehängt, erschossen, zur Kettenarbeit an den neuen Anlagen des Stuttgarter Schloßgartens verurtheilt.

Doch das sind vergessene Geschichten: die deutschherrische

Zeit soll jetzt zu Mergentheim gar nicht mehr im besten Andenken stehen, die Mergentheimer sind gut württembergisch geworden, die benachbarten bayerischen Franken sagen: sie seyen gar zu gut württembergisch.

Als der dreißigjährige Krieg durch dieses Thal tobte, und Mergentheim bald von den Schweden, bald von den Weimarischen und Franzosen in Besitz genommen ward, schrieb Marian: „und ist doch allezeit wieder an seinen rechten Herrn kommen." Mit diesem Trost haben sich die Mergentheimer und andere deutsche Landeskinder auch schon zu anderen Zeiten trösten müssen.

Mergentheim ist eine „freundliche Landstadt." Das will an und für sich nicht viel besagen. Aber wenn die Württemberger ihr Mergentheim mit Betonung eine freundliche Landstadt nennen, so besagt das doch etwas; denn in Württemberg gibt es besonders viele freundliche Landstädte. Im April zur Zeit der Apfelblüthe soll es um Mergentheim fast so schön seyn, wie, schwäbisch gesprochen, „bei den Eßlinger Filialen," vollends aber im Mai sollen die Nachtigallen des Schloßgartens vielstimmiger und schöner schlagen als irgendwo im ganzen Königreich.

Mergentheim ist nicht erstarrt wie Rotenburg, nicht verfallen wie Creglingen, es ist ein lebendiges, aufblühendes Städtchen, dabei aber durchaus nicht modernen Gepräges, sondern etwas altfränkisch. So etwa sah es vor dreißig Jahren in unsern mittleren Städten aus, wie heute noch in dieser kleinen Stadt. Man hat die Schwächen unserer Kleinstädterei oft und grell geschildert, allein aus den kleinen Städten gingen unsere meisten großen Männer hervor, und die unendliche Fülle manigfaltigster Bildungsstoffe auf engem Raum und im verjüngten leicht erfaßbaren Maßstab ist ein Vorzug der deutschen Kleinstädte, um welchen uns andere Nationen beneiden können. Gerne erinnern wir uns in der gemüthlich poetischen Scenerie Mergentheim's daran, daß Mörike hier längere Zeit lebte und dichtete. Man muß das Schwabenland kennen, um Mörike ganz zu verstehen und in Schwaben wiederum insbesondere die vielen kleinen

eigenartigen Städte, um sich von Mörike's Humor recht warm angeheimelt zu fühlen.

Man betrachte dieses Mergentheim: es hat Kirchen und Klöster aus dem Mittelalter und der Rococozeit, ein Renaissance-Schloß innerhalb der Mauern, eine Burgruine nahe vor dem Thor, ein merkwürdiges Archiv, ein berühmtes Naturaliencabinet, reiche alte Spitäler und Pfründnerhäuser und ein modernes Mineralbad mit 800 und mehr Kurgästen,*) eine Lateinschule und Realschule, einen öffentlichen Park; die Stadt beherbergt zu Zeiten einen Hof und allezeit Beamte, Bürger und Bauern, Feldbauern sowohl als Weinbauern, wie auch mancherlei Specialisten unter den Handwerkern, Messerschmiede, Orgelbauer, Instrumentenmacher, das Alles und noch mehr besitzt die kleine Stadt und zählt doch nur 3000 Einwohner. Es fehlen nur die Soldaten, allein das ganze Tauberthal ist unmilitärisch: ich habe nirgends einen Soldaten gesehen und bin nirgends einem Reiter begegnet.

Es gibt in Deutschland Kleinstädte, welche bloß große Bauerndörfer sind, oder große Fabrikcolonien, es gibt aber auch und namentlich in Mitteldeutschland, Kleinstädte, die sich von der Großstadt nur mehr quantitativ als qualitativ unterscheiden, Großstädte im Taschenformat, und ein guter Auszug eines Buches ist oft lehrreicher als das dicke Original.

5. Das untere Tauberthal.

Im mittleren Tauberthal (Mergentheim, Königshofen, Tauberbischofsheim) herrscht der regste Verkehr, und weht inmitten alter Ruinen und altfränkischer Typen der Odem des frischen gegenwärtigen Lebens, im obern überwiegt die Geschichte.

Tauberbischofsheim ist enger, dunkler, alterthümlicher angelegt als das freundliche Mergentheim; aber es verjüngt sich

*) So schreibt die officielle württembergische Topographie; mein im Vorworte erwähnter Glossator aber fügt in Parenthese hinzu: „Möge dieser fromme Wunsch jährlich in Erfüllung gehn!"

und wird wohl in wenigen Jahrzehnten, trotz seines burgartigen Schlosses, seiner gothischen Kirche und Sebastianscapelle, eine halbwegs neue Stadt geworden seyn. Mit Ueberraschung entdeckt man hier, daß es an der Tauber auch Städte gibt, die nicht aussehen, als seyen sie aus Münsters „Kosmographey" geschnitten — Städte, die ihren Wall bereits in eine Wallpromenade verwandelt und ihre buckelige Tauberbrücke (die Creglinger trägt in diesem Stück den Preis davon, zum Entzücken des Malers und zur Verzweiflung aller Fuhrleute) durch einen breiten und ebenen, völlig modernen Brückenbau ersetzt haben. (Diese Brücke sollte 1866 im Preußenkriege zu einer traurigen Berühmtheit kommen.) Ja, es gibt sogar monumentale Neubauten in dieser Gegend; ein neues Rathhaus und ein neues Gymnasium erstehen soeben in Tauberbischofsheim, ein Krankenhaus von reicher und zierlicher architektonischer Wirkung ist fast vollendet, eine neue gothische Kirche schmückt das Thal weiter abwärts bei Werbach, und ein romanischer Kirchenbau, von Gärtner in München, spiegelt sich in der Mündung der Tauber bei Wertheim.

Wie man sagen kann, daß rheinische Natur bis Heilbronn neckaraufwärts steigt, und also der Rhein gleichsam ein Stück Wegs in's Neckarthal hineinschaut, so schaut auch der Main bis gegen Werbach in's Tauberthal. Die Hauptflüsse assimiliren sich gern die Mündungsgebiete ihrer Nebenflüsse, wie das Meer den Mündungslauf der Hauptflüsse: das gilt nicht bloß vom Charakter der Landschaft, sondern auch vom Charakter des Volkslebens.

Der unterste Theil der Tauber ist der einsamste; die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab in's Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Thalsohle mit Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers mit Wald bekrönt sind. Diese zunehmende Stille, je mehr wir uns der größeren Verkehrsader des Maines nähern, befremdet uns; sie ist gegen die Regel. Wer ein Flußthal durchwandert, um das Volk zu sehen, der geht am besten thalab von der Quelle zur Mündung, d. h. den

Weg aus der Einsamkeit in's immer reichere Culturleben; wer dagegen Landschaften sehen will, der geht besser thalaufwärts, weil die Naturschönheit der mittleren und oberen Flußbecken so gerne zunimmt im umgekehrten Verhältniß zur Fülle der Siedelungen und des Verkehrs. Bei der Tauber könnte aber der Volksforscher ganz füglich auch einmal unten anfangen, und der Maler oben, und sie hätten das Thal doch gerade so gut am rechten Zipfel gefaßt, wie umgekehrt.

Das regste Leben in der Vergangenheit gehörte der obern Tauber, das regste Leben in der Gegenwart gehört der mittlern, die unterste Strecke war zu allen Zeiten die einsamste. Freilich ist Wertheim, die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirthschaftlich entwickelter, als alle andern Städte an der Tauber. Allein das ist sie als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Der beste Wertheimer Wein wächst am Main, und Schifffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß.

Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesenthal wandern, und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber fesselt uns vorab der Reiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft. Die Ursache der Vereinsamung des untern Thals aber habe ich angedeutet, als ich von den Straßenzügen sprach.

Doch muß man sich diese Einsamkeit nicht gar zu einsam vorstellen — dafür sind wir in Mitteldeutschland, und die Idylle nicht gar zu idyllisch — dafür sind wir im Großherzogthum Baden. Es zieht eine treffliche Landstraße durch das stille Thal, auf den Wegweisern lesen wir in Decimalen, wie weit es zum nächsten Dorfe ist, und die Bauern wissen also hier ohne Zweifel schon sämmtlich, daß 6,6 Stunden nicht 66 Stunden sind. An der württembergischen Tauber rechnet der Wegweiser noch volksthümlich nach der Uhr zu Viertel- und halben Stunden, und an der bayerischen Tauber rechnet er gar nicht.

Die Culturzone der numerirten Aepfelbäume beginnt zwar schon bei Mergentheim, allein doch erst sporadisch; an der badischen Tauber wird die Sache rationell und zum System. Unter Werbach, wo der rothe Sandstein zu Tage bricht und seine Waldberge quer gegen den Thalkessel schiebt — hier wo der Wanderer aufathmet bei dem Bilde reiner Naturromantik, trägt jeder Chausseebaum seine eigene Nummer, schwarz auf weiß in Oelfarbe, und die Nummern nach den Decimalsteinen der Straßenlänge geordnet. Denn der moderne Staat verschenkt seine Aepfel nicht, sondern er versteigert sie. Die Nummern kommen aber auch im Bayerischen vor, gegen Würzburg hinüber. Allein die Bayern sind doch noch ein wenig zurück; sie haben ihre Bäume nur gemarkungsweise ganz einfach numerirt wie die Fiaker, und ohne Rücksicht auf die Länge des Erdhalbmessers, Metermaß und Decimaleintheilung der Straßenlinie.

Die Wiesen des einsamen untern Tauber-Waldthals sind gut gepflegt, vielfach kunstvoll bewässert; bei Bischofsheim hat man den ganzen Fluß zu Gunsten der Wiesencultur in einen geradlinigen Canal verwandelt, und bei Bronbach sogar einen Bach über die Tauber geführt, damit er hier noch einmal die Wiesen wässere und also am rechten Ufer münde, während er am linken Ufer entspringt. Das ist doch Kunst in der Natur.

Kräftige weitgedehnte Eichenbestände bilden den Wald dieses untern Tauberthals; sie erinnern schon an den nahen Spessart. Allein die forstwirthschaftliche Pflege schaut uns überall aus dem Dickicht entgegen, und wir denken darum hier im Eichenschatten weit eher an die wunderschönen eichenen Faßdauben und Bohlen, welche im Wertheimer Hafen verladen werden, als an den germanischen Eichwald. Dieser Gegensatz überraschender Cultureindrücke inmitten der schweigenden, reinen Naturschönheit wird sich aber noch viel schärfer zuspitzen, wenn einmal die Eisenbahn fertig seyn wird, welche hier mit Tunnels, Durchstichen und Dämmen das Thal gar mannichfach durchschneidet. Allein, wenn dann auch der Weg durch den Berg führt, wie der Bach

ber den Fluß, und wenn neben den numerirten Apfelbäumen
bohnen an allen Telegraphenstangen sich aufranken, so wird doch
it der einsam schönen Landschaft ein Drittes sein Recht noch
mer behaupten: allerlei verstohlener Schmuck von Kunst und
schichte. Gamburg mit seinem Schloß und seiner alten Mühle
d malerisch bleiben; Niklashausen historisch denkwürdig, und
onnbach wird wohl gar noch mehr als jetzt eine Quelle des
udiums und der Erbauung für den Architekten und Kunst-
riker werden. Diese Reliquien wirken aber um so poetischer,
l sie so heimlich versteckt liegen.

Wer vor der ehemaligen Cistercienser-Abtei Bronn-
ch um die Waldecke biegt, der erwartet wohl kaum hier im
len Thal den Mittelpunkt eines Oekonomieguts von nahezu
00 Morgen Flächengehalt zu finden, mit hochentwickelter Vieh-
ht und einer auf die Ausfuhr arbeitenden Brauerei. Wer
h aber dann die Wirthschaftsgebäude in ihrer weiland klöster-
hen Rococo- und Zopfpracht näher betrachtet, den überrascht
ederum innerhalb dieser verblichenen Herrlichkeit ein wahres
einod reiner und ächter mittelaltriger Kunst, die Abteikirche.
e ist ein wenig gekannter aber sehr kennenswerther spät-
nanischer Bau, dreischiffig, mit langem Chor und kurzen Quer-
iffen, das Mittelschiff bereits von ursprünglichen Kreuzgewölben
erspannt, der Chor im Halbkreis abschließend, außen mit einem
hst originellen Rundbogenfries geschmückt, das Ganze einheitlich
rchgeführt bis hinauf zu den beiden Dachreitern, welche, was
riß selten ist, noch unversehrt die romanische Ornamentik tragen.
as Innere ist zwar mannichfach verzopft, dennoch aber im
sentlichen wohlerhalten. Der Bau als solcher entgieng der Zer-
rungswuth des sechzehnten, wie der Verbesserungswuth des
bzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, und der innere Schmuck
bis jetzt wenigstens — auch der Wiederherstellungswuth des
unzehnten.

In Bronnbach rühmt man das Bier und in Niklashausen
n neuen Fünfundsechziger, der hier, wie anderwärts alle Jahr-

gänge unserer Zeit übertreffen soll. Der berühmteste Riklashäuser ist aber doch der 1475er, ein Revolutionswein. Damals war der Wein am Main und an der Tauber besser gerathen und wohlfeiler als seit Menschengedenken. Wie er nun im folgenden Jahre recht vergohren und das stärkste Jugendfeuer gewonnen hatte, da strömten die Leute zu Tausenden hier zusammen, lagerten sich im Felde ringsum und schlugen Wirthsbuden auf, um zu trinken und die Predigt des Hirten und Paukenschlägers Henselin zu hören, der in Ermangelung einer bessern Rednerbühne den Kopf zum Dach eines Bauernhauses herausstreckte und, wie Johann Herold, der Haller Chronist, sagt, heftig eiferte „wider die Obrigkeit und Klerisei, auch spitzige Schuh, ausgeschnittene Goller und lange Haare.“ Diese Rede war auch ein junger Wein, aber noch etwas unvergohren. Und bei den Zuhörern arbeiteten der vergohrene fünfundsiebenziger und dieser unvergohrene sechsundsiebenziger durcheinander, sie bereuten ihre Sünden und noch mehr das „trockene Elend“ (wenn Einer großen Durst und nichts zu trinken hat), und trugen Schmuck, Kleider, Haare, Schuhspitzen, Geld und Kerzen in die Kirche, welche noch als ein verwitternder gothischer Bau am Platze steht. Da aber der Tauberwein feurig ist und leicht berauscht, doch eben so rasch auch wieder verfliegt, so wären (nach Herolds Zeugniß) viele, oft bis aufs Hemd entkleidet, gern wieder umgekehrt, und hätten ihre Kleider wieder geholt. Allein der Rausch, welchen die Gleichheitspredigt jenes Propheten des Bauernkriegs in den Köpfen der großen Menge entzündet, blieb dennoch nachhaltiger, als der rasch verdampfende Weinrausch, und so ward denn bekanntlich die Zeche erst später in Würzburg gemacht, wo die Bauern von den Reisigen des Bischofs zersprengt und erschlagen wurden, der Pauker aber verbrannt und seine Asche in den Main gestreut.

Auch heuer, wo der Wein wieder so gut gerathen ist, strömte in der zweiten Oktoberwoche eine große Menschenfluth das stille Thal der untern Tauber hinab, aber nicht nach Riklashausen, sondern nach Wertheim zu einem landwirthschaftlichen Feste des

„Taubergaues." (Man liebt gegenwärtig in Süddeutschland allerlei neue Gaunamen zu machen, und wir lasen unlängst sogar von einem „Pfalzgaue!" Allein der Taubergau ist ächt, wenn er auch zur Gauzeit weiter gieng, als der neue, vorzugsweise im badischen Tauberland wieder aufgefrischte Name trägt.) Das Fest soll äußerst fröhlich und gelungen gewesen sein, und man pries besonders die anmuthige und lehrreiche Vorführung der Bodenprodukte und der Betriebsamkeit des Thales auf den malerisch geschmückten Festwagen.

Vom Schicksal vorbestimmt zum nationalökonomischen Romantiker, kam ich auch hier unverschuldet um einen Tag zu spät, und sah also nur die Trümmer des Festes. In Dertingen (zwischen Wertheim und Würzburg) stand ein Festwagen, abgeladen bis auf einen Kranz fruchtbehangener Rebstöcke, welche wie zu einem Weinberg hinaufgepflanzt waren. Neben einem Spruch vom Segen des Fleißes trug er die Aufschrift: „Gott gibt alles der Betriebsamkeit." Das ist ein Zeichen der Zeit. Und bei Reicholzheim hatte ich Tages zuvor einen andern solchen Wagen gesehen: er lag umgestürzt im Graben, die Kränze zerrissen, der Schmuck und Aufbau von Werbacher Bruchsteinen umhergestreut. Der Fuhrmann mit verbundenem Kopfe trieb vergebens vier Pferde an, um ihn wieder empor zu heben, und ein Festgenosse oder zwei hatten bei dem Sturze den jähen Tod gefunden. Die Aufschrift „Festwagen," welche aus den Trümmern weithin lesbar hoch aufragte, machte einen schaurigen Eindruck. Ein achtzehnjähriger wandernder Schneidergeselle stand bei der Gruppe und hielt eine Standrede: wie ungewiß der Ausgang aller irdischen Lust, wie gewiß aber der Tod sey. Während so der Jüngste im Tone der bekannten Gesellenvereine predigte, halfen die ältern Leute dem Fuhrmann bei seinen Pferden. Das ist auch ein Zeichen der Zeit.

In Wertheim gewahrte man überall die Spuren der kaum verklungenen Herrlichkeit, und eine Stadt kann ebenso gut übernächtig aussehen und Katzenjammer haben, wie ein einzelner Sterblicher.

Aber darin zeigte sich Wertheim heute im hellsten Licht einer Rhein- oder Main- und Weinstadt, daß ein neues Fest, und zwar ein Fest der Arbeit, die Abspannung des gestrigen Festes niederschlug. Gestern galt es dem Tauberthal und heute dem Main. Die besten Wertheimer Weinberge liegen am jenseitigen Mainufer. Und von da drüben schallten jetzt die Freudenschüsse und die Jubelrufe der Winzer. Es war Weinlese. Große Mainschiffe, die bei dem niedern Wasserstand jetzt Ferien hatten, fuhren herüber und hinüber, als seyen es kleine Nachen, mit Menschen, Fässern, Butten und Tragkufen bis zum Rande belastet.

Das bunteste wimmelnde Leben entfaltete sich abends jedoch auf der Tauber. Sonst nicht schiffbar, bildet sie bei der Mündung einen Hafen für die Mainschiffe. Und gerade dieser Mündungswinkel ist so wunderschön! Die schwarze überdachte Holzbrücke der Tauber im Vordergrund, die Taubervorstadt mit ihrer neuen Kirche zur Rechten, die Mainstadt mit den Hafenthürmen, mit ihrer alten gothischen Kirche und den großartigen Trümmern des Bergschlosses in der Mitte, die jenseitige Vorstadt Kreuzwertheim zur Linken — das alles gibt ein Gesammtbild von solcher Fülle und Pracht des malerischen Aufbaues, daß man es wohl, wie schon Viele gethan, mit Heidelberg vergleichen darf.

Und gerade an diesem reizenden Punkt sammelten sich die meisten weinbeladenen Schiffe und landeten am Tauberufer, wo der Most aus den Butten in die Fässer gefüllt auf Wagen oder auf Tragkufen geschafft und hüben und drüben durch die geschäftig wimmelnde Menge zur Stadt gefahren wurde.

Das war mein letzter Blick auf die Tauber. Der letzte Eindruck war reiches, frohes Arbeitsleben inmitten einer ewig jugendschönen Natur und alter Denkmale und Trümmer versunkener Menschengeschlechter. Westwärts, wo der Main zum Rheine zieht, verglühte die Sonne, und nach einem Gang von der Frankenhöhe durchs Tauberthal herab ist Wertheim bereits eine Weissagung auf den Rhein.

IV.

Bauernland mit Bürgerrechten.

(1864.)

Erstes Kapitel.

Der Name und die Landesfreiheiten des Rheingaues.

Die alten Gaunamen sind am Oberrhein, wie überhaupt in Schwaben und Allemannien, noch vielfach gangbar geblieben bis auf diesen Tag, obgleich das Gedächtniß der alten Gauverfassung längst im Volksbewußtseyn erloschen ist. Am fränkischen Mittelrheine dagegen gibt es nur noch einen Gaunamen: der Rheingau, mundartlich „das Ringa."

Allein wenn wir hier auch noch das alte Wort besitzen, so bezeichnet es doch keineswegs mehr die alte Sache. Was wir heute Rheingau nennen — die Uferlandschaft des Rheines von Walluf bis Lorch mit einem Stücke bergigen und waldigen Hinterlandes — ist lediglich ein Bruchtheil vom westlichen Gränzgebiete des alten Rheingaues. Der Name zog sich schrittweise auf einen immer engeren Raum zurück. Die Geschichte dieser steigenden Beschränkung im Sprachgebrauche führt uns aber geradenweges in die Verfassungs- und Rechtsgeschichte jenes Gränzwinkels, dem zuletzt der Name blieb; und da ich es mir zur Aufgabe gestellt habe, den Zusammenhang der socialen und wirthschaftlichen Entwickelung des Rheingaus mit seinen alten Rechten und Freiheiten zu schildern, so kann ich schon bei dem Namen, welchen der Rheingauer immer mit besonderem Stolze führte und noch führt, den ersten Nachweis dieses Zusammenhanges beginnen.

Der uralte Rheingau erstreckte sich auf dem rechten Ufer des Stromes vom Lobdengaue bis zum Einrich, d. h. von Weinheim an der Bergstraße bis unterhalb Lorch. Der Main gliederte ihn in einen oberen und niederen Gau, die unter besonderen Grafen standen. Der niedere Gau aber theilte sich, vermuthlich später, wiederum in einen oberen und unteren Theil, die Königshundrete (urkundlich zuerst 820 erwähnt) und den Rheingau im engeren Sinne, der schon in den ältesten Urkunden (seit 779) schlechthin „Rinegowe," pagus Rinensis, genannt wird.*) Die Waldaffe, ein Bach, welcher nach nord-südlichem Laufe bei Walluff in den Rhein mündet, schied den letztbezeichneten Rheingau von der Königshundrete. Dieser westliche Niederrheingau erscheint aber später, da er als geschlossenes Ganze zum Mainzer Erzstifte gehörte, abermals in einen Ober- und Niederrheingau getheilt (983), für welche der Elsbach bei Oestrich die Scheidelinie bildete.

Alle diese Namen und Eintheilungen sind erloschen und vom Volke vergessen bis auf jenen westlichen Niederrheingau, den es auch heute noch, wie vor tausend Jahren, schlechthin Rheingau nennt und, wie zur Zeit der Ottonen, in einen oberen und unteren Gau gliedert. Ja es sind hier die alten Gaugränzen jetzt, wo sie keine politische Geltung mehr haben, dennoch Gränzlinien in einem tieferen Sinne geblieben, Gränzlinien des Volkscharakters. Denn der Rheingau ist nicht bloß ein besonderes Land, er herbergt auch besondere Leute.

Die auszeichnende Physiognomie des Rheingauers läßt sich aber in ihren historischen Motiven wiederum nicht auf die Zeit der uralten Gauverfassung zurückführen, sie beginnt nachweislich vielmehr erst da, wo diese aufgelöst und in der neuen Ordnung der Landesfreiheit untergegangen ist. Erst als es keine Gaue mehr gab, erwuchsen die rechten Rheingauer.

*) Das Nähere bei H. Bär, Beitr. zur Mainzer Gesch. II, 1 ff.; bei Bodmann Rheing. Alterthümer I, 40 ff., und in Vogels Beschreib. des Herz. Nassau S. 161.

Ein vergleichender Blick auf die Bewohner der angränzenden
igshundrete wird dies deutlich machen. Dieser Gau Kunin-
ntre erscheint im neunten Jahrhundert in einem weit helleren
glänzenderen Lichte als der Rheingau. Seine Grafen wal-
n höchst wahrscheinlich zugleich im rheingauer Land, welches
e eigenen Grafen aufweisen kann. Zu Biebrich in der Königs-
brete stand die alte Königsburg, von wo sich noch Ludwig
Deutsche 874*) nach Aachen einschiffte, in Wiesbaden eine
serliche Pfalz, königliche Villen waren über den ganzen Gau
streut (in Biebrich, Mosbach, Dotzheim, Schierstein, Massen-
m, Nordenstatt). Eine Anzahl sehr alter Urkunden gibt uns
nke über die ebenso reiche als frühe Besiedelung und Cultur
es gesegneten Gaues, der ohnedies in der unmittelbaren
he von Mainz und Frankfurt günstiger gelegen war als der
nals sicher viel minder angebaute, in seinen westlichen und
dlichen Gränzbezirken noch sehr unwegsame Rheingau. Auf-
lend arm an alten Urkunden ist dagegen unser Rhein-
u, und wir sind über seine Culturzustände vom 8. bis 10.
hrhundert großentheils auf Muthmaßungen angewiesen, wäh-
d sich mit dem Ende des 10. Jahrhunderts dann allerdings
Schatz beglaubigter Nachrichten um so reicher erschließt, so
ß wir von den weiteren mittelaltrigen Entwicklungen des
ues genaueres wissen als von irgend einer benachbarten
ndschaft.

Ein Zeugniß für jenen früheren Urkundenmangel gibt der
treit über den Ursprung des Rheingauer Weinbaues. Denn
einer Zeit, wo man im Lahngau, im Niddagau und in der
nigeshundrete nachweislich schon Wein baute (Ende des 8. und
fang des 9. Jahrhunderts), wissen wir vom mittelaltrigen
eingauer Weinbau nur erst durch die Volkssage, welche Karl
n Großen bei Rüdesheim Reben pflanzen läßt und das
mische Weinlager Winkel (vini cella) als einen Weinkeller des

*) Ann. Fuld. a. h. a.

großen Frankenkoniges darstellt. Der urkundliche Nachweis des Rheingauer Weinbaues reicht nicht über 832 und 864 hinauf.*) Andererseits wissen wir bestimmt, daß ein großer Theil des Rüdesheimer Berges und der ganze Johannisberg und Steinberg noch wüste lag bis ins 11. und 12. Jahrhundert, während man in den schlechtesten Lagen der Nachbargaue, wo jetzt kein Mensch mehr Wein sucht, seit Jahrhunderten schon Trauben kelterte. Der gelehrte Eberbacher Mönch Hermann Bär hat schon vor siebenzig Jahren den früheren Urkundenmangel des Rheingaues als etwas Auffallendes erörtert und schreibt ihn der späten Stiftung der rheingauischen Klöster zu. Das ist wohl richtig; allein die Klöster mit welchen nachgehends der Rheingau so überreich gesegnet war, würden wohl auch theilweise schon vor dem 11. und 12. Jahrhundert gestiftet worden seyn, wenn das Land damals schon seine Culturfähigkeit so glänzend erwiesen und jene politische Anziehungskraft geübt hätte, durch welche es nach der alten Gauzeit colonisatorische Einwanderung der mannichfachsten Art herbeilockte.

Mit dem Ausgang des zehnten Jahrhunderts wird die Stellung des Rheingaues zur Kunigeshundrete eine ganz neue: er wächst dem früher begünstigteren Brudergaue äußerst rasch über den Kopf. Das zeigt sich in folgenden Hauptpunkten: Der Rheingau bleibt ein selbständiges, politisch eigenartiges Ganze unter der Landeshoheit des Erzstiftes Mainz; die Kunigeshundrete wird zerstückt zwischen den Grafen von Nassau und den Dynasten von Eppstein. Der Rheingau behauptet nicht bloß die alte Freiheit seiner Bewohner, sondern er festigt und entwickelt sie auch in einer neuen Form, er gewinnt nahezu städtebürgerliche Rechte und überragt dadurch alle Nachbarlandschaften.**)

*) Vergl. Bodmann I, 102 und 109; Bär, diplom. Nachricht. von der natürl. Beschaff. des Rhng. 21, 51 und 57; Vogel a. a. O. S. 400.

**) Der Rheingau hatte eine vielfach bevorzugte Sonderstellung unter den mainzischen Territorien. Die wichtigsten Rechte und Freiheiten be-

Auf Grund dieser höchst originellen Zustände eines Gaues, der gleichsam *eine große, in Dörfern zerstreute Stadt bildet*, erwächst dann aber auch städtische Betriebsamkeit im Landbau, städtischer Güterwechsel, überhaupt ein wirthschaftlicher und socialer Mischcharakter, in welchem der mittelalterlich bürgerliche Zug den bäuerlichen stark zurückdrängt. Die Kunigeshundrete dagegen bleibt ächtes Bauernland bis zu den territorialen Umwälzungen der Neuzeit. Das zeigt sich heute noch deutlich in den sonst so nahe verwandten Gränzdörfern rechts und links der Waldaffe. Auch in der nachgerade politisch wichtigsten Stadt der Kunigeshundrete, in Wiesbaden, waren die Bürger Bauern bis zum neunzehnten Jahrhundert, wie schon ein altes Sprüchwort bezeugt: „wenn alle Wiesbadener Bauern in den Acker gehen, so ist kein Bürger mehr zu Hause." In den gefreiten Dörfern des Rheingaues dagegen waren die Bauern Bürger. In unserer Zeit ist freilich die alte Kuniges-

standen in der äußern Abschließung des Gaues, eigener Landesverfassung und eigenem Landrechte, persönlicher Freiheit der Bewohner, Freiheit des Ein- und Auszuges, ferner in der Autonomie, welche der Gau auf seinen Landtagen übte, in eigenem Schutz- und Vertheidigungsrechte, eigener Land- und Dorfpolizei ꝛc. Das Land behauptete also im wesentlichen den Standpunkt einer landesherrlichen Stadt des Mittelalters. Als Quelle der überlieferten Freiheiten, Herkommen und Bräuche erschien das im Jahre 1324 niedergeschriebene Landweisthum, dessen Alter — abgesehen von dieser Aufzeichnung — nach Bodmann's Ansicht bis in's zwölfte Jahrhundert zurückgeht. Eine der ältesten Abschriften hat Bodmann benützt, sie ist aber inzwischen verloren gegangen. Eine 1643 verfaßte Zusammenstellung des Landesherkommens gewann unter dem Titel des „Rheingauer Landbrauches" amtliche Geltung, die aber im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts schon angefochten und 1755 durch das kurmainzische Landrecht völlig beseitigt wurde. Schon das sechszehnte Jahrhundert hatte die Autonomie des Rheingaues, welche er auf seinen Land- und Gerichtstagen übte, gebrochen. Die volle Landesfreiheit, auf welche in diesem Aufsatze so vielfach Bezug genommen, gehört also dem Mittelalter und fällt in ihrer selbständigen Entwickelung (vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert) mit der eigenthümlichsten Culturblüthe des Landes zusammen.

hundrete dem Rheingau nachgewachsen und zum Theil ihrerseits wieder über den Kopf gewachsen, und dennoch sind die alten unterscheidenden Charakterzüge in dem Typus des gemeinen Mannes noch lange nicht verwischt.

Ein so bevorzugtes Land wie der mainzische Rheingau suchte aber nach mittelalterlicher Art sich möglichst enge in sich selber abzuschließen. Daher die bezeichnende Erscheinung, daß man im dreizehnten Jahrhunderte den Begriff des Rheingaues vorübergehend noch einmal verengerte, und nur die unmittelbar am Rheinufer gelegenen Ortschaften (Rheinflecken) unter demselben verstand. Allein dieser Rheingau im allerengsten Sinne hatte keinen langen Bestand; bei der wachsenden Volksmasse stiegen die Dörfer auf den Vorhöhen des Gebirges (die Waldflecken) zu so großer wirthschaftlicher Bedeutung empor, daß aus der Gleichartigkeit der Interessen auch gleiche Ansprüche auf Rechte und Nutzungen entsprangen und gewährt wurden.*)

Selbst die spätere administrative Abgränzung eines mainzischen „Amtes Rheingau" vermochte dem alten Begriffe des „Landes Rheingau" nichts anzuhaben. Das „Amt" war seltsamerweise größer als das „Land;" allein mit der Auflösung der Mainzer Herrschaft, verfiel auch das Amt sofort der Geschichte, während das Land ethnographisch und volksthümlich auch unter der neuen nassauischen Hoheit Bestand behielt.

Für den gleichsam persönlichen Sprachgebrauch des „Landes Rheingau" gibt es merkwürdige urkundliche Belege. Als im Jahre 1347 drei Edelleute von den Rheingauern bei Kiederich gefangen worden waren, verschreiben sie sich dem Erzbischofe Heinrich III. von Mainz und sagen in dem Briefe: „als uns sine Lant daz Ringauwe zu Kederich gevangen hatte."**) Wie hier „das Land" gefangen nimmt, so schenkte schon im zwölften Jahrhundert das Land Rheingau den Grund und Boden (aus seinem gemeinsamen Waldbesitz) zur Fundirung des Klosters

*) S. Bär, dipl. Nachr. II, 15 f.

**) Der ganze Brief bei Schunk, Beitr. z. mainz. Gesch. 2, 109.

Eberbach; dies bezeugt Erzbischof Adalbert I. in der Stiftungsurkunde mit besonderem Ausdrucke: „ipsum monasterii fundum, qui ab incolis provincie ipsius oblatus est Deo meo consensu.“*) Und noch im achtzehnten Jahrhunderte führte das Dorf Gladbach einen Prozeß mit dem „Lande Rheingau“ wegen eines streitigen Grundstückes.

Wo aber der Name einer Landschaft so bestimmt und dauernd vom Volke selber festgehalten wird, da muß er von ihm wohl auch mit besonderem Stolze und als ein Ehrenname genannt werden. Dieses geschah und geschieht von dem Rheingauer. Mit geringschätzendem Seitenblick dagegen bezeichnet er von Alters her seine nördlichen Nachbarn als „Ueberhöher,“ die „Lude ober Höe,“ wie sie schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts heißen. Der Rheingauer und der Ueberhöher ist ein ganz ähnlicher Gegensatz wie Marschvolk und Geestvolk im deutschen Norden; in beiden bekundet sich die Ueberlegenheit eines reicheren, gebildeteren und vormals freieren Volkes über ein ärmeres und unfreieres. In den deutschen Mittelgebirgen kommt der Fall öfters vor, daß die Bewohner den volksthümlichen Namen ihrer Gebirgsgegend nicht gerne hören und überhaupt nicht zum eigentlichen Gebirg zählen wollen; es fragt sich, ob diese Scheu vor dem Namen der Heimath und die Furcht, daß der Fremde einen geringen oder spöttischen Begriff damit verbinde, nicht viel öfter auf alte politische Abhängigkeitsverhältnisse als auf die rauhe Natur der minder wirthlichen Striche zurückzuführen ist.

*) Guden. Cod. dipl. I, 94, nach der Textberichtigung von Bär, Gesch. d. Abtei Eberb. I, 573.

Zweites Kapitel

Abschließung des Gaues nach Außen; Mangel eines Mittelpunktes im Innern.

Ein Gau, der sich wie eine Stadt entwickelte, mußte im Mittelalter wohl auch stadtmäßig feste Gränzen, er mußte Wall und Mauer haben. Diese besaß der Rheingau. Im Süden und Westen war er durch den Rhein, im Norden durch die undurchdringliche Schutzhege des Landgebückes, im Osten durch eine mit demselben verbundene Kette von Festungswerken begränzt und abgeschlossen. Diese Gränzwehr hatte aber nicht bloß rechtliche und strategische, sondern auch wirthschaftliche Bedeutung. Namentlich trug die feste Nord- und Westgränze nicht wenig bei, die Form einer über den ganzen Gau zerstreuten städtischen Besiedelung dauernd zu sichern.

Das oft beschriebene Landgebück, ein 50 Schritt breiter, in sich verwachsener Waldhag, würde wohl kaum genügenden Schutz verliehen haben, wenn es nicht rechts und links von zusammenhängenden dichten Waldungen umgeben und nur auf wenigen Punkten von Pforten und Straßen durchbrochen gewesen wäre. Um diese ganze, über vier Stunden lange Landwehr fest zu bewahren, mußte daher die landwirthschaftliche Ansiedelung wie der Verkehr hier möglichst ferne gehalten werden. Nur ein einziger Hof, der Mapperhof, lag auf rheingauischer Seite im Waldbezirk, galt aber auch im späteren Mittelalter als der Sicherheit

nachtheilig, so daß ihn die Landschaft gerne wieder beseitigt hätte, und nur ein einziges kleines Dorf, Stephanshausen, welches aber, wie Bodmann sich ausdrückt, von den Rheingauern nur „pfahlbürgermäßig und als Beisasse“ behandelt wurde und nur von einer sehr unbedeutenden Flur geklärten Landes umgeben war.

Hierdurch erhalten wir das auffallende Bild eines Gaues, der zur Hälfte ein zusammenhängender, von der Cultur kaum berührter Markwald ist, zur andern Hälfte ein fast gartenmäßig angebauter Landstrich, die Nordhälfte selbst heute nur von ein paar Hundert Menschen bewohnt, die Südhälfte seit sieben Jahrhunderten eine der dichtest bevölkerten Gegenden Deutschlands. Selbstverständlich waren diese schroffen Gegensätze zuerst in dem natürlichen Unterschiede eines milden, hügeligen, vom Strome bespülten Vorlandes und eines rauheren, bergigen und abgelegneren Hinterlandes vorbedingt. Allein sie würden sich nicht dauernd in solchem Extrem behauptet haben, wenn das hintere Waldland nicht Gemeineigenthum theils des Gaues, theils der vorderen Gemeinden geblieben wäre, und dieser Gemeinbesitz wiederum würde schwerlich durch so viele Jahrhunderte unberührt und unzertheilt geblieben seyn, wenn ihn die Rheingauer nicht als eine natürliche Schutzwehr des Landes heilig gehalten hätten.

Es liegt nun aber die Frage nahe, warum eine so starke, am Rhein zusammengedrängte Bevölkerung, ausgerüstet mit städtischen Freiheiten und durch den Weinbau zum Handel getrieben, nicht zu einer größeren Stadt sich concentrirt habe? Allein, wenn die feste Nordgränze zu eng geschlossener Ansiedelung zwang, so trieb die feste Westgränze im Gegentheil wiederum die Ortschaften auseinander. Das mittlere Ergebniß war dann eben ein städtisches Land, keine Stadt.

Im Westen, von Rüdesheim bis unterhalb Lorch bildete nämlich der Rhein die Gränze; die Uferlinie war aber nicht wie an der Südseite des Gaues durch eine Kette ummauerter Flecken gefestigt, sondern durch die Unzugänglichkeit des Ufers und den gefährlichen Strompaß des Binger Lochs. Heutzutage führt

freilich eine Fahrstraße und ein Schienenweg längs der steil zum Rhein abfallenden Felsberge; im Mittelalter war es nur ein schmaler Pfad, der an manchen Stellen selbst für den Fußgänger nicht gefahrlos gewesen seyn soll, und das Binger Loch konnte nur mit kleineren Fahrzeugen durchschifft werden. Es lag im Interesse der Landessicherheit, den also zu Land und Wasser höchst beengten Weg nicht breiter zu öffnen. Hierdurch war Lorch mit seinem uralten Weinbau und seinem Hafen von dem übrigen Rheingau abgeschnitten. Da aber der Ort nicht bloß eine stattliche Bürgerschaft sondern auch einen zahlreichen Adel besaß, so entsprach es ganz mittelalteriger Art, daß sich solche innere und äußere Selbständigkeit auch politisch kundgab und zwar in einem eigenen Lorcher Landrecht und einem eigenen Centgerichte. Lorch trug seinen Schwerpunkt in sich, und es hätte eine Stadt werden können, wohl gar der wichtigste Stapelplatz des Rheingauer Weinhandels, wenn nicht eben jene den Weg sperrende feste Westgränze gewesen wäre. Das verhält sich folgendergestalt:

Der Hauptzug des Rheingauer Weinhandels im Mittelalter gieng stromabwärts. Da aber größere Schiffe damals das Binger Loch noch nicht passiren konnten, so mußten die für die Production wie für den Marktverkehr gleich wichtigen großen Rheinorte von Eltville bis Rüdesheim ihre Waare auf kleinen Fahrzeugen durch jenen berüchtigten Strompaß führen, um sie erst jenseits auf eigentliche Handelsschiffe verladen zu lassen. Dies geschah in der Regel zu Bacharach, weßhalb man denn auch im Norden den Rheingauer Wein oft schlechthin Bacharacher nannte. Also lag der entscheidende Stapelplatz der Rheingauer Weine außer Landes und im Gau selber bildete sich kein centralisirender großer Hafen des Weinverkehrs. Im Gegentheil führte jene eigenthümliche Form des Wassertransportes zur Entwickelung einer neuen halbstädtischen Größe neben den bereits bestehenden, nämlich Rüdesheims, welches die Steuerleute und die gesuchtesten Schiffer zu der Fahrt durch's Binger Loch stellte, aber dann auch

wieder nur als Lotsen- oder Schifferstation, nicht als Hafenplatz wichtig werden konnte. Allein da man nun doch die Rheingauer Weine unter allen Umständen umladen mußte und den Strompaß mit Recht fürchtete, so liegt beim Anblick der heutigen Straßen der Gedanke nahe, daß es ja weit vortheilhafter gewesen sey, die Waare den kurzen Landweg längs des Rheines nach Lorch zu führen; das Binger Loch war dann umgangen, man konnte in Lorch große Schiffe befrachten und hatte den Stapelplatz im eigenen Lande; Lorch würde eine erdrückende Nebenbuhlerin für Bacharach, es würde die Handelsstadt des Rheingaues geworden seyn. So urtheilen wir heute. Der mittelaltrige Rheingauer hingegen schlug ohne Zweifel die festungsartige Abschließung seines Landes weit höher an, als derlei wirthschaftliche Vortheile. Von Rüdesheim nach Lorch einen breiten Weg durch die Felsen längs des Rheines zu brechen wäre für ihn nichts anderes gewesen, als wenn man damals einer Stadt zugemuthet hätte, ihre Mauern niederzureißen, damit Handel und Gewerbe sich freier bewegen könne.

Es sind aber nicht bloß die festen Gaugränzen, welche das Volk an den Rhein zusammendrängten, und doch andererseits auch wieder die langgestreckte Kette der Rheinflecken ohne Centralisation auseinanderzogen. Viele andern Gründe wirkten gleichfalls dahin, den Gau als Stadt zu bewahren, nicht aber eine dominirende Stadt im Gau aufkommen zu lassen.

Eltville war mit Stadtrechten ausgezeichnet, die einzige Stadt des Gaues, politisch die Hauptstadt und im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zugleich Residenz der Mainzer Erzbischöfe. Trotzdem hat diese Stadt die größeren Flecken des Gaues an Volkszahl wie an wirthschäftlicher und socialer Bedeutung niemals erheblich überragt, ja sie ist zeitweilig hinter einzelnen derselben zurückgeblieben. Da der ganze Gau nahezu städtische Freiheiten genoß, so war die Hauptstadt eben nur eine Stadt in der Stadt, mehr nur im Titel als in der Sache unterschieden. Auch die Bewohner der übrigen Orte des Rheingaues

nannten sich „Bürger,*) namentlich seit Eltville durch Ludwig den Bayern 1332 die Freiheiten der Stadt Frankfurt erhalten hatte, und bezeichneten ihre Dörfer als „Flecken," die sie befestigten; nur vier kleine Dörfchen werden wirklich Dörfer genannt. Das Dorf war in diesem Lande die Ausnahme, ebenso die Stadt, der Flecken dagegen die Regel. Ein Flecken ist aber ein halbwüchsiges Mittelding zwischen Dorf und Stadt, genau wie der Rheingau als Ganzes ein solches Mittelding war.

Das mainzische Hoflager in der Hauptstadt Eltville konnte aus ähnlichem Grunde nicht centralisirend wirken, wie die Stadt, weil nämlich gleichsam das ganze Land ein großes Hoflager war. Die Erzbischöfe besaßen neben der Eltviller Burg noch den Scharfenstein, Ehrenfels und Rheinberg. Hierzu kamen aber fast in jedem Flecken Burgen des niederen Adels; ich finde im Ganzen 20 rheingauische Burgen aufgezeichnet, die sämmtlich auf einem Flächenraum von beiläufig 2 Quadratmeilen zusammengedrängt standen.

Bemerkenswerth ist dabei, daß die allermeisten Burgen des Adels in, nicht außer und über den Flecken lagen, gleichsam als Patrizierhäuser in der großen Gesammtstadt des Landes, weßhalb denn auch die alten burglichen Baue später größtentheils von den bürgerlichen Bauten aufgezehrt wurden und der Rheingau heutzutage gar nicht mehr so auffallend burgenreich erscheint.

Weit zahlreicher noch als die Burgen waren aber die Adelsgeschlechter, welche im Mittelalter im Rheingau theils angesessen theils bloß begütert waren; Bodmann zählt ihrer nicht weniger als 58 auf. Politisch vermochten sie die Bürger nicht zu beugen, und es scheint vielmehr als ob die städtische Beweglichkeit des rheingauischen Grundbesitzes den Adelsfamilien verderblich gewesen wäre. Denn die alten Dynastenhäuser des Gaues verschwinden frühzeitig unter dem niederen

*) Bodmann I, 125.

Adel und dieser wiederum sinkt mit dem Ausgange des Mittelalters auf eine immer mäßigere Zahl herab, ja von den vielen ächt rheingauischen Geschlechtern hat nur ein einziges — die Greifenklau von Vollrads — das neunzehnte Jahrhundert erlebt. Wirthschaftlich aber übte die große Schaar fremder adeliger Grundbesitzer im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sicher einen bedeutenden Einfluß auf das Land, und wäre es auch nur negativ gewesen, indem sie das Aufkommen eines abgeschlossenen Bauernthumes ebensosehr hinderte wie die Concentrirung städtischen Wesens und städtischer Betriebsamkeit.

Es waren aber nicht bloß viele fremde Adelsfamilien, sondern auch Mainzer Bürgergeschlechter im Rheingaue ansehnlich begütert, und wie wir heutzutage eine Menge fremder reicher Leute im Besitze von Grundstücken, Schlössern und Landhäusern am Rheine finden, so stand es im Rheingau auch schon vor fünf- bis sechshundert Jahren. Das ist aber im Mittelalter eine weit auffallendere und folgenreichere Thatsache als in unserer Zeit und sie führt uns zu einem weiteren charakteristischen Gegenzuge in dem mittelaltrigen Zustande des Landes, der sich in dem Satze ausspricht, daß der Gau gegen das Nachbarland auf's strengste und wie mit einer großen Stadtmauer abgeschlossen war, im Inneren aber wimmelte es von fremden Elementen.

Zu alledem kommt dann endlich noch eine höchst ausgedehnte und einflußreiche geistliche Bevölkerung. Die Zahl der Klöster wuchs allmählich auf zwölfe. Schon Pater Bär bemerkte: „Kaum wird man in einem andern so eingeschränkten Bezirke, die großen Städte ausgenommen, solche Klösterzahl finden.“ Unter diesen vielen Klöstern gab es allerdings ein Hauptkloster, einen ganz entschiedenen Mittelpunkt klösterlicher Cultur, die Cisterzienserabtei Eberbach. Allein Eberbach entstand und blühte erst zu einer Zeit, wo das Ordenswesen freilich mächtiger und breiter sich auswuchs als je zuvor, wo aber die Klöster schon keineswegs mehr die fast ausschließenden Herde höherer Gesittung waren. Gerade in der Zeit, wo Klöster wie Fulda, St. Gallen,

Corvey u. A. die wahren geistigen Hauptstädte ganzer Länder seyn konnten, d. h. in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, besaß der Rheingau gar kein Kloster und erst seit 1050 die unbedeutenden Anfänge von Eberbach und Bischofsberg (Johannisberg). Eberbach's Blüthe und Macht gehört der zweiten Hälfte des zwölften, dann dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte an; damals wetteiferte aber bereits die selbständige weltliche Bildung des Ritterthums und dann der Städte mit der klösterlichen. So geschah es, daß Eberbach eine durch Klosterzucht, reichen Grundbesitz, tüchtige Wirthschaft und Gelehrsamkeit weit berühmte Abtei werden konnte, ohne daß der Rheingau durch dieses sein Hauptkloster zu geeinigter städtischer Bildung und eigenartiger, schöpferisch maßgebender Geistescultur emporgehoben worden wäre. Eberbach, für die Localgeschichte so äußerst wichtig, gehört nur auf einem Punkte der deutschen Culturgeschichte an, nämlich durch seine landwirthschaftlichen Reformen. Durch sein Landrecht wurde der Rheingau zu einer großen Stadt, durch das berühmte Kloster aber wurden die Bürger nicht Städter, sondern gegentheils erst rechte Musterbauern.

So finden wir überall den Gegenzug der das Land städtisch, die Bürger aber wieder bäuerlich machte. Und fassen wir die bisher gewonnenen Resultate zur Ueberschau noch einmal in statistischer Kürze zusammen, so erhalten wir folgendes Bild, welches gewiß im ganzen Reiche seines Gleichen nicht fand:

Ein fest begränztes, stadtmäßig beschlossenes Land von beiläufig 4 Quadratmeilen Flächengehalt, die Nordhälfte fast culturloser Waldboden, die Südhälfte höchstcultivirt und dicht bevölkert. Nach einer Schätzung von 1525 hatte der Gau gegen 15,000 Einwohner (jetzt wohl an 25,000), welche fast durchaus auf jene 2 Quadrat-Meilen zusammengedrängt waren, und die mittelaltrige Volkszahl dieses Striches würde auch heute noch als eine sehr dichte gelten. Das Volk siedelte in einer Stadt, 19 nahezu städtischen Flecken und 4 Dörfern. Neben und in den Ortschaften aber erhoben sich 20 Burgen, gegen 60, theils fremde

theils einheimische Adelsgeschlechter waren auf dem engen Raume begütert und obendrein hatten noch 12 Klöster — wenn auch nicht alle gleichzeitig — auf demselben Striche Raum und theilweise reichen Besitz gefunden. Endlich dürfen wir dann auch den Weltklerus nicht vergessen, von dessen Kopfzahl uns die Notiz einen ungefähren Begriff gibt, daß die Pfarrkirche zu Lorch allein im Jahre 1390 23 mit selbständigen Beneficien ausgestattete Geistliche zählte.*) Gewiß ein so dichtes und buntes Gemisch der socialen Gruppen und der Interessen, wie es das Mittelalter sonst nur in den Städten, nicht aber auf dem Lande kennt.

Allein selbst diese Gruppen werden noch einmal gekreuzt nach Maßgabe der verschiedenen Rechtsverhältnisse, in welchen Adel und Klerus standen gegenüber den Bürgern, die Eingesessenen gegenüber den Forensen, die Stadt gegenüber den Flecken, die zwei unfreien Dörfer (Presberg und Stephanshausen) gegenüber den freien Ortschaften und weiter die sogenannten „Mutterorte" des Gaues, welche in Sachen der Markverfassung Sitz und Stimme im Haingericht hatten, gegenüber den Töchterorten, die nur durch jene vertreten waren und den Waldflecken ohne Stimmrecht, endlich aber die Ortschaften im Genusse von „Meinderecht" und Markrecht gegenüber jenen beisassenartigen Orten, welche bloß Meinderecht besaßen.

*) Würdtwein Dioec. Mogun, VI, 200.

Drittes Kapitel.

Wandelbarkeit der Ortschaften.

Lage und Namen der Dörfer, Gemarkungsgränzen und Flureintheilung gehören zu den festesten und ältesten Alterthümern deutschen Culturlebens, und man hat darum diese so selten verrückten Grundformen der bäuerlichen Siedelung oft genug als Urkunden für eine Frühzeit benützt, über welche uns unmittelbare Geschichtsquellen fehlen.

Auch hier macht der Rheingau eine Ausnahme von der Regel. Wir finden während der mittelaltrigen Blütheperiode vom zwölften bis sechzehnten Jahrhundert nicht nur einen auffallend häufigen Güterwechsel im Einzelnen — Kauf und Tausch, Arrondirung und Parcellirung im Grundbesitze —, sondern auch die Dörfer selbst mit ihren Fluren scheinen theilweise hineingezogen in diese allgemeine Beweglichkeit. Die vierundzwanzig Ortschaften des alten Rheingaues, deren ich oben gedachte, enthalten in sich und neben sich nicht weniger als vierzehn, welche in historischer Zeit Lage oder Namen gewechselt, oder von andern Orten aufgesogen oder als förmliche Colonien neu gegründet worden sind. Eine so große Beweglichkeit in der Siedelung, eine solche Wanderung der Dörfer auf so engem Raum dürfte in anderen deutschen Gauen schwerlich ihres Gleichen finden.

In dem Berg- und Hügellande nördlich des Rheingaues bis zum Westerwald hinauf finden wir einen Wandel anderer

Art bei den Ortsanlagen, nämlich fast zahllose ausgegangene Dörfer, ausgestorben in Folge der Kümmerlichkeit ihres Daseyns, oder durch Kriegs- und andere äußere Nöthe vom Boden hinweggefegt. Die Ortsveränderungen des Rheingaues sind aber nicht durch Noth und Verwüstung geschaffen worden, sondern gegentheils eine Folge der wirthschaftlichen und politischen Blüthe des Landes. Darum fallen sie auch mit geringen Ausnahmen in die glücklichsten Tage rheingauischen Lebens, in die Jahrhunderte, wo der Gau, fest und wehrhaft, keinen Einbruch eines äußeren Feindes*) fürchtete — elftes bis sechzehntes Jahrhundert. — Ein sehr beträchtlicher Theil jener eingegangenen Dörfer nördlich der Höhe fiel erst dem dreißigjährigen Kriege zum Opfer; der Rheingau hingegen hat selbst durch diesen Krieg, unter welchem er nicht minder wie alles Nachbarland litt, nicht ein einziges Dorf verloren. Die Beweglichkeit in Gut und Siedelung kam hier zum Stillstand, als die alten Rechte und Freiheiten schrittweise illusorisch wurden und die Wirthschaftsblüthe des Gaues im engen Zusammenhange mit dem Verfall des deutschen Städtewesens zu Grunde ging.

Wie in einer Stadt Quartiere, Straßen und Häuser umgebaut werden und Bestimmung und Namen wechseln, so erging es ähnlich manchem rheingauischen Dorfe, und die wirthschaftlich motivirte Beweglichkeit in Grund und Boden, welche sich sogar bis auf die Dörfer erstreckte, zeigt uns den städtischen Charakter des Gaues in besonders scharfem Gepräge.

Die folgenden näheren Nachweise aus der Ortsgeschichte öffnen uns darum zugleich auch einen Blick in die rheingauische Wirthschaftsgeschichte.

Zwei Ortschaften sind geradezu gewandert und wählten sich eine neue Lage: Walluff und Rauenthal. Das erstere lag

*) Der Rheingau durfte sich im Mittelalter jenen Städten vergleichen, die man „jungfräuliche" nannte, weil noch kein Feind siegreich zu ihren Thoren eingezogen war. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach machte diesem Ruhme im Jahre 1552 ein Ende.

noch im zehnten Jahrhunderte rechts und seitab der Waldaffe, also in der Königshundrete, zog sich dann allmählich zum Bache und über denselben, es wanderte ein in den Rheingau und ließ an seiner ursprünglichen Stätte nur noch das Wahrzeichen einer einsam im Felde gelegenen Kirchenruine. Augenscheinlich führte hier die politische Attractionskraft des gefreiten Gaues das Dorf an und über den Gränzbach. Rauenthal dagegen entstand erst im dreizehnten Jahrhundert als eine Weinbaucolonie und stieg erst nach dem Jahre 1558 aus dem engen und rauheren Thale auf die sonnigere Anhöhe, daher das seltsame Widerspiel, daß das Dorf, welches einen der mildesten Berge krönt, heute „Rauenthal“ heißt.

Ein drittes Dorf in dieser Gegend, Rode, wanderte im fünfzehnten Jahrhundert theils nach Martinsthal, theils nach Wallyff aus; die Gemarkung fiel an Martinsthal, welches seinen Namen in Neudorf verwandelte. Und weil dann geradezu alle Orte an dieser Ostgränze entweder wanderten oder wenigstens den Namen wechselten, so vermuthet man, daß auch die Nonnen des später verschwundenen Klosters Rode nach Tiefenthal ausgewandert seyen.

An Rauenthal als eine Wirthschaftscolonie des Erzstiftes Mainz reihen sich dann noch mehrere solcher Dorfcolonien; Lorchhausen, eine Colonie von Lorch, wurde vermuthlich schon im zwölften Jahrhundert gegründet, um Arbeitskräfte zur Urbarmachung des großen Lorcher Markantheils heranzuziehen, Hallgarten wurden durch Colonisten des Klosters Eberbach beiläufig zur selben Zeit aus einem Hofe in ein Dorf verwandelt, Dorf Johannisberg entstand in dem nämlichen Jahrhunderte als eine Colonie des Klosters Johannisberg. Daß Eibingen eine „durch den erweiterten Güterbau veranlaßte“ Colonie von Rüdesheim gewesen sey, hält Bodmann für wahrscheinlich, und Mittelheim ist eine erst im zwölften Jahrhundert durch die Auswanderung der Mönche von Gottesthal hervorgerufene Dorfcolonie von Winkel.

Von Winkel bis Hattenheim drängt sich die Siedelung am dichtesten zusammen; auf einer Uferlinie von beiläufig einer Stunde Wegs lagen hier sechs Dörfer, welche jetzt in vier concentrirt erscheinen. Eines davon, Klingelmünde, ist ganz verschwunden, ein anderes, Reichardshausen, wurde im zwölften Jahrhundert durch eine förmliche Wirthschaftsoperation der Eberbacher Mönche ausgekauft und ausgetauscht und in einen Klosterhof verwandelt; gegenwärtig ist es ein Schloß.

So theilen sich die Ortschaften des Rheingaues geradezu in Mutterorte und Colonien, ein Ausdruck, der auch den früheren Topographen des Landes bereits geläufig ist, und neben uralten, zum Theil auf die Römerzeit zurückdeutenden Ansiedelungen, steht eine beträchtliche Zahl neuer Orte, die erst dem in Folge der politischen Selbständigkeit des Gaues so hochgesteigerten Colonisationsgeiste des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts ihren Ursprung verdanken. Der Gau hat die Zahl seiner Dörfer damals etwa um ein Drittel vermehrt, woraus wir auch einen Schluß auf die rasche Zunahme der Bevölkerung ziehen können, und aus den Freiheiten und Rechten erwuchs nicht nur ein neuer Volkscharakter und ein neues Wirthschaftsleben, sondern auch eine neue Landkarte.

Bei dieser neuen Karte darf dann auch wohl noch des auffallenden Wechsels der Ortsnamen gedacht werden, als eines Zeugnisses für den neugestaltenden Geist, der in die freien Rheingauer gefahren war. Martinsthal wurde in Neudorf verwandelt, Klingelmünde in St. Bartholomä, Bischofsberg in Johannisberg, Hausen in Aulenhausen und das Kloster Aulenhausen in Marienhausen, aus Neuenhaus entstand die Karthause Petersthal und aus Düppenhausen das Kloster Marienthal.

Höchst planvoll wurde die Colonisation des Landes im zwölften Jahrhundert von den Eberbacher Mönchen betrieben. Sie gründeten neue Höfe nicht bloß um wüstes Land anzuroden, sondern auch um ihre zerstreuten Besitzungen aus den Dörfern und Dorfgemarkungen herauszuziehen, ihre Güter zu-

sammenzulegen und abzurunden. Dadurch erhielt ein bedeutender und wahrlich nicht der schlechteste Theil des rheingauischen Culturlandes neue Gruppirung und Anordnung. Man könnte aber einwenden, diese Umformung bei Grund und Boden hänge dann doch nicht mit der städtischen Freiheit und Beweglichkeit des Landes zusammen, sondern vielmehr mit der Ordensregel der Cisterzienser, kraft deren zwar der Besitz von Landgütern gestattet war, diese aber vereinzelt liegen sollten, a saecularium hominum habitatione remotae. Und so sind denn Klosterhöfe auch anderwärts die charakteristischen Begleiter der Cisterzienser-Klöster. Das ist ganz richtig. Eben so richtig ist aber auch, daß bei keinem anderen deutschen Cisterzienser-Kloster die colonisatorische Landwirthschaft so entscheidend geworden ist für die ganze culturgeschichtliche Bedeutung des Klosters wie bei Eberbach. Wer sich davon überzeugen will, der nehme die treffliche Geschichte der Abtei vom Pater Hermann Bär zur Hand: Niemand wird in diesem vor wenigen Jahren erst herausgegebenen Manuscripte eines Eberbacher Mönches des Neuen und Belehrenden mehr finden, als der Historiker der Nationalökonomie. Die erste That des Klosters nach Außen war die Gründung jener Musterhöfe, und die vier wichtigsten entstehen schon unter dem ersten Abte (Ruthart 1131—1157). Die sinnreichen und umfassenden Wirthschaftspläne der Mönche würden in einem anderen Lande mit bäuerlich gebundener Bevölkerung und gebundenem Grund und Boden gar nicht auszuführen gewesen seyn. Schrittweise durch Schenkung, Tausch und Kauf von allerlei Parzellen konnten die Klosterhöfe im Rheingau mit abgerundetem Gut sich umgeben. Es währte z. B. von 1141 bis 1211, bis es gelungen war, den Draisener Hof mit einer ununterbrochenen Feldflur auszustatten; die Erwerbungen wurden, wie Bär nach einem Archivalauszug des letztgenannten Jahres berichtet, von „Edelleuten und Bürgern“ gemacht und es kam dabei vor, daß es sich um Gewinnung von Parzellen handelte, die bis zu einem, ja zu einem Viertels-Morgen hinab

egen. Das zeugt nicht nur von der Beweglichkeit, sondern
ich von dem Werthe des Grundes und Bodens, zwei Eigen-
schaften, welche in der Regel Hand in Hand gehen, am innigsten
der sich da verbinden werden, wo der Landbau durch die un-
ittelbare Nähe städtischer Cultur befruchtet ist.

Viertes Kapitel.

Gewerbebetrieb auf dem Lande.

Im Rheingau kommt während des Mittelalters alle mögliche Betriebsamkeit vor: Landbau, Gewerbe, Handel, Kunst und Wissenschaft. Trotzdem fehlt aber gar viel, daß man den Gau volkswirthschaftlich ebenso gut einer Stadt vergleichen könnte, wie nach seinen politischen Rechten.

Der Standpunkt der Gewerbe charakterisirt sich schon durch eine Meinungsverschiedenheit, welche zwischen den beiden Hauptautoritäten rheingauischer Geschichtsforschung, Bär und Bodmann, besteht. Bär legt nämlich auf das urkundliche Vorkommen vereinzelten Gewerbebetriebs im Lande ein größeres Gewicht als Bodmann zugeben will, und Letzterer meint, ein in Eltville auftretender Falkenjäger sey merkwürdiger, als die Manufacturen, deren Bär gedenkt, und selbst ein bei jener Stadt erwähnter pannifex sey nur eine Winterschwalbe gewesen. Nun wird es freilich heutzutage jeder Kenner mittelalteriger Wirthschaftsgeschichte denn doch für merkwürdiger halten, daß im Rheingau ein Goldschmied auf dem Lande (in Hattenheim) arbeitete, daß Zeug- und Waffenschmiede und ein Weber in Dörfern vorkommen, ebenso Gerbereien, Walkmühlen und eine klösterliche Tuchmanufactur, als daß ein Falkenjäger in Eltville saß, und man muß jene vereinzelten Notizen wohl immerhin als ein seltenes Zeugniß des Hereinragens städtischen Betriebes in überwiegend

ndwirthschaftliche Arbeit gelten lassen. Allein fänden sich auch
ppelt und dreimal so viele über das Land zerstreute Hand-
rker in Urkunden erwähnt, so dürften wir doch nicht von
dtischem Gewerbewesen reden. Dieses ist im Mittelalter durch
Corporation, die Zunft bedingt, welche in ihrer politischen,
ialen, wirthschaftlichen und militärischen Verfassung auf's in-
ste mit der Idee der Gemeinde verwachsen ist. Rechte und
eiheiten der Stadt und ihrer Gewerbecorporationen bedingen
d tragen sich gegenseitig. Von dergleichen aber ist im Rheingau
r nicht die Rede, und man könnte leichter beweisen, daß das
it wirklichen Stadtrechten ausgerüstete Eltville in diesem
Sinne nicht einmal eine vollwichtige Stadt gewesen sey, als
aß das ganze Land gewerblich städtischen Charakter gehabt habe.
s war ein Bauernland mit Bürgerrechten und allerlei ver-
nzeltem und eben darum machtlosem Gewerbebetrieb.

Andererseits bekundet sich jedoch wieder der Uebergangs-
arakter des Gaues in einer auffallenden Blüthe unmittelbar
it der Bodenproduction verbundener Hülfsgewerbe. Die Bauern
ennen sich Bürger und in den Landwirthen lebt ein entschieden
dustrieller Geist. Der Weinbau streift an sich schon zu Ge-
erbe und Handel hinüber, und wenn sich hier am Rheine ein
äftig entwickeltes Schiffergewerbe mit dem Weinverkehre ver-
and, so darf uns dies nicht Wunder nehmen. Dagegen staunen
ir über die Blüthe des Mühlenbetriebs und Mehlhandels in
nserm Gau, welcher doch mit seinem Getreidebau lange nicht
en eigenen Bedarf deckte. Die kleinen Rheingauer Bäche sind
ie besät mit Mühlen, beiläufig fünfzig an der Zahl, und die
nlage einzelner dieser Bachmühlen läßt sich bereits im zwölften
nd dreizehnten Jahrhunderte nachweisen. Abgesehen von der
Gunst der vielen Wassergefälle war es die Nähe der beiden
roßen Fruchtmärkte in Mainz und Bingen, die Verkehrsstraße
es Rheines und die gewerbliche Tüchtigkeit der Rhein-
auer Müller, was dieser Getreideindustrie in dem weinbauenden
Lande so breiten Boden schuf. Bär bemerkt nämlich, daß der

Mehlhandel hauptsächlich an den Niederrhein und nach Köln gegangen sey, weil man dort nur wenige Mühlen besessen (die Windmühlen sind neueren Ursprunges) und kein so feines Mehl habe mahlen können. Aus ähnlichen Gründen mag man sich auch das Gedeihen der Gerbereien in einem mittelalterigen Gaue erklären, der immer an Weide- und Wiesland Mangel litt und nur mühsam und mit allem Aufgebot wirthschaftlichen Scharfsinnes den zur Weinbergsdüngung nöthigen Viehstand aufrecht zu erhalten vermochte*).

Das Dorf Aulenhausen, durch die Ungunst der Lage von der reichen Bodencultur der Nachbarorte ausgeschlossen, wandte sich schon so frühe zum Betrieb der Töpferei, daß es von den Ullnern (Töpfern) sogar seinen Namen erhalten haben soll. Und selbst der große Markwald des Rheingaues, welcher geflissentlich gegen den Anbau abgesperrt wurde, mußte in den zahlreichen Kohlenbrennereien wenigstens eine halbwegs gewerbliche Ausbeute liefern. Es gab hier förmliche Köhler-Colonien, und die Sage erzählt, daß das Gränzdorf Gladbach einer solchen seinen Ursprung verdanke. Dem stolzen Rheingauer Bürger däuchte aber derlei Erwerb zu geringe und er überließ ihn fremden Leuten, die an den gemeinen Rechten und Genüssen des Gaues keinen Theil hatten. Aehnlich fiel das Graben und Verführen von

*) Bär schreibt in den diplomat. Beiträgen vom Jahre 1790 die Stallfütterung sey von vermögenden Rheingauer Bürgern und andern Einwohnern schon lange eingeführt. Derselbe Autor gibt uns aber in seiner Eberbacher Geschichte eine Notiz, aus welcher ich wenigstens mit Wahrscheinlichkeitsgründen einen genaueren Schluß auf das hohe Alter der Stallfütterung im Rheingau ziehen zu können glaube. Die Eberbacher Mönche hatten auf ihrem Klosterhofe zu Leheim (im Gerauer Lande) schon im dreizehnten Jahrhundert Stallfütterung. Da aber die Bewirthschaftung der Eberbacher Klosterhöfe überall nach planvoll zusammenhängender Methode eingerichtet wurde, so läßt sich wohl annehmen daß die Stallfütterung auch auf ihren Rheingauer Höfen, wo überdies die Natur des Bodens weit mehr hiezu drängte als bei Leheim, im dreizehnten Jahrhundert schon versucht worden sey.

Putzsand und das Schieferbrechen in den angränzenden Thälern einem armen und unfreien Volke zu, so daß nicht nur für die Grundform des Bodenanbaues, sondern auch für die bäuerlich gewerblichen Nebennutzungen die Gränze des gefreiten Landes zur Scheidelinie wurde. Dieser Gegensatz ist auch heute noch lange nicht verwischt.

Ein Zeugniß, wie hier alte Anschauungen und Einrichtungen auch bei sonst gänzlich veränderten Zuständen noch immer fortwirken, liefert das hart an der Rheingauer Gränze gelegene, weiland kurpfälzische Städtchen Kaub. Das Schieferbrechen hat sich dort zu einem ordentlichen Bergbau mit ausgezeichneter, weitberühmter Production gesteigert. Trotzdem gelten die Schieferbrecher — über 300 Bergleute — neben den altbevorzugten Schiffern noch immer „als glebae adscripti und werden mit Hochmuth behandelt"*), sie haben es noch nicht zu jener corporativen Organisation gebracht, die anderwärts den Bergmann so entschieden kennzeichnet, besitzen keine eigene Tracht, keine Knappschaftscasse, keine Bergfeste und nur wenig von der bergmännischen Sprache, indeß die Schiffer (die „Schiffischen") sich noch immer durch Tracht, Spracheigenthümlichkeiten, gemeinsame Feste und stolze genossenschaftliche Abschließung auszeichnen.

Wenn übrigens die Bürger des Rheingaues im Mittelalter der Handwerkerzünfte entbehrten, so gliederten sie sich darum doch in mancherlei Körperschaften, welche wiederum mehr städtischen als ländlichen Charakters sind. Hieher gehören z. B. die mehrere Gemeinden umfassenden sogenannten Kumpanschaften, woraus der Landesheerbann zusammengesetzt war, und welche recht eigentlich die militärische Gliederung der Städtebürger nach Zünften ersetzten.

Einer ganz individuellen Form genossenschaftlichen Verbandes will ich hier aber näher gedenken, weil sie örtlich originell ist und sich in Bruchstücken bis auf diesen Tag erhalten hat.

*) Eigene Worte eines Kauber Pfarrers in Kehrein's „Volkssprache und Volkssitte" im Herzogth. Nassau II, 193.

Es sind dies die sogenannten Nachbarschaften oder Brunnengesellschaften. Das Alter derselben reicht jedenfalls hoch in's Mittelalter hinauf, obgleich, wie es scheint, ältere schriftliche Statuten als vom Jahre 1607*) bis jetzt nicht bekannt geworden sind. Die Nachbarn gewisser Straßen oder Viertel verbünden sich zur Unterhaltung und Reinigung eines gemeinsamen Brunnens, erwählen alljährlich einen „Bornmeister," legen ein „Bornbuch" an, verpflichten sich dann aber nicht bloß zum Zusammenhalten betreffs des Brunnens, sondern auch zu gemeinsamen Festen, zu Hülfeleistung in allerlei Noth und Gefahr, namentlich auch zu gegenseitiger Todtenbestattung und zu gemeinsamem Trost im Leide. („Zum Letzten ist es auch ein altes Herkommen, daß die ganze Nachbarschaft einem Nachbarn sein Kreuz helfe tragen und trinke ein Maß Wein mit demselben zum Troste.") Ein Nachbar soll nicht einmal verreisen, ohne es vorher der „Nachbarschaft" unter Angabe der Ursache zu melden und Urlaub zu erholen, bei Strafe eines halben Viertels Wein. (Die Strafen sind überhaupt fast sammt und sonders in Wein ausgemessen.) Am härtesten wird Zank und Streit in den Versammlungen gestraft: der Friedensstörer muß der gesammten Nachbarschaft für diesen Tag die Zeche bezahlen — „wie vor Alters." Diese Corporationen hatten dann auch ihre eigenen Fahnen und Trommeln, ja von „Hacken und Geschütz" ist die Rede, „so gemeiner Nachbarschaft zuständig;" doch sind dies wohl nur Böller zu Freudenschüssen gewesen. Besonders merkwürdig aber ist das Brunnenbuch, in welchem keineswegs bloß Notizen über das Brunnenfegen enthalten sind, sondern es sollen vielmehr „jährlich alle denkwürdigen Sachen darin verzeichnet werden." Und so finden wir denn auch in den von Schunk mitgetheilten Proben, daß diese Brunnenbücher kleine Chroniken gewesen sind und wie auch die Statuten selbst, von der städtischen Bildung jener Bürger auf dem Lande Kunde geben.

*) Abgedruckt bei Schunk a. a. O. III, 243. Die „Nachbarschaft" nennt sich damals schon die „uralt Benachbarten."

Gegenwärtig sollen diese Nachbarschaften noch am vollkom-
nensten in Lorch sich erhalten haben, sie kommen aber auch weiter
heinabwärts vor, *) und das „Bornbuch" besteht noch als
Nachbarbuch;" neben den uralt herkömmlichen Zwecken dienen
ie Zusammenkünfte jetzt aber auch zur Vereinbarung über Land-
igs- und Gemeindewahlen, Adressen u. dgl., und hält hier also
ogar der Constitutionalismus mit dem Mittelalter gute Nach-
arschaft.

*) Kehrein a. a. O. II, 189. Vergleiche auch die Frankfurter
Brunnenordnung in Lersner's Frankf. Chron. II. 10.

Fünftes Kapitel.

Handel und Geistescultur.

Wie das Gewerbe im Rheingau vereinzelt blieb und ohne politisch corporative Geltung, so auch der Handel. Der Gau hatte handeltreibendende Weinproducenten, aber keine Kaufleute.

Seine größten Handelsherren wären die Eberbacher Mönche gewesen, wenn ihnen die Ordensregel erlaubt hätte, sich anders als mittelbar am Handel zu betheiligen. Die Rheingauer Bürger suchten den nächsten Stapelplatz ihrer Weine außer Landes, in Bacharach, und die Eberbacher Mönche besaßen in Köln eine Hauptniederlage „ihrer entbehrlichen Producte," wie Pater Bär vorsichtig sich ausdrückt. Diese entbehrlichen Producte müssen aber sehr massenhaft gewesen seyn; denn zum bequemeren Vertrieb derselben trat die Stadt Köln dem fernen Kloster 1191 das neben seinem Handelshof gelegene Rheinthor zu St. Servatius sammt daran stoßendem Grund und Boden als Eigenthum ab mit der Befugniß, „daß sich die Eberbacher nach ihrem Belieben und Bedürfniß anbauen und in Friedenszeiten sowohl das Thor als die auf demselben zu errichtenden Anlagen frei benutzen könnten. Nur behielt sich die Stadt das Recht vor, bei Entstehung einer Fehde daselbst ihre Wachen aufzustellen." *) Der Besitz dieses

*) Die Urkunde, auch für die mittelaltrige Städtegeschichte interessant, findet sich abgedruckt in Bär's dipl. Nachr. Beil. XXVIII. Erst 1595 verkauften die Eberbacher Thurm und Thor mit allem Rechte wieder an die Stadt Köln.

fremden Stadtthores blieb durch Jahrhunderte der Stolz des Klosters, und er war in der That ein stattliches Wahrzeichen seiner politischen und Handelsmacht.

Wenn es aber der Rheingau auch zu keiner eigenen Kaufmannsgilde brachte, so entwickelte er doch Handelseinrichtungen, die wieder entschieden auf das Städtewesen hinüberdeuten. Das Land handhabte seine gemeinsame Handelspolizei und Handelspolitik. Das ist durchaus nicht bäuerlich. Sind doch unsere deutschen Bauern heute noch vor allen Ständen wirthschafts- und sittenpolizeilich am meisten vom Staate bevormundet. Sie haben im Mittelalter die Förderung der eigenen Production und die Ordnung des Vertriebes ihrer Producte nicht genossenschaftlich in die Hand nehmen können wie die Städte, und so setzte sich der moderne Staat zum volkswirthschaftlichen Vormund frei gewordener Bauernschaften, weil die hörigen Vorfahren nicht gelernt hatten, ihre Wirthschaft gemeinsam zu ordnen. Aber auch die freien Bauern waren individualistisch und scheuten vor der wirthschaftlichen Corporation zurück, die im Mittelalter allein Schutz und Macht verlieh, wie in unserer Zeit vor der Association.

Darin unterscheiden sich nun die alten Rheingauer von anderen freien Bauern: die Natur des Weinbaues und Weinhandels zwang sie zu gemeinsamen Wirthschaftsmaßregeln und ihre landespolizeiliche Autonomie ermöglichte deren Handhabung. Die ehemaligen Kellervisitationen und die Maßregeln gegen Weinverfälschung,*) welche uns jetzt als lästiger Zwang erscheinen würden, sind vordem hier auf dem Lande vielmehr Zeichen ge-

*) Die Strafverfügungen gegen Weinfälscher scheinen ursprünglich von den Handelsstädten ausgegangen zu seyn. S. Bodmann a. a. O. I, 407 und 409, wo ein Beispiel exemplarischer Bestrafung von Weinfälschern in Köln aus einer handschriftlichen Chronik mitgetheilt wird. Auch wäre das Frankfurter Verfahren gegen Weinfälscher, wie es in Lersner's Chronik I, 493 dargestellt ist, hier in vergleichenden Betracht zu ziehen.

meiner Formen und Beschränkungen gewesen, gerade so wie die Zünfte in der Stadt, die uns jetzt Fesseln und Schranken dünken, weiland Hegestätten der Bürgerfreiheit ja der Demokratie gewesen sind.

Eine recht eigenthümliche und darum auch oft erörterte Form genossenschaftlicher Handelspolizei begegnet uns auf den Weinmärkten in den sogenannten „Gabelungen." Sie sollen in ihren Anfängen bis in's zwölfte ja in's elfte Jahrhundert hinaufsteigen; genauen Nachweis über das als „altes Herkommen" bezeichnete Verfahren hat uns Niklas Ißstein in seinem 1643 zusammengestellten „Rheingauer Landesbrauch" aufbewahrt. Damit die guten Weine nicht ausschließend von den fremden Kaufleuten gekauft und zu immer höheren Preisen hinaufgetrieben, die geringeren aber entwerthet würden und liegen blieben, sortirte man die Ernte ganzer Gemeinden und theilte die Fässer in Loose von je zwei Stück und zwar derart, daß das beste Faß mit dem schlechtesten, das zweitgute mit dem zweitgeringsten und so fort zusammengethan wurde, wobei dann die mittlere Qualität endlich in den mittleren Loosen sich vereinigte. Hierdurch waren überall mittlere Werthe hergestellt und man konnte einen gleichheitlichen mittleren Preis durch Meistgebot bestimmen; war dieser erzielt, so zog ein jeder Käufer sein Loos.

Als einmal in Rauenthal ein gegabeltes Faß liegen blieb und nachträglich von einem Kaufmann in Braunschweig reclamirt wurde, ließ es ihm die Gemeinde nicht eher ausfolgen, bis er von sämmtlichen Mitkäufern das Zeugniß beibrachte, daß sie auf das Faß keinen Anspruch machten. Diese Mitkäufer wohnten aber in Walluff, Dortrecht, Schleswig und Minden, und das Gabelungsprotokoll war auch nach Minden gewandert! Darum beschloß man, daß künftighin eine Abschrift des Protokolls am Orte bei Gericht hinterlegt werden solle.*)

Solche Gabelungen dünken uns jetzt wohl höchst wunderlich; dennoch bekunden sie im Mittelalter und den nächstfolgenden

*) Schunk a. a. O. II, 398.

Jahrhunderten eine selbständige und gemeinsame Handelspolitik unsers Gaues, und man prophezeite schlimme Folgen, als sie im achtzehnten Jahrhundert aufgehoben wurden! Sie waren aber thatsächlich in sich selbst zusammengefallen und zwar aus dem Grunde, weil sich die großen Capitalisten auf eigene Faust davon befreit hatten. Denn der Adel und die Stifter und dann auch die reicheren Bürger nahmen sich die Freiheit vor der Eröffnung des Marktes zu verkaufen und dadurch der für sie am wenigsten erwünschten Gabelung zu entgehen. Wie das große Capital durch Manufacturen und Fabriken die Zünfte ökonomisch trocken gelegt hat, so sprengte dasselbe auch den genossenschaftlichen Bann des Weinbaues und Weinmarktes.

Uebrigens erstreckte sich die rheingauische Form der Gabelung auch über den Gau hinaus und bestand z. B. in Hochheim und Bodenheim. So sind auch die oben besprochenen „Nachbarschaften" rheinab gewandert bis Bornich, und manche andere Einzelzüge die ich hier vom Rheingau mitgetheilt, werden sich zerstreut auch in andern benachbarten Rheinorten wiederfinden. Dies stößt aber meinen allgemeinen Satz nicht um, daß die große Summe eigenster Züge in Wirthschaft und Gesittung des Gaues aus dessen politischer Freiheit erwachsen sey. Denn wie der Rheingau ein Uebergangsgebilde von Bürgerthum und Bauernthum bot, so gibt es auch benachbarte Rheinorte, welche wieder auf der Uebergangsstufe vom Rheingauer Halbbürger zum vollendeten hörigen Kleinbauern des armen Hinterlandes standen. Es wäre dann eine anziehende Aufgabe des Localgeschichtsforschers, nachzuspüren, inwieweit nicht bloß Rheingauer Weinbau, sondern auch rheingauische Sitten und Einrichtungen den Nachbarn zum Vorbilde gedient haben. Nur bei den Ueberhöhern wird man vom Einen so wenig wahrnehmen können wie vom Andern.

Ich könnte die Erörterungen noch nach zwei Seiten weiter führen: Kunst und Wissenschaft wurden im Rheingau mannichfach gepflegt; dennoch ist das Land als solches kein Herd eigenartiger Geistescultur gewesen. Von Kiederich und Eltville

bis Lorch ist der Gau bedeckt mit einer Reihe zum Theil ausgezeichneter Denkmale romanischen und gothischen Styles, und die Fülle und Zierlichkeit derselben sticht auffallend ab gegen die Dürftigkeit und Rohheit der wenigen mittelaltrigen Ueberbleibsel, welche der angränzende Ueberhöher Landstrich, ja selbst die Nachbargegend der gesegneten Königshundrete aufzuweisen hat. Manche altberühmte deutsche Stadt besitzt nicht so viele und schöne Kunstdenkmale wie der Rheingau. Allein, daß künstlerischer Geist die Bürger beseelt habe, daß die Kunst ihr Eigenthum gewesen oder geworden sey, wird Niemand darzuthun vermögen.

Leichter wäre der Beweis des Gegentheiles, für welchen schon die Thatsache einen Fingerzeig gibt, daß der Gau kein selbständiges Gewerbeleben kannte, welches im Mittelalter überall der Kunstbetriebsamkeit zu Grunde liegt. Es bildet auch der Gau keine maßgebende Architekturzone, sondern nur einen Ausläufer der Mainzer Kunstrichtung und war hier, wie auf andern Gebieten höherer Geistescultur eine Vorstadt von Mainz.

Gelehrte und literarisch thätige Kleriker zählt der Rheingau nicht wenige während des Mittelalters; Jakob von Eltville (um 1350) und Rudolf von Rüdesheim (um 1470) haben sogar zwei rheingauische Ortsnamen berühmt gemacht in der mittelalterigen Geschichte der Theologie, allein das Wirken des Einen gehörte seinem Kloster, Eberbach, des Andern der Universität Heidelberg und Niemand wird vor den vielen kleineren Gelehrten, welche Eberbach schon frühe unter seinen Mönchen aufführt, einen Schluß auf den wissenschaftlichen Geist der Rheingauer zu ziehen wagen.

Um so bedeutsamer erscheint im Gegentheil die Thatsache, daß zu einer Zeit, wo in den wirklichen Städten ein ächt bürgerliches Bildungsleben mit frischesten Trieben aufsproßte, die Rheingauer Culturgeschichte fast nur von theologisch gelehrten Mönchen zu erzählen, und andererseits den M a n g e l a n S c h u l e n und den schlechten Zustand der wenigen vorhandenen zu rügen weiß. (S. Bodmann I. 426 f.)

Auch der zahlreiche Adel des Gaues, obgleich er in der Periode der ritterlichen Kunst des dreizehnten Jahrhunderts schon fröhlich blühte und überhaupt ein glänzendes und äußerlich verfeinertes Leben geführt zu haben scheint, hat uns keine Zeugnisse hinterlassen, daß ihn ein ähnlicher künstlerischer Geist emporgehoben habe, wie die Ritterschaften Oberfrankens, Schwabens, Bayerns und Allemanniens.

Die Bürger waren Weinbauern, aufgeweckt durch ihre Freiheiten, regsam in der Bodencultur, politisch ebenso fortschrittslustig wie das tonangebende Mainz, weit mehr als andere Bauern an städtische Bedürfnisse und städtischen Luxus gewöhnt, aber ohne den Ernst und die Tiefe einer gesammelten städtebürgerlichen Schule und Zucht des Geistes. Dieser uralte Gegensatz ist sicher eine Quelle der schon frühe beklagten materiellen und äußerlichen Sinnesart der Rheingauer, wie sie sich so leicht bei socialen Uebergangsexistenzen einzustellen pflegt.

Im Mittelalter waren Stadt und Land durch das Recht unterschieden, während sich dieser Unterschied in unserer Zeit in einen bloß wirthschaftlichen und socialen umgesetzt hat. Trotzdem sehen wir, daß ein Landstrich, dessen Bewohner städtische Rechte und Freiheiten genossen, auch im Mittelalter immer nur halbwüchsig blieb, ein Bauernland mit Bürgerrechten, weil die Form der Siedelung, der Wirthschaft und der Gesittung, d. h. der sociale Gesammtcharakter, nicht städtisch geworden war. Und lassen sich die wichtigsten Rechtsunterschiede der alten Stände nicht überhaupt auf letzte wirthschaftliche Voraussetzungen zurückführen?

Andererseits wird es aber auch dem Ohre des Rheingauers befremdend klingen, wenn ich sein Land ein Bauernland nenne. Und dieses Befremden ist berechtigt, ja ich bekenne selbst, daß meinem eigenen Ohre die Worte „Bauernland“ und „Rheingau“ nicht recht zusammenstimmen wollen. Allein ich weiß kein anderes Wort, welches ein Land der überwiegend landwirthschaftlichen Cultur bezeichnete, die freilich hier von altersher getragen

und durchdrungen war von industriellem und kaufmännischem Geiste; von einem Geiste, der seinen Rückhalt fand nicht in einem hörigen und auch nicht in einem nach alt germanischer Weise freien Bauernthum, sondern bei Bodenbauern, die von der Stufe uralt bäuerlicher Gemeinfreiheit zu städtebürgerlichen Freiheiten aufgestiegen waren.

Die Culturgeschichte des Rheingaues lehrt uns, wie die Entwickelung eigenartiger Wirthschaftsformen im Mittelalter mit Rechten und Freiheiten des Volkes innig zusammenhängt; sie lehrt uns aber auch, daß die Sitten des Volkes nicht nivellirt, sondern im Gegentheil recht fest und scharf geprägt wurden durch das reichste Maß politischer Freiheit. Der Rheingau hatte und hat seine eigene Mundart, seinen besonderen charaktervollen Sittenkreis, seine auszeichnende politische Farbe, seine unterscheidende Bildungsatmosphäre. Wenig erbaut vom socialen Conservatismus der Bauern, hat man auf liberaler Seite behaupten wollen, das treue Festhalten des Landvolkes an örtlich abgegränzten Sitten, sey die Folge eines Stumpfsinnes, gezeugt von alter politischer Unfreiheit und Unterdrückung. Allein gerade die freiesten Bauerschaften an unsern nordischen Meeresküsten, wie in den Alpen und hier am Rheine sind auch in ihren Sitten die originellsten und ausdauerndsten gewesen; nur muß man freilich bei den Sitten noch an etwas Tieferes denken als an Rock und Hosen und Hochzeiten und Leichenschmäuse. So haben auch nicht die landesherrlichen Städte sondern die Reichsstädte, und unter diesen wieder hervorragend die mächtigsten, selbständigsten und reichsten, ein eigenthümliches Sittengepräge des Bürgerthumes bewahrt bis auf diesen Tag. Und wenn der Rheingau doch auch wieder mehr verloren hat von seinem ursprünglichen Volkscharakter, als z. B. die freien Bauernländer der Schweiz oder der Nordseemarschen, so geschah dies in jenen Jahrhunderten, welche ihm das alte Recht Stück für Stück raubten, und das halbstädtische Land rettungslos hinabzogen in den allgemeinen Verfall des deutschen Städtewesens.

V.

Eine geistliche Stadt.

(1866.)

die Stadt liegt versteckt hinter dem Berge. Volkreich, politisch groß, selbständig in der Macht des Bürgerthums ist sie niemals geworden, sie besaß kein reiches Patriziat, keine trutzigen Zünfte, kein eigenartiges Gewerbe, keinen bedeutenden Handel, keine erhebliche Wehrkraft, und die Kriegsgeschichte Freisings ist überwiegend eine Leidensgeschichte.

Freising hat seine eigenthümliche Rechtsentwickelung; sie wurde aber nicht, wie anderwärts, im Kriege gegen die Bischöfe und im Streben nach reichsstädtischer Selbständigkeit gewonnen, sondern auf friedlichem Wege und großentheils durch die Bischöfe.

Die klerikalen Einflüsse umschlangen und durchdrangen das bürgerliche Leben Freisings aller Orten. Und zwar gilt dies Alles nicht bloß vom Mittelalter sondern auch von den folgenden Jahrhunderten bis zur Säcularisation. Ja selbst auf unsere Zeit ist noch ein Schattenbild jener alten Zustände übergegangen, schattenhaft gegen sonst, aber doch deutlicher als bei fast irgend einer andern modernen weiland geistlichen Stadt.

2. Andere Bischofsstädte.

Ein Blick auf andere deutsche Bischofsstädte möge zeigen, daß ich nicht zu viel gesagt, indem ich Freising den besonders reinen und ausschließenden Typus der geistlichen Stadt beilege.

Das heilige Köln war neben seiner Heiligkeit zugleich auch Quartierstadt der Hansa, handelsmächtig, und wenn man im Mittelalter von den „Herren von Köln" sprach, so dachte man dabei nicht an die Geistlichen, sondern an die Kaufleute und Tuchmacher, welche sich wohl auch eines Kampfes mit dem Erzbischof getrauten. Trier, als älteste Stadt Deutschlands, blickte fast stolzer noch auf seine heidnische Urgeschichte als auf den Glanz seiner Bischöfe, es rang mit ihnen um reichsstädtische Freiheit, die es auch durch drei Jahrhunderte nahezu besessen hat. Das goldene Mainz, das deutsche Rom, stand an der Spitze des

rheinischen Städtebundes, seine herausfordernd selbständige und lebenslustige Bürgerschaft war zur Zeit des Erzbischofs Siegfried so wenig wie in den Tagen der Klubbisten dem Klerus besonders unterwürfig, und auch ohne die Residenz des vornehmsten geistlichen Reichsfürsten würde Mainz doch immer als Rheinfeste und Rheinhafen bedeutend gewesen seyn.

Andere berühmte deutsche Bischofssitze sind berühmter noch als Kaiserstädte, oder sonst hervorragende Schauplätze der Reichsgeschichte, wie Speyer, Paderborn, Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Regensburg, Augsburg, wozu sich meistens dann auch die politische Selbständigkeit der Stadt, Kämpfe der Bürger mit den Bischöfen und eigene, mitunter überwiegende Handels- und Gewerbemacht gesellen. Und obendrein sind alle die eben genannten Städte schon im sechzehnten Jahrhundert ganz oder theilweise protestantisch geworden.

Im deutschen Norden bietet wohl nur noch Münster eine wirkliche Parallele zu Freising. Geistlich schon nach dem Sinne seines Namens, trägt Münster in seiner baulichen Physiognomie wie in seiner Geschichte entschieden das Gepräge der geistlichen Hauptstadt. Allein eben diese Geschichte zeigt zugleich durch Jahrhunderte das Schauspiel des Ringens der Bürger nach reichsstädtischen Rechten und nach Abschüttelung der landesherrlichen Gewalt des Bischofs. Den endlichen Sieg gewann der Bischof nach dem Siege über die Wiedertäuferei, bei welcher sich Münster nicht eben ganz correct geistlich bewährt hatte. Münster ist zudem nicht bloß als geistlicher, sondern überhaupt als städtischer Mittelpunkt Westphalens bedeutend, dann als ein Sitz des westphälischen Adels, dessen patrizische Häuser mit den klerikalen Gebäuden wetteifern; man würde Münster zu wenig thun, wollte man es schlechtweg eine geistliche Stadt nennen.

Im Gegensatze zu den bischöflichen Großstädten, welche allesammt über die bloß geistliche Stadt hinausgewachsen sind und zu den ehemaligen Bischofssitzen unsers protestantischen Nordens gibt es nun allerdings einige Städte im katholischen Süd- und

Mitteldeutschland, die mit Freising im rein geistlichen Charakter zu wetteifern scheinen: Salzburg, Passau, Eichstädt, Bamberg, Würzburg, Fulda.

Allein Salzburg hatte seine bürgerlichen und seine Reformationskämpfe, die Freising nicht kennt, Salzburg war als Landeshauptstadt eines Gebietes von 174 Quadratmeilen ein so hervorragendes politisches Centrum, wie es Freising niemals werden konnte. Passau, das Donau-Koblenz, würde durch seine handelswichtige Festungslage auch dann einer der nothwendigsten Städtepunkte Oberdeutschlands gewesen seyn, wenn niemals ein Bischof dort gesessen hätte. Aehnlich Bamberg und Würzburg, zwei durch die Natur der Bodenplastik vorgezeichnete Städte, welchen der Keim selbständiger wirthschaftlicher Entwickelung für alle Zeit schon geographisch verbürgt ist. Nur Eichstädt und Fulda rücken dem Charakter Freisings sehr nahe: wo man sie überhaupt nennt unter den deutschen Städten, da thut man's wegen ihrer geistlichen Geschichte. Eichstädt ist aber doch nur ein Bischofsitz untergeordneteren historischen Ranges, und wenn Fulda in ältester Zeit Freising überragt durch seine klerikale Culturmacht, so hat es dieselbe doch nicht so lange und andauernd zu steigern und bis nahe zur Gegenwart zu behaupten gewußt.

Man sieht aus alledem, daß ich das Beiwort „geistlich" bei Freising schon unterstreichen darf. Vielleicht drücke ich mich noch deutlicher aus durch den Vergleich mit einer slavischen Stadt, die gleichfalls eine unterstrichen geistliche ist, mit Gnesen. Diese Stadt der Kirchen versetzt uns sofort auf den Boden kirchlichen Lebens, so wie wir nur den Namen hören und mag wohl nahezu ein polnisches Freising seyn. Und dennoch ist mir selbst Gnesen nicht ganz geistlich genug zur vollständigen Parallele. Die Krönungsstadt der polnischen Könige, weckt sie in dem Polen auch politisch nationale Erinnerungen, und wenn in dem Nationalheiligthum ihres Domes der Leib des heil. Adalbert ruht und verehrt wird, so führt dieser Name zugleich auf die Adalberts-

messe, welche Gnesen periodisch wenigstens eine profane Handelswichtigkeit verleiht, wie sie Freising niemals besessen hat.

In dem Vorgesagten glaube ich aber nicht bloß mein Beiwort Freisings flüchtig erläutert, sondern auch angedeutet zu haben, was ich im Grunde will mit diesem Aufsatze. Ich will nichts weiter als eben dieses nothwendige Beiwort rechtfertigen. Ich will weder eine Ortsbeschreibung noch eine Geschichte der Stadt geben, sondern lediglich die Charakterskizze einer geistlichen Stadt wie sie sich in Freising als dem reinsten Typus einer großen Gattung spiegelt. In Bayern weiß man trefflich Bescheid über Freising; auswärts kennen gelehrte Leute den Meichelbeck, allein Meichelbeck ist doch nicht Freising. Das überreich zu Tage liegende Material der freisingischen Schriften war mir übrigens nur Mittel zum Zweck. Mein Hauptstreben zielte, nationalökonomisch gesprochen, vielmehr auf Stoffverarbeitung als auf den Rohstoff. Das Einzelbild dieser Stadt sollte dem Leser unvermerkt als ein Gattungsbild aus dem Rahmen treten, nicht als ein Beitrag zur bayerischen Ortsgeschichte, sondern als eine Studie zur vergleichenden Kenntniß des deutschen Städtewesens.

3. Klerikale Literaturquellen.

Der schulgerechte Autor stellt „Literatur" an die Spitze seiner Abhandlung, das heißt ein Verzeichniß der Bücher und Handschriften, die er benützt hat oder hätte benützen sollen. Ich beginne hier gleichfalls mit Literatur, aber nicht um meiner Arbeit einen gelehrten Strich zu geben, sondern weil die reiche freisingische Specialliteratur in ihren bloßen Büchertiteln und Autornamen schon zum lebendigen Bilde wird und uns unmittelbar auf den geistlichen Boden versetzt, der die Stadt und ihre Geschichte trägt.

Im Bibliotheksaale bereits umweht uns geistliche Luft, so wie wir über Freising forschen; fast alle Hauptautoren von der ältesten bis zur neuesten Zeit sind Geistliche gewesen, und der

Bibliothekar kann bei den meisten Schriften zur Geschichte Freisings in Verlegenheit gerathen, ob er dieselben unter der Rubrik historia schlechthin in seinen Katalog eintragen oder sie zur historia ecclesiastica ausscheiden soll. Die umfassendste oder doch mindestens am sorgsamsten und selbständigsten gepflegte Sammlung der Frisingensia befindet sich dem entsprechend auch in geistlichem Besitze, in der domcapitel'schen Bibliothek zu München.

Eine Geschichte der Stadt Freising ist noch nicht geschrieben; um so fleißiger schrieb man die Geschichte der freisingischen Bischöfe. Wie ein Heiliger (Korbinian) das Bisthum gründete (724) und ein anderer Heiliger (Bonifacius) dasselbe zu einem ständigen Bischofssitze erhob (739), so beginnt auch die Specialliteratur Freisings mit einem Heiligenleben, der Biographie Korbinians von Aribo. An dem Faden der Biographie der Bischöfe spinnt sich die Geschichte Freisings weiter und aus der Perspective des Domberges können wir dann gelegentlich auch die Entwickelung der Stadt beobachten. Ganz ähnlich findet sich's anderwärts bei den ächten Residenzstädten weltlicher Fürsten. Nicht bloß die Geschichte, auch die Geschichtschreibung der Stadt wird von der Fürstengeschichte aufgesogen; in den Reichsstädten dagegen ist der fruchtbare Keimboden der bürgerlichen Städtechroniken.

Unter den Vertretern der historischen Literatur Freisings erscheinen Bischöfe, Mönche, Domherren, Dompröpste, ein Domdechant, ein Kaplan, geistliche Professoren und Priester anderer Grade. Nun wäre es eben nichts Besonderes, wenn im früheren Mittelalter bloß Geistliche über diesen geistlichen Fürstensitz geschrieben hätten; allein auch zur Zeit der Renaissance (Veit Arenpeck und Joh. Freiberger) und im achtzehnten Jahrhundert (Meichelbeck) herrschen die geistlichen Federn. Ja man kann sagen, bis zur Säcularisation ist keine namhafte selbständige Schrift über Freising erschienen, die nicht entweder einen geistlichen Herren zum Verfasser hätte, oder in den wenigen Ausnahmefällen mindestens solche Laien, die wie Joachim Haberstock

als Schulmeister, wie Georg Philipp Finkh als Kammerdiener, Rath und Secretär, wie Joh. von Prey als Hofkammerdirector, oder wie Hoheneichner als Archivar in Brod und Würden des Bischofs standen. Auch nach der Säcularisation bis zur Gegenwart waren es überwiegend Geistliche, welche sich mit selbständigen Beiträgen zur Geschichte Freising's beschäftigten.

Die historische Literatur Freising's gliedert sich sehr einfach in drei Perioden. Die erste geht vom achten bis zum fünfzehnten Jahrhundert und umfaßt lauter Bücher, welche nebenher Beiträge zur Geschichte von Freising liefern, obgleich ihr Hauptinhalt weder auf eine Geschichte der Stadt noch des Bisthums gerichtet ist. Hierher gehört der Bischof Aribo (764—784) mit dem Leben des h. Korbinian; der Mönch Kozroh mit seinem von 810—848 auf Befehl eines Bischofs (Hitto) verfaßten Schenkungsbuche, liber traditionum antiquus; Bischof Otto I. (1138—58) mit seiner Chronik und dem Buche de gestis Friderici primi; der Domherr Radevich (oder Ragewin) mit der Fortsetzung der letztgenannten Schrift; ein anderer freisingischer Domherr des zwölften Jahrhunderts, Conradus Sacrista, als Verfasser eines weiteren Schenkungsbuches (des vierten nach Meichelbeck), und endlich auch ein Laie, der Notar Ruprecht mit seinem Stadtrechtsbuch von 1328*). Ruprecht hat seine Ausnahmestellung als schreibender Laie in der geistlichen Stadt, wo sonst nur Kleriker die Feder führten, wie es scheint, selber empfunden: denn er sagt im Epilog des Buches:

„Es ist geschriben aus aines layen mund:
„Ruprecht von freysing ist er genanntt ꝛc.

Doch war es in unserm Jahrhundert wiederum ein Geistlicher, Westenrieder, der die erste Ausgabe des Rechtsbuches

*) Literatur darüber bei Gengler „Quellengesch. des in Bayern geltenden Privatrechtes.“

besorgte*) und auf dessen wissenschaftliche Bedeutung aufmerksam gemacht hat.**)

Die zweite Periode der freisingischen Geschichtsbeiträge geht vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Säcularisation: sie beginnt mit Veit Arnpeckh und gipfelt in Meichelbeck. In dieser Zeit herrschen die Chroniken oder Kataloge der Bischöfe von Freising. Die Lectüre dieser Chroniken muthet uns an wie der Gang durch eine Ahnengallerie: aus den chronologisch zusammengestellten Bildnissen der einzelnen Bischöfe spricht die Geschichte des Bisthums. Zu diesen Bischofs-Chronisten zählt im fünfzehnten Jahrhundert der bischöfliche Kaplan Veit Arnpeckh***) im sechszehnten der Domherr Johannes Freibergert), welchen sich aus diesem und dem folgenden Jahrhunderte noch fünf weitere anonyme Autoren ähnlicher handschriftlicher Chroniken beigesellen††), die mit Ausnahme der Beiträge Finkh's wohl sämmtlich auf klerikale Federn zurückweisen.

Solche biographische Verzeichnisse der Bischöfe wurden dann von Geistlichen, wie von dem Subprior Peter Kaindl, dem Canonicus Schmidt, dem Beneficiaten Waltl († 1848) u. A. bis gegen die neueste Zeit geschrieben und der fürstbischöfliche Kammerdirector Prey gab sogar die alphabetischen Biographien der Domherren! †††)

Auch die Kunst half den Catalogus episcoporum darstellen. Joachim Haberstock setzte ihn in Verse, ich will nicht sagen in Poesie ††††), und im achtzehnten Jahrhundert wurde

*) München 1802 und in dessen „Beitr. z. vaterl. Gesch." Bd. VII.

**) Akad. Rede über das Rechtsbuch des Rupert v. Freis. 1802.

***) de gestis episc. Frising. abged. in Deutinger's Beitr. III.

†) Chron. episc. Frising. ecclesiae, abgedr. bei Deutinger I.

††) Beschrieben von Hohenzeichner im Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde Bd. IV, und Deutinger I.

†††) In einem handschriftl. Foliobande auf der k. Hofbibliothek zu München.

††††) Episcopi Fris. elegiaco carmine, bei Deutinger I.

die Reihenfolge der Bischöfe für den „Fürstengang" (zwischen Schloß und Dom) gemalt nebst den Ansichten der wichtigsten Orte des hochstiftischen Landes und kurzen biographischen Aufschriften *). Dieser halb gemalte, halb geschriebene Catalogus reicht bis 1789. Für den letzten, nach der Säcularisation gestorbenen Bischof wäre nur noch nothdürftig Platz gewesen, wenn man die zwei Bilder an der oberen Schmalseite eng zusammengerückt hätte, dann aber für Keinen mehr; — er waltete also ein ähnliches Spiel des Zufalles wie bei den Kaiserbildern im Römer zu Frankfurt.

Die alten Biographien der Bischöfe sind in Meichelbeck's Historia Frisingensis zu einem großen Geschichtswerke emporgewachsen, welches, reich mit Urkunden belegt, vielfach über die Geschichte des Bisthumes hinausgreift und nicht bloß einen örtlichen Lehrkreis, sondern (laut des Titelblattes) den orbis eruditus in's Auge faßte. Meichelbeck, der Benedictiner und freisingische geistliche Rath, war nicht nur ein Geistlicher dem Stande nach, sondern auch nach seinem Standpunkte „strenger Curialist." Er schrieb jenes Hauptwerk zur Verherrlichung eines geistlichen Doppel-Jubelfestes (1724) im Auftrage eines Bischofs (Johann Franz), welchem es auch gewidmet ist, und nicht bloß der Autor des trefflichen Buches, sondern selbst der Autor der vielen Fehler in den Abschriften der beigedruckten Urkunden (vgl. Karl Roth, „Oertlichkeiten des Bisthums Freising") scheint ein Geistlicher, der Benedictiner Leonhard Hohenauer, gewesen zu seyn. Die Biographie Meichelbeck's, des berühmtesten Biographen der freisingischen Bischöfe († 1734), steht aber wiederum in einem geistlichen Buche, in dem Chronicon Benedictoburanum, herausgegeben 1753 auf Kosten des Benedictbeurner Klosters. Auch ist jener Bischof Johann Franz, wenn zwar nicht unter, doch neben den geistlichen Historikern Freisings mit Ehren zu nennen als eifriger Sammler, Ordner, Abschreiber und Retter von Ur-

*) Abgedruckt bei Deutinger I.

besorgte*) und auf dessen wissenschaftliche Bedeutung aufmerksam gemacht hat.**)

Die zweite Periode der freisingischen Geschichtsbeiträge geht vom fünfzehnten Jahrhundert bis zur Säcularisation: sie beginnt mit Veit Arnpeckh und gipfelt in Meichelbeck. In dieser Zeit herrschen die Chroniken oder Kataloge der Bischöfe von Freising. Die Lectüre dieser Chroniken muthet uns an wie der Gang durch eine Ahnengallerie: aus den chronologisch zusammengestellten Bildnissen der einzelnen Bischöfe spricht die Geschichte des Bisthums. Zu diesen Bischofs-Chronisten zählt im fünfzehnten Jahrhundert der bischöfliche Kaplan Veit Arnpeckh***) im sechszehnten der Domherr Johannes Freiberger†), welchen sich aus diesem und dem folgenden Jahrhunderte noch fünf weitere anonyme Autoren ähnlicher handschriftlicher Chroniken beigesellen††), die mit Ausnahme der Beiträge Finkh's wohl sämmtlich auf klerikale Federn zurückweisen.

Solche biographische Verzeichnisse der Bischöfe wurden dann von Geistlichen, wie von dem Subprior Peter Kaindl, dem Canonicus Schmidt, dem Beneficiaten Waltl († 1848) u. A. bis gegen die neueste Zeit geschrieben und der fürstbischöfliche Kammerdirector Prey gab sogar die alphabetischen Biographien der Domherren! †††)

Auch die Kunst half den Catalogus episcoporum darstellen. Joachim Haberstock setzte ihn in Verse, ich will nicht sagen in Poesie††††), und im achtzehnten Jahrhundert wurde

*) München 1802 und in dessen „Beitr. z. vaterl. Gesch." Bd. VII.

**) Akad. Rede über das Rechtsbuch des Rupert v. Freis. 1802.

***) de gestis episc. Frising. abged. in Deutinger's Beitr. III.

†) Chron. episc. Frising. ecclesiae, abgedr. bei Deutinger I.

††) Beschrieben von Hohenreichner im Archiv der Gesellsch. f. ält. deutsche Geschichtskunde Bd. IV, und Deutinger I.

†††) In einem handschriftl. Foliobande auf der k. Hofbibliothek zu München.

††††) Episcopi Fris. elegiaco carmine, bei Deutinger I.

die Reihenfolge der Bischöfe für den „Fürstengang" (zwischen Schloß und Dom) gemalt nebst den Ansichten der wichtigsten Orte des hochstiftischen Landes und kurzen biographischen Aufschriften *). Dieser halb gemalte, halb geschriebene Catalogus reicht bis 1789. Für den letzten, nach der Säcularisation gestorbenen Bischof wäre nur noch nothdürftig Platz gewesen, wenn man die zwei Bilder an der oberen Schmalseite eng zusammengerückt hätte, dann aber für Keinen mehr; — er waltete also ein ähnliches Spiel des Zufalles wie bei den Kaiserbildern im Römer zu Frankfurt.

Die alten Biographien der Bischöfe sind in Meichelbeck's Historia Frisingensis zu einem großen Geschichtswerke emporgewachsen, welches, reich mit Urkunden belegt, vielfach über die Geschichte des Bisthumes hinausgreift und nicht bloß einen örtlichen Lehrkreis, sondern (laut des Titelblattes) den orbis eruditus in's Auge faßte. Meichelbeck, der Benedictiner und freisingische geistliche Rath, war nicht nur ein Geistlicher dem Stande nach, sondern auch nach seinem Standpunkte „strenger Curialist." Er schrieb jenes Hauptwerk zur Verherrlichung eines geistlichen Doppel-Jubelfestes (1724) im Auftrage eines Bischofs (Johann Franz), welchem es auch gewidmet ist, und nicht bloß der Autor des trefflichen Buches, sondern selbst der Autor der vielen Fehler in den Abschriften der beigedruckten Urkunden (vgl. Karl Roth, „Oertlichkeiten des Bisthums Freising") scheint ein Geistlicher, der Benedictiner Leonhard Hohenauer, gewesen zu seyn. Die Biographie Meichelbeck's, des berühmtesten Biographen der freisingischen Bischöfe († 1734), steht aber wiederum in einem geistlichen Buche, in dem Chronicon Benedictoburanum, herausgegeben 1753 auf Kosten des Benedictbeurner Klosters. Auch ist jener Bischof Johann Franz, wenn zwar nicht unter, doch neben den geistlichen Historikern Freisings mit Ehren zu nennen als eifriger Sammler, Ordner, Abschreiber und Retter von Ur-

*) Abgedruckt bei Deutinger I.

kunden und wegen seiner Randglossen zu mehreren handschriftlichen Chroniken der Bischöfe*).

Die dritte Periode freisingischer Geschichtsliteratur (im neunzehnten Jahrhunderte) hat viel älteres Material gesichtet, veröffentlicht, vervollständigt, aber auch wesentlich Neues dazu gewonnen. So gab Baumgärtner, ein Geistlicher, den deutschen Auszug von Meichelbeck's Geschichte neu heraus (1854) und führte die Chronik bis zur Gegenwart. Hoheneichner (weiland fürstbischöflicher Hofrath und Archivar) sammelte mannichfache monographische Beiträge. Vor Allen aber machte sich Domprobst Martin v. Deutinger verdient durch den Abdruck so vieler älteren Quellenwerke in seinen „Beiträgen zur Geschichte 2c. des Erzbisthums München und Freising" (1850 ff.) **). In diesem reichen Sammelwerke gab dann Gentner, ein Geistlicher, die Geschichte des Klosters Weihenstephan (Bd. VI. S. 1—350), welche uns in immer weiterer geistlicher Perspective wiederum auf eine eigene Mönchschroniken-Literatur zurückweist.

Nach zwei Seiten hat unsere Zeit aber auch neue Themen freisingischer Specialforschung angeschlagen: in der Kunst- und Rechtsgeschichte.

Zwei Geistliche, der Dombechant v. Heckenstaller***) und der Exbenedictiner Gandershofer†) erinnerten zuerst wieder in besonderen Schriften an die hohe monumentale Bedeutung des Freisinger Domes. (Heckenstaller, der in seiner Vielgeschäftigkeit als Kleriker, Architekt, Wasserbau-Commissär, Archivar, Schriftsteller und Kunstdilettant uns schon persönlich so recht in das

*) S. Deutinger S. 7 und 9. Hier verdient auch der Kanonicus F. A. Schmidt als Verf. der Hauptmatrikel des Hochstiftes (1738—40) genannt zu werden.

**) Auch D's Herausgabe der älteren Matrikeln des Bisthums F., 1849 und 50, ist hier zu erwähnen.

***) Dissertatio historica de antiquitate .... cathedralis Frising. 1824.

†) Denkwürdigkeiten der Domkirche zu Freising 1824.

gemüthliche Treiben einer kleinen geistlichen Residenzstadt versetzt, hat dann auch wieder einen geistlichen Biographen gefunden in dem Domcapitular Schwabel*). Was Heckenstaller und Gandershofer nur erst angeregt, das führte ein dritter Geistlicher aus, Prof. Sighart: er gab uns umfassende Kunde von sämmtlichen Kunstschätzen Freisings und sicherte ihnen die gebührende Stelle in der bayerischen und deutschen Kunstgeschichte**). Selbst sehr bedeutende auswärtige Forscher hatten bis dahin wenig Notiz genommen von den Denkmalen unserer Stadt; beispielsweise ist in der ersten Auflage von Kugler's Kunstgeschichte (1841), die sonst so fleißig dem Einzelsten nachspürt, nicht einmal der Name Freising's genannt.

Bei den rechtsgeschichtlichen Studien aus der freisingischen Geschichte treten nun freilich überwiegend juristische Schriftsteller in den Vordergrund, v. Maurer, Häberlin, Gengler, Föringer u. A. Allein Häberlin's „Systematische Bearbeitung der in Meichelbeck's historia Frisingensis enthaltenen Urkundensammlung" ist wenigstens, wie schon der Titel besagt durchaus auf das urkundliche Material des gelehrten Benedictiners gebaut, und jene Schriften bieten überhaupt vielmehr Beiträge zur deutschen Rechtsgeschichte aus freisingischen Quellen, als Beiträge zur Geschichte Freising's.

Ich könnte meinen Hinweis auf die weit überwiegende Beisteuer geistlicher Federn zur freisingischen Specialliteratur noch weiter ausspinnen. Schrieb doch sogar ein Geistlicher (Sighart) ein freisingisches „Eisenbahnbüchlein", als die bayerische Ostbahn eröffnet wurde. Schwerlich dürfte eine andere deutsche Stadt ein ähnliches Eisenbahnbuch besitzen, den es belehrt nicht etwa über die besten Wirthshäuser, sondern über die Kirchen- und Kunstdenkmale in Freising und längs der nächsten Bahnstrecken

*) Lebensskizze ꝛc. Heckenstallers 1833.

**) Der Dom zu Freising, 1852. Mittelalt. Kunst in der Erzdiöcese München-Freising 1855. Geschichte der bildenden Künste in Bayern II Bnde. 1862.

von den Kirchen in Feldmoching und Milbertshofen bis zum Dome hinauf.

Man ersieht aus alledem: der gelehrte Berg von freisingischen Geschichtsbüchern ist fast durchaus ein geistlicher Berg, so gut wie der wirkliche „gelehrte Berg," welcher Schloß und Dom trägt, und die trockene Ueberschau bloßer Büchertitel wird an sich schon zu einem culturgeschichtlichen Bilde, darin sich die geistliche Physiognomie der alten und neuen Stadt in klaren Zügen spiegelt.

Zweites Kapitel.

Der Freisinger Domberg.

Das alte Freising liegt hinter dem Domberg und neben dem Klosterberg von Weihenstephan. Es wird im Nordosten und Südwesten von drei Klöstern in der Flanke gepackt, von Neustift, Weihenstephan und St. Veit, und gegen Süden steht ihm der Domberg vor der Nase. Nur den Rücken — nordwestlich — hatte die Stadt frei; dort gränzt keine dominirende geistliche Besitzung. Dort öffnet sich aber auch keine große Verkehrsbahn: von Südwest nach Nordost fluthete das Leben, nach Nordwest trägt man die Todten schon seit dreihundert Jahren zur Ruhe. Hier, an der Rückseite der Stadt, öffnete sich kein Hauptthor, hier drängten sich viele kleine Häuser und unbedeutende Straßen an die Mauer, und eine lange Zeile neuer Tagelöhnerhäuschen, welche seit einigen Jahren über den alten Stadtbering hinausgewachsen sind, bezeugt uns, daß auch heute noch auf dieser Seite die Stadt zum Lande übergeht.

Das weithin sichtbare landschaftliche Wahrzeichen Freising's sind die zwei geistlichen Berge: Weihenstephan und der Domberg. Beide sind sehr mäßig hoch, der eine erhebt sich nur 152, der andere nur 100 Pariser Fuß über den Isarspiegel, allein beide herrschen, nicht nur weil sie die höchsten Punkte sind, sondern weil sie zugleich mit ihren breiten, langgestreckten Rücken für feste, abgeschlossene und ausgedehnte Besiedelung Raum boten. Welches ganz andere Gesicht würde die Stadt gewonnen haben,

wenn sie sich, statt in eine Thalenge geklemmt zu bleiben, über den Domberg und gegen die Höhe von Weihenstephan hinauf ausgebreitet hätte; allein wie ganz anders müßte auch die Geschichte Freisings gewesen seyn, damit dieses hätte geschehen können!

Ein jeder der beiden Berge hat seine Vorzüge und beim abwägenden Vergleichen ihrer Lage thut Einem die Wahl wehe. Doch haben die Bischöfe klug gewählt, als sie sich auf dem Berge festsetzten, welcher die natürlichen Straßenlinien zu Wasser und zu Land und folglich die Stadt beherrscht, und die Mönche, als sie die Höhe behielten, welche für Garten und Feld und also auch für die Herrschaft über das umliegende Culturland den günstigen Raum bot.

Die größten und reichsten Erinnerungen der Sage und Geschichte ruhen nicht auf dem Thale, auf der Stadt Freising, sie haften an den beiden Bergen. Dort hinauf blicken wir zuerst beim Aufsuchen von Römerspuren wie von sagenhaften oder historischen Zügen aus der Zeit des Frankenkönigs Pipin oder der alten bayerischen Herzoge. Das Wirken Korbinians in Freising bewegt sich wesentlich zwischen den beiden Höhen, und der Weg, welchen er zur Gründung des Bischofssitzes genommen, ist auch örtlich bezeichnet durch den Weg, welcher sich vom östlichen Rücken des Weihenstephaner Berges hinüber zum Domberge zieht, gleich einer Reihe von Stationen mit Erinnerungsmalen seines Namens geschmückt. So stehet auch der Baum, an dessen Grünen oder Absterben der Volksmund Gedeihen oder Untergang der Stadt Freising knüpft, die uralte Korbinianslinde, nicht unten bei der Stadt, sondern auf dem Osthange des Weihenstephaner Berges. Im Jahre 1865 ist die Linde ausgebrannt und man gab sie schon verloren, aber im selben Jahre fingen die geretteten Aeste auf dem inwendig verkohlten Stammesrumpfe dennoch wieder zu grünen an, und man will selbst die damals herabgestürzten Holzstücke in einem anderen Sinne dauernd lebendig erhalten, indem man Statuen des hl. Korbinian daraus zu schnitzen gedenkt.

Seit dem achten Jahrhundert und dann durch's ganze Mittelalter und herauf bis zur Gegenwart sind die beiden Berge überwiegend die Träger der historischen Bedeutung Freisings, und zwar ging auch die Geschichte denselben Weg, wie der heil. Korbinian: sie zog von Weihenstephan mehr und mehr zum Domberge als der geschichtlich steigend wichtigeren Höhe. Wie aber Korbinian auf jedem der beiden Berge bereits eine Kirche vorfand,*) so sollen die zwei Berge sogar in germanischer Urzeit schon eine Art geistlicher Berge gewesen seyn. Wenigstens nach einer sprachlichen Hypothese, von der ich durchaus nicht behaupten will, daß sie stichhaltig sey; ich wünsche nur, sie wäre stichhaltig. Jedenfalls ist sie Wasser auf meine Mühle und nicht schlechter als viele andere. Weihenstephan hieß ursprünglich Tetmons, das erklärt man für den Berg des Teut und Freising soll von einer Cultusstädte der Freya auf dem Domberge seinen Namen tragen.**) Jedenfalls hat der Name Freisings mit oder ohne Freya einen alten geistlichen Klang. Das bedachten sogar die Freisinger Illuminaten des achtzehenten Jahrhunderts, welche Freising „Theben" nannten, die Stadt der Osiris, die Stadt der Priester, der Tempel und der Gräber — an der Mosach.

Uebrigens gibt es eine noch viel wunderlichere Deutung des Namens Freising als von der Göttin Freya. Nach dem oft citirten Ausspruche des Aeneas Sylvius, welcher auf eine Stelle im Leben des hl. Maximilian zurückführt, hätten die Römer den Ort Fruxinium oder Frixinia genannt von seiner fruchtbaren Lage***). Nun hat diese Fruxinia scheinbar gar nichts zu schaffen mit dem geistlichen Berge, von welchem ich hier handeln will, dennoch führt auch sie mich auf denselben, wie man

*) Vita S. Corb. bei Meichelbeck I.

**) Letzteres bei Sighart, Dom zu F. Tetmons wird in vielen Büchern als Berg des Teut erklärt. Schmeller gibt die ohne Zweifel beste Ableitung des Namens Freising von dem Eigennamen „Frigiso."

***) Eine andere Auslegung dieser alten Namensformen bei Meichelbeck I.

in Freising eben immer wieder auf den Berg geführt wird. Der Eindruck der Fruchtbarkeit ist bei der Freisinger Landschaft doch nicht gerade so überwältigend, daß man aus demselben den Charakternamen des Ortes schöpfen möchte, allein die beiden geistlichen Berge schmückt allerdings eine ausgezeichnete Fruchtbarkeit und uralt hohe Cultur des Bodens. Die Südseite des Dombergs war früher großentheils ein Weingarten, welcher am Fuße des Abhangs in Obst-, Gemüse- und Blumengärten überging. Dieser freisingische Weinbau ist bereits vom h. Korbinian begründet worden und folglich die Rebencultur an unsern Isarhöhen um volle hundert Jahre früher historisch beglaubigt als bei irgend einer der hochberühmten Lagen des Rheingaues. Wäre es aber nicht gerade ein Heiliger gewesen, der hier die ersten Reben gepflanzt und ein Bischof — Aribo — welcher ihm das Zeugniß darüber ausgestellt hat, so würden wir vom freisingischen Weinbau des achten Jahrhunderts vermuthlich eben so wenig wissen wie vom rheingauischen. Obgleich nun der Weinberg, auf Merians Bild von 1642 noch sichtbar*), längst verschwunden ist, so breitet sich doch noch immer ein äußerst fruchtbares Gartenland über einen Theil des Domberges und an den sonnigen Mauern der obersten Terrasse reift neben der Traube sogar die Feige, trotz der absoluten Höhe von 1471 P. Fuß. Wer also etwa geradenwegs durch's Erdinger Moos oder über die Garchinger Haide hierhergegangen ist, dem mag es da droben schon nach Fruxinia aussehen. Aehnlich bei Weihenstephan, wo das hochcultivirte Staatsgut der landwirthschaftlichen Schule als das eigentlich moderne Fruxinium aus dem alten Klostergute erwachsen ist.

Der Domberg überragt aber die zu Füßen liegende Stadt und ihr Gebiet nicht bloß durch seine Fruchtbarkeit, sondern auch

*) Merian, Topogr. Bav. S. 20 ff. druckt eine ihm aus Bayern zugesandte Beschreibung F's ab, die weit brauchbarer ist, als die meisten seiner übrigen Texte. Auch die zwei Ansichten F's sind gut gezeichnet. Das älteste vorhandene Bild der Stadt soll von 1520 seyn.

rch seine Festigkeit. Er ist ihre Burg, ihre Citadelle, und eine
tadelle taugt nach Umständen bekanntlich eben so gut, eine
tadt zu zügeln als sie zu vertheidigen.

Das alte Freising war nicht besonders fest, Mauer und
raben waren sehr einfach und klein, die fünf Thorthürme un-
deutend; selbst der relativ stärkste Thurm des Mohrenthores
egen Neustift, jetzt abgebrochen) hatte keine Vor- oder Seiten-
erke, der Thurm des Münchener Thores, welcher mit seinem
erlich durchbrochenen Treppengiebel noch heute den Eingang der
tadt schmückt, sieht mehr wie ein artiger Decorationsbau aus,
ls wie ein Festungswerk. (Beiläufig bemerkt soll es zunächst
r Fürsprache eines Geistlichen vom Domberge zu danken seyn,
ß dieser malerische Thurm nicht unlängst abgebrochen wurde.)

Um so fester als jene Stadtmauern stand der Domberg über
r Stadt. Ringsum steil abfallend, war er nur von Osten
rch einen Fahrweg zugänglich, von Westen durch einen steilen
eitweg (beide durch stattliche Thorthürme auf der Mitte des
erges geschlossen), von Süden durch einen leicht zu sperrenden
ufsteig. Im Süden bot schon am Fuße die Mosach eine na-
irliche Deckung, im Osten Mosach und Isar; die westliche und
stliche Höhe des Berges war mit Vertheidigungsthürmen bekrönt,
on welchen eine hohe Mauer zum Münchener Thore herunter-
g, und noch fünf bis sechs andere Mauern stiegen vom Pla-
au in Querlinien zum Thale nieder. Die Domherrnhäuser auf
r zur Stadt gekehrten Rückseite sahen im siebzehnten Jahr-
undert zum Theile selbst noch festungsartig in's Thal hinab:
uf hohen fensterlosen Untermauern erhoben sich mehrere der-
lben am Abhange, thurmartig aufsteigend, und wehrten das
indringen quer den Berg herauf so gut wie ein förmliches
ertheidigungswerk. Am südlichen Rande des Plateau's aber
ar Dom und Schloß durch eine besondere Mauer mit Thürmchen
egen einen etwa den Weinberg heranstürmenden Feind geschützt.
er Domberg erscheint demgemäß als eine selbständige Veste,
on der Stadt durch Mauern und Thore abgeschlossen, und der

Umstand, daß sich auf dem Berge nicht bloß geleitetes Wasser befand, sondern für den Nothfall auch eigenes Quellwasser, machte seine Stärke noch unabhängiger.

Wie aber der Domberg gleich einer Burg über der Stadt thronte, so war auf dieser großen Veste eine engere Burg noch einmal besonders befestigt, das Schloß der Fürstbischöfe, durch Mauer und tiefen Graben. Als man 1864 die Röhren zur Gasleitung legte, sollen deutliche Spuren dieser mittelaltrigen innersten Befestigung wieder aufgefunden worden seyn.

Und nicht bloß militärisch war der Domberg von der Stadt abgeschlossen, sondern auch social. Bischof Otto I, der große Geschichtschreiber, verfügte bei seiner Erneuerung der Regeln des Domstiftes, daß kein Laie innerhalb der beiden Thore des Domberges wohnen solle. Der ummauerte Berg glich also fast einem großen festen Kloster, wie denn auch zur Zeit des h. Korbinian ein wirkliches Kloster der älteste Kern seiner weitern geistlichen Besiedelung gewesen ist.

Schon durch diese Eigenthümlichkeiten der Lage findet die geistliche Burg des Domberges in Deutschland schwerlich ihres Gleichen. In andern deutschen Bischofsstädten hatten zwar auch die geistlichen Herren ihr fest begränztes Quartier; allein der Bischofssitz als Krystallisationskern der ringsum anschließenden Stadttheile, verliert entweder später seine uralte Absonderung, oder der Fürstenhof des Bischofs übersiedelt wohl gar aus der früheren burglichen Abgeschiedenheit in die Stadt. Letzteres geschah z. B. in Würzburg, dessen Marienberg als Residenz der Bischöfe seit dem dreizehnten Jahrhundert manche Aehnlichkeit mit dem Freisinger Domberge bietet. Der Würzburger Dom aber liegt unten in der Stadt und im achtzehnten Jahrhunderte baute auch der Bischof da drunten sein neues Schloß. In Freising vermochte sich weder der Domberg mit der Stadt zu verschmelzen, noch konnte die Stadt den Bischofssitz vom Berge herabziehen.

Einziger noch als durch diesen Umstand erscheint uns jedoch

ie Stätte des Domberges, wenn wir erwägen, was Alles inner-
alb ihrer zwei Thore lag.

Auch ein Berg (oder eine Stadt) kann seine aerugo nobilis
aben, seinen edlen Altersrost, so gut wie ein Erzbild. Diese
erugo ist der tiefe Trümmerschutt, welcher jetzt die oberste Boden-
ecke des Domberg-Plateau's bildet. Neuere Erdarbeiten zeigten,
aß der Schutt stellenweise bis acht Fuß hinabsteige, und in
ieser Tiefe fand man römische Münzen; drei Fuß unter dem
Boden aber mittelaltrige (brandenburgische und kölnische) Gold-
münzen des fünfzehnten, Silbermünzen des sechszehnten Jahr-
hunderts. Von Münzfunden in der Stadt ist mir nichts be-
kannt, dagegen erzählte mir Professor Sighart, dem ich die vor-
stehende Notiz verdanke, von einer Menge Spielmarken des
Mittelalters, welche dort in alten Häusern gefunden worden
seyen. Also droben bei den geistlichen Herren die Dukaten, unten
bei den Bürgern die Rechenpfennige.

Ueber jenem Schutt, den der zerstörende Gang der Jahr-
hunderte auf dem Domberge gehäuft, erhebt sich nun der Dom
mit anderen Kirchen, das Schloß, die alten Domherrnhäuser und
sonst noch genug Gebäude, alle einstmals den Bedürfnissen der
geistlichen Colonie gewidmet. Am merkwürdigsten ist die Ueber-
zahl der Kirchen, wie sie vordem, dichtgeschaart, der enge Raum
umschloß. Vor der Säcularisation zählte man nicht weniger als
vierzehn Kirchen und Kapellen da droben: den Dom, St. Be-
nedict, St. Johannes, St. Peter, St. Andreas, St. Martin,
St. Salvator, dann die bischöfliche Hauskapelle und die Kapellen
in der Dombechantei, in der Dompropstei, im Propsteigebäude
von St. Andreas, im Lerchenfeldhof, Colonnahof und Waldkirch-
hof. Man wird schwerlich einen zweiten Ort in Deutschland
finden, wo so viele Cultusstätten auf so kleiner Fläche zusammen-
gedrängt waren und trotz des Abbruches einzelner Kirchen auch
heute noch sind.

Auf dem Domberge bestanden vier Canonicate: beim Dom,
St. Paul, St. Johannes und St. Andreas. Seltsam genug

aber hauste inmitten all des wimmelnden geistlichen Lebens sogar auch ein Einsiedler, ein Seitenstück zu den neun Einsiedlern, die bei Schleißheim, je ein paar Büchsenschüsse von einander, saßen.

Rechnet man zu den Kirchen des Domberges noch die drei Kirchen von Neustift, dann die sieben Kirchen an und auf der Höhe von Weihenstephan (die Klosterkirche, St. Jakob, St. Veit, die Abteikapelle, die Magdalenenkapelle, die Korbinianskapelle und die Frauenkapelle) und endlich die Kirchen der Stadt (St. Georg, die Kirche des Franziskanerklosters, des h. Geist-Spitals, die Gottesackerkirche, die Münchenerkapelle u. A.) — so kommt über ein Viertelhundert heraus, und es begreift sich, wie das thurmreiche Freising auf alten Bildern so ganz anders dreinschaut als sonst jene mittelaltrigen Städte, bei welchen die Festungsthürme mit den Kirchthürmen wetteifern, ja sie an Masse überbieten, während Freising's unansehnliche Thor- und Mauerthürmchen von der Schaar großer und kleiner Kirchthurmspitzen tief in Schatten gestellt sind. Schon von fernher verkündete sich dem Auge die geistliche Stadt.

Die Säcularisation von 1803 trachtete bei Freising vor allen Dingen den Charakter der geistlichen Fürstenstadt zu verwischen; sie wandte darum ihren Zerstörungseifer folgerecht besonders scharf gegen die beiden Berge Weihenstephan und den Domberg. Wer es nicht weiß, der sieht dem Berge des h. Stephan jetzt nicht entfernt mehr an, daß dort einmal zwei Klöster mit so vielen Kirchen und Kapellen gestanden haben; alle Bauwerke von irgend kirchlichem Charakter sind entweder abgebrochen oder umgebaut. Auch auf dem Domberge wurde beträchtlich aufgeräumt. Man nannte ihn damals lieber den „Residenzberg;" Dom klang zu dumpf und dunkel. Wo früher die Andreaskirche stand, wird jetzt Wäsche getrocknet, die Stätte der Peterskirche bezeichnet ein Kreuz, die Johannes- und Martinskirche wurden in Magazine verwandelt und auch der Abbruch der Domkirche beantragt wegen vorgeblicher Baufälligkeit. Den

ersten Anstoß zu ihrer Rettung gab ein französischer Dragoner-Oberst, welcher im Jahre 1805 den längst geschlossenen Dom als den besten Platz erkannte, um eine Kirchenparade zum Geburtsfeste des Kaisers Napoleon abzuhalten*) Mit dem Verschwinden des Domes würde die Physiognomie von Freising in der That ganz anders, das heißt höchst charakterlos geworden seyn.

Nicht dies aber ist zum Verwundern, daß so viel zerstört wurde auf dem Domberg, sondern daß man so viel übrig gelassen hat. Obgleich kein Bischof mehr da droben sitzt und keine Domherren, kein geistlicher Hofstaat und kein Einsiedler, obgleich längst schon Laien genug innerhalb der beiden Thore wohnen, so ist der Domberg doch auch heute noch ein geistlicher Berg. Er beherrscht nicht mehr die Stadt, aber auf seiner Höhe herrschen wenigstens social die Geistlichen, und durch den Domberg behauptet Freising einen entschieden geistlichen Zug, wenn man es auch nicht mehr schlechthin eine geistliche Stadt nennen kann. Man darf auch noch von dem „gelehrten" Berge sprechen wegen der vielen geistlichen Lehranstalten (Clericalseminar, Knabenseminar, Lyceum, Schullehrerseminar), die auf seiner engen Fläche vereinigt liegen gleichsam als die letzten Absenker der uralten Domschule. Ist er auch nicht mehr ein gelehrter Berg für's römische Reich wie zu den Zeiten Otto's, so ist er doch ein gelehrter Berg für Freising und Altbayern.

Viel Geistliches ist seit der Säcularisation wieder restaurirt worden auf dem Domberge. Man hatte zeitweilig Kürassiere hinauf gelegt und das Landgericht und das Taubstummeninstitut. Allein das Alles haftete nicht an dem Berge; die Geistlichen behielten zuletzt doch die Oberhand. Auch die äußerlichen Verwüstungsspuren der Säcularisation wurden möglichst wieder ausgeglättet. Die Altäre erhielten auf's Neue ihren verlorenen Schmuck, die aus den Kirchen genommenen Reliquien wurden bei einem eigenen „Reliquienfest" 1828 wieder in den Dom

*) Baumgärtner S. 383.

zurückgebracht, die gothische Johanniskirche, nachdem sie fast vierzig Jahre als Magazin gedient, sorgsam wiederhergestellt, und wenn auch in der Martinskirche kein Gottesdienst mehr gehalten wird, so ist sie dafür seit etlichen Jahren ein Diöcesan-Museum kirchlicher Kunstalterthümer geworden, gesammelt von einem Geistlichen (Sighart) und zunächst fruchtbar für den Unterricht der Clerical-Alumnen des geistlichen Berges.

Von dem Clerus erhielt Freising sein monumentales Gepräge; einzelnen Geistlichen haben wir aber auch die Bewahrung dieses Gepräges in baulustiger wie in zerstörungslustiger Zeit ganz besonders zu danken. Als Bischof Albert I. im Jahre 1159 den neuen Dombau unternahm, ließ er den zweiten Façadenthurm in der gleichen schmucklosen Einfachheit, wie den damals fast zweihundertjährigen Nachbarn, den turris regalis aufführen, während man anderswo doch eher den alten Thurm modernisirt als den neuen alterthümelnd nachgebildet hätte. Solche historische Pietät im schöpferischen und schaffenslustigen zwölften Jahrhundert ist gewiß höchst selten; noch unerhörter aber ist wohl, daß Johann Franz, derselbe Bischof, welcher 90,000 Gulden daransetzte, um die Innenwände des Domes in Stucco und Fresco zu verzopfen, doch den Aufbau der uralten Thürme nicht antasten ließ, vielmehr seinem Kapitel gegenüber die Restauration der Thurmpyramiden im altromanisch einfachen Style durchsetzte. Und dies geschah 1724, als die Verballhornungswuth der Zopfkunst auf ihrem Höhepunkte stand*).

Zu den Männern, welche unersetzliche Kunstalterthümer aus der Sturmfluth der Säcularisation retteten, zählt vor Allen der Dombechant Heckenstaller und der Priesterhausdirector Dr. Zarbl, welcher im Verein mit den Münchener Künstlern Gärtner und Ludw. Schwanthaler die ersten Gedanken und Pläne zur Restauration des Domes anregte und viele bedeutende Alterthümer (z. B. die alten Wandgemälde des Langschiffes, die berühmte

*) S. Heckenstaller dissertatio de eccles. cathdr. &c.

hölzerne Monstranz u. A.) wieder entdeckte, behütete und wieder herstellen ließ. In ähnlichem Geiste wirkte nachgehends Prof. Sighart; er hat nicht wenige verschüttete Kunstalterthümer Freising's wieder an's Licht gezogen und geordnet, Anderes vor Zerstörung bewahrt.

Ohne das treue Walten solcher Kunst- und Geschichtsfreunde vom Domberge würde Freising gewiß nicht entfernt mehr jenes charaktervolle Bild der alten geistlichen Stadt bieten, wodurch es jetzt den Gebildeten fesselt. Denn auch hier wühlten Leute genug, die, wie König Ludwig I. vordem so treffend in Sachen Nürnberg's sprach, nicht eher ruhen wollten, als bis sie Alles so platt gemacht hätten wie ihre eigenen Schädel.

Drittes Kapitel.

Die Stadt hinter dem Domberge.

1. Häuser und Straßen.

Ich verlasse den Berg und steige zur Stadt herunter.

Wer sich in die ältere Geschichte der geistlichen Colonie auf dem Domberge vertieft, der kann bedeutende Thatsachen in großen Zügen malen. Wer aber die Abhängigkeit der Stadt vom Domberge schildern will, der arbeitet in's Kleine; denn er hat eben nicht sowohl zu verzeichnen, was Großes geschehen ist, als was nicht geschehen konnte in Folge der einseitigen Entwickelung der Stadt. Der Domberg heischt historischen Styl, die Stadt Genrestyl, und der Humor der Thatsachen muß hier nicht selten schadlos halten für einen höheren Gedankenzug, welcher im Stoffe nicht vorbedingt ist.

Bei einem Gange durch die Straßen drängen sich uns überall Erinnerungszeichen der geistlichen Vergangenheit entgegen; die Erinnerungszeichen des alten Bürgerthums müssen wir aufsuchen, finden aber nicht gar viel.

Gleich am Thore das Stadtwappen borgt sein Wappenbild von der Legende, in dem Bären des h. Korbinian.

Freising hat, wie fast jede deutsche Stadt, verschiedene Wahrzeichen. Sie charakterisiren sich sämmtlich durch einen geistlichen Anklang. Im vorigen Jahrhunderte sagte man: „Wer in Freising keine Glocke gehört und keinen Pfaffen gesehen hat,

der darf nicht sagen, daß er dort gewesen.“ Die Korbinians-linde, der Schicksalsbaum der Stadt, ist von einem Heiligen gepflanzt, ein geistlicher Baum. Als drittes Wahrzeichen zeigt man in Freising einen weißen Mohren. Er steht, ein monumentaler Thürhüter, im Eingange des fürstbischöflichen Schlosses und hat diesen Ehrenplatz ohne Zweifel dem gekrönten Mohrenkopfe im Wappen des Domkapitels zu danken. Eine, wie mir scheint etwas apokryphe, Sage führt diesen Mohrenkopf auf den Bischof Nitger oder Nizo (1039—1052) zurück, dessen Namen man in Niger latinisirt haben soll. Aus dem ächt deutschen „Nitger“ einen Neger zu machen, sieht allerdings einem weißen Mohren ähnlich. Uebrigens zählt Nitger nicht wegen seiner Hautfarbe, sondern als Gegner des Papstes Leo IX. zu den schwarzen Bischöfen und da er überdies ein böses Ende nahm, ist es doch nicht gerade wahrscheinlich, daß man sein Andenken im bischöflichen Wappen verewigte. Man dürfte also den Ursprung der Mohrenköpfe und des weißen Mohren anderswo zu suchen haben. Eher als auf Nitger wäre wohl auf seinen Gönner, den Kaiser Heinrich III. oder Schwarzen zu schließen, der alle Schenkungen, Rechte und Freiheiten der Freisinger Kirche bestätigte. Allein auch diese Erklärung wäre doch nur ein Spiel der historischen Phantasie ohne feste Beweispunkte.

Freising hat — innerhalb seiner Mauern — zwei Denkmale: die Mariensäule bei der Stadtkirche, von Bischof Albert Sigismund (1651—85) errichtet, und das neue Standbild des großen Bischofs Otto, durch welches die ehemals profane Roßschwemme vor dem Dome jetzt auch geistlich geweiht worden ist. Ein kleinerer Denkstein mit bloßen Namensinschriften am westlichen Aufgange des Domberges bezieht sich auf fast lauter geistliche Herren, wie auch die meisten modernen Gedenktafeln an alten Häusern der Stadt. Die nicht geistlichen Monumente König Max Joseph's und des letzten Grafen von Abensberg stehen durch ein Spiel des Zufalls beide vor dem Thore.

Den Kern der Stadt bildet die sogenannte „Hauptstraße,“

welche sich vom Veitsthore herüber dem Fuße des Domberges entlang zieht, zugleich aber auch die Richtung der wichtigsten Verkehrsader Freising's, den Weg von München nach Landshut, bezeichnet. Wer durch die Hauptstraße gewandert ist, der hat so ziemlich die Stadt gesehen. Abgesehen von den lithographischen Katasterblättern ist ein Plan der heutigen Stadt meines Wissens nicht veröffentlicht; die Straßenzüge sind auch so einfach und so kurz beisammen, daß man dessen kaum bedarf. Und wer die heutigen Straßen kennt, der kann sich auch ganz leicht ein Bild des mittelaltrigen Freising's machen; im Wesentlichen ist hier wenig verändert: die geistliche Stadt war conservativ oder stabil, wie man will.

Ein socialer Aufbau der Stadttheile, welcher uns vergönnte, die alte Gliederung der Bürgerschaft schon in den Quartieren und Straßengruppen zu verfolgen (wie etwa in Augsburg) hat sich nicht durchgebildet. Auch die Namen der Straßen und Plätze sind nicht entfernt so charaktervoll und lehrreich wie in anderen alten Städten. Insbesondere fehlen jene vom zünftischen Beisammenwohnen der Handwerker entsprungenen Straßennamen, die anderswo neben dem örtlichen Sitz auch die Macht der einzelnen Gewerbe monumental bekunden. Man ersieht diesen Mangel leicht aus dem folgenden Verzeichniß der wichtigsten alten Platz- und Straßennamen Freising's: die weiße Lucke, am Wörth, am Pühel, in der Waizen, auf der Herrenbruck; der Graben, Burggraben, Parthof, Rindermarkt, der Pacherpeunt, wo der Nachrichter ist und am Pacherl bei St. Jörg, am Gries, am Mörnbach; dann die Ziegelgasse, Spitalgasse, Kirchgasse, Fischergasse 2c. Im Jahre 1610 wurde nach Meichelbeck der Stadttheil, wo das Franziskanerkloster steht, „Thaber" genannt, ein längst verschollener Name. Statt besonders benannter Stadtviertel begnügte man sich wohl mit der Gliederung in die drei Pfarreien St. Georg, St. Andreas und St. Veit.

Von mittelaltrigen Hausnamen wurden mir bei Bürger-

häusern nur der „Krebsfischer“ und der „Hasüber“ bezeichnet. Letzteres, ein Bräuanwesen, erscheint in einer Cessionsurkunde von 1536 im Besitze der Bürger Sigmund Hasüber und Georg Loth. Daher der Name. Auch die vier Mühlen Freising's bewahren heute noch ihren mittelaltrigen Namen.

Gegenüber diesen kaum erwähnenswerthen Ueberresten bürgerlicher Hausnamen haben sich die Namen geistlicher Herren viel zahlreicher und dauernder an ehemals geistliche Gebäude geheftet. Freising besitzt keine alten Patrizierhäuser, wohl aber an ihrer Statt seine Domherrnhöfe, bis auf diesen Tag nach den Familiennamen einzelner Domherren genannt: den Colonnahof, Wernerhof, Waldkirchhof, Lehrbachhof, Lerchenfeldhof, Danzer- und Heckenstallerhof.

Architektonisch merkwürdige Privatbauten aus älterer Zeit finden sich nur wenige, wie etwa die gothische Apotheke und das Seelnonnenhaus. (Wobei ich für fremde Leser bemerke, daß letzteres Haus kein Kloster ist und Seelnonnen keine Nonnen sind, sondern Leichenfrauen, wie der Seelmönch ein Leichenbesorger, und kann also ein Seelmönch um so füglicher eine Seelnonne heirathen, da Eines nicht vor dem Handwerk des Andern zu erschrecken braucht.) In einer so geistlichen Stadt wie Freising wird gegenwärtig bei Neubauten gern gothisirt; das läßt sich auch ungesagt denken.

Da nun die Freisinger Bürger so wenig gebaut haben, die geistlichen Herren aber so viel, so gingen nach der Säcularisation eine Menge ehemals geistlicher Wohn- und Wirthschaftsräume in Bürgerhände über. In dieser geistlichen Stadt haben also die Geistlichen den Bürgern mitunter sogar die Häuser gebaut und nicht eben die schlechtesten. Einzelne Domherrnhöfe gaben prächtige Privatwohnungen, die grossartigsten Bierkellerräume stecken in den Fundamenten einer ehemaligen Klosterkirche (Weihenstephan) und die Terrasse des schönsten Sommerkellers ruht auf den Grundmauern des St. Veitstiftes, an demselben reizenden

Aussichtspunkte, welchen sich der h. Korbinian zu seiner ersten Zelle erwählt hatte. Ja in dem aufräumenden Jahre 1803 kochte man sogar (laut Nachweis des damaligen „Freisinger Anzeigers“) in Bürgerhäusern auf den Leichensteinen von Candnikern und Stiftsdechanten, welche nach der Zerstörung der Andreaskirche als dauerhafte Herdplatten benützt wurden, und machte mit geistlichen Epitaphien Kaminwände hinter den Oefen feuerfest.“

Doch viel mehr noch als für Privatleute haben die alten Kleriker für öffentliche Anstalten des modernen Freising gebaut. Hier ward in der That eine sehr willkommene Erbschaft gehoben. Die Central-Landwirthschaftsschule bezog die Räume einer Benedictinerabtei, die Kürassiere ein Prämonstratenserkloster, eine Gemeindeschule quartierte sich in's Franziskanerkloster, das Appellgericht in's Benidictiner-Gymnasium, die Gewerbschule in ein Domherrenhaus, das Schullehrerseminar in die Domdechantei, und das städtische Krankenhaus erhob sich auf dem Grund und Boden des fürstbischöflichen Hofgartens.

In der allgemeinen Physiognomie der Häuser und Straßen unterscheidet sich unsere Stadt wenig von anderen oberbayerischen Landstädten: sie erhält ihr auszeichnendes Gepräge nicht durch sich selbst, sondern durch die geistliche Burg auf dem Berge. Nur einen kleinen Zug will ich berühren, der dem Fremden, welcher zur Sommerszeit von München herüberkommt, sofort in's Auge fällt. Das ist die Fülle des Blumenflores an, in, ja auf den Häusern von Freising. Die Bürger sind eifrige Blumenfreunde, sie schmücken Fensterbank, Treppe, Altan, Plattform des Hauses gerne mit Blumenstöcken, und Münchener, Ulmer und Augsburger Handelsgärtner ziehen alljährlich mit Blumenvorräthen hierher und machen gute Geschäfte. Diese Liebhaberei ist ohne Zweifel schon alt, sie hat sich auf die Nachbardörfer verbreitet bis Moosburg hinüber und contrastirt scharf mit der Blumenarmuth in den Häusern und Gärten der angränzenden Münchener Gegend. Die Frage ist wenigstens erlaubt, ob hier

nicht an einen Zusammenhang mit der uralten Gartenpflege der geistlichen Herren von den beiden Bergen zu denken sey?

Wenn ich aber bei dem Blumenschmuck den Einfluß der geistlichen Hand nur mit einem großen Fragezeichen vermuthen kann, so läßt sich dieser Einfluß, oder richtiger die bevormundende Fürsorge, bei einem anderen, nothwendigeren Schmuck der Straßen urkundlich nachweisen. Absichtslos haben die Geistlichen den Bürgern Häuser gebaut und ohne Testament der Gemeinde so manches stattliche Gebäude hinterlassen, allein mit Willen half Bischof Philipp (1540) der Stadt ihre Straßen pflastern durch die Anweisung von jährlich acht Pfund Pfennigen zu diesem Zwecke. So kamen auch die Straßenlaternen vom Domberg herunter in die Stadt; denn der Bischof Johann Konrad gab sie den Bürgern, freilich erst hart vor dem Thorschlusse des geistlichen Regimentes, im Jahre 1798. Für das Licht in diesen bischöflichen Stadtlaternen mußten einzelne städtische Gewerbe und die geistlichen Corporationen gemeinsam sorgen, wobei fast die Hälfte der Kosten auf die Geistlichen fiel. Die betreffende Verfügung zeigt, wie gut selbst damals noch die geistlichen Finanzen den bürgerlichen die Wage hielten, wie stark aber auch das Domkapitel, die Collegiatstifte und die fürstbischöflichen Aemter zu Gemeindelasten beigezogen wurden. Auch scheint es fast, als ob jene erste bischöfliche Straßenbeleuchtung im Jahre 1803 gleichfalls säcularisirt worden sey; denn 1811 wird aufs Neue zur Straßenbeleuchtung aufgefordert, allein einzelne Bürger erhoben einen passiven Widerstand gegen die durchgreifend gleichmäßige Aufbürdung einer solchen Gemeindelast und erst 1823, also gerade ein Vierteljahrhundert nach dem ersten Beginne, gedieh die allgemeine Straßenbeleuchtung Freising's zur vollendeten Thatsache. In geistlichen wie in anderen Residenzen war die Gemeinde eben viel besser dran gewöhnt, Geschenke allerhöchsten Ortes zu empfangen, als allgemeine Lasten zu tragen, und wenn es von einer Volksabstimmung sämmtlicher deutscher Fürstenstädte des achtzehnten Jahrhunderts abgehangen hätte, dann

säßen wir vermuthlich heute noch mit geschenkten Laternen im alten Reich. Das geschah nun aber nicht, und so leuchtet denn jetzt bereits die Gasflamme in den Straßen unserer geistlichen Stadt, und nur das Pflaster erinnert, trotz der trefflichen neuen Fußsteige, theilweise noch etwas an den Bischof Philipp und seine acht Pfund Pfennige.

Ich sagte, das alte Freising liegt hinter dem Domberge, buchstäblich und bildlich. Jenseit des Münchener Thores ist nun aber auch ein ganz neues Freising vor den Domberg gerückt. Drei Gebäude ragen dort jetzt unter anderen charakteristisch hervor: der Eisenbahnhof, eine Fabrik mit hohem Schornstein und die protestantische Kirche. Das sieht dem alten Freising wahrlich nicht mehr gleich: Weltverkehr, Fabrikindustrie und eine protestantische Gemeinde! (Beiläufig bemerkt hat auch Gnesen, das polnische Freising, zu seinen zwölf katholischen Kirchen neuerdings eine protestantische erhalten.)

Die protestantische Kirche unserer Stadt, in modernisirt romanischem Style, ist theilweise aus den Mitteln des Gustav-Adolf-Vereins erbaut; für die Freisinger Bürger wäre sie nicht nöthig gewesen, aber jene drei neuen socialen Elemente, welche der Gesellschaft der Stadt ganz neue Schattirungen brachten, die Beamten, das Militär und die Landwirthschaft-Schüler, heischten auch diesen vom alten Freising am schärfsten abstechenden Neubau. Als Gustav Adolf am 1. Mai 1631 hierher kam, nahm er den Freisingern — nebenbei — allen Wein (in Summa 4000 Eimer) und alles Bier weg. Das neunzehnte Jahrhundert hat den Schaden und einiges andere wieder gut gemacht, indem gerade der Gustav-Adolf-Verein die freundliche Kirche, einen Schmuck des modernen Stadtbildes, für Freising bauen half. Ich sage das im tiefsten Ernste. Eine protestantische Kirche in Freising, welches sich strenger als fast irgend eine andere Stadt selbst den vorübergehenden Regungen der Reformation verschloß, hat ganz besondere Bedeutung. Sie ist hier ein Denkmal jener örtlichen Kreuzung der Bekenntnisse, jener Gleichberechtigung der

Confessionen und jenes confessionellen Friedens, durch welchen unsere Zeit in Liebe vergessen und in Liebe wieder sühnen will, was vergangene Jahrhunderte im Glaubensstreite und Glaubenshasse gesündigt haben.

2. Charakter der Kunstarchitektur.

Wenn nun aber die Straßen und Bürgerhäuser Freisings nichts hervorragend Eigenthümliches bieten, so ist die Stadt darum doch keineswegs architektonisch farblos; sie gewinnt ihre ausgesprochenste Physiognomie durch die alten Kirchen.

Fast jede Periode mittelaltriger Baukunst war in den Freisinger Kirchen vertreten, am bedeutendsten aber herrscht der Romanismus des zehnten bis zwölften Jahrhunderts. (Auch die bei der Säcularisation abgebrochenen Kirchen von St. Veit und St. Andreas waren romanisch.) Zu der Zeit als Geistliche noch Baupläne entwarfen, als die Kunst überhaupt noch vorwiegend in den Händen des Klerus lag, erhielt Freising seine zumeist maßgebenden Bauwerke. Beim Dombau von 1159 soll Bischof Albert I. am Plane gearbeitet, ja „eigenhändig und mit vielem Schweiß" am Werke selbst sich betheiligt haben *). Diese klerikale Periode gewann Freising einen Platz in der deutschen Kunstgeschichte: die gothische Johanniskirche ist in ihrem Innenraum äußerst fein und geistvoll durchgeführt, allein ein nothwendiges, unersetzliches Glied in der Kette der deutschen Gothik ist sie doch keineswegs, der romanische Dom mit seiner Krypta hingegen gehört zu den maßgebenden Hauptwerken, wer von ihm nichts weiß, kann sich heutzutage keinen gründlichen Kenner des deutschen Romanismus nennen.

Nun wird sich aber ein Kunstfreund, der die Freisinger Bauwerke zum erstenmale und zunächst von Außen erblickt, gar leicht enttäuscht fühlen. Die Außenarchitektur des Domes ist denn doch übereinfach, fast roh, die Thürme plump massig, die Schiffe

*) Veit Arnpeckh und Meichelbeck. S. auch Sighart Gesch. der b. Kunst in B 154.

gedrückt; die Johanniskirche mit ihren unorganischen Außenwänden erscheint unbedeutend und an der gothischen Stadtkirche zu St. Georg wirkt der Mangel der Strebepfeiler dürftig und nüchtern. Auch das Renaissance-Schloß der Fürstbischöfe hat eine äußerst kahle Front, die nur als Staffage der Landschaft erträglich ist, aber wahrlich nicht als Kunstwerk. Kurzum jene anmuthigen, reichen, frei und kühn aufstrebenden Formen romanischer und gothischer Kunst, die uns in den rheinischen Städten schon bei einem bloßen Gange durch die Straßen entzücken, sucht man in Freising vergebens. Das äußere Bild der Stadt wird dadurch derb und hart charakteristisch; schön ist es durchaus nicht. Anders freilich, wenn wir ins Innere der Kirchen dringen. Beim Dome kann man geradezu sagen, je tiefer man hinein und hinunter steigt, um so mächtiger fesselt er das künstlerische Auge. Schon die Vorhalle ist weit harmonischer als wir's nach der kahlen Façade irgend hätten erwarten mögen; dann gehen wir — seltsamerweise — ins Schiff hinab und gerade die vertiefte Anlage des Schiffes gab Anlaß zu einem eben so originellen als wirksamen Innenbau, und wenn wir endlich noch tiefer in die Krypta gelangen, so erschließt sich uns eine wahre Märchenwelt phantastisch-abenteuerlicher Sculpturen inmitten einer prächtig aufgebauten Säulen- und Pfeilerhalle. Aehnlich überrascht uns beim Eintritt in die Johanniskirche eine so reine und harmonische Gothik, daß wir gar nicht begreifen, wie man außen so formlos und innen so formvollendet bauen konnte. Auch die Stadtkirche bekundet innen den Künstler und außen den Handwerker.

Nun mag man allerlei hinein symbolisiren, daß hier so schöne gute Kerne in so rauher Schale geheimnißvoll versteckt lägen, die Thatsache wird dadurch doch nicht hinweg symbolisirt, daß allen diesen Freisinger Architekturen die reine Harmonie des Inneren und Aeußeren fehlt, die Harmonie des vollendeten Kunstwerkes.

Das gilt aber nicht bloß von Freising, sondern, wie mir

scheint, von der mittelaltrigen Baukunst des ganzen oberbayerischen Landes. Große Schönheit, Reichthum, Originalität und Tiefsinn im Einzelnen steht hier fast durchaus in schneidendem Gegensatz zu allerlei Härte und Nüchternheit der Gesammtanlage. Umgekehrt ist es an der Donau und mehr noch am Rhein und Main in der schwäbischen und fränkischen Kunstzone, wo wir nicht nur die harmonisch vollendetsten Hauptwerke romanischer und gothischer Architektur zu suchen haben, sondern selbst bei unbedeutenden Bauten, die an Originalität oft weit hinter gleichartigen Werken Bayerns zurückstehen, dennoch durch Anmuth und Harmonie der Gesammtanlage überrascht werden.

Ich erkläre dies theilweise aus dem Umstande, daß das Rhein, Main- und Donauland seit alter Zeit städtisch und städtereich war, weltoffen, im Weltverkehr sich bildend und abschleifend, ferner, daß die Kunst in jenen glänzenden Städten frühe schon Selbstzweck wurde, und daß die Kunstbetriebsamkeit durch das vereinte Zusammenwirken der Bürger, Fürsten und Edeln mit dem Klerus nicht bloß in der gothischen, sondern schon in der spätromanischen Zeit hier eine universellere, freiere, harmonischere Durchbildung gewann. Oberbayern dagegen war ein Bauernland mit äußerst wenigen Städten, in sich abgeschlossen; für ein selbständiges Bürgerthum war nur mäßig Raum; der Klerus und später die Landesherren bestimmten wesentlich die monumentale Kunst und bei einem Kirchenbau lag es den Geistlichen ohne Zweifel näher, die Kunstsymbolik des Innenraumes für die Cultuszwecke durchzuführen, als eine Formenfülle nach Außen, in welcher zunächst dem freien Schönheitsbedürfnisse gehuldigt wird.

Viertes Kapitel.

Geistliche Herrschaft.

1. Aus der Freisinger Kriegsgeschichte.

Im Mittelalter gab es Bischöfe im Harnisch und mit dem Streitkolben und gab auch kriegerische Bischofsstädte, wie etwa Mainz oder Köln, Städte die nicht bloß durch die Stärke ihrer Mauern Ruhm gewannen, sondern auch durch den soldatischen Geist ihrer Bürger. Nun hat zwar Freising gleichfalls einige streitbare Bischöfe aufzuweisen und darunter sogar einen rechten Haudegen, den Bischof Berthold (1381—1410). Zur Strafe seines unbischöflichen Wandels mußte der aber auch nach seinem Tode mitternachts umhergeisten (wie die kleine Klosterneuburger Chronik erzählt), und obgleich er bereits am 7. September 1410 gestorben war, kam er doch erst am 28. August 1689 aus dem Fegefeuer in den Himmel, worüber man — hier dürfen natürlich nur geistliche Autoren citirt werden — Meichelbeck II, I, 184, dann Barnabas Kirchhueber's „Gnaden- und tugendreichen Anger," München 1707, S. 58—67, und Deutinger's Beiträge VI, 552 ff. des Näheren nachschlagen kann.

Sonst trugen die Freisinger Bischöfe entschieden das Gewand des Friedens und ihre Stadt war keine kriegerische Stadt; die Bürger haben zwar im Kriege viel gelitten, aber wenig gestritten. Die Geschichte ihrer Kriegsdrangsale zählt viele Blätter; eine Geschichte der Kriege Freisings hingegen würde so mager

ausfallen wie eine Geschichte der Freisinger Revolutionen. Also auch in seinem friedsamen Dasein bewährte Freising ein geistlicheres Naturell als andere geistliche Städte.

Zeichen und Wunder gehen durch die ganze Freisinger Chronik bis ins ungläubige achtzehnte Jahrhundert hinein. Selbst in den Klang der Waffen mischt sich zum öfteren der Glockenklang der Wundersage, und man darf wohl behaupten, der überirdische Schutz, dessen sich die Freisinger vorab in zwei Kriegsfällen berühmen, ist merkwürdiger als der Waffenschutz, den sich ihre Vorfahren selber zu geben wußten. Coelitus propugnatur heißt es auf den Domfresken, welche die Jahrhunderte der freisingischen Geschichte darstellen. Meichelbeck erzählt: Als die Ungarn im Jahre 955 die Stadt sechs Tage lang verheerten, soll der Domberg in so dichten Nebel gehüllt worden seyn, daß die Barbaren den Dom nicht fanden, und auf die Fürbitte des damaligen Bischofs Lantpert — der ein Heiliger war — sollen die aus der Stadt herauflodernden Flammen vor dem Dome zurückgewichen seyn. Das Andenken an diese letzte, geistlich wenigstens etwas gemilderte Ungarnoth wurde denn auch bis zur neuesten Zeit in der geistlichen Stadt geistlich gefeiert durch einen Fasttag.

Ein andermal, als der bayerische Herzog Stephan von Ingolstadt gegen Freising ausgezogen, wurden seine Mannen auf Fürbitte der Jungfrau Maria so schreckhafter Weise in die Irre geführt und durch Feuerflammen auf ihren Lanzen verwirrt, daß sie sich des andern Morgens staunend wieder vor den Thoren von Ingolstadt statt vor Freising fanden.

Häberlin tadelt den unbedingten Wunderglauben Meichelbeck's, der uns diese und ähnliche Geschichten so fest erzählt und sonst doch ein für seine Zeit ganz kritischer, urkundenforschender Historiker gewesen ist. Allein man braucht jene vielen Legenden so wenig wie Häberlin für bare Geschichte zu nehmen und kann doch sagen: es gehört zum eigensten historischen Colorit unserer geistlichen Stadt, daß ihre Chronik überall von Legenden durch-

webt ist, und es wäre jammerschade, wenn ein Anderer als gerade ein so grundgelehrter und doch zugleich so wundergläubiger Mönch wie Meichelbeck die maßgebende Hauptgeschichte von Freising geschrieben und die Wundersagen in Vergessenheit versenkt hätte. Für den politischen Historiker mögen bloß die nachweisbar geschehenen Thatsachen Geschichte sein; für den Culturhistoriker ist auch Geschichte, was unbeglaubigt vor Jahrhunderten als geschehen geglaubt wurde, ja es kann dieses sogar ein um so bedeutsameres Stück Sittengeschichte seyn, je unbeglaubigter und unglaublicher es an und für sich dasteht.

Von den bayerischen Fehden des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts wurde Freising wiederholt berührt und hatte im schmalkaldischen Kriege viel zu leiden und mehr noch im dreißigjährigen. Doch ging es damals natürlicher zu. Als die Schweden 1646 das Schloß stürmten, wehrte sich die kleine Besatzung tapfer, wenn auch vergebens. Und unten in der Stadt vermochten geistliche Gebete zwar nichts gegen den Feind, wohl aber geistliche List, indem ein vortreffliches Mahl bei den Franziskanern das Herz Wrangel's zur Milde rührte. Der Guardian des Klosters, Ludwig Getspeck, hat die Bedrängniß durch die Schweden beschrieben in einer auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrten Handschrift *).

In gar vielen, auch protestantischen Orten Deutschlands wurde der westfälische Friede kirchlich gefeiert; in Freising geschah dies durch eine Wallfahrt des Bischofs und der Bürgerschaft zum h. Sebastian nach Ebersberg.

Mochten die Schweden im dreißigjährigen Kriege gegen eine so streng katholische und geistliche Stadt besonders hart gewesen seyn, so kam für Freising auch im Jahre 1796 noch ein besonderer Schreckenstag, bei welchem der Feind Beweggründe zur Rache wenigstens vorschützte, die sich auf den geistlichen Charakter des Ortes bezogen. Der Fürstbischof hatte, wie es einem geist-

*) Descriptio notabilis malorum a Suecis Frisingae illatorum ab anno 1646. Cod. bav. 1095.

lichen Herrn wohl nahe lag, den Bischof von Speyer und französische Emigranten gastfreundlich aufgenommen; das mußte dann die Stadt büßen durch eine theilweise Plünderung.

Zu größeren militärischen Operationen war freilich die Kriegsmacht des Fürstbischofs nicht ganz ausreichend; denn sie bestand gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts aus 36 Grenadieren und 18 Trabanten. Nach mündlicher Ueberlieferung hatte ein solcher Trabant im Jahre 1799 seinen Posten unter'm Thorbogen am Domberg und bettelte die Passanten an, ähnlich wie in Köln zur selben Zeit die Schildwachen an den Stadtthoren die einziehenden Reisenden angebettelt haben sollen. Die merkwürdigste militärische Eigenschaft solcher kleinen Werbecorps war in der Regel ihre Virtuosität im Desertiren. Vom Bischof Ludwig Joseph (1769—88) wird besonders scharfe Kriegsdisciplin gerühmt, das heißt — Strenge gegen die Deserteure. Allein auch diese soldatische Strenge war geistlich mild. Da nämlich das Wiedereinfangen einige Schwierigkeit hatte in einer Stadt, wo die Auslandsgränze auf drei Seiten gleich vor dem Thore anfing, so wurden bloß die Namen der Fahnenflüchtigen auf ein Blech geschrieben und an den Galgen genagelt.

Schon vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts besaß die Stadt eine Bürgerwehr neueren Schnittes, Fußgänger sowohl als Reiter. Die Fahne des Fußvolkes zeigte das Bild des h. Korbinian und soll wie die Reiterstandarte von geistlicher Hand gekommen seyn, ein Geschenk des Bischofs Johann Franz aus dem geistlichen Jubeljahre 1724.

Also auch über der stillen Kriegsgeschichte Freising's schwebt ein geistlicher Hauch.

2. Aus der Freisinger Revolutionsgeschichte.

Die Freisinger hatten keinen Anlaß, sich nach Außen besonders kampfbegierig zu entwickeln; sie erwiesen sich aber auch friedfertig in ihrem inneren Gemeinleben und gegenüber den Bischöfen. Von dem Hader zwischen Bischof und Bürgerschaft,

der die Geschichte unserer meisten geistlichen Städte durch Jahrhunderte erfüllt, weiß, wie ich schon bemerkte, die Freisinger Chronik nichts.

Wir lesen wohl von einem solchen Aufruhr, den man irrthümlich befürchtet hat, nicht aber von einem Aufruhr, welcher vollführt worden wäre. Als Bischof Heinrich III. 1541 seinen feierlichen Einzug in Freising hielt, ritten ihm die Bürger mit fliegenden Fahnen entgegen; der Bischof glaubte, seine neuen Unterthanen wollten ihn angreifen und davon jagen, allein sie stiegen von den Pferden und der vermeinte Angriff war nur eine etwas lebhafte Huldigung.

Der Sage nach hätten die Freisinger nur an einen Bischof Hand gelegt, aber doch bloß an seine Leiche und nicht aus politischen Gründen, weil er im Regieren zu gewaltthätig, sondern aus rein menschlichen, weil er im Schenken zu karg gewesen, hartherzig gegen die Armen während der Hungersnoth. Es war dies Gerold († 1231), dessen Leichnam die Bürger aus der Gruft rissen und in die Roßschwemme warfen, — wofern die Sage nicht lügt.

Ein Volksauflauf seltsamer Art ereignete sich im Jahre 1091. Die Bürger von Freising im Verein mit Leuten aus Vötting übten Volksjustiz an drei der Zauberei verdächtigen Weibern, marterten und verbrannten sie, indeß ein Priester und zwei Mönche von Weihenstephan die Ueberreste der unschuldig Gemordeten nachgehends ehrlich begruben, und ein Chronist des Klosters die Aufruhrstifter als incitati in diabolicum zelum brandmarkt. Abgesehen davon, daß in jenen unruhigen Tagen die Bürger den Mönchen von Weihenstephan überhaupt nicht hold waren und in der Weinschenke des Abtes in Freising den Zapfen vom Fasse schlugen, wobei übrigens der Bischof Partei für die Bürger nahm*), sehen wir hier Fanatismus und Aberglauben bei den Bürgern, menschlicheren Sinn bei den Mönchen.

*) Gentner Gesch. von Weihenstephan bei Deutinger VI, 20 ff.

Das sind wohl charakteristische Züge von Volksbewegungen in einer geistlichen Stadt, allein Erhebungen der Bürger gegen den Bischof sind es doch nicht. Von einer solchen gibt es nur eine stark humoristisch gefärbte Probe in dem berühmten „Moosculturstreit," der von 1763 bis 1772 gespielt hat. Als ein rechtes Kabinetsstück ist er schon oft und ausführlich geschildert worden*), ich skizzire ihn hier aber doch noch einmal ganz kurz, weil sonst meinem Gesammtbilde ein kräftiger Farbenton fehlen würde, und weil dieser Streit, gleich dem Widerstreben der Bürger und anderer Stiftsunterthanen gegen die vom Bischofe 1784 verfügte Beschränkung des „Wetterläutens"**) zeigt, daß auch noch im achtzehnten Jahrhundert der Fortschritt viel mehr auf dem geistlichen Berge begünstigt wurde, als unten in der Stadt.

Auf dem öden Moorboden jenseit der Isar weidete das Vieh, was mit einem hier etwas kühnen Bilde der „Blumenbesuch" genannt wird. Eine Anzahl Bürger wünschte 1793 lehnsweise Ueberlassung eines Theiles dieser Gemeindegründe zu Trockenlegung und Anbau. Der Bischof und das Stadtpflegamt war dafür, der Magistrat und die Mehrheit der Bürgerschaft dagegen. Demungeachtet schritt man zur Cultivirung; Erlasse und Vorstellungen für und wider kreuzten sich, die Anhänger der rationellen Landwirthschaft wurden von den Anhängern des poetischen Blumenbesuches als „Moosschlucker" verfehmt, die begonnene Cultur nächtlicherweile verwüstet. Ein Dompropst wandte sich schürend auf die Seite der Blumenbesucher gegen die Moosschlucker, und so stieg die Erbitterung dergestalt, daß auf den 4. Mai 1768 offener Krawall angesagt wurde, und zwar durch zwei Viehhüterinnen, welche eigens zu diesem Zwecke im Auftrag der eifrigsten Blumenbesucher von Haus zu Haus gingen.

*) Von Baumgärtner, Obernberger, von dem anonymen „Reisenden durch den bayerischen Kreis" u. A.

**) Eine noch gangbare mündliche Ueberlieferung erzählt, daß in der Wetterglocke des ehemaligen St. Veitstiftes ein Tropfen vom Blute Christi eingegossen gewesen sey.

Die Culturarbeiten sollten am hellen Tage gewaltsam zerstört werden. Bischöflicherseits wurde hingegen eine Art Aufruhracte unter Trommelschlag verlesen und achtzehn Mann Grenadiere an die Isarbrücke beordert, um den Uebergang zu wehren. Die Bürger aber kamen an die Dreihundert stark mit Hauen und Schaufeln, verdrängten die Grenadiere und forcirten die Brücke, wie es scheint ohne alles Blutvergießen, und zerstörten die neuen Abzugsgräben und Anlagen. Zur Antwort sperrte der Fürstbischof das Rathhaus und suspendirte den Magistrat. Allein die Partei des Blumenbesuches gab trotzdem nicht nach, und man rief zuletzt die guten Dienste einer auswärtigen Macht, des Kurfürsten von Bayern, zur Vermittelung an. Dieser hohe Schiedsrichter wurde nun aber dermaßen von mißvergnügten Freisingern belagert, daß er sich selber retten mußte durch einen Befehl gegen „das Ueberlaufen des Hofes zu München.“ Es war sogar eine Frauenversammlung in Freising abgehalten und eine Frauendeputation an den Kurfürsten geschickt worden. So machte sich die Geschichte immer lustiger, wenn sie nicht gar so traurig gewesen wäre, und die nächste Folge war, daß der Fürstbischof Clemens Wenceslaus das begonnene Werk wieder liegen ließ, welches erst von seinem Nachfolger Ludwig Joseph 1772 im Interesse der Landwirthschaft zu einem glücklichen Ende geführt wurde.

Jene achtzehn Grenadiere aber, welche an der Isarbrücke standen und nicht kämpften, waren die einzigen fürstbischöflichen Truppen, die jemals gegen Freisinger Bürger in den Kampf gezogen sind.

3. Gedankenkämpfe.

Unsere geistliche Musterstadt war allezeit ein stiller Ort, und nicht einmal der Tumult und Kampf neuerungsdurstiger Gedanken störte ihren Frieden mit dem Klerus. Aus dem Freisinger Volke ist wohl ein Volksheiliger hervorgegangen, der Thorwart Semoser (im dreizehnten Jahrhundert), und eine Volks-

heilige, die fromme Hellseherin Klara Reischl (im siebzehnten Jahrhundert), aber von einem volksthümlichen Freisinger Ketzer finde ich keine Spur.

Die Stadt blieb unberührt von den Erschütterungen der Reformation, während dieselben doch in den benachbarten bayerischen Landen wie in der erzbischöflichen Metropole Salzburg bedeutend nachzitterten. Zwar unter dem Klerus von Freising muß Luther's Lehre schon ein wenig verfangen haben, da Bischof Philipp (1498—1541) die wankenden Priester mit Degradation bedroht und so dem Umsichgreifen protestantischer Ideen steuert. Allein auch dies ist nur ein leicht vorüber gleitender Schatten, ohne nachhaltige Folgen, weil sich eben die Bürger nicht selbständig erhoben für die Reformation wie in anderen Städten. Dazu aber hätten sie schon lange vorher sich unabhängiger machen müssen von den geistlichen Herren des Domberges in ihrer politischen Stellung, unabhängiger in Nahrungsstand und Arbeit, unabhängiger in ihrer Bildung. Kurzum sie hätten schon lange vor Luther gar keine Freisinger mehr sein dürfen *).

Im zwölften Jahrhunderte lag Freising offen in der Welt und empfing und gab Impulse des deutschen Culturlebens; im siebzehnten und achtzehnten liegt es im Winkel, abgeschlossen für sich, gleich so vielen andern oberdeutschen Städten.

Freising war eine Stadt der Schulen und der Wissenschaft. Auf den Bänken seiner Domschule saßen Könige, wie Ludwig der Deutsche, Ludwig das Kind, Heinrich II., und viele berühmte Männer lehrten und lernten daselbst. Dies geschah in der klerikalen Culturperiode des Mittelalters, und man kann sagen,

*) Freising besaß bis zur neuesten Zeit keine protestantischen Einwohner; es hatte (wenn wir von Neustift absehen) auch keine Juden und also auch keine Judenverfolgungen. Wohl aber fand 1463 auf Befehl des Kaisers eine friedliche Judenversammlung aus vielen Städten des Reiches in seinen Mauern statt; der Bischof sollte die Hebräer wegen des Wuchers verhören. Ob sie aber nicht bloß verhört, sondern auch belehrt und bekehrt worden sind, wissen wir nicht.

vom Schlusse des achten bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts bietet die Freisinger Schule ein deutsches Interesse. Oertlich bedeutend bleibt sie in der fürstbischöflichen Zeit auch später noch (vorab im sechzehnten Jahrhundert), allein sie wird bereits von andern Nachbarstädten überflügelt und hat den Uebergang zu den neueren freieren Formen der Universität, der Akademie, des vom Klerus unabhängigen humanistischen Gymnasiums nicht gefunden. Aehnlich war die Wissenschaft Freising's fast durchaus klerikal und zunftgerecht zugeknöpft. Die Freisinger Gelehrten schrieben lateinisch bis tief ins achtzehnte Jahrhundert. Freising hegte mancherlei Kunst, allein die freieste unter den freien Künsten, die Poesie in der Muttersprache, welche zumeist vermittelt zwischen dem gelehrten Buche und der Volksbildung, schlummerte an dem geistig sonst so vielfach angeregten Orte. Und während zur Reformationszeit eine volksthümlich frische Prosa anderwärts mit zündender Kraft entwickelt und von katholischen wie protestantischen Streitern derb gehandhabt wurde, schrieb man in der geistlichen Stadt lateinische Kataloge der Bischöfe, wohl gar in elegischen Distichen.

Ich sagte in einer früheren Schrift, ein großer Theil des bayerischen Volkes habe das achtzehnte Jahrhundert nicht erlebt, sondern sey aus dem siebzehnten unversehens ins neunzehnte gekommen. Das gilt insbesondere auch von Freising. Wie wenig der große nationale Aufschwung deutscher Literatur und Wissenschaft des achtzehnten Jahrhunderts selbst den gelehrten Berg berührte, das bekunden absichtslos die Freisinger Schriftsteller und die Schulordnungen*) aus jener Zeit. Der ungenännte Verfasser der berüchtigten „Reise durch den bayerischen Kreis" (1784) rühmt — hierin wohl ein unverdächtiger Zeuge — daß sich damals „einige gute Köpfe aus dem Nebel hervorzuschwingen begönnen", das heißt: daß der Fürstbischof (Ludwig Joseph) den Pereira „von der Macht der Bischöfe" und Wielands „goldenen Spiegel" lese, ingleichen, daß Bayle, Helvetius, Pascal und

*) Bei Deutinger Bd. V.

Montesquieu nunmehr endlich auch in Freising bekannt geworden seyen. Ob man sich aber mit den ernsteren deutschen Denkern wie Leibnitz, Lessing, Winckelmann, Kant, Justus Möser, ob man sich mit der eben im ersten Frühscheine aufleuchtenden neuen deutschen Nationalliteratur auch nur halb so eifrig bekannt gemacht habe, steht billig zu bezweifeln. Die großen philosophischen, politischen, socialen und literarischen Gedankenkämpfe seit den siebenziger und achtziger Jahren rauschen kaum beachtet an solchen abgeschlossenen Städten vorüber, in deren Mauern man eine um fünfzig und hundert Jahre ältere Zeit im Stillen fortlebte.

Darum nimmt es nicht Wunder, daß zuletzt eine Caricatur der Aufklärung, die Spielerei des Illuminatenthums in Freising und namentlich bei den Geistlichen besondern Anklang fand, gleichwie in der vielfach ähnlich entwickelten geistlichen Schwesterstadt Eichstädt („Erzerum" in der Illuminatensprache, wie Freising „Theben"). Der letzte Fürstbischof, Joseph Konrad, verhängte am 28. Juli 1794 scharfe Maßregeln gegen das Illuminatenwesen, welches unter seinen Geistlichen wucherte. Allein damals drohten längst ganz andere Gefahren als von dieser nichtigen Geheimbündelei. Ein Weltsturm pochte an die Pforten der geistlichen Städte und sprengte sie von außen, wenn auch die Bürger innen noch so ruhig blieben, und verwehte nicht bloß die Illuminaten, sondern auch das Fürstbisthum Freising; und neue Reiche, ein neues Volk, neue Gesittung und Bildung erstanden auf der Stätte jener alten Zustände, in welchen die geistliche Stadt mit ihrem noch geistlicheren Berge so eigenthümlich gewurzelt stand, so schön geblüht hatte und so wunderbar langsam abgeblüht war.

Fünftes Kapitel.

Bürgerliche Betriebsamkeit.

1. Gewerbe und Handel.

Die Bürger von Freising mochten behaglich leben unter dem Krummstabe, allein für eine selbständige, gebietende wirthschaftliche Macht reichte ihre Betriebsamkeit nicht aus.

Die Lage der Stadt war ganz geschaffen zum Ausgangspunkte ältester klösterlicher Colonisation, gleichwie zu einem mittelalterlichen Herrschersitze; zu einem bedeutenden Mittelpunkte des Handels und der Gewerbe dagegen taugte sie weit weniger. Die Isar strömt unter den Mauern der Stadt, ist aber nicht schiffbar, ein Arm der Mosach fließt durch die Straßen, allein er genügt nicht zu größern industriellen Anlagen, eine für den großen Verkehr wichtige Heerstraße zieht durch die Thore, doch eine ächte Handelsstadt fordert die Kreuzung mehrerer Hauptstraßen; im Rücken der Stadt liegt ein weites, reiches Bauernland, allein vor derselben und zur Seite dehnt sich weithin ein magerer, dürftig bevölkerter Moor- und Geröllboden. Die politische Gränze lief hierbei möglichst ungünstig: das gute Land im Norden war bayerisch, das schlechte im Süden freisingisch, und wie diese üble Lage in den Jahren 1751—56 den scheinbaren Grund abgeben mußte zur Einführung der bayerischen Gesetzbücher in Freising, d. h. zum Vorspiele der Mediatisirung*),

*) S. Rockinger in der Bavaria I. 869.

o war sie schon längst eine wirkliche Ursache des geringen materiellen Aufschwunges der Stadt gewesen.

Der größte Theil des nächstgelegenen freisingischen Gebietes taugte nur als Viehweide oder für Jagd und Fischerei, also für die drei patriarchalischen Urformen der Bodenausbeutung. Im zwölften Jahrhundert deckte Wald die weiten Flächen an der Isar, im siebzehnten finden wir hier noch zerstreutes Buschwerk; jetzt sind diese Flächen südlich der Stadt großentheils Wies- und Weideland. Ein stundenweit ausgedehnter Weideboden ist keine gute Nachbarschaft für städtische Betriebsamkeit. Wenn Merian die „überaus großen" Viehweiden, wo das Rind neben dem Hirsche ging, als Gegengewicht gegen die „sonst harte Landesart" rühmt, so wird der moderne Volkswirth darin eher ein Zeugniß für jene harte Landesart erkennen. In den Acten der Stadt finden sich viele Bräuche und Verordnungen über das Weidewesen, und die städtischen Kuh- und Roßhirten waren im sechzehnten Jahrhundert auffallend hoch besoldet, die Viehzucht selbst aber stand bis zu unserer Zeit nicht auffallend hoch.

Bedeutsamer tritt uns Jagd und Fischerei entgegen, wie es für eine mittelaltrige Residenzstadt paßte: „Wildpret und Fisch gehören auf der Herren Tisch." Otto von Freising nennt den Domberg, von welchem man über unabsehbare Wälder hinausblickte, „gleichsam eine Warte der Jäger"*); dem Kaufmann und Handwerker aber taugt es besser, wenn er den Bauer als wenn er den Jäger zum Nachbarn hat. Die Waldungen der Ebene dienten nach Otto besonders dem Waidwerk, die Hügelwälder, von welchen der Freisinger und Kranzberger Staatsforst noch als größere Trümmerstücke übrig sind, gaben Bau- und Brennholz. Eine prächtige Wildbahn boten die Isarwälder, da die Thiere längs dem Dickicht des Flusses bis zum Hochgebirg hinauf wechseln konnten, und noch vor wenigen Jahren wurde ein verirrter Gemsbock bei Freising erlegt. Am Fuße des Domberges lag der Thiergarten des Fürstbischofs (seit 1625) und nördlich

*) Chron. lib. V. cap. 24.

der Stadt die Fasanerie. Ein bischöflicher Hof hat seine Jagdgeschichte, so gut wie andere Fürstenhöfe und im Hofstaate der späteren Bischöfe fungirt neben dem Oberststallmeister auch ein Oberjägermeister. Eine alte Aufzeichnung von Weihenstephan*) erzählt, daß Bischof Meginhard, als er am 28. April 1098 Morgens zur Jagd reiten wollte, Befehl gegeben habe, die Mönche aus Weihenstephan zu vertreiben. Während der Jagd wurde der Befehl vollzogen, allein da der Bischof vom Waidwerk heim gekommen war und auf seine erste Frage erfahren hatte, daß die Mönche vertrieben seyen, starb er eines jähen Todes.

Die größte Jagdherrlichkeit scheint in Freising, wie anderwärts, nach dem dreißigjährigen Kriege bis ins achzehnte Jahrhundert geherrscht zu haben. Schon der in den Kriegsläuften so ungeheuer herangewachsene Wildstand reizte und nöthigte dazu. Es traf sich aber auch, daß damals mehrere bayerische Prinzen auf dem bischöflichen Stuhle saßen, welche Jagdlust und Waidmannskunst wohl schon von Hause mitgebracht hatten. Damals (noch um 1700) konnte man vom Domberge große Rudel Hirsche in den Isar-Auen sehen und Bischöfe und Domherren zogen fleißig zur Jagd. Aber auch schon in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts finden wir 180 bischöfliche Hatzhunde draußen bei den Pfarrern, Gutsbesitzern und Beamten eingelegt, und Georg Philipp Finkh, dem wir bereits als Kammerdiener, Hofrath und Schriftsteller begegnet sind, fiel in Ungnade, weil ihm ein eingelegter Hatzhund herabgekommen und krank geworden war, obgleich er denselben in der Kost „wie die Ehehalten“ gepflegt zu haben behauptete**). Erst nach vielen Bitten und Eingaben kam der unglückliche Mann wieder zu Gnaden. Unter Clemens Wenceslaus war aber die Jagd so tief gesunken, daß dieser Kirchenfürst am 24. Januar 1764 den Kapitularen die

*) S. Gentner's Gesch. v. Weihenstephan bei Deutinger VI, 20 ff. Anders freilich berichtet Meichelbeck.

**) Hormayr's Taschenb. 1833.

Wildbahn nur noch ohne Hunde zu benützen gestattete. Jetzt ist die alte fürstliche Jagdherrlichkeit in den Isar-Auen ganz verklungen, und wohl zum letzten Male wurden dort durch König Ludwig I. große Hirschjagden abgehalten.

Wie es mit der Freisinger Jagd recht herrschaftlich und residenzmäßig bestellt war, so auch mit der Fischerei. Die Mosach bildete ehedem viele kleine Weiher (vor dem Isar- und Veitsthor) und es erscheint sogar ein Wirthshaus „am See." Die einzige Straße Freising's, welche den Namen eines Gewerbes trägt, ist sehr bezeichnend die „Fischergasse;" hier befand sich die „Vischpank" und wohnten die Fischer, welche den Welt- und Klostergeistlichen die Fasten-Fische zu liefern hatten. Die Arbeit war so ausgedehnt und getheilt, daß sogar ein eigener Krebsfischer bestand, welcher bloß Krebse fangen durfte, „die Fische aber mußte er laufen lassen." Mit dem Verschwinden der geistlichen Herrlichkeit ist freilich der Fischfang sehr herabgekommen, von den ehemaligen Weihern gibt es nur noch dürftige Ueberreste, der „Krebsfischer" ward zum bloßen Hausnamen, und ein gutes Theil der Freisinger Fische wandert jetzt auf den Münchener Markt.

Unter den Gewerben unserer Stadt erfreute sich nur eines einer hervorragenden und dauernden Blüthe, das war die Bierbrauerei. Da große Kaufherren oder sonst bedeutende Großgewerbe nicht vorhanden waren, so bildeten die Brauer den Rahm der Bürgerschaft. Zahlreich, angesehen und wohlhabend lieferten sie häufig den Bürgermeister und den Verwalter des h. Geistspitales. Noch in der Gewerbestatistik von 1848 werden die Brauereien als das einzige Großgewerbe bezeichnet*), und das stattlichste moderne Privatgebäude Freising's ist ein Brau- und Gasthaus. Wie ansehnlich die Brauerei in älterer Zeit gewesen, erhellt daraus, daß 1647 ein freisingisches Brauanwesen nach Befund der Türkensteuer auf 18,000 Gulden geschätzt wurde,

*) Gegenwärtig sind freilich auch noch andere Industriezweige über das bloße Handwerk hinausgewachsen: Tuchfabrik, Dampfsäge, Eisengießerei, Gasfabrik.

und daß bei der Umlage des Laternengeldes von 1798 die 18 Brauer zusammen 128 Gulden beitragen mußten, während die 14 Kaufleute und Krämer nur 36 Gulden steuerten. Dennoch fürchteten die Brauer die Concurrenz des Domberges. Als im Jahre 1735 nicht mehr bloß weißes Bier, sondern auch braunes droben im Hofbräuhaus eingesotten werden sollte, beschwerten sich sämmtliche Brauer der Stadt, daß sie hierdurch zu Grunde gerichtet würden und den großen Aufschlag, welcher im vorhergehenden Jahre 7865 Gulden betragen hatte, nicht mehr bezahlen könnten. Von der Milde ihres geistlichen Herrn erhielten sie dann auch günstigen Bescheid.

Die große Zahl der Brau- und Wirthshäuser war wohl theilweise durch den Verkehr der München-Regensburger Straße bedingt, nicht minder aber zog der geistliche Hof Fremde in die Stadt und bei großen geistlichen Festen erreichte der Fremdenzufluß seinen Höhepunkt. Als z. B. im Jahre 1508 Bischof Philipp, aus dem Hause der Pfalzgrafen bei Rhein, unter Anwesenheit vieler weltlicher und geistlicher Großen sein erstes Hochamt celebrirte, strömte eine Volksmenge in Freising zusammen, wie man sie dort vorher niemals erlebt zu haben glaubte. Aehnlich im Jahre 1709 bei Uebertragung der wiederaufgefundenen Reliquien des h. Nonosus in die Domkirche*), dann 1724 bei der acht Tage dauernden tausendjährigen Jubelfeier des Bisthums, 1824 bei dem gleichfalls durch eine Woche ausgedehnten elfhundertjährigen Jubiläum, 1828 bei dem Reliquienfeste, wo ganze Gemeinden von nah und fern zugewandert kamen. Auch die allgemeinen Kirchenjubeljahre zogen Tausende von fremden Andächtigen in die Stadt, wie nicht minder die Processionen und Wallfahrten. (Unter den letzteren ist die aus dem Mittelalter stammende Wallfahrt der Mamminger charakteristisch als Laienprocession; der älteste Bauer hält beim Anfang und Schluß der Wallfahrt eine Anrede an die Gläubigen, und die Wallfahrer gehen in Freising in kein Wirthshaus, sondern werden

*) „Freisinger alter und neuer Gnadenschatz" 1710.

von den Bürgern bis auf diesen Tag unentgeltlich bewirthet und beherbergt.) Jedenfalls gab der geistliche Hof und die vielen und glänzenden geistlichen Feste dem Verkehr einen kräftigeren Anstoß als der Handel der Stadt und ihre Märkte, die im neunzehnten Jahrhunderte der Zahl wie der Zeitdauer nach ohne besonderen Nachtheil beträchtlich beschränkt werden konnten.

Wenn nun aber auch in Freising kein anderes Gewerbe dauernd so einflußreich geworden ist wie die Brauerei, so tauchen doch vorübergehend gewerbliche Alterthümer oder Curiositäten auf, die eines Platzes in der Chronik der Stadt würdig erschienen. Sie führen sämmtlich wieder auf den geistlichen genius loci zurück. So glänzt Freising sehr frühe in der Geschichte des Orgelbaues, da schon 873 Papst Johann VIII. den Bischof Anno bat, ihm eine Orgel und einen Orgelbauer und Spieler nach Rom zu senden. Nicht minder zählt unsere Stadt zu den Wiegenstädten der Buchdruckerkunst, indem der Ulmer Buchdrucker Johann Schäffler um 1495 vorübergehend hier verweilt und für den geistlichen Bedarf gearbeitet hat*). Auch die Buchbinderei kommt als bürgerliches Gewerbe schon frühe vor; 1492 war Lienhard ein „puechbinder" in Freising, der band „Tristan und Isolde", letzteres allerdings wohl weniger für den geistlichen Bedarf.

Uebrigens hat ein irgend selbständig hervorragendes Kunstgewerbe in Freising niemals dauernd Bestand gewonnen (wie etwa in Nürnberg oder Augsburg), und die kirchlichen Kunstbedürfnisse vermochten so wenig eine eigene Freisinger Kunstschule ins Leben zu rufen, wie ein namhaftes Kunstgewerbe. Dazu hätte es neben dem culturmächtigen Klerus auch eines nicht minder bedeutenden Bürgerthumes bedurft, und wenn im frühen Mittelalter Klöster und Bischofsstädte voran waren in der Kunstindustrie, so wurden sie doch in den folgenden Perioden von den Reichsstädten überflügelt. Freising besitzt manches Prachtstück kirchlicher Geräthe und Schmucksachen und besaß noch

* S. Rockinger, Bavaria I. 867.

viel mehr dergleichen; bei den meisten dieser Arbeiten weiß man nicht, wo sie verfertigt wurden, und wo nähere Angaben über den Ursprung vorhanden sind, da werden wir fast immer auf auswärtige Werkstätten gewiesen.

Eine ganz absonderliche freisingische Industrie ging unmittelbar von einem Bischofe aus. Albert Sigismund (1651—85), auch als Bauherr und Waidmann bekannt, beschäftigte sich mit der Verarbeitung von Glas, namentlich zu künstlichen Edelsteinen, welche man „Freisinger Fluß“ nannte, und zu optischen Gläsern. Die Kunst der Bereitung des Flintglases soll seinem Bedienten, Büchsen- und Perspectivmacher Christian Murr in einer Vision von einem Benedictiner offenbart worden sein*). Die Freisinger Brillen und Perspective, welche solchergestalt durch geistliche Hand und Hülfe verbessert worden waren, erfreuten sich damals eines vorzüglichen Rufes, und obgleich man jetzt keinen „Freisinger Fluß“ mehr macht, so kann man ihn doch noch an Kirchengeräthen u. dgl. angebracht sehen. Auch im Drechseln war Bischof Albert Sigismund ausgezeichnet. Die Drechslerei blüht zur Zeit noch immer in Freising, und wohl wenige andere Handwerker können sich eines so vornehmen geistlichen Gewerbsvorfahren rühmen. Neben den Edelsteinen aus Glas sind dann auch die Brode aus Stein als ein seltsames Product ehemaliger freisingischer Technik zu nennen**). Man verfertigte sie zum Andenken an ein Wunder, womit der fromme Thorwart Semoser soll begnadet worden seyn.

So führt uns also auch die Gewerbegeschichte unserer geistlichen Stadt immer wieder auf geistliche Spuren. Das Recht, Markt zu halten, hatte ein Bischof, Gottschalk, von einem Heiligen, Kaiser Heinrich II. (um 1000) erlangt, wie auch das Recht des (vordem kaiserlichen) Zolles und der Münze. Das bekannteste Freisinger Münzstück, der „Mohrenkopf,“ trägt, wie schon der Name andeutet, das bischöfliche Sinnbild; Münzen der

*) Näheres bei Baumgärtner S. 215 f.

**) Obernberger Reisen durch Bayern II. 448 f.

Stadt gibt es nicht, ja man vermuthe, daß die Bischofsmünzen nicht einmal in Freising geschlagen worden seyen. Ein anderer Bischof, Leopold (1377—81), bestätigte die Vorrechte der Stadt, aber mit dem ausdrücklichen Zusatze, „daß auf jedem Eigenthum welches verkauft werden sollte, des Hochstiftes Forderung, Steuer und Wacht verbleibe." Der Magistrat hatte zwar die niedere Polizei und die Gerichtsbarkeit, der Bischof die höhere, allein der Bischof strafte doch auch die Bäcker, welche ihr Brod nicht zeichneten, er verleiht das Zimmermannsrecht, schlichtet den Streit der Metzger (1436), verweist sie auf das „Satzbuch" und entscheidet über den Ort der Fleischbänke*). Dazu hatte aber auch das Kloster Weihenstephan schon frühe seine Schneider, Schuster, Brauer und Maler in der Stadt. Rechtlich, social und wirthschaftlich war der alte Freisinger Handwerker überall abhängig von den geistlichen Herren Diese Abhängigkeit schützte und förderte ihn wohl überwiegend in den früheren Jahrhunderten, wie man ja sogar in den Handwerksfrohnden der bischöflichen Städte den ersten Keim des Zunftwesens gesehen hat**), später aber, als sich das Bürgerthum anderwärts fest auf die eigenen Füße stellte, mußte das früher heilsam leitende Band zur lästigen Fessel werden. Von Handwerksmeistern, die — wie anderswo — durch ihr selbständiges Auftreten im Rath und in der Gemeinde sich einen historischen Namen gemacht hätten, oder durch überragendes Geschick, Glück und Reichthum über die Mauern der Stadt hinaus berühmt geworden wären, finde ich darum auch nichts, wohl aber erzählt die Geschichte der Stadt von einigen Handwerkern, welche uns den klerikalen Geist der alten Bürgerschaft leibhaft vor Augen stellen. Ein Bäcker erhält den Leib des h. Placidus von Rom und läßt ihn mit großer Pracht fassen, und ein Schlosser rettet bei der Säcularisation ein Gnadenbild aus einer profanirten Kapelle und bewahrt und verehrt es vierzig Jahre lang in seinem Hause, bis er endlich die Wieder-

*) Nach Urkunden im Freisinger städt. Archiv.

**) Roscher, System der Volkswirthschaft II, 287.

herstellung der Kapelle erlebt und das Bild an seinen alten Platz zurückgeben kann. Und dergleichen mehr.

2. Verfall und Wiederaufblühen.

In den drei letzten Jahrhunderten geht es in Freising ganz ähnlich wie in den kleineren weltlichen Fürstenstädten: der bürgerliche Wohlstand hängt zunächst von den Finanzen und der Wirthschaft des regierenden Herren ab. Kargte der Bischof oder verzehrte er sein Geld auswärts, dann litt die Stadt; griff er den Gewerben unter'n Arm, verschwendete er recht standesmäßig, dann gedieh die Bürgerschaft. So waren die letzten Jahrzehnte des sechzehnten Jahrhunderts für Freising eine schmale Zeit, weil damals Bischof Ernst auf allzu breiter Basis, nämlich auf fünf Bischofsstühlen zugleich saß (Freising, Köln, Lüttich, Hildesheim, Münster) und während seiner langen Regierung (1567—1612) nur sehr wenig nach Freising kam. Das Geld „ging außer Landes" und die Bürgerschaft verarmte; zum Ersatz der vielen dem Domstift nutzlos verursachten Kosten ließ dann Bischof Ernst ein Altarblatt von Rubens um 3000 fl. malen, was aber den Gewerben der Stadt schwerlich aufgeholfen hat. Dagegen konnte Freising die argen Drangsale des dreißigjährigen Krieges rascher verschmerzen als manche Nachbarorte, weil von 1618—51 der Bischof Veit Adam regierte, ein geschickter Finanzmann und kluger Haushalter, welcher trotz des Krieges die Einkünfte seiner Kirche zu mehren verstand und eine gefüllte Rentkammer hinterließ. Und es folgte in der zweiten Hälfte des siebzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts sogar eine materielle Glanzperiode Freisings. Da wurde stattlich Hof gehalten, gebaut, gemalt, gemeißelt, da wurden prächtige Feste gefeiert; die Bischöfe, zum Theil aus fürstlichem Hause, verfügten eben über bedeutende Privatmittel und brachten dieselben zu Gunsten ihrer Kirche und Residenz mit fürstlicher Freigäbigkeit unter die Leute.

Als die Säcularisation dem Fürstbisthume ein Ende gemacht hatte, da konnte man vollends erst recht deutlich sehen, wie un-

mittelbar der Wohlstand der Bürgerschaft Freisings von dem geistlichen Hofe bedingt gewesen war. Die Einwohnerzahl sank von 6000 auf 3500 herab; noch im Jahre 1821 standen 191 Miethwohnungen leer, von 300 bestehenden Gewerben wird kaum ein Drittel mehr als lebenskräftig bezeichnet, der Werth der Realitäten war um vier Fünftheile gesunken, die örtlichen Stiftungsfonds büßten in Folge dessen beträchtliche Summen an Zinsen ein und ihr Capitalvermögen selber schwebte in Gefahr*). Als man 1805 und wiederholt 1808 die fürstlichen Häuser und Gründe zum Verkaufe ausbot, fanden sich keine Käufer, erst 1822 konnte ein Theil der alten Propstei- und Domherrenhöfe veräußert werden.

Freising hat diese traurige Periode des Verfalles überwunden. Nicht mehr als geistlicher Fürstensitz, sondern auf Grund des modernen Verkehres und selbständiger Betriebsamkeit gewann die Stadt erneutes inneres und äußeres Wachsthum. Als sich die Bürgerschaft am 27. Juli 1821 an den König wandte, um wenigstens die Residenz des neuen Erzbischofs ihrer Stadt zu retten, sprachen die Bittsteller die Besorgniß aus, daß außerdem das altberühmte Freising zu einem Bauerndorfe herabsinken werde. Keines von Beiden ist geschehen. Der Erzbischof residirt in München und Freising ward kein Bauerndorf, sondern wuchs vielmehr über die mittelaltrigen Mauern hinaus; die Einwohnerzahl war schon 1851 auf 5326 gestiegen, und stand 1867 auf 7839, einer Ziffer, die wohl zu keiner früheren Zeit erreicht worden ist. Hiermit ist allerdings nicht entfernt gesagt, daß Freising auch seine ehemalige Bedeutung wiedergewonnen habe, denn die geistige Culturmacht mißt sich nicht nach Ziffern, bei einer Stadt so wenig wie bei den Völkern und Individuen.

*) Näheres in den bayerischen Landtagsverhandlungen von 1822, im Auszuge bei Baumgärtner, S. 292 ff.

Fünftes Kapitel.

Schenkung, Stiftung und Almosen.

In geistlichen Städten waren drei Dinge vordem mindestens eben so wichtig als Arbeit, Kauf und Tausch, sie heißen: Schenkung, Stiftung und Almosen. Die religiöse Pflicht der guten Werke und die sittliche der Barmherzigkeit wirkte hier oft entscheidender auf Erwerb und Besitz als das volkswirthschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage.

Die Geschichte der Schenkungen an die Kirche berührt in Freising zunächst den Domberg; ihre reichste Periode geht durchs achte und zehnte Jahrhundert, und der fünfte Bischof, Atto (784—814), führte den Beinamen scriptor, weil er so viele Schenkungsurkunden geschrieben hat.

In der Geschichte der Stiftungen hingegen wetteifert die Stadt mit dem geistlichen Berge. Während die großen Schenkungen an die Kirche im vierzehnten Jahrhundert allmählich aufhören, erscheint die folgende Zeit um so reicher an Wohlthätigkeitsstiftungen. Da ersteht das H. Geist-Spital (1374), das Bruderhaus (1560), das Leprosenhaus (1587), die Almosentrüchelstiftung*) (1620), der Liebesbund für die armen Seelen (1713), das Krankenhaus (1724), das Armen- und Waisenhaus, das reiche Almosen, die Scholl'sche Stiftung für Hausarme rc.

*) Von Truche, Truhe, Kasten.

Unter allen diesen Stiftungen hat das H. Geist-Spital die größte Wirksamkeit entfaltet und allein unter allen seinen Bestand gerettet bis auf diesen Tag. Gegründet von einem Geistlichen, dem Domherrn Konrad Gaymann († 1376), ist es von Klerikern wie von Bürgern namentlich im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert aufs reichste mit Stiftungen und Vermächtnissen begabt worden, und noch unmittelbar nach der Säcularisation (1804) belief sich sein Vermögen auf 124,296 Gulden.

Bei diesem Spitale suchten darum nicht bloß arme Kranke Genesung, sondern gesunde reiche Leute fanden dort auch Capital-Darleihen, das Spital griff ins Gebiet dreier Facultäten, als kirchliche, medicinische und volkswirthschaftliche Heil- und Hülfsanstalt. Im Jahre 1637 hatte das Domkapitel den Schweden eine Ranzion von 1500 fl. zu zahlen, es entlehnte 900 fl. vom Spital; ein andermal (1766) borgt es 2500 fl. daselbst zu 4 Procent. Bischof Johann Theodor (1737) braucht 1000 fl. zum Betrieb des Eisenhammers bei Werdenfels: das h. Geist-Spital streckt ihm die Summe vor, wie der „Liebesbund am Gottesacker" dem Bischofe Johann Franz 600 fl. darlieh zum Ankaufe von Zeilhofen (1717) Auch die bayerische Landschaft erhielt vom Spital eine Summe zum allgemeinen Landesdarlehen*). Wer in Freising große Capitalien aufnehmen wollte, der konnte nicht zu den Juden gehen, weil es keine gab; er ging zu den frommen Stiftungen.

Doch ist ein Leihen auf Zins immerhin etwas profan; geistlicher ist das Schenken. Und in Freising wurde gern und viel geschenkt. Da schenkt Bischof Ludwig Joseph im Winter 100 Klafter Holz an die armen Leute und kauft bei theurer Zeit Korn für seine Unterthanen auf; gelegentlich eines Festes läßt er Brod, Wein und Bier an 1600 Arme austheilen. Bischof Konrad V. schickte die abgeordneten Bürger, welche ihm die an-

*) Laut der Urkunden im städtischen Archive.

sehnliche Infulsteuer nach Krain brachten, wieder mit dem Gelde nach Freising zurück, wie denn überhaupt die Bürger auf Steuernachlässe oft besser eingerichtet waren als aufs Steuerzahlen. In den Tagen des so äußerst mildthätigen Bischofs Ludwig Joseph geschah es sogar, daß der Bischof fast zur nämlichen Zeit seinen Unterthanen in der Grafschaft Werdenfels die Steuern nachließ, wo ihm selber in Wien ein Haus mit Beschlag belegt wurde wegen der Steuern, die seine Beamten dort nicht bezahlt hatten. Die Mehrzahl der Bischöfe aus den zwei letzten Jahrhunderten werden ganz besonders als Väter der Armen gepriesen, wenn auch nicht Alle so weit gingen wie Johann Theodor, der ein eigenes „Thoralmosen" eingerichtet und noch 1754 die etwas verspätete Stelle eines Bettelrichters geschaffen hat.

An solchen geistlichen (und auch weltlichen) Fürstensitzen des vorigen Jahrhunderts waren es übrigens nicht die unter'm Bettelvogt stehenden Zunftbettler, welche am meisten geschenkt erhielten, sondern Leute von gar vielerlei Zunft und Zeichen; die halbe Stadt lebte mitunter vom Hofe, und es gab da so zahllose und zart verschmolzene Uebergangstöne zwischen den Kategorien des Nehmens, Bettelns und Verdienens, daß man das Eine vom Andern oft schlechterdings nicht unterscheiden konnte.

In der Freisinger Volkssage gibt es einen ganz besonders bösen Bischof, das war jener Gerold, dessen Leiche das Volk in die Roßschwemme warf, weil er den hungernden Armen kein Brod gegeben.

Der Thorwart an Gerolds Schloß dagegen, Otto Semoser, der den Armen heimlich das Brod zutrug, ward ein Volksheiliger.

Ein Bischof der neueren Zeit, Johann Franz, wurde zwar nicht canonisirt, genoß aber nach seinem Tode unter den Bürgern die Verehrung eines Heiligen, an dessen Grabe man Votivtafeln aufhängt. Diese Ehre hatte er aber gewiß nicht seinen vielgepriesenen Verdiensten um Kunst und Wissenschaft zu danken, sondern seinem stilleren Walten als Vater der Armen.

Schenkung, Stiftung und Almosen geht in dem geistlichen
Sinne der Altvordern an sittlicher Weihe weit voran der Arbeit,
em Kauf und dem Tausche.

Der h. Korbinian hatte an der Höhe von Weihenstephan
ine Quelle erbetet, und wie Moses mit dem Stab aus dem
Berge geschlagen. Als man das heilkräftige Wunderwasser, die
eschenkte Gottesgabe, später gegen Geld verkaufen wollte, da
ersiegte der Quell.

So erzählt die fromme Sage.

Ich führte den Leser im Eingang dieser Skizzen auf den
Domberg; ich führe ihn auch am Schlusse noch einmal hinauf,
m ihm zu guter letzt noch ein Stücklein Fernsicht zu zeigen.

Man schaut da droben gar viele Meilen in die Runde,
ber so weit das Auge trägt, über zahllose Dörfer hinaus, ver-
mißt es doch den reichen Schmuck städtischer Staffage; nur die
Thürme Münchens beherrschen die langgedehnte Linie des Mittel-
grundes. Weiter fort aber gen Süd zum Hochgebirg hinüber
dämmert verschwimmend jene liebliche Landschaft, welche man
modern geographisch die bayerische Seenzone nennt, früher nannte
man sie volksthümlich den „Pfaffenwinkel.“ Dort reihet sich,
anstatt der Städte, Kloster an Kloster: Andechs, Bernried,
Schäftlarn, Polling, Wessobrunn, Benedictbeuren, Schlehdorf,
Ettal, Tegernsee, Chiemsee u. s. f. Also die uralten Hauptsitze
geistlicher Cultur, Freising und der Pfaffenwinkel im Norden und
Süden, München in der Mitte, keine andere bedeutende Stadt
auf weit und breit.

München als landesherrliche Hauptstadt im Mittelgrunde,
Freising als geistliche Metropole im Vordergrunde beherrschen
aber nicht bloß die Landschaft aus der Vogelschau des Dom-
berges, sie beherrschten auch das Land; sie standen hier einsam
und ohne ebenbürtige städtische Nebenbuhler. Im alten Bayern
waren vor Allen die Landesherren stark und die Geistlichen.
Das Bürgerthum saß wie auf kleinen Inseln inmitten des
großen Bauernlandes, und die Bürger machten den weltlichen

wie den geistlichen Herren ungleich weniger zu schaffen als anderwärts. Nicht daß es den Stadtgemeinden im Einzelnen an Tüchtigkeit, den Städten an Rechten und Privilegien gefehlt hätte, aber es fehlte an Städten, es fehlte der Wetteifer, die Reibung, die gegenseitige Stütze und Ergänzung vieler, eng benachbarter Bürgergemeinden. Das gerade ist es, was in Schwaben und Franken manchmal dem kleinsten Neste so frische Lebensfülle, so schneidige Originalität verliehen hat. Jene vielen und ansehnlichen bayerischen Märkte, welche Städte werden konnten, aber nicht werden durften, sind für Bayern in manchem Stück charakteristischer als die wirklichen Städte.

Im städtearmen Lande blieb Freising eine so rein geistliche Stadt, gleichwie München eine so rein landesherrliche Stadt blieb, bis Bayern aufhörte, rein bayerisch zu seyn, bis die Residenzstadt München zunächst die Hauptstadt eines städtereichen Königstaates wurde, dann eine Großstadt, zu welcher die fernen Städte näher herangewandert sind durch den länderverengenden Weltverkehr.

Im vorigen Abschnitte schrieb ich von einem Gau, der obgleich Bauernland, dennoch ein Land mit Bürgerrechten war, gleichsam eine auf etliche Quadratmeilen ausgegossene Stadt. Auch dieser Gau stand unter'm Krummstabe, allein er liegt am weltoffenen, städtereichen Rhein. Die geistliche Herrschaft entscheidet hier nicht schlechthin, sie ließ im Mittelalter nach Umständen großes und kleines Bürgerthum unter sich gedeihen und freie wie gebundene Bauernschaft dazu. Natur und Geschichte des ganzen umgebenden Landes entscheidet zugleich mit der Form und Macht der Herrschaft.

Wie aber Freising noch immer — wofern man's nicht gar zu streng nimmt — eine geistliche Stadt heißen kann, so fühlt man auch heute noch aus dem Charakter des altbayerischen Volkes heraus, daß im alten Bayernlande vor Allen zwei Herren stark gewesen sind: der Herzog und der Priester. Wer darum Freising nicht gesehen hat, der kennt Altbayern nicht, und

ire er auch sonst schon weit im Land herumgereist; denn eine
:adt, die so lange und so rein eine geistliche Stadt geblieben,
ır nur möglich auf der bayerischen Hochfläche, und durch die
:schichte Freisings erfahren und begreifen wir erst, welch tiefe
urzeln die geistliche Macht über ein Jahrtausend im bayerischen
›lksleben geschlagen hat und heute noch schlägt.

VI.

Die Holledau.

(1867.)



Erstes Kapitel.

Hollebauer Volkshumor.

1. Namen und Gränzen der Hollebau.

Das Hollebauer Land ist berühmt durch seinen Hopfenbau, und das Hollebauer Volk durch seinen derben Humor. Es ist aber leichter vom „Hollebauer Landhopfen“ als vom Hollebauer Volkshumor zu schreiben; denn von ihrem Hopfen hören und reden die Hollebauer alleweil gern, an das auszeichnende alte Besitzthum ihres Humors in Lied, Sage und Anekdote sind sie minder gern erinnert, und vollends ungern an den Spaß, welchen sich Andere mit ihnen erlaubt haben.

Darum gibt es eine alte und eine neue Reiseregel für die Hollebau. Die neue räth dem Wanderer, welcher recht gut aufgenommen seyn will, er möge als Hopfenhändler reisen; die alte aber warnte ihn, daß er nicht frage nach vier Dingen: nicht nach den Gränzsteinen des Landes — denn das sind vier Galgen von Freising, Moosburg, Abensberg und Pfaffenhofen; nicht nach den Volksgränzen — denn die Hollebauer fangen da an, wo die gescheidten Leute aufhören; nicht nach der Mundart — denn jeder Hollebauer redet drei Sprachen: „dumm, dalket und dappi,“ und endlich nicht nach dem Hollebauer Wallfahrtslied — denn es singt gleich im ersten Vers vom Pferdediebstahl, der schwachen Seite, der geheimen Herzensneigung der alten Hollebauer.

Den Hopfen darf man also suchen, aber den Humor muß man ungesucht an sich herankommen lassen, sonst könnte man — gleichfalls ungesucht — noch etwas anderes kennen lernen was hierzuland altberühmt ist: die Hollebauer Grobheit. Nun fließen jedoch zum guten Glück die literarischen Quellen über den Humor der Hollebau weit reichlicher als über den Hopfen, und da nicht bloß Frankreich, sondern auch die Hollebau ihre „gerechte Empfindlichkeit" besitzt, so ist mir's allerdings beruhigend, daß ich mich für jeden neckischen Zug, welchen ich anführe, durch gedruckten Nachweis aus Hollebauer Autoren decken kann, deren Schriften von ihren Landsleuten mit verdientem Wohlwollen aufgenommen wurden.

Lacht, scherzt und spottet ein Volk gutmüthig über sich selbst, so ist das immer ein Zeichen bewußter Kraft, frischen, sprudelnden Lebens, brausenden Uebermuthes, und wenn der durch und durch realistische, zugleich aber auch naiv streng-katholische Hollebauer den heiligen Castulus anruft:

„Heiliger Sanct Castulus! um was ich Dich noch bitt':
Um hunderttausend Gulden — und bring mir's Geld gleich mit,
Um hunderttausend Gulden und noch einmal so viel,
Alle Jahr' ein anders Weib, und in Himmel 'nein — wann ich will —."

so hört man heraus wie sich die Leute wohl fühlen in ihrer Haut und in all ihrer guten und schlimmen Originalität.

Anders steht es freilich mit dem Spott der Nachbarn über die Hollebauer. Er zielt nicht auf einen Ueberschuß des Wohlbehagens sondern im Gegentheil auf die frühere Abgeschlossenheit, Armuth und Uncultur des Landes und auf des Volkes allzuderben Naturwuchs. Allein gleichviel. Die Hollebau, über welche man so manches Witzwort gemacht hat, muß dann eben doch schon seit uralter Zeit den Nachbarn eigenartig und merkwürdig erschienen seyn, werth einen besondern Namen zu führen. Und daß dieser Name vom vierzehnten aufs neunzehnte Jahrhundert lebendig sich vererbt hat, verdankt die Hollebau ohne Zweifel bloß dem scharf geschnittenen Charakter ihrer Bevölkerung.

Ursprünglich von der Landschaft entnommen (die Au am Hallwalde), blieb dieser Name im Volksmunde bestehen, weil die so besonders gearteten Leute einen besonderen Namen forderten; man kann also sagen: die Hollebauer retteten die Hollebau als ein selbständiges Land in der noch ungeschriebenen „Geographie des deutschen Volksmundes.“ Die Hollebau war niemals ein Gau oder ein Herrschaftsgebiet, noch drängt etwa schlaghaft unterscheidende Bodenbildung zu einem eigenen geographischen Namen: die Hollebauer drängten dazu, weil sie sich so schlaghaft von den angränzenden altbayerischen Stammesgenossen unterschieden, und ohne die Neckereien und Witzworte, welche sich an diesen Namen knüpfen, wüßten es wahrscheinlich nur noch die Localhistoriker, daß es einmal auf Aventins, Appians und Finkhs Landkarten eine „Hallethaw“ gegeben habe.

Zunächst noch ein Wort über diesen Namen: er wird uns rasch wieder zum Hollebauer Humor, und der Humor dann wiederum ganz ungezwungen zum Hopfen führen.

Ich bin so frei und schreibe „Hollebau,“ und zwar nach der neuen Reiseregel wie die Hopfenhändler; die Gelehrten schreiben nach Schmellers Vorgang „Hallertau.“ Letzteres ist die urkundliche Schreibart des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, und hat als älteste beglaubigte Form gewiß den größten etymologischen Werth. Allein es handelt sich hier nicht um einen todten, sondern um einen lebendigen Namen, und den sollte man heute eben auch schreiben, wie er heute im Volksmunde lebt. Ich habe nach meiner Methode der Quellenforschung überall im Lande selbst scharf aufgehorcht und immer nur „Hollebau“ oder „Hollabau“ gehört, ich habe mir das Wort von allerlei schriftkundigen Hollebauern, von Bauern, Wirthen, Kellnerinnen, Beamten und Pfarrern buchstabiren lassen, und sie haben sammt und sonders Hollebau buchstabirt. Lipowsky in seiner Preisschrift über das Landgericht Moosburg (1861) bezeichnet „Hollabau“ als allgemeinen Sprachgebrauch, und die Allg. Ztg. schreibt in ihren Börsen- und Handelsberichten wechselnd bald „Hollebau“ bald

„Hollidau." Dieses schwebende a, e oder i können wir nun auch getrost in der Schwebe lassen. Denn für unsern Namen gibt es keine „amtliche Schreibart," welche für die officielle Geographie Deutschlands zu einer Zeit abgeschlossen wurde, wo die wissenschaftliche Erforschung der Ortsnamen noch sehr im Argen lag: diese amtliche Form ließ dann allerdings nichts in der Schwebe, sondern fixirte im Zweifelsfalle meist das Schlechteste.

Uebrigens habe ich noch einen tiefern Grund, daß ich diesmal nicht dem größten bayerischen Sprachforscher, sondern den Bauern folge. Hallertau oder Hollebau, der alte und der neue Name. bezeichnen die zwei Epochen in welchen dieser Landstrich aufblühte, selbstbewußt, namhaft geworden ist. Als im vierzehnten Jahrhundert die vier Marktflecken dieser Hügel, Wolnzach, Mainburg, Au und Nandlstadt, politisch und social in die Höhe kamen, ja theilweise erst das Recht des Zaunes und Grabens, des Stocks und Galgens und des Wochenmarktes gewannen, da lesen wir auch zum erstenmal von der Hallertau, und zwar in Urkunden. In unserer Zeit hingegen beginnen wir von der Hollebau in Zeitungen zu lesen, nämlich in landwirthschaftlichen und Handelsblättern, auf Grund des neuen Aufschwungs durch den Hopfenbau, welcher seit kurzer Frist ganz neue ökonomische und sociale Zustände hier angebahnt, und die fast verschollene und verspottete Gegend zum zweitenmale selbstbewußt und namhaft gemacht hat. Ich fasse diese modernen Zustände als letztes Ziel meiner Darstellung in's Auge, und darum bediene ich mich auch des modernen Namens.

Für solch eine Landschaft die es bloß zu einem historischen und volksthümlichen, nicht aber zu einem amtlichen Namen gebracht habt, gibt es dann auch nur schwebende und wechselnde Gränzen. Ich bezeichne die heutige Hollebau als das Hügelland zwischen Amper, Ilm. Donau, Abens und den Moosburg-Landshuter Isarleben.

Schon diese Gränzen deuten auf den im Lande gewurzelten Volkscharakter. Die Hollebau ist von Flüssen. offenen Thälern

und großen Straßenzügen begränzt, d. h. die Welt zieht an ihr vorbei, sie selber hingegen ist ein Land der Waldhügel, der Wasserscheiden, zahlloser kleiner Quellengebiete, nach Süd und West von großen Forsten umrahmt, nach Norden durch einen dichtbewaldeten Höhenzug (Forst Dürrenbuch) wie durch einen Wall gegen das Donauthal abgeschlossen. Hart vor den Thoren der Holledau liegen Städte — Moosburg, Abensberg, Neustadt, Pfaffenhofen, — in der Holledau gibt es nur Dörfer und Marktflecken. Rings um die Holledau zieht sich ein Gränzgürtel historisch bedeutender Orte: Scheyern, Abensberg, Landshut, Gamelsdorf, Freising — Orte, welche uns in die bayerische Landesgeschichte und mitunter auch darüber hinausführen; die Geschichte der innern Holledau blickt fast nur in sich selbst hinein, sie ist localster Natur. Der Freund monumentaler Kunst kann einen höchst lohnenden Gang machen, wenn er rund um die Holledau herum wandert; von Station zu Station wird er sich bei dieser Gränzbegehung durch kunstgeschichtlich lehrreiche Bauten gefesselt finden, durch die Kirchen, Klöster, Schlösser und Rathhäuser im Ilm-, Abens-, Donau- und Isarthal. Dringt er aber ins Innere der Hollebau so kann er sein Skizzenbuch getrost in der Tasche lassen, sobald er Gelbersdorf und St. Alban im Rücken hat; außer er müßte sich denn notiren wollen, daß es in Wolfersdorf noch bis zu diesem Jahr eine Kirche mit Strohdach gab, wodurch dieselbe einzig in der ganzen Münchener Diöcese gewesen ist.

Eine überaus große Zahl kleiner Adelssitze war vordem über die Hollebau verstreut, Herrenhäuser, häufig im Thal inmitten der Dörfer gelegen und durch Wassergräben geschützt. Wening (1700) zeigt uns noch viele derselben in Abbildungen, es sind meist rohe und unbedeutende Bauwerke im Styl des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, charakteristische Denkmale des in sich abgeschlossenen ehemaligen Kleinlebens dieser Gegend. Die größeren landesfürstlichen Schlösser (Vohburg, Trausnitz, Isareck 2c. 2c.) lagen vor der Schwelle der Hollebau. Von Burgen liest man viel in der Hollebauer Geschichte; heut-

dann die modernen Alterthümler nach und brachten zuletzt das ganze Sündenregister an's Licht. Wir haben einen deutschen Dichter, der mit besonders liebenswürdigem Behagen das Neckische, Lustige, Gemüthliche des Diebstreibens — den Galgenhumor — darzustellen verstand, Johann Peter Hebel; von dessen unvergleichlichem Heiner, Dieter und Zundelfrieder muß man sich inspiriren lassen, wenn man die rechte Stimmung für das Studium der alten Hollebauer Gaunereien gewinnen will.

Das „Schelmenländel" ist hier ein gar treffendes Wort. Schelm hat einen Doppelsinn, es schließt den Spitzbuben und den Schalk in sich. Die Spitzbuben lieferte guten Theils die ganze weite Nachbarschaft in unsere zum Auflauern und Entkommen gleich wohl gelegene Hollebau; den Schalk gaben die Hollebauer allein dazu. Und wenn die Hollebauer Bauern harmlos von sich selber sangen;

„Wir sollten unser neune seyn.
Und sind nur unser drei;
Sechse sind beim Schimmelstehlen,
Maria steh uns bei!"

dann sang auch der ritterliche Gränzwart der Hollebau, Herr Jakob Püterich von Reichertshausen, nicht minder harmlos von den Rittergedichten seiner berühmten Bücherei; er habe sie zusammengebracht

„mit stehlen, rauben, auch darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekhaufft und darzue funden,
— doch nur die alten Puecher,
der neuen acht ich nit zu khainer stunden."

Er sündigte gegen das siebente Gebot, allein er sündigte mit Geschmack und Auswahl, und bekennt das ganz heiter und frei in seinem gereimten Bibliothekskatalog. Meint man darum, gar manche andere wüthende Büchersammler hätten nicht minder gestohlen, weil sie's nicht so lustig eingestanden haben, wie dieser wackere Ritter aus dem Schelmenländel?

Freilich ist der kriminalistische Humor den Hollebauern mitunter auch zu bunt geworden. Das alte Wappen des Marktes Randlstadt zeigt ein abgeschlagenes Menschenhaupt. Nun ist aber Randlstadt merkwürdig durch seine Gerichtsalterthümer: ein Wirthshaus heißt heute noch „zum Richterwirth," weil in dessen Mauern vordem die Gerichtsschranne gehegt wurde, und der Randlstadter Galgen wird als ein Meisterstück im Liede besungen. Zu alledem nun den abgeschlagenen Kopf im Wappen, das war den Randlstädtern denn doch gar zu scharfrichterlich, und also kamen sie ein um ein neues Wappenzeichen, und erhielten es in Form einer Blume. Statt des alten wohlfeilen Spottes forderten sie aber jetzt einen neuen, tieferen Spott erst recht heraus; sie hatten vergessen, daß jener Kopf, weit entfernt auf die Hollebauer Kriminaljustiz zu deuten, vielmehr als ein Haupt auf einer Schüssel ihren alten Schutzpatron, Johannes den Täufer, darstellte, und hatten sich also statt des vermeintlichen armen Sünders einen höchst respektabeln Heiligen aus ihrem Wappen hinweg petitionirt.

In dem weiten Hügellande Südbayerns, zwischen den Alpen und der Donau, gibt es noch ein rechtes Seitenstück zur Hollebau: die „Stauden" bei Augsburg. Auch sie sind eine Art Insel, wohin sich altschwäbisches Bauernthum in härtester, derbster, zum Theil roher Form zurückgezogen hat, wie altbayerisches in die Hollebau; auch die Stauden sind von Städten und großen Straßen, überhaupt von Cultur begränzt, die wenig hineingedrungen ist, und das Wertachthal, welches den Stauden fort und fort den Verkehr an der Nase vorbeigeführt hat, heißt im Volksmunde sogar schlechthin „die Straße." Die Stauden gelten für ganz besonders original in ihrer Mundart, und haben „fremder Redeweise beharrlich Aufnahme verweigert," wie Dr. Birlinger in seinem „Schwäbisch-Augsburgischen Wörterbuche" schreibt, wo Sprache und Sitte der Stauden mit eingehender Liebe und Treue dargestellt sind. Nun behauptet man zwar auch für die Hollebau ein mundartliches Wahrzeichen: so weit

die Leute „schet“ statt „nur“ sagen, soll die Hollebau geben; allein „schet“ hört man auch am bayerischen Wald, und in der Mundart liegt überhaupt nicht die maßgebende Signatur des Hollebauers. Sie liegt in seinem ganzen Wesen, im Gesammtcharakter, im geistigen Gepräge, welches sich aus gar vielen einzelnen Zügen zusammenwebt, von denen jeder für sich vielleicht nur als leichte Schattirung eines verwandten Grundzuges gemeinsamer altbayerischer Art erscheint. Das Ganze wird aber dann doch wieder etwas neues und eigenthümliches.

3. Kleine Charakterzüge.

„Züge? Was sind Züge?“ so fragte mich einmal ein Astronom in einer Rheinstadt, dem ich in der frischen Entdeckerfreude erzählte wie ich eben ein paar ganz drastische Züge rheinischen Volkslebens auf der Landstraße erhascht habe. Der Mann sah mich bedenklich an, als wollte er sagen: wer gleich mir von amtswegen schon gewöhnt sein müsse jedes Wort zu wägen, der dürfe einen so unbestimmten Ausdruck wie „Züge“ gar nicht in den Mund nehmen. Nun berechnet man die Sternenbahnen freilich nicht nach Zügen, allein in Zügen malt man ein Menschengesicht und eine Volksphysiognomie obendrein, und für die Culturgeschichte können Züge oft gerade so wichtig seyn wie Thatsachen für die politische, und mathematische Proportionen für die Astronomie. Ich will aber meine Hollebauer doch auch einmal in Form einer mathematischen Proportion darstellen: wie sich der Staudenbauer zum Allgäuer verhält, so verhält sich der Hollebauer zum oberbayerischen Gebirgsvolk. Alle vier zeigen uns einen gewissen alterthümlichen Naturzustand, dort des schwäbischen, hier des bayerischen Volkthums, welcher uns städtische Culturmenschen, kraft des Gegensatzes, frisch und heiter anspricht. Allein in dem freien Hirtenleben des Hochgebirges kehrt uns jener Naturzustand seine positiv poetische Seite zu, in dem beengten, ringenden, abgeschlossenen Daseyn des Waldbauern der Stauden und der Hollebau seine negativ

poetische Seite, d. h. die Prosa der Beschränkung, des Stillstandes, der altväterlichen Derbheit und Grobheit, welche sich aber im verneinenden Spiele des Humors doch wieder über sich selbst erhebt und zur Poesie verklärt.

Nun muß ich aber doch noch etliche „Züge" auf's Papier werfen, damit der Leser diesen künstlichen Satz geschwind wieder vergesse.

Die Hollebauer sind streng katholisch, und der ächte Bauer ist dabei noch so oft so ganz naiv in religiösen Dingen, daß wir uns geradewegs in's Mittelalter oder nach Süditalien versetzt glauben. Gleich in einem der vordersten Dörfer der Hollebau sehe ich im Wirthshaus folgende charakteristische Scene. Das Crucifix in der Fensterecke war herabgefallen auf die darunter stehenden Blumenstöcke und dabei recht schmutzig geworden. Die Wirthin eilt hinzu mit dem Wasserkübel, wäscht das Bild, stellt es dann prüfend vor sich hin, und spricht: „So, lieber Herrgott, jetzt bist' wieder sauber, aber daß du mir nicht noch einmal auf d'Nasen fallst!" Dann heftet sie's sorgsam wieder an seinen Platz, tritt zurück und betet ein Vaterunser, damit es unser Herrgott nicht übel nehme, daß er vorhin so schlecht am Nagel gehangen habe. Die himmlischen Dinge sind eben diesen Leuten so vertraut, daß sie ganz menschlich mit ihnen verkehren.

Am Nordrande der Hollebau liegt Engelbrechtsmünster, wo der berühmte bayerische Humorist Anton v. Bucher (um's Jahr 1780) eine zeitlang Pfarrer war, und seine Geschichte „Pangraz des Bürgersohns" schrieb. Buchers zahlreiche Schriften enthalten eigentlich nur Variationen über zwei Themen: entweder er geißelt die Jesuiten, Bettelmönche und unwissenden Pfaffen mit ganz erbarmungsloser Satyre, oder er zeigt uns den Humor einer primitiven Volksbildung, welche sich durch den Glauben nicht sowohl zu dem Heiligen erhebt, als das Heilige ganz gemüthlich zu sich herab nimmt, und dadurch aus dem größten kirchlichen Eifer Dinge sagt und thut die auf jeder höheren Bildungsstufe als frivoler Spott erscheinen würden. Bucher soll

in Engelbrechtsmünster mit besonderem Behagen geschrieben haben, und ohne Zweifel hat er hier und in der Umgegend viel gelernt für jenes zweite Grundthema seiner Bücher. So mußte ich mir denn auch bei der Anrede der Wirthsfrau an ihr Crucifix augenblicklich sagen: das ist ja wie ein Blatt aus Buchers sämmtlichen Werken. Nur daß Bucher die Farben dicker aufgetragen hätte. Allein die Hollebau von 1867 ist in diesem Stücke freilich auch nicht mehr so grell gefärbt wie die Hollebau von 1780.

So weit vom Glauben. Ich hörte aber auch von einem Hollebauer Bauern der bereits zu Kritik und Zweifel gekommen war. Er glaubte an keinen Gott, schlechterdings nicht, und keine Predigt wollte ihm in den Kopf gehen. Da geschah es, daß er sich im Juni 1862 mit seinem Bruder auf freiem Felde befand als das schwere Hagelwetter kam mit Schlossen wie Hühnereier, die schlugen ihm zwei Löcher in den Kopf. Und als ihm nun der Bruder das Blut von der Stirne wischte und den Kopf mit dem Sacktuch verband, fragte er den Zweifler: „Glaubst du jetzt, daß es einen Gott gibt?" „Ja!" sagte er, und schielte verstohlen nach dem Himmel, ob nicht eine zweite Ladung nachfolge — „jetzt glaub' ich's!"

Uebrigens sind die harten Köpfe der Hollebauer berühmt auch im buchstäblichen Sinne. Bei festlichen Anlässen soll hier nicht weniger gerauft und geprügelt werden als anderswo in Altbayern, dagegen bleibt weit seltener ein Mann auf dem Platze. „Wenn einem Hollebauer kein Kirchthum auf den Kopf fällt, so hat's nicht viel zu sagen." Vor zehn oder mehr Jahren starb einer der gefürchtetsten Raufbolde, dem oft genug ein blutiges Ende prophezeit worden war, zuletzt dennoch eines medizinischen oder sogenannt natürlichen Todes. Bei der Leichenschau entdeckte man gegen zwanzig alte Narben von zum Theil sehr schweren Wunden, die ihm allesammt nichts gethan hatten. Einmal war ihm der Schädel so jämmerlich zerschlagen worden, daß man ihn schon verloren gab, und ließ darum seine Mutter rufen. Die erschrockene Frau fragte: wo denn die Verletzung

sey? Als man ihr antwortete: am Kopfe! sprach sie wieder aufathmend: „Gottlob, daß es keinen edeln Theil getroffen hat!"

Ein Volk, welches so derb ist in der Faust und in der Rede wie die Hollebauer, wird auch nicht gar zu weiche und feine Verse in seinen Liedern singen. Jene innigen, fein empfundenen Reimpaare, jene neckischen und doch zugleich so wehmüthigen Liebesklagen, wie sie mitunter im Volksliede des bayerischen Hochgebirges überraschen, sucht man in der Hollebau wohl vergebens. Lipowsky bezeichnet die hierorts gangbaren Schnaderhüpfeln als öfters schmutzigen Gehalts, häufig voll derben Witzes und Spottes. Man hat so manche sentimentale Liebesgeschichte aus den Liedern unsers Hochgebirgs herausgehört, und in Versen und Prosa literarisch weiter gesponnen. Ich setze eine Hollebauer Liebesnovelle dagegen, welche zu Wolfersdorf an einer „Martersäule" verewigt ist; sie klingt gar nicht wie säuselndes Zitherspiel in der Sennhütte. Der starke Görgel von Wolfersdorf, ein wegen seiner Körperkraft gefürchteter Bursche, kam in einer Mainacht des Jahrs 1779 vom Besuch bei seiner Geliebten in Halsberg; da sieht er plötzlich einen ungeheuren Graben vor seinen Füßen, und daneben ein Ungethüm, welches ihm den Uebergang wehrt. Görgel prallt zurück, ermannt sich aber und setzt mit gewaltigem Sprung hinüber. Allein der Doppelaffect von Liebesrausch und Gespensterfurcht an einem Abend, das war zuviel gewesen für den starken Görgel. Als er nach Hause kam, hatte er den Verstand verloren, und fand ihn auch nicht wieder. Nun aber fühlte er sich erst recht als den starken Mann, und ließ sich gar nicht mehr halten und bannen in seiner Raserei; man wollte ihn darum nach Au transportiren in festes Gewahrsam. Unterwegs jedoch rang er mit seinen Führern und brach ihnen aus, worauf einer derselben den armen Görgel kurzweg zusammenschoß. So endete sein Liebeswahnsinn.

Ich will nun aber zeigen, wie man diese Martersäulengeschichte in eine wirkliche historische Novelle verarbeiten kann, und greife dabei wieder zu meiner These zurück, daß die Hollebau

ein von Cultur rings umgränztes Naturland sey. Unweit der äußersten Nordwestecke der Hollebau liegt die Vohburg, wo Herzog Albrecht mit der schönen Agnes Bernauerin die seligsten Liebestage lebte — das ist die edle, rein menschliche Liebe am Saume der Hollebau mit tragischem Hintergrund. An der äußersten Südwestecke unsers Landstrichs liegt Reichertshausen; dort haust ungefähr zur selben Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts Hr. Jakob Püterich, schwärmt für die alte Epik der ritterlichen Minne, bewahrt und rettet uns den einzigen Codex von Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (der mit Methode verrücktesten Liebesgeschichte die je gelebt und geschrieben worden ist), setzt den Katalog seiner Bibliothek in Verse, und überschickt ihn als „Ehrenbrief" der Erzherzogin Mathilde von Oesterreich, um derselben als einer Dame sondergleichen zu huldigen, obgleich er nur durch eine andere Dame von ihren Vortrefflichkeiten gehört hat, sucht jedoch neben diesem ganz spirituellen Minnedienst auch andern schönen Frauen, vielleicht in minder spiritueller Weise, zu huldigen, worüber ihm seine Hausfrau Anna sehr derbe Worte sagt — das alles ist die Donquixoterie des versinkenden mittelalterigen Minnekults am Saume der Hollebau mit komischem Vordergrund. Und nun endlich der starke Görgel in der innersten Hollebau (den wir aus dem achtzehnten in's fünfzehnte Jahrhundert zurückversetzen), grimmig liebend und kämpfend, ganz natürwüchsig, ganz in Holz geschnitten, ein Recke aus der Bauernhütte mit tragikomischem Mittelgrund.

Wie diese drei Motive zu einem Ganzen zu verweben und in Handlung zu setzen seyen, das überlasse ich Andern, und gehe inzwischen zum Hopfenbau über.

Zweites Kapitel.

Holledauer Landhopfen.

1. Wirthschaftliche Resultate.

„Der Engländer in der Hollebau“ — unter diesem Titel wurde vor Jahren eine Posse auf dem Münchener Volkstheater gegeben, in welcher vermuthlich ein steifleinener englischer Tourist in lustigen Conflict gebracht wird mit der Derbheit und Schalkheit der Hollebauer. Inzwischen sind die Engländer wirklich in die Hollebau gekommen, aber nicht um über das naturwüchsige Volkthum zu staunen, sondern um Hopfen zu kaufen; ja englische Unternehmer haben sogar große Hopfengüter bei Siegenburg und Mainburg erworben und bei letzterm Ort eine ganz neue Anstalt zum rationellsten Trocknen der Hopfen eingerichtet, welche die Neugierde und das Nachdenken der Hollebauer in hohem Grade weckt. Die Leute haben also ganz recht, wenn sie dem Wanderer gern erzählen, daß man die Hollebau neuerdings sogar in England kenne, nämlich auf dem englischen Hopfenmarkt; dafür kennt man sie in Deutschland um so weniger. Allein von der Fremde herüber wird man am sichersten zu Hause berühmt; Händel und Haydn gewannen ihren großen deutschen Ruhm erst von England aus, warum nicht auch der Hollebauer Hopfen? Es erinnert mich jener Stolz der Hollebau auf ihren englischen Markt an den Stolz, welchen ich in meiner Jugend als Nassauer empfand, da es hieß: die Engländer er-

[illegible] unsre Holledauer zur Befestigung ihrer solidesten Wirthschaftstheile, und als vollends dann englische Capitalisten selber kämen und große Etablissements in unserem Lande gründeten — genau wie es jetzt mit dem Holledauer Hopfen geschieht.

Der Hopfenbau dieses Landstrichs ist zwar nicht neu, denn er kann gegenwärtig sein tausendjähriges Jubiläum feiern (erste urkundliche Erwähnung zwischen 854 und 875); allein daß man die Holledau schlechtweg als das „altbayerische Hopfenland“ charakterisiren kann, daß der Hopfen hier die Hauptquelle des Wohlstandes geworden ist, und, den bloßen Landverbrauch weit überflügelnd, auswärtigen Markt gewonnen hat, dies ist eine neue Thatsache.

Nicht bloß bei den Individuen, auch bei den Völkern und Gauen entwickelt sich fortschreitende Theilung der Arbeit. Früher ward ringsum in Oberbayern Hopfen gebaut, und auf Tobias Vollmers Karte von München sehen wir im Jahre 1613 selbst diese Stadt noch von Hopfengärten umgeben. Doch Schritt für Schritt wich der Anbau aus den minder günstigen Strichen, um auf den günstigsten Strichen desto ausschließender und intensiver einzuwurzeln. So ging es anderwo mit dem Wein, so bierzuland mit dem Hopfen. Für die Hollebau ist nun diese Concentration vergleichsweise erst von gestern, d. h. von 30 bis 40 Jahren her. Im Jahre 1812 soll die Hollebau nur beiläufig 100 Centner Hopfen erzeugt haben, mit kaum nennenswerther Ausfuhr; 1858 dagegen schätzte man die Ernte bereits auf 13,000 Centner, welche einen Erlös von 1—1½ Mill. Gulden darstellten, und natürlich zum größten Theil außer Landes giengen. Seitdem hat aber der Anbau wie der Werth des Produkts noch fortwährend und rasch zugenommen. Die 1865er Ernte schätzte man auf 20—25,000 Centner, der Preis stieg auf 110—115 fl., ja 1866 im günstigsten Fall sogar auf 150, also im Durchschnitt wohl auf 115—120 fl., und die Gesammteinnahme wuchs über 2 Millionen Gulden hinaus.

Entsprechend gewann dann auch die Hollebau eine ganz

neue Rangstelle unter den süddeutschen Hopfenländern. Auf dem Nürnberger Hopfenmarkt galt am 26. October 1865 der Spalter Hopfen 155—190 fl., der Hollebauer 110—135; am 12. October 1866 Saazer 165—196, Spalter 150—190, Hollebauer 145—150, badischer und württembergischer 110 bis 115 fl. Es bezeichnet einen ganz überraschenden Aufschwung, daß der alte „Landhopfen" unserer sonst so culturarmen Hügel dem weitberühmten fränkischen Gewächs so nahe rücken konnte.

Aehnlich wie man vor Zeiten edle Burgunderreben an den Rhein verpflanzte, hat man neuerdings durch Spalter und böhmische Setzlinge (Fexer) den Hopfen der Hollebau veredelt, und jetzt gehen die Hollebauer Setzlinge schon wieder zu gleichem Zweck in die nachrückenden Nachbarstriche.

2. Gesittungsresultate.

Ich bin hier zu einer sehr naheliegenden Parallele gekommen — des Hopfenbaues mit dem Weinbau. Und doch trifft diese Parallele nur die Form des Anbaues, sie verläßt uns so wie wir tiefer gehen, d. h. auf den Zusammenhang des erzielten Produkts mit dem Volkscharakter. Schon der Sprachgebrauch deutet auf diesen Unterschied: der Winzer „baut Wein," aber der Hopfenbauer baut kein Bier, sondern lediglich ein Ingredienz, mit welchem überall in der Welt beliebige Biere gewürzt werden können. Darum gehört der Wein voll und ganz seinem Geburtsort, er spiegelt uns die verklärte Natur seiner heimathlichen Erde, für drei Sinne erkennbar, und da die Weinbauern ihren eigenen Wein auch einigermaßen zu trinken pflegen, so strahlt die Volksart solcher gesegneten Länder auch wieder den Geist des heimischen Weines wie in einem Spiegel zurück. Das alles kann man vom Hopfen nicht behaupten. Nur die Methode seines Anbaues und der Handel, welchen er ins Land zieht, wirken umbildend auf des Volkes Art und Gesittung. Und für solchen Einfluß liefert allerdings die Hollebau den schlagenden Beleg.

Der Hopfen lohnt den Anbau auch im kleinsten Maßstab.

Selbst der Holledauer Taglöhner, welcher nur eine schmale Parcelle und eine Kuh besitzt, hat doch sein Hopfengärtchen, und zu bestimmter Frist verhilft es ihm zu einem Stück baaren Geldes. Klingende Münze auf den Termin; darin liegt der verlockendste Reiz des Hopfens gerade für den kleinen Mann. In den meisten Dörfern sieht man darum sogar vor jedem Haus je eine oder zwei Hopfenpflanzen; an der einzigen Pflanze kann der Besitzer einen halben Gulden jährlich gewinnen, und in Glücksjahren einen ganzen Gulden. Der Fremde begreift den Sinn dieser einzelnen Hopfenstange nicht — sie ist vielleicht eine Sparbüchse für die Kinder des Bauern.

Oefters stößt man mitten im Wald auf einen geschützten, gegen Süden geneigten Fleck, der mit Hopfen bedeckt ist, man sieht Kirchhöfe ganz in Hopfengärten versteckt, und aus den steilsten Schluchten der zerrissenen Sandhügel, wo sonst kaum eine Ziege weidete, ragt ein Wald von Hopfenstangen. Hopfenland ist in der Regel kein malerisches Land; in der Hollebau jedoch zerstören die Hopfengärten noch weit weniger die Poesie der Landschaft als in Franken, eben weil sie so häufig noch in Wald und Wiese verwebt sind, und namentlich zur Frühlingszeit mit ihrem lichten Grün gar anmuthig gegen das dunkle Tannendickicht und seinen leuchtenden Moosboden abstechen. Gerade dieses scheckige Durcheinander erzählt uns den jähen Contrast der alten und neuen Wirthschaft. Früher bezeichnete man die Hollebau als Waldland mit mäßig ergiebigem Getreidebau, und jetzt ist sie von einer Handelspflanze beherrscht, welche fast jede Familie und selbst die kleinsten Leute in den Strom eines ganz neuen gesteigerten Arbeitslebens gezogen hat. Vor 160 Jahren schrieb Wening noch von der Hollebau: die Luft ist gut, der Boden aber schlecht; jetzt ist dieser geringe Boden ergiebiger geworden als der beste Waizengrund.

Dieser Hopfenbau bis zur armen Hütte hinab verjüngt und hebt nun aber die Volksgesittung, ganz ähnlich wie anderswo der Obstbau. Sehen wir im Gebirg eine recht prächtige Vieh-

heerde oder im Getreideland ein recht stolzes Kornfeld, so schließen wir daraus zunächst auf den Reichthum des Besitzers; denn wer nur eine Kuh oder nur ein Tagwerk Landes sein eigen nennt, der wird es niemals zu einem so schönen Stück Vieh und kaum je zu so schwer beladenen Aehren bringen, wie der reiche Mann. Beim Hopfen- oder Obstgarten aber erkennt man zunächst den persönlichen Fleiß des Eigenthümers. Eine magere Kuh ist dem Taglöhner keine Schande, dagegen trifft ihn Spott und Verachtung der Nachbarn, wenn er seinen Obstbaum verwildern läßt, oder seinen Hopfen verwahrlost. Da beobachtet und kritisirt fort und fort ein Jeder Fleiß und Geschick der Andern, das weckt den Ehrgeiz und erzeugt eine Regsamkeit, welche zuletzt das ganze sociale Leben durchdringt. In Franken und der Pfalz, wo die Raupennester und Misteln auf den Apfelbäumen seit alter Zeit die öffentliche Kritik so scharf herausforderten, sind die Leute schon längst auch in anderen Dingen weit kritischer geworden als in Altbayern. Ich durchwanderte diesen Frühsommer die Hollebau. Welch wimmelndes Leben regte sich in den Hopfenfluren — man nennt sie Hopfengärten, obgleich sie jetzt offene Felder sind, aber vor Alters waren sie als Gärten umzäunt, und die Arbeit ist mehr denn je Gartenarbeit —; da ward der Boden gehäufelt, gesäubert, die Reben aufgebunden, und selbst mich Fremden und Laien reizte es beständig die außerordentliche Verschiedenheit im Behandeln der einzelnen Parcellen zu beobachten und zu kritisiren. Ich rieth auf den Mann aus seinem Hopfengarten. Und nun gar die Einheimischen! Ueberall redeten sie vom Hopfen, er bildete den Anfang fast jedes Gesprächs, wie sonst in der Welt das Wetter; man prüfte, lobte, tadelte, verhieß guten oder schlechten Erfolg, kurzum es wurde über ein Ding gesprochen, von welchem man sonst in bayerischen Dorfwirthshäusern äußerst selten reden hört — über die Arbeit. Da muß dann freilich die alte Hollebau mit ihrer Naivetät, ihren Roßdiebstählen, ihren weitberühmten Flüchen und Derbheiten rasch ins Sagen- und Fabelbuch zurücksinken.

Und hierzu kommt noch etwas anderes. Der Hopfen macht nicht bloß kritisch, er ist auch für sich selbst schon kritisch genug. Nicht nur daß er großen Eigensinn in guten und schlechten Jahrgängen zeigt, er gedeiht auch nicht lange in gleicher und wachsender Güte auf demselben Boden. Die Hopfengärten müssen dann entweder verlegt oder durch künstliche Düngung dauernd ausgiebig behauptet werden. Das heißt der Hopfen drängt nicht nur unerbittlich und rasch zum individuellen Fleiß, sondern auch zum rationellen Landbau. Hiermit öffnet sich die Fernsicht auf eine neue Epoche, vielleicht auf eine Katastrophe. Es wird über kurz oder lang ein Wettkampf der großen Unternehmer mit den kleinen Bauern beginnen, es werden fremde Capitalisten in's Land gezogen werden, und nicht bloß Engländer, und die Holledau wird wegen des jungen Ruhms ihrer Hopfenmärkte leichter sich bequemen gute Nachbarschaft mit eingewanderten Landwirthen zu halten, als dieses sonst dem so spröden altbayerischen Bauern zusagt. Merkwürdig genug, daß ein solcher Prozeß gerade bei dem so abgeschlossenen, unwegsamen, von städtischer Cultur bloß umgränzten Winkel zuerst durchbrechen muß.

Vordem waren es zwei Dinge, welche das Gemüth und die Beine des Holledauers in Bewegung setzten: die Jahrmärkte und die Wallfahrten; denn wer nicht des Jahres wenigstens zweimal wallfahrten geht, ist kein ächter Holledauer. Die Würze jener Märkte bestand aber häufig mehr im Raufen, als im Kaufen, und ob bei den Wallfahrten die Erbauung immer Hauptsache war, mag dahingestellt seyn. Wer darum die ganze Holledau gleichsam auf einen Fleck versammelt und im leuchtenden Festkleid sehen wollte, der besuchte den „Alberganer Markt" in St. Alban — einem Orte, der wesenlich nur aus Kirche und Wirthshaus besteht, und wo in der Kreuzwoche Wallfahrt und Markt ergänzend in eines fallen.

Jetzt aber hört man häufig schon ein anderes Wort. Man sagt: wer die Holledau im wahren Festglanze sehen will, der gehe im Herbste durchs Land, wann der Hopfen verkauft und

der überschüssige Erlös verjubelt wird. Dann öffnet die vordem so abgeschlossene Hollebau ihre Thore: die Hollebauer kommen zwar noch immer wenig in die Welt, aber die Welt kommt zu dieser frohen Herbstzeit in die Hollebau, zunächst in der Gestalt von Hopfenhändlern, und da der Hopfen vielmehr im einzelnen aufgekauft, als auf größeren Schrannen verhandelt wird, so gibt das ein Drängen und Treiben durch's ganze Land, und die Bauern selber machen sich auf die Beine, und es beginnt ein gegenseitiges Besuchen; denn man will doch sehen, was Freunde und Bekannte für Geschäfte gemacht haben, und will mit ihnen vergnügt seyn. Das ist ein Bild aus der neuen Hollebau, nicht aus der alten Hallertawe.

Am schärfsten aber zeichnet folgende Thatsache den Umschlag. Früher wollte kein Hollebauer in der Hollebau wohnen, und dem Fremden erging es hier, wie in so vielen rauhen oder armen volkthümlich benannten Gegenden: wenn er im Lande nach der Hollebau fragte, so ward er vom Pontius zum Pilatus gewiesen, von einem Thal zum andern; und die Hollebau war nirgends zu finden. Seit aber der Hollebauer Hopfen cursfähig auf der Börse geworden ist, fragt man nicht mehr vergebens nach der Hollebau. Im Gegentheil, Orte, welche entschieden niemals hierher gehörten, wollen jetzt auch in der Hollebau liegen; sie wächst mit ihren Hopfenpreisen. Und hier wiederhole ich einen im Eingange bereits angedeuteten Gedanken, den man jetzt erst ganz verstehen wird: mit den politischen Privilegien und dem bürgerlichen Gedeihen ihrer Marktflecken tritt der Name der Hollebau zuerst an's Licht der Geschichte; mit der originalen wirthschaftlichen Productionskraft, welche jetzt erst aus dem Boden sprosset, blüht er wieder auf. Es gibt ein Hollebauer Lied, aus den vierziger Jahren, welches, Arndts „Deutsches Vaterland“ nachahmend, die Hollebau erfragt mit dem steten Rundreim: „O nein, nein, nein! die Hollebau muß größer sein!“ Die Schlußstrophe kommt aber dann auch zu keiner irgend genügenden Antwort, zu keiner klaren Gebietsabgränzung. Heute kann man

sie geben: man braucht nur die „Hopfengränze“ in Reime zu setzen. Dann gewinnen wir die wahre „Groß-Hollebau“, entsprechend dem wahren Groß-Deutschland „so weit die deutsche Zunge klingt,“ nur leider mit dem Unterschied, daß jene Hopfengränze erobernd vorrückt, indeß wir uns Deutschlands politische, wie Deutschlands Volks- und Sprachgränze so ganz unter der Hand immer weiter zurückdrängen lassen.

Es wäre leicht allerlei gegenwärtig besonders gern gehörte Moral an den Bericht vom wirthschaftlichen Aufschwung der Hollebau zu knüpfen; allein ich habe nicht moralisirt als ich vom alten Galgenhumor und der Poesie der Grobheit sprach, also moralisire ich auch nicht über die löbliche neue Hopfenprosa. Ich wollte bloß gegenständlich erzählen, was ich auf zweierlei Spaziergängen ganz unbefangen wahrnahm: auf einem Gange durch die abgelegenen Ortschaften und die einsamen wenig gekannten Tannen- und Hopfendickichte des Landes, und dann auf einem Gange durch die kaum minder abgelegene und unbekannte Specialliteratur der Hollebau — auch eine Art Waldeinsamkeit — welche aber nicht minder lustig und erfrischend zu durchwandern ist als die wirklichen Thäler und Hügel.

VII.

Das Gerauer Land und seine Kaiserstätten.

(1866.)

Erstes Kapitel.

Geographie im Volksmunde.

Als ich in den Märztagen dieses Jahrs meinen gelehrten Münchener Freunden sagte, ich wolle einen Gang durch's „Gerauer Land" machen, fragten mich Alle, wo denn das Gerauer Land liege? Eben weil sie Gelehrte sind, wußten sie's nicht; denn jener Name lebt nur im Volksmunde. Als ich aber in's Gerauer Land gekommen war, wunderten sich dort andererseits die ungelehrten Leute, daß ich eine ganze Eisenbahntagereise weit gefahren sey lediglich um einmal durch's Gerauer Land zu gehen. Denn nur gelehrte Interessen können wohl den Reisenden von fernher in dieses Ländchen locken, welches ein reines Bauernland ist, und wo doch seit Jahrhunderten fast jede Scholle von den Geschichtsforschern durchpflügt wurde.

Ohne Jemanden nahe zu treten, setze ich nun auch bei den meisten meiner Leser voraus, daß sie nicht wissen, wo das Gerauer Land liegt, ausgenommen sie müßten geborene Hessen-Darmstädter seyn.

Und doch war dieses Ländchen zum öftern der politische Mittelpunkt des deutschen Reichs, die enge Schaubühne auf welcher entscheidende Scenen unserer alten Geschichte spielten. Im Gerauer Lande begann Ludwig der Fromme jenen Kampf mit seinen drei ältern Söhnen der zunächst auf das Lügenfeld bei Colmar führte, im Gerauer Land wurde Karl der Dicke ab-

gesetzt und Ludwig das Kind stellenweise erzogen; in den Uferauen dieses Ländchens wurde aber auch Konrad II. zum deutschen König gewählt an einem politisch und poetisch gleich hohen Tage, und in der alten Kaiserpfalz des Landes waren die Großen des Reichs versammelt als sie Heinrich IV. den Entschluß zum verhängnißvollen Zuge nach Canossa abrangen.

Nunmehr wissen freilich alle meine Leser, daß ich auf Tribur und Kamba ziele, und also auch, wo das Gerauer Land liegt, und bloß der Name war ihnen fremd. Er gehört in jene noch ungeschriebene Geographie des Volksmundes, wo die Filder zu suchen sind und die Holledau, das blaue Ländchen, der Hickengrund, der Hüttenberg, der Einrich nnd hundert andere deutsche Landschaften, deren Gränzen das officielle Gebiet unserer alten und neuen Staaten so lustig durchkreuzen, als sey die Karte von Deutschland dem Volke zu allen Zeiten noch lange nicht bunt genug gewesen.

Uebrigens erlischt der Name des Gerauer Landes, wie mir scheint, allmählich auch beim Volke. In Frankfurt zwar kennen ihn die Hausfrauen noch durch die „Gerauer Bauern," welche ihnen die besten Kohlköpfe zum Sauerkraut bringen, und in Mainz und Wiesbaden war vor der Anlage der Mainz-Darmstädter Eisenbahn das Gerauer Land vielgenannt als eine besondere Domäne der Frachtfuhrleute, welche auf der alten Gerauer Straße noch immer erfolgreich mit der Taunus- und Main-Neckarbahn concurrirten. Und endlich wenn Einer ein recht böses Gesicht macht, so sagt man in dortiger Gegend: man meint der habe die Pfalz vergiftet, und wolle auch noch an's Gerauer Land.

Bei diesen drei Dingen also, beim Sauerkraut, den Fuhrleuten und den bösen Gesichtern, blieb der Name des Gerauer Landes bis heute gangbar. Den Topographen des achtzehnten Jahrhunderts hingegen galt er noch als allgemein geläufig, und steht auch auf ältern Karten. Es ist kein Fortschritt daß unsere heutigen Kartenzeichner solche volksthümliche Gebietsnamen vornehm ignoriren. Die Länder des Volksmundes gehören auch

zur „politischen Geographie,“ und haben oft einen weit tiefer begründeten und dauernden Bestand als gar manches Staatsgebiet.

Jene alten Autoren, welche des Gerauer Landes gedenken, kommen freilich in einige Verlegenheit über den Umfang desselben; denn die Gebiete der Geographie des Volksmundes haben dehnsame Gränzen. Diese Dehnbarkeit benütze ich nun auch, und untersuche nicht lange was man alles mit Recht oder Unrecht zum Gerauer Lande gerechnet hat, sondern bezeichne kurzweg das südliche Mündungsdreieck des Mains, d. h. die Niederung des rechten Rheinufers zwischen Darmstadt und Mainz, oder die nordwestliche Ecke der alten Obergrafschaft Katzenelnbogen, als das Gerauer Land.

Genauere Kenner werden mich sofort einer kleinen Annectirung bezüchtigen, indem ich etliche kurmainzische und isenburgische Gebietstheile ganz unterhand mit herüber nehme. Allein da Isenburg und Kurmainz selber schon längst annectirt sind, so besorge ich wenigstens nicht, daß es mir ergehe wie dem alten Dilich, der im Jahr 1605 die wetterauischen Grafen in großen Schrecken versetzt hat, weil er in seiner hessischen Chronik nebenbei auch die Wetterau beschrieb. Die Grafen fürchteten nämlich allen Ernstes hessisch gemacht zu werden, wenn es ein Scribent so ungestraft wagen dürfe sie im Buche mit Hessen unter ein Titelblatt zu stecken.

Ich bin jedoch mit dem Namen des Gerauer Landes noch nicht fertig; denn solche Volksalterthümer reizen zum Nachdenken. Als das benachbarte Darmstadt noch ein Dorf war, residirten die vormaligen Landesherren, die Grafen von Katzenelnbogen, auf Schloß Dornberg bei Großgerau. Es sind nun bald vierhundert Jahre her seit jene mächtigen Grafen ausgestorben sind, und fünfhundert Jahre seit Gerau nicht mehr der Landesmittelpunkt ist: dennoch hat das Volk wenigstens in dem Namen des Gerauer Landes eine Erinnerung an seine mittelalterige Vergangenheit bewahrt. Nicht darum weil es sich etwa nach den

Dynasten von Katzenelnbogen zurücksehnte — die sind verschollen und vergessen — oder weil im Mittelalter üppigerer Wohlstand, reicheres Gedeihen hier geblüht hätte: das Gerauer Land ist heute wohl gleichförmig wohlhabender als in irgendeiner früheren Zeit, und die wehmüthig rückwärts deutende Poesie der Verarmung und des Verfalles fehlt ihm gänzlich. Der Grund sitzt tiefer, und ich glaube ihn darin zu finden, daß das südliche Mündungsdreieck des Mains in jenen Tagen, wo Großgerau dessen politischen Mittelpunkt bildete, noch weltbekannt und weltoffen dalag, von zwei Hauptadern des großen südwestdeutschen Verkehrs durchzogen, ausgezeichnet nicht bloß durch sein inneres privates Gedeihen, sondern auch nach außen durch seine kriegs- und verkehrswichtige Lage. Es geht bei den Ländern wie bei den Individuen: nicht was wir für uns selber sind, schafft uns einen dauernden Namen, sondern was wir für Andere bedeuten.

Versunkene Kleinstaaten sind gegenwärtig ein zeitgemäßer Gegenstand. Darum füge ich in dieser Richtung noch eine weitere Notiz hinzu. Das Gerauer Land bildete, wie bemerkt, einen Theil der obern Grafschaft Katzenelnbogen, und wohl „zur Schonung berechtigter Eigenthümlichkeiten" blieb dieser Name als Provinzialname auch unter hessischer Herrschaft bis in den Anfang unsers Jahrhunderts. Im Volksmund ist er jetzt nahezu erloschen, nur bei einem einzigen Anlaß hat er sich dennoch behauptet: beim Heirathen. Der ächte Gerauer will, daß die Vermögensfrage in den Ehepacten geordnet werde, „nach katzenelnbogischen Rechten," und sieht darauf, daß dieser Ausdruck in der Urkunde stehe. Die katzenelnbogischen Länder sind eine besondere Fundgrube für Rechtsalterthümer (wie schon Jakob Grimm gezeigt hat), und die rechtsgeschichtlichen Denkmale bilden überhaupt wohl das merkwürdigste was *unsere* Zeit an der alten Grafschaft finden mag. So ist es auch eine Rechtsfrage bei welcher das Volk allein noch den Namen des längst untergegangenen Staatsgebiets im Munde führt, und zwar eine Rechtsfrage,

welche das Volksleben da berührt, wo es immer das treueste Gedächtniß zeigt, in der Familie.

Wenn übrigens der Name des „Gerauer Landes" allmählig zu verschwinden droht, so verzichtet das Volk doch keineswegs darauf die Gegend besonders zu benennen, und hält wenigstens die abgeschlossene geographische Selbständigkeit seiner kleinen Heimath als nothwendig aufrecht. Der Deutsche ist überall ein geborener Particularist, und mehr als irgendwo ist in Deutschland der Particularismus der Vater des nationalen Bewußtseyns. So nennen dann die Gerauer ihr Ländchen jetzt mehrentheils „das Ried," d. h. sie gehen vom historischen Motiv des Namens zum geographischen über.*) Allein auch diese Bezeichnung ist sehr alt, und der treffliche Wenck wollte sie vor Zeiten daher ableiten, daß in der Gegend „so viele Riedgräser wachsen." Das ist als ob einer sagte: „der Wald heiße Wald, weil so viele Waldbäume darin stehen."

Wie aber „Gerau" auf die alte Staatsgeschichte zurückweist, so das „Ried" auf die räthselhafte Geschichte der jüngsten Bodenbildung. Es ist der eigenthümlichste Reiz dieser Gegend, daß man überall zwischen Räthseln wandelt, überall auf schwankenden Boden tritt, und daß die historische, wie die physische Topographie hier mit einer Reihe der merkwürdigsten Thatsachen und Forschungen beginnt, um hinterdrein mit großen Fragezeichen zu schließen. Diesen Räthselpfad schlage ich nun ein, nicht um die Räthsel zu lösen, sondern nur um dem Leser anzudeuten was alles hinter einer so langweiligen Fläche von Tannenwäldern, Wiesen und Kartoffeläckern, wie das Gerauer Land, verborgen liegen kann.

*) Seit dieser Aufsatz geschrieben wurde, entstand nun auch eine „Riedbahn," und dieser amtliche Eisenbahn-Name wird den Namen des „Gerauer Landes" vollends verdrängen helfen.

Zweites Kapitel.

Tribur.

Suchen wir zuerst den Weg nach Tribur, welches man neuerdings Trebur schreibt. Wir kennen den Ort schon von den Schulbänken her, und haben uns vielleicht schon oft gefragt: wie denn nur eine ganze Reihe von Königen und Kaisern dazu gekommen sey in diesem abseits gelegenen Dorfe zu residiren, mitten im reizlosen Flachlande, während nur wenige Stunden entfernt das Rhein- und Mainthal so viel schönere Land und Strom beherrschende Punkte in Fülle darbot, von der Natur vorbestimmt zu Königssitzen, indeß doch nur die Laune Tribur zu einem solchen erwählt zu haben scheint.

Dies ist das oft besprochene Räthsel der Lage von Tribur, wozu sich dann noch das Räthsel seines Namens und das Räthsel seines Verfalles gesellt.

Den Schlüssel zur örtlichen Bedeutung Triburs finden wir aber zunächst auf einem Fußmarsch durch's Land; das bloße Betrachten der Landkarte reicht hier nicht aus, man muß die Karte auch „abgehen."

Es ist überall nicht gleichgültig von welcher Seite wir einen Menschen zuerst kennen lernen, oder durch welches Thor wir in eine Stadt einziehen. So darf man nicht von der nächsten Eisenbahnstation (Nauheim) nach Tribur gehen, wo man von hinten in's Dorf kommt, sondern man wähle den Weg von Gerau herüber, wo wir dem Dorfe von vor'n in's Gesicht sehn.

Schon die Wege um Tribur sind charakteristisch: Tribur liegt nur an Nebenwegen. In Hessen-Darmstadt, dem Lande des Chausseen-Luxus, will das etwas sagen, wenn das starkbevölkerte, vielleicht reichste Dorf eines Kreises mit der nahen Kreishauptstadt nur durch einen krummen Feldweg verbunden ist. Tribur ist nicht verarmt, aber in sich zurückgezogen, und in den denkwürdigen Tagen seiner Königspfalz beschrieb der Verkehr hier ganz andere Bahnen.

Da es eben geregnet hat, so kommen wir nur langsam voran auf dem lehmigen Feldweg: ein solcher Weg, auf welchem man leichter stecken bleibt als vorwärts kommt, eignet sich vortrefflich um kritischen Gedanken über Lage, Namen und Verfall von Tribur nachzuhängen. Rechter Hand, nur wenig seitab, begleiten uns Gruppen von Weiden, Erlen und Pappeln. Diese Bäume zeichnen einen von Südost nach Nordwest fortlaufenden Wiesenstreif mitten im Ackerlande, von einer kleinen, trägen Wasserrinne (Schwarzbach) befeuchtet. Ueber den Wiesen ruht ein Geheimniß. Ließ doch die historische Phantasie, die rechte Patronin des Gerauer Landes, sogar den nachmaligen Kaiser Julian auf Schiffen mit 800 Mann diesen Wiesgrund hinauffahren, als er im Jahr 357 gegen die Allemannen zog!*) Heutzutage rudert höchstens ein Geschwader von Gänsen statt eines Schiffsgeschwaders den Bach hinauf. Es soll aber in alter Zeit der Neckar nicht bei Mannheim in den Rhein gemündet haben, sondern anderthalb Stunden über Mainz, zwischen Tribur und Ginsheim, und jener Wiesgrund, der sich in der That als ein zusammenhängender Streif feuchten und moorigen Landes von Tribur bis gegen Ladenburg zieht, wäre dann das alte Neckarbett. Dazu soll sich aber auch der Main in seinem untersten Laufe südwärts gegen jenen alten Neckar abgebogen haben, also, daß der Main unterhalb Tribur in den Neckar und beide vereint zum Rhein geströmt waren. Das gäbe freilich der Gegend

*) Auf Grund, aber genauer betrachtet, trotz der Stelle bei Ammianus Marcellinus XVII, 1.

ein ganz anderes Gesicht, ja überhaupt erst festen Charakter, und Tribur beherrschte dann auf einer Landspitze, einem kleinen Vorgebirge, den Zusammenfluß der drei Gewässer, es wäre kein zufällig mitten aus dem Flachland aufsteigendes Dorf, sondern ein geographischer und strategischer Hauptpunkt: das Rhein-Main-Neckar-Koblenz.

Allein leider ist's nur zu gewiß, daß in der Karolingerzeit, als Tribur obenauf kam, der Neckar nicht mehr unter seinen Mauern vorbeifloß, und der Main bereits bei Mainz mündete. Dennoch erklären uns jene verlandeten und versumpften Wasserlinien die bedeutsame Lage des alten Tribur. Auch das Volk hat die veränderten und doch niemals ganz trocken gelegten ehemaligen Flußbette immer als eine rechte Landesmerkwürdigkeit aufgefaßt, ja es scheint, daß die Volkssage hier zuerst zur historischen, dann zur naturwissenschaftlichen Untersuchung jener alten Wasserlinie geführt habe.

Denn die Chronisten Sauer und Winkelmann, welche des Problems zuerst gedacht, berichten uns augenfällig nur was sie aus dem Volksmunde gehört hatten. Die Sage legt die Veränderung des alten Flußlaufs in eine möglichst neue Zeit. Natürlich. Das Alter einer Stadt, einer Kirche oder Burg wird vom Volke fast immer recht hoch hinaufgetrieben; denn je älter ein solches Denkmal, um so vornehmer und merkwürdiger wird es, und der patriotische Geist der Sage trachtet die Ortsmerkwürdigkeiten immer auf's äußerste merkwürdig zu machen. Hier aber lag das Ding umgekehrt. Je neuer die gewaltige Veränderung zweier Flußlinien, um so unerhörter war sie; wenn nur vorsündfluthliche Fischeidechsen auf dem Neckar durch's Gerauer Land zum Main geschwommen sind, so rührt uns das wenig; aber wenn die Kinder unserer eigenen Vorfahren vor hundert oder zweihundert Jahren in der Geographiestunde gelernt hätten, daß der Neckar den Main aufnehme und mit diesem bei Ginsheim in den Rhein fließe, das wäre doch staunenswerth.

So soll denn auch nach einer Tradition wie sie Abraham

Sauer am Schlusse des sechzehnten Jahrhurderts aufzeichnete, erst König Ruprecht von der Pfalz (im Anfang des fünfzehnten) den Neckar in seine heutige Mündung bei Mannheim abgeleitet haben. (Aehnlich wie erst Karl der Große die Berge bei Bingen von gefangenen Sachsen hat auseinander reißen lassen, daß der Rhein durchfließen konnte. Gezwungene Arbeit taugt aber alleweil nicht viel, darum machten sie ihr Tagewerk nicht sauber fertig, und ließen die Felsbänke des Binger Loches stehen.) Als aber die historischen Forscher späterhin nach sicheren Zeugnissen suchten, schob sich der Termin des veränderten Neckarlaufs immer höher hinauf; man mußte den König Ruprecht, ja man mußte das ganze Mittelalter preisgeben, und blieb zuletzt über tausend Jahre früher, beim Kaiser Valentinian stehen. Allein auch Valentinian als Flußcorrector des Neckarlaufs steht und fällt mit einer einzigen zweifelhaft ausgelegten Stelle des Ammianus Marcellinus (XXVIII), und so werden die Geschichtsforscher die Frage des alten Neckars wohl an die Naturforscher abtreten müssen, und diese geben wiederum ein paar Jahrtausende mehr zu, und sagen: noch in der Periode der gegenwärtigen Erdbildung vereinigte sich ein Neckar- und ein Mainarm unter Tribur.

Dies ist uns nun aber gerade genug; denn jene alten Rinnsale waren durch das ganze Mittelalter noch ein wasserreicher, sumpfiger Ueberschwemmungsboden, der erst durch den sogenannten „Landgraben“ im sechzehnten Jahrhundert trocken gelegt wurde, sie deckten Tribur von zwei Seiten, und geben der Lage der Königspfalz auch heute noch eine ganz besondere geographische Signatur.

Dazu kommt aber ferner, daß Tribur in alter Zeit von zwei Hauptstraßen berührt wurde — von Straßen, welche sogar älter sind als das Palatium. Die eine zog von der Rheinfurt bei Oppenheim, die andere von der Rheinfähre bei Mainz herüber. Diese Fähre, ein Reichslehen, befand sich zur Zeit der fränkischen Könige jedoch nicht da, wo jetzt die Schiffbrücke steht (nördlich der Mainmündung), sondern bei Weißenau aberhalb Mainz,

südlich vom Main, und zielte also auch auf das linke Mainufer. Der ganze große Verkehr zwischen Mainz und Frankfurt, welcher später über Hochheim und Höchst sich bewegte, gieng im früheren Mittelalter über Königsstädten unweit Tribur, und die breite Landzunge von Tribur bildete also *den Knotenpunkt der zwei wichtigsten Rheinübergänge hiesiger Gegend*; in diesem Dreieck kreuzten sich die Hauptstraßen, welche aus den aufblühenden nahen Rheinstädten in's Mainland hinausführten.

Wie hat sich das alles geändert! Nur zwei Namen zeigen uns noch die verwischte Spur jener alten Straßen, „die Hafterstraße“ bei Tribur und die sogenannte „Aschaffenburger Straße,“ gut zwei Stunden nordostwärts im Haßlocher Wald. Aschaffenburg liegt doch fern genug, und die Wege nach dieser Stadt ziehen längst ganz andere Linien: dennoch lebt der Name heute noch im Volksmunde, wie Dr. Friedrich Scharff in seiner trefflichen Monographie über „die Straßen der Frankenfurt“ bezeugt.

Als Goethe im Mai 1793 von Frankfurt zum Belagerungsheere nach Mainz reiste, konnte er natürlich die allbekannte Straße auf dem rechten Mainufer nicht behaupten, sondern er wandte sich halbwegs auf's linke, kreuzte jenen „Aschaffenburger“ Weg, und ging bei Ginsheim, also nahe der alten fränkischen Reichsfähre, über den Rhein. Diesen Weg nennt er einen neuen im Gegensatz zu der „alten freien“ Straße, auf dem rechten Mainufer. Allein er gerieth in der That auf den uralten Weg. Goethe, als Frankfurter Kind, hätte schon durch den Namen des „Bischofswegs“ im Frankfurter Wald daran erinnert werden können, daß früher die Mainzer Bischöfe jene verschollene Straße des linken Mainufers einschlugen und Frankfurt links liegen ließen, wenn sie von Mainz nach Aschaffenburg ritten. Allein Geschichtsstudien über alte Straßennamen lagen den meisten Zeitgenossen Goethe's noch viel weiter links als Frankfurt den Mainzer Bischöfen.

Da man nun im heutigen Tribur, wo so viel zu suchen

und so wenig zu finden ist, auch nicht einen Stein mehr sieht, den selbst die Einbildungskraft Jonathan Oldbucks für ein Ueberbleibsel des alten Tribur halten könnte, so lassen wir unser Auge noch etwas über die Landschaft schweifen. Im Bilde der heiteren Gegend spiegeln sich uns zunächst allerlei heitere Hypothesen über den Namen „Tribur", und hier, wie überall im Gerauer Land, werden wir sofort gar anmuthig ins Blaue und Weite geführt.

Drei Bergzüge schließen fernab den Horizont von Tribur: Odenwald, Taunus und Donnersberg; also sagt man Tribur ist Dreiberg, oder wer ein besonderer Liebhaber des Keltischen ist: es bedeute die heilige Dreizahl der Kelten, bezogen auf jene drei Berge als Göttersitze. Drei Flüsse verbinden sich unter Triburs Mauern, und wo drei Flüsse sind, da können auch drei Furten seyn, also ist Tribur Dreifurt. Ueberall geht die Rechnung bei Tribur in Drei auf, und sogar der große Reichsforst, welcher Tribur gen Nordost den Rücken deckte, heißt der Drei-Eich. Drei Burgen setzt die Sage nach Tribur, drei Kirchen sollen dort gestanden haben, und obgleich nur noch eine übrig ist, so hängt darin doch eine Tafel, welche in Versen besagt, daß Tribur in drei Sprachen (deutsch, latein, und griechisch) gleicherweise die Dreistadt bedeute. Drei Orte dominirten der Reihe nach im Gerauer Land: Tribur, Gerau und Darmstadt; sie folgen sich wie die drei Tempora Plusquamperfectum, Perfectum und Präsens (oder ist Hessen-Darmstadt seit dem neuesten Krieg richtiger ein „Imperfectum?"), und entsprechen den drei Perioden der Landesgeschichte: fränkisches Königsland, mittelalterige Grafschaft der Katzenellenboger, moderne Landeshoheit Hessens. Der politische Schwerpunkt schob sich dabei von West nach Ost, im Gerauer Lande wie in Deutschland. Drei geologische Systeme charakterisiren das Gerauer Land, aber in umgekehrter Altersfolge von Osten nach Westen. Und endlich gibt es drei alte Tribur: am Rhein, in Westfalen (jetzt Drewer) und in Thüringen (Treiber an der Ilm). Es steckt ein eigener neckischer

Dämon in diesem Tribur; da der Name sich niemals verändert hat (er heißt immer Triburis, Tribura, Triburia ꝛc.), so kann man eben alles mögliche daraus machen, ohne daß Einem die vergleichende Urkundenforschung auf die Finger klopft.

Nun ist Tribur dem deutschen Geschichtsfreund bekanntlich ein gar trauriger Ort, fast nur durch nationales Elend, Jämmerlichkeit und Unglück berühmt. Allein die tragischen Schatten, welche in unsern Gedanken über dieser Stätte lagern, contrastiren auf's schneidendste mit dem jetzigen Dorf und seiner Umgebung: da ist alles nüchtern, hell, freundlich, behäbig; breite Straßen, sauber getünchte Häuser, keine Spur des Alterthums, wohl aber schon der unvermeidliche Dampfschlot am Ausgang des Dorfes. Der hochgelegene ummauerte Kirchhof mit der Kirche soll die Stätte des alten Palatiums gewesen seyn, es ist ein friedlicher, gutgepflegter Kirchhof wie hundert andere, mit einer Zopfkirche wie Tausende.

Derselbe Gegensatz herrscht aber auch zwischen dem, was uns die Geschichte und was uns die örtliche Sage von Tribur erzählt. In jedem Zug strafen sich hier Geschichte und Sage Lügen. Tribur soll, wie die Bauern heute noch wissen, vor Zeiten eine große Stadt gewesen seyn, die „Hauptstadt des Landes," zwei Meilen im Umfang, das zweite Rom genannt. Es ist aber immer nur ein Dorf gewesen mit einer Pfalz und einem königlichen Hofgut. Aus Neid sollen die Römer nach einer alten Tradition Tribur zerstört und die ehemalige Herrlichkeit dem Boden gleichgemacht haben, während umgekehrt Triburs Daseyn seit dem zwölften Jahrhundert ein äußerst friedliches gewesen, und die Königsburg wahrscheinlich nach und nach in sich zerfallen ist. Trotz der glänzenden Hochzeit, welche Heinrich IV. mit der italienischen Bertha in ihren Mauern feierte, war sie wohl räumlich klein und unbedeutend, wie fast alle derartigen Gebäude vor der Hohenstaufen-Zeit, und bei der Armuth der Gegend an Bruchsteinen erklärt sich's, daß die Ueberreste bis auf die letzte Spur verschwunden sind. Nur der historische Ruhm

des Namens hat sich dem Volk in dem Bilde der großen Hauptstadt verkörpert erhalten — von den düster ernsten Ereignissen welche den kleinen Ort berühmt machten, und die gar manchen Stoff zur sagenhaften poetischen Umbildung in sich schlössen, weiß es nichts mehr. Ueberhaupt hat das deutsche Volk so außerordentlich viele kleine Geschichten, engste Localgeschichten, treu im Gedächtniß behalten und sagenhaft fortgebildet: von der großen Reichsgeschichte blieb ihm vergleichsweise gar wenig sitzen.

Man hat häufig gefragt: warum sich so viele Könige so oft in dem unheimlichen Tribur aufhielten, da doch die benachbarten Pfalzen von Nierstein oder Frankfurt weit einladender gelegen waren. Zu den mancherlei guten Gründen, welche Andere für Tribur vorbrachten, will ich noch einen Gesichtspunkt fügen, der mir eben in dem Umstand gegeben scheint, daß diese Pfalz fast nur durch große Unglückstage berühmt geworden ist.

Tribur war eine militärische Position. Ein Blick auf die Karte des alten fränkischen Reichs aber zeigt, daß es damals keine Position gegen einen äußern, sondern nur gegen einen innern Feind seyn konnte; es beherrschte den Ober- und Niederrheingau, die Rhein- und Mainlinie, und wer sich hier behauptete, der hatte festen Fuß mitten im Frankenland. Darum war Tribur zur Zeit der Karolinger und der Salier so recht die Pfalz des Bürgerkrieges, der Sammelpunkt der Verschwörer und Empörer und aber auch die Citadelle zur Bewältigung des Aufstands. Vergnügens halber ist wohl selten ein König nach Tribur gezogen; wie überhaupt bei dem steten Wanderleben unserer alten Könige und Kaiser, so entschied auch hier das politisch-militärische Bedürfniß des Augenblicks zumeist für die Wahl des Aufenthalts. War Friede im Innern, wandte sich eine thatkräftige Politik des Herrschers nach Außen, dann brauchte er Tribur nicht. Darum ist Tribur nur durch schwache oder unglückliche Fürsten weltbekannt geworden; starke und glückliche Fürsten sind zwar auch zeitweilig dort gewesen, haben aber wenig

Entscheidendes dort gethan; die guten oder gleichgültigen Triburer Reichstage gehören der speciellen Reichsgeschichte, die schlechten und traurigen der Weltgeschichte.

Hierfür ein paar genauere Belege. Von Karl dem Großen vermuthet man bloß, daß er nach Tribur gekommen sey; um so mehr war Ludwig der Fromme dort zu Hause. Gleich beim Beginn der Kämpfe dieses Kaisers mit seinen Söhnen (832) zeigt sich Tribur als militärische Position. Der jüngere Ludwig lagert bei Lampertheim (Worms gegenüber); der Vater, vorher in Mainz, geht nun auch seinerseits über den Rhein und besetzt Tribur; als nun der aufrührerische Sohn sah — so erzählen die Annalen von St. Bertin — daß sein Vater mit einer so großen Anzahl von Getreuen den Rhein überschritten habe, und auch der gehoffte Abfall im väterlichen Heere nicht eintrat, ergibt er sich. Bei der zweiten Empörung desselben Sohnes (839) sammelt Ludwig abermals sein Heer bei Tribur. Und als dieser Sohn (Ludwig der Deutsche) zum Regiment gekommen war, führte ihn die Nemesis zu drei Reichstagen nach Tribur, auf welchen der Streit verglichen werden sollte, den nun seine Söhne wiederum mit ihm angefangen hatten. — Karl der Dicke wird in Tribur abgesetzt (887). Allein Karl selbst war nicht in Tribur, als er „aus einem Kaiser ein Bettelmann wurde," wie sich Regino ausdrückt. Seine Gegner vielmehr hatten diesen Schlüssel des Landes in Händen, und Karls Absetzung war bereits beschlossen, während er sich auf dem Wege von Frankfurt herüber befand, und nur noch gerade früh genug nach Tribur kam, um seine Schmach vollendet zu sehen. Dieser Tag von Tribur brachte dem Kaiser Arnulf die Krone. Arnulf war kein schwacher Fürst und brauchte nicht bei Tribur zu kämpfen; er berief statt der Soldaten die Geistlichen dorthin zu einer Kirchenversammlung, und als er im Jahr 893 einen dunkeln Reichstag daselbst gehalten hatte (dunkel, weil wir nichts Weiteres von ihm wissen), ging er ins Kloster Fulda, um zu beten. Das wäre auch am Ort gewesen vor und nach so manchen andern Triburer

Reichstagen, die uns noch dunkler erscheinen, weil wir etwas von ihnen wissen.

Ludwig das Kind wohnte besonders häufig in Tribur; je elender es ums Reich stand, um so besuchter war diese Pfalz, sowie ein günstigerer Stern aufgeht, tritt sie in den Hintergrund. Konrad I. ist noch oft dort gewesen, Heinrich I. gar nicht, die drei Ottonen, Heinrich II., Konrad III. und Heinrich III. manchmal, allein entscheidende Ereignisse für das Reich knüpfen sich im ganzen zehnten Jahrhundert nicht an Triburs Namen. Die kräftige äußere Politik wandte sich nach andern Himmelsgegenden, und der innere Zwist entbrannte zwischen andern Stämmen.

Erst unter Heinrich IV. wird das wieder anders. Schon mit der Erwählung dieses Unglücksmannes, da er noch Kind war, und mit seiner vormundschaftlichen Regierung tritt die Unglückspfalz sofort wieder scharf beleuchtet hervor, als bequemster Schauplatz zu Empörungen der großen Vasallen.

Hier in seiner eigenen Pfalz belagert, wird Heinrich (1066) gezwungen, dem Erzbischof Adalbert von Bremen zu entsagen. Und ähnlich wie die widerspänstigen Großen dem dicken Karl in Tribur zuvorgekommen waren, geschah es auch, als sich die Fürsten am 16. October 1076 dort einfanden um Heinrich abzusetzen. Heinrich stand jenseit des Rheins und concentrirte seine Macht bei Oppenheim, die Gegner, in der ungleich günstigeren Stellung bei Tribur, beherrschten aber die Stromlinie und hatten auch bereits alle Fahrzeuge am diesseitigen Ufer zusammengebracht um den Uebergang zu erzwingen. Darum konnten sie vor dem Beginn des Kampfes mit letzten Bedingungen vor Heinrich treten, wie man sie nur nach geschlagener Schlacht vom Sieger erwarten durfte; und Heinrich gab nach, entließ sein Heer und leistete jenes Versprechen, die Aufhebung des päpstlichen Bannspruchs zu erwirken, welches ihn zuletzt nach Canossa führte. Seit diesem schlimmen Tage kam er wahrscheinlich nicht wieder

nach Tribur, gleich als ob er's verschworen habe, einen Ort wiederzusehen, wo er so arge Schmach erfahren.

Mit dem Reichstag von 1119 schließt Tribur's Kaisergeschichte. Noch einmal war es der Streit des Reichsoberhauptes (Heinrich V.) mit den Fürsten wegen des päpstlichen Bannes, der diesen letzten Tag veranlaßt hatte. Mit diesem Tage versinkt auch die alte Pfalz in's völlige Dunkel. Die glanzvolle Zeit der Hohenstaufen führte die Entscheidung über des Reiches Schicksal an andere Orte, und als Friederich Barbarossa das große Reichsfest von 1184 in dieser Gegend feierte, wählte er bereits den Ort auf dem rechten Ufer der Mainmündung. „Dat was de grôteste hôchtît èn, de ie gewart an Dudischeme lande," wie Eike von Repgow im Zeitbuch schreibt; die Zelte des Kaisers und der vierzig tausend zu Gast geladenen Ritter schauten damals nur noch von fernher, vom Königstuhl des Erbenheimer Berges, in das Gerauer Land und zur verwaisten Pfalz von Tribur hinüber.

In trauriger Zeit berühmt geworden, hörte Tribur auch in trauriger Zeit auf, königliches Hofgut zu seyn: König Wilhelm von Holland verpfändet es dem Grafen Dieter von Katzenellenbogen, um dessen Stimme zu erkaufen, und Richard von Cornwallis, dessen beste Politik gleichfalls Erkaufen und Bestechen war, bestätigte die Verpfändung. Das war der passende Abschluß für die alten Triburer Aufruhrgeschichten.

Drittes Kapitel.

Das Feld der Königswahl bei Kamba.

Ich lade den Leser nunmehr ein, mich in eine etwas erfreulichere Landschaft zu begleiten, in die Rheinsümpfe Oppenheim gegenüber — ich meine erfreulich für einen guten Deutschen der in Gedanken spazieren geht, denn außerdem sind diese Sümpfe durch ihre Fieberluft den Umwohnern bekannt. Auf dem hohen Damme, der das Sumpfland vom Rheine trennt, ist es zwar an heißen Tagen völlig schattenlos und an kühlen sehr windig, wir lagern uns aber doch daselbst um ein Hauptkapitel in Wipo's Vita Chuonradi II. und eine Hauptscene in Uhland's Herzog Ernst zu lesen, welche beide jetzt in sehr bequemen Taschenausgaben zu haben und statt des Bädeker in diese Gegend mitzunehmen sind.

Jedermann kennt die prächtige Erzählung des Werner von Kiburg im zweiten Act des Uhland'schen Trauerspiels, die Erzählung von der Wahl König Konrad's II. So dichterisch schön diese Episode, so historisch treu ist sie: Uhland hat den Wipo in Verse und in Poesie gesetzt; das war aber freilich nur möglich, weil auch Wipo's prosaischer Bericht schon wie der Entwurf zu einem erhabenen Gedicht an uns vorüberzieht. Von unserm Damme nun übersehen wir die ganze Schaubühne jener Königswahl, die als dramatisches Bild eines großen politischen Ereignisses ebenso einzig war in deutschen Landen, wie das Reichsfest

des im Hintergrund aufsteigenden Erbenheimer Königstuhls als Prunkgemälde ritterlicher Herrlichkeit.

Nicht als ob ich meinte, auf dem braunen Sumpfboden sey Konrad II. in den sonnigen Septembertagen 1024 gewählt worden: dort floß in jenen Tagen wohl ein weit in's Land ablenkender Arm des Rheins, aber gleich vorn rechts am alten Ufer liegt der Kammerhof und das Kammerfeld auf trockenem uraltem Culturboden, da soll das Dorf **Kamba** gestanden seyn mit seinem karolingischen Königsgut, und auf der weiten Fläche lagerten die Ostfranken, Bayern, Schwaben, Sachsen und Wenden, am jenseitigen Rheingestade aber gegen Oppenheim, wo sich die Gränze des Mainzer und des Wormser Gebietes schied, die Rheinfranken und Lothringer. Eine schmale mit Buschwald bedeckte Insel zieht sich heute noch am rechten Ufer entlang, sie mag uns als ein Ueberrest jener Insel des Wipo gelten, in deren heimlichem Dickicht die Wählenden da und dort zusammen kamen zu vertrauter Rücksprache. Zwischen den beiden Konraden stand zuletzt die Wahl, beide von fränkischem Stamme, Freunde, Vettern, den vorangegangenen Herrschern beide gleich nahe verwandt. Die Stimmen waren getheilt, es drohte Spaltung der Wahl

„Und wie nun harrend all die Menge stand
Und sich des Volkes Brausen so gelegt,
Daß man des Rheines stillen Zug vernahm —
Da sah man plötzlich wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand,
Und sich begegneten im Bruderkuß:
Da ward es klar, sie hegten keinen Neid,
Und jeder stand dem andern gern zurück.“

Ergriffen von diesem Bilde der Eintracht treten die Fürsten in den Kreis zur Wahl, Erzbischof Aribo von Mainz wählt zuerst „vollen Herzens und mit freudezitternder Stimme“ Konrad den Aeltern, die andern Fürsten fallen ihm bei, und als die Reihe den jüngern Konrad trifft, da kürt auch er den Freund

ınd Nebenbuhler, und dieser ergreift seine Hand „und zieht ihn u sich auf den Königssitz.“ Alles Volk bricht in Jubel aus ınd donnernden Zuruf, Kunigunde, des Kaisers Heinrich Wittwe, ibergibt dem Erwählten die Reichskleinodien, das Wahlgetümmel öst sich auf in einen Festzug — das Volk und die Fürsten wallen :heinabwärts nach Mainz, damit der König dort sofort gekrönt verde. Jauchzend zogen sie dahin, wie Wipo sagt, die Geist-ichen sangen Psalmen, die Laien Lieder, jeder nach seiner Weise, „und wäre Karl der Große mit dem Scepter leibhaftig wieder erschienen, so hätte das Volk nicht höher jubeln können über des großen Kaisers Wiederkunft, als über dieses Königs ersten Herrschertag.“

Betrachten wir zuerst die Landschaft. Es ist keine jener chönen Rheingegenden, die man auf Rouleaux und Dessertteller malt, sondern eine weite, scheinbar langweilige Fläche; für den Künstler würde sie jedoch bedeutende Motive bieten zu einer charaktervollen und großstylisirten Composition. Die scharf geschiedene Doppelnatur des Ober- und Mittelrheins blickt sich nämlich hier auf beiden Ufern gleichsam Aug' in Auge; das vergessene, selten betretene rechte Rheinufer längs des Gerauer Landes ist noch ganz oberrheinisch, das linke von Oppenheim bis Mainz mittelrheinisch; rechts ein halbfertiges flaches Land, Dämme, Altwasser, Torfmoore, Buschwald mit hundertjährigen Eichengruppen, welche sich bei Ginsheim zum letztenmal unmittelbar in der Fluth des Rheines spiegeln, statt der Dörfer nur vereinzelte Höfe; links hingegen Dorf an Dorf, Rebenhügel, wimmelnder Verkehr, ein hochcultivirter Boden. Wie der Fluß hier bei der Königswahl die Lager der ost- und westrheinischen Völker schied, so scheidet er heute noch das in mittelrheinisches Land hineinragende oberrheinische Landschaftsbild. Nun wäre dies alles schön und gut, wenn uns Wipo, der Einzige, welcher die Königswahl als Augenzeuge breit geschildert, nicht noch ein ganz besonderes Räthsel aufgegeben hätte. Er bezeichnet die Gränzen von Worms und Mainz als die Stätte

der Wahl, und fügt hinzu: „Ueber Namen und Lage des Orts mehr zu sagen überlasse ich den Topographen." Schriftsteller sind oft wunderliche Leute: mit ebenso vielen Worten als Wipo braucht um zu sagen, daß er nichts sage, hätte er uns alles genau sagen können, was wir wissen wollen! Es gibt aber noch ein anderes gleichzeitiges Zeugniß für den Ort, einen Brief des Abtes Bern von Reichenau (vom Juli oder August 1024, abgedruckt im zweiten Bande von Giesebrechts Kaisergeschichte), worin es heißt: die Wahl werde am Rhein in dem Orte Kamba stattfinden, und wahrscheinlich mit Benützung dieses Briefs nennt dann der hiefür in der Regel citirte Hermannus Contractus gleichfalls Kamba. Dieses Kamba aber, ein längst ausgegangenes Dorf, lag nicht zwischen Worms und Mainz, sondern auf dem rechten Rheinufer.

Die beiden Konrade haben sich auf dem fraglichen Platze zwar im Augenblick geeinigt über die deutsche Königskrone, allein über den fraglichen Platz konnten die deutschen Gelehrten in sechzig Jahren noch nicht einig werden. Bodmann als Mainzer, und folglich Ueberrheiner, hielt sich bloß an die „Gränze von Worms und Mainz," und verlegte die Wahl in die Berge bei Lörzweiler; dadurch rettete er sie zwar völlig dem linken Ufer, schlug aber auch der ganzen weitern Erzählung bei Wipo geradezu in's Gesicht. Andr. Lamey und Wenck hingegen, als Forscher der rechten Uferlandschaft, hielten sich an Kamba, unbekümmert um die „Gränzen von Worms und Mainz," welche nun doch einmal auf dem rechten Ufer nicht zusammen stießen. Nun folgten die Historiker bald Bodmann, bald Lamey, und Einige, der Localgeschichte unkundig, legten Kamba zwischen Worms und Mainz, was freilich den Streit sofort schlichten würde, aber urkundlich falsch ist. Das Aergste begegnete jedoch unserem großen Altmeister Jakob Grimm, welcher (in den deutschen Rechtsalterthümern S. 243) Konrad und nebenbei noch drei oder vier andere Kaiser gar zwischen Wiesbaden und Erbenheim gewählt werden läßt, wozu ihn aber weder rechts- oder links-

rheinischer Localpatriotismus noch irgend eine mittelalterige Quelle, sondern ein mißverstandener und allerdings confuser Satz in Bodmann's Rheingauischen Alterthümern (I, 95) verleitet hat.

Da ich nun aus einer Ueberrheiner Familie stamme, aber am rechten Ufer des Flusses geboren bin, so glaube ich den Streit zwischen den beiden Ufern recht parteilos vermitteln zu können. Die Fürsten und Völker lagen auf beiden Ufern; Wipo, welcher vom Lagerplatz des linken Ufers ausgeht, nennt jene Gränzen die unweit Oppenheim zusammenfließen, Abt Berno dagegen, vom rechten Ufer ausgehend, Kamba, Oppenheim schräg gegenüber. Hier kommt aber sofort wieder das landesübliche Gerauer Fragezeichen. Aus einer Urkunde Ludwigs des Deutschen von 864 (Cod. Lauresh. I, 36) wissen wir, daß Kamba auf dem rechten Ufer lag, am Flusse, wir wissen, daß es einen Fischteich besaß, etliche Schiffe, Wiesen, wir wissen allerlei Dinge, die wir gar nicht wissen wollen, nur wo es denn genauer im Ober-Rheingau gelegen, das wissen wir nicht, und dieses räthselhafte Kamba scheint außerdem gerade so in den Urkunden versunken zu sein, wie im wirklichen Boden. Ob es also Oppenheim so ganz „schräg gegenüber" stand, das ist nur eine sehr wahrscheinliche Hypothese, zu deren Stütze sich ein moderner Etymolog schwerlich mehr auf die dortigen jüngern Ortsnamen des „Kammerfeldes" und „Kammerhofes" berufen wird. Da wir jedoch zunächst keine Denksäule hier setzen wollen, so genügt es wohl, daß wir innerhalb eines gewissen engern Umkreises des Orts Kamba sicher sind.

Wenn nun aber auch weiter die besten Gründe innerer Wahrscheinlichkeit uns bewegen die Stätte jener großen dramatischen Scene, wo die Vettern sich umarmten, wo der ältere Konrad im Ringe der Fürsten gewählt, vom Volke zuerst begrüßt, von Kunigunde mit den Kleinodien begabt wurde, nicht drüben links bei den widerstrebenden Lothringern, sondern rechts bei Kamba zu suchen — dann ist es doch undenkbar, daß der jubelnde Festzug gen Mainz sich auf dem rechten Ufer bewegt

habe. Am Rhein selbst konnten sie dort gar nicht gehen, sie hätten vielmehr auf der alten „Hosterstraße“ ins Land hinein nach Tribur gemußt, und von da im Winkel hinüber zur Weißenauer Rheinfähre; das wäre aber ein großer Umweg gewesen (und fluthende Volksmassen suchen den kürzesten Richtweg), und ein erzlangweiliger Weg dazu, der zu dem glänzenden Bilde gar nicht stimmt. Hier gebe ich also mein Gerauer Land preis und denke mir, weil die Leute doch schon so viel hin- und hergerudert waren zwischen den Inseln bei Oppenheim, so sind sie nach der Wahl gleich ganz hinübergefahren aufs linke Ufer, da hatten sie die geradeste und schönste Straße durch lachende Fluren, fast immer den herrlichen Strom entlang, da konnten sie Psalmen und Lieder singen, Geistliche und Laien, und in Nierstein einen guten Trunk mitnehmen, „jeder nach seiner Art,“ wie Wipo schreibt.

So bleibt in diesem gelehrten Streit des linken und rechten Ufers einem jeden sein Recht: dem ernsten rauhen Strande bei Kamba der große politische Akt, und dem lachenden, weinbegränzten Gestade unter Oppenheim der fröhliche Festzug. Die Lothringer aber und jene ultramontanen Bischöfe, welche allein mißvergnügt waren und schmollend seitab gezogen sind, haben dann auch unterwegs keinen Niersteiner bekommen.

Viertes Kapitel.

Die Schwedensäule und die Schwedenburg.

Doch genug vom Mittelalter, welches so barbarisch war sogar in Sachen deutscher Einigung einmal „Gefühlspolitik" zu treiben. Einem modernen Realpolitiker muß der Tag von Kamba wirklich recht sentimental und romanhaft vorkommen; wenn nur wenigstens ein Nebenbuhler den andern todtgeschlagen hätte im Namen der Eintracht, und dann etwas Bürgerkrieg, das wäre doch noch ein frischer, patriotisch erquickender Zug!

Nun hat aber das Gerauer Land auch sein Denkmal eines Realpolitikers, und zwar ganz nahe bei Kamba, gleichfalls am Ufersaume, und dieses Denkmal führt uns dann auch in eine Zeit des deutschen Bruderkrieges, wo es gar nicht sentimental zugegangen ist.

Eine kleine Stunde unter Erfelden, hart am Rhein, zwischen mächtigen alten Eichen, steht ein Obelisk aus Sandsteinquadern, auf der Spitze sitzt (etwas unbequem) ein gehelmter und gekrönter Löwe, welcher mit dem vergoldeten Schwert in der rechten Tatze westwärts über den Rheinstrom deutet. Während andere Denkmale des siebzehnten Jahrhunderts meist mit ellenlangen geschwätzigen Inschriften überladen sind, steht auf diesem Steine kein Wort, nur der mit dem Schwert deutende Löwe redet; es ist der schwedische Löwe und er zeigt uns den Weg, welchen Gustav Adolf genommen: hier war es, wo der

Schwedenkönig am 7. (17.) December 1631 an der Spitze von 2000 Mann über den Rhein ging, und zwar, wie die Sage erzählt, auf dem vordersten Scheuerthor, denn sie läßt das schwedische Heer auf Scheuerthoren hinüberfahren. Allein die Feder erzählt unpoetischer als der Mund, und so finden wir in beglaubigten schriftlichen Berichten statt der Scheuerthore der Armee „Pontons," und statt des Scheuerthors des Königs einen Kahn.

In unserem Lande des schwankenden Bodens stehen wir hier nun doch endlich einmal auf einem ganz gewissen historischen Punkt, bezeichnet durch einen gleichzeitigen 50 Fuß hohen Obelisken. Mehr kann man nicht verlangen. Und dennoch kennen wir den Platz nicht ganz genau, und selbst neben dem Obelisken steht wieder das landesübliche Fragezeichen. Die „berufene Säule," wie sie ein alter Topograph nennt, ist nämlich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gewandert, landeinwärts, um sie vor der andringenden Rheinfluth zu schützen, so daß der genaue historische Punkt hier ins Wasser gefallen ist, wie bei [illegible] in der [illegible].

Allein die Säule bleibt bedeutsam: sie sagt uns, welches Gewicht der Schwedenkönig diesem Rheinübergang beilegte, denn unmittelbar nach dem Übergang, inmitten der stürmisch vorwärts drängenden Kriegsläufte, ließ er dieses, für jene Zeit so große und schöne Monument setzen, und noch lange nach seinem Tode ist der Obelisk fortwährend auf schwedische Kosten unterhalten worden.

Doch nicht bloß der Erinnerung hat hier Gustav Adolf ein Denkmal gesetzt, ein ungleich größeres errichtete er noch in der [illegible] [illegible] [illegible], auf der südlichen Mündungsspitze des Mains und Rheins, die Festung Gustavsburg, welche zugleich eine kleine Stadt umschließen sollte. Gustavsburg würde, bei den veränderten Kriegsverhältnissen und der veränderten strategischen Bedeutung von Mainz, eine ganz ähnliche militärische Position für das siebzehnte Jahrhundert geworden sein, wie das heutige [illegible] für das neunte. Zu

Mainz hielt Gustav Adolf Hof, gleich einem künftigen deutschen Kaiser, und man hat die Mainzer Decembertage des Jahres 1631 nicht unpassend mit dem Aufenthalt Napoleons in Erfurt verglichen. Gustav Adolf erkannte sehr wohl, wie trefflich sich von der Rhein-Mainmündung aus ein großer Theil Deutschlands zugleich im Innern beherrschen und nach Außen vertheidigen lasse. Und weil seine Plane ganz besonders auf jenes „Innere" zielten, hat er auch — bis auf unsere Tage zum letztenmal — dem rechten oberen Rheinufer, Mainz gegenüber, dem Gerauer Land im weitern Sinn, eine kriegsgeschichtliche Rolle zugedacht, und nicht umsonst die Schwedensäule am Südende, die Schwedenburg am Nordende aufgebaut.

Allein es kam anders. Das kleine Denkmal zwar, der Obelisk, blieb stehen, das große dagegen, die Gustavsburg, versank mit Gustav Adolfs Fall. Im Jahre 1649 kam der hessische Chronist Winkelmann zur Gustavsburg. Zum Studium von Land und Leuten ritt er im Land umher, und zwar, als ein ehemaliger Officier, der im kaum beendeten dreißigjährigen Krieg mitgefochten, wohl bewaffnet; wo er eine alte Inschrift lesen will, da kratzt er mit dem Degen das Moos von den Steinen. Winkelmann fand den Graben der Gustavsburg bereits mit Buschwerk verwachsen, er ritt aber doch, „wiewohl nicht sonder Gefahr," in die Festung hinein; die Stadt im Innern (auf 600 Häuser berechnet) war verschwunden, die Häuser abgebrochen oder niedergebrannt, das schwedische und das brandenburgische Wappen des Thors lagen im Graben, die Innenräume der starken Werke waren mit Gras und Gesträuchen bedeckt. Noch lange zwar zeichnete man auf Karten und Plänen den sechseckigen regulären Stern der Bollwerke und Ravelins jener Musterveste damaligen Styls, allein schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts war dieselbe in Wirklichkeit doch nur ein öder Trümmerhaufen. Von da an blieb dieser wichtige Punkt durch die ganze kurmainzische Zeit völlig vernachlässigt, wie auch der Brückenkopf von Kastel (auf dem rechten Mainufer) nur schwach befestigt

men. Wer wollte damals auch von Mainz aus Deutschland bedrohen! Erst die Franzosen bauten wieder stärkere Werke bei Kastel; sie wußten warum.

In allerneuester Zeit aber hat sich nun auch die Mainspitze der Gustavsburg völlig verändert. Vor wenigen Jahren war es hier noch gar still und einsam, kein Schiff legte an, kein Wagen fuhr in diese Sackgasse, die Ziegelhütte der Bleiau belebte als einzige Staffage die von Weidengebüsch umrahmte flache Uferlandschaft. Wie ist das anders geworden! Die große Eisenbahnbrücke setzt hier über den Rhein, und zwei Bahnlinien münden auf der Mainspitze zur Brücke und in einen lärmenden Güterbahnhof, welcher hier von großen Werkstätten, dort von einem neuen Rheinhafen begränzt wird. Man hat denselben 20 Fuß tief ausgebaggert, daß jetzt die größten Schiffe hier ankern, wo sonst kaum ein Nachen anlegte, auf einer schiefen Ebene rollen die befrachteten Eisenbahnwagen bis direct zum Bord der Schiffe hinab, und ein Dampfkrahn hebt mit unheimlicher Leichtigkeit die schwersten Lasten aus den Schiffen in die Eisenbahnwagen. Statt der versunkenen Gustavsburg decken jetzt stattliche Montalembert'sche Thürme den Flußübergang, und die thurmartigen Pfeiler der Bahnbrücke sind selbst wieder wie Festungswerke anzusehen; sie steigen so fest und doch so leicht in die Luft, und man sagt: sie könnten auch eben so leicht in die Luft fliegen, da die Minengänge im Innern nur des Pulvers und der Lunte warteten.

Fünftes Kapitel.

Ein Land der Phantasie.

Die alten, später verlassenen Straßen gaben vor tausend Jahren dem Gerauer Land zunächst seine strategische Bedeutung; die neuen Schienenwege haben wenigstens die südliche Mainspitze wieder so fest gemacht wie sie seit Gustav Adolfs Tagen nicht gewesen ist. Es erging wunderbar mit diesen wechselnden Straßenzügen. Die Römer hatten ihre Mainstraße von Mainz aufwärts am rechten Mainufer, im frühern Mittelalter zog man überwiegend auf der linken Seite den Fluß hinauf, dann wurde diese linke Seite verlassen, und die rechte gewann wieder den Hauptweg; jetzt endlich aber führen parallele Bahnlinien auf beiden Ufern, und man kann mit den Römern rechter Hand von Frankfurt nach Mainz fahren und mit den Karolingern links zurück. Freilich alles nur so auf's ungefähr. So spannt sich auch die neue Eisenbahnbrücke unfern derselben Stelle über den Fluß, wo vor einem Jahrtausend die Fähre ging.

In meiner Jugend bestaunte ich manchmal jenes bekannte Modell einer von Napoleon projectirten stehenden Rheinbrücke, welches in Mainz aufbewahrt wird, und die alten Mainzer pflegten damals so in ihrer Art zu sagen: „Das war ein Werk, wie es nur der Bonaparte unternehmen konnte, und er allein hätte es auch ausgeführt, wenn er länger oben geblieben wäre. Unsere heutigen Fürsten brächten alle miteinander keine solche,

Brücke fertig." Die feste Rheinbrücke war wie ein Mythus geworden, und so wenig ein nüchterner Mann erwartete, daß Napoleon leibhaftig wiederkomme (Andere erwarteten es), so wenig gedachten die Leute jemals eine stehende Rheinbrücke zu erleben.

Nun steht aber dennoch die Brücke, und kühner dazu als nach dem napoleonischen Plan. Unsere Fürsten haben sie freilich nicht fertig gebracht, sondern eine Fürstin, wenn man will eine Tyrannin, die Dampfmaschine. Wie hat doch dieses Weib den alten Vater Rhein bezwungen! Wie ward der breite Strom schmal durch die Dampfschiffe, wie ward sein langer Lauf gekürzt durch die Bahnlinien zu beiden Seiten, wie bändigen ihn jetzt die festen Brücken, der sonst von Basel abwärts kein solches Joch mehr duldete!

An der Mainspitze mögen Einem wohl dergleichen Gedanken kommen. Geh'n wir aber zurück, etwas tiefer in's Gerauer Land hinein, dann erkennen wir, daß es doch noch einen mächtigeren aufbauenden Verwüster gibt als jene aufbauende Verwüsterin, die Dampfmaschine, das ist der Pflug. Die Ehe dieses alten stillen Bräutigams mit der ungestümen jungen Braut gäbe Stoff zu einem Märchen in Andersens Geschmack, wenn dieser Geschmack nicht längst Manier geworden wäre.

Kaum tritt uns irgendwo die zerstörende Macht des Pflugs gewaltiger entgegen als im Gerauer Lande. Dieser kleine Winkel ist so erstaunlich reich an historischen Erinnerungen und so erstaunlich arm an historischen Denkmalen, ja auch nur an genau erkennbaren Stätten seiner alten Geschichte. Vor dem Pflug ist alles zur Hypothese geworden. Keine alterthümliche Stadt, keine bedeutende alte Kirche, keine nennenswerthe Ruine, nichts erinnert uns an die Vergangenheit. Der Krieg hinterläßt Trümmer, und es gibt deutsche Landschaften die gerade darum wunderbar reich an Denkmalen sind, weil sie fort und fort verheert wurden, und die Bewohner zuletzt aus Armuth und Elend jedes Trümmerdenkmal stehen ließen. Der stetig leise wühlende Fleiß der höchsten Bodencultur duldet solche Trümmer nicht.

Das Gerauer Land hat für einen mitteldeutschen Landstrich eine auffallend stille, gleichförmige innere Geschichte. Es hat nicht fort und fort den Herrn gewechselt, ist nicht rastlos zerrissen worden, wie so mancher Nachbargau; seit mehr als tausend Jahren kam es nur zweimal in andere Hand, auf friedlichstem Wege, das einemal durch Verpfändung, das anderemal durch Erbschaft. Auch in dieser stetigen Geschlossenheit ist es wie ein oberdeutsches Stück Erde auf mittelrheinischen Boden vorgeschoben. Schon im Mittelalter (Leeheimer Klosterhof) und im sechzehnten Jahrhundert (Gehaborn) galten einzelne Punkte als Musterstätten rationeller Landwirthschaft, und auch heute ist das Land nur für zwei sehr unterschiedene Arten von Menschen besonders anziehend: für den Landwirth — in seinem sichtbaren Theil — und für den Historiker — in seinem unsichtbaren.

Darum möchte ich das Gerauer Land ein Land der Phantasie nennen, obgleich es mit seinen Kartoffelfeldern und Krautäckern, seinen Tannenwäldchen und Moorflächen so nüchtern wie möglich aussieht. Allein ich behaupte auch nicht das Land sey phantastisch, sondern nur: man kann mit der Phantasie die wunderschönsten historischen Spaziergänge in diesem nüchternen Lande machen. Da stehen ein paar vereinzelnte Tannenbäume mitten im weiten Feld, die sehen aus als wüßten sie selbst nicht recht wie sie hierhergekommen: das sind die letzten Nachzügler des hier auslaufenden uralten Reichsforstes Drei-Eich; weiter fort über's Gerauer Land hinaus kommt dann schon ein ordentlicher Wald und stolze Eichbäume des Drei-Eichs dazu. Oder wir sehen im Süden andere halbwegs hinweggepflügte Waldtrümmer: das sind die Anfänge des gewaltigen Reichsforstes Forehahi, des Föhrenhages, und weiter gegen Lorsch hinauf ist es schon noch ein prächtiger Forst, in welchem ein phantasiereicher Waidmann (ohne Schußkarte) auf Nibelungen-Reliquien Jagd machen darf. Ein verlorener Feldweg führt uns bei Krumstadt unversehens in gepflügtes Land, wo uns der Flurschütze anhält; die Pfändung darf uns nicht schmerzen,

denn das war vermuthlich ein alter Römerweg, wo wir gegepfändet wurden, und vielleicht hat er direct zum Munimentum Trajani geführt, welches entweder bei Pfungstadt, oder bei Wasserbiblos, oder bei Darmstadt, oder bei Heddernheim in Nassau, oder bei Rüsselsheim am Main, oder bei Höchst an der Nidder gelegen war.' Die reichste Phantasie kann sich gar keinen freieren Spielraum wünschen, als ihn dieses einzige Munimentum Trajani gewährt. Kurzum, das ganze Land ward zum romantischen Irr- und Zaubergarten der Antiquare, nicht obgleich, sondern weil es seit Jahrhunderten so vernünftig, fleißig und erfolgreich angebaut, weil es ein so merkwürdiges Land für rationelle Landwirthe ist.

So fand ich denn auch in einem Wirthshaus dieser Gegend nur zweierlei seltsame Zierrath statt der Bilder an den Wänden des Gastzimmers: einen „Düngerkalender," auf welchem unter den Tags- und Monatstabellen lautet Düngeranalysen zu lesen standen, und sodann eine Tafel mit der Aufschrift: „Es ist verboten hier zu singen und zu pfeifen!" Das Gerauer Land ist eben ein Land der großen und kleinen Contraste, nicht bloß weil der Weltverkehr periodisch dasselbe durchfluthet und dann wieder verlassen hat, nicht nur weil dieser merkwürdige Winkel in unmittelbarster Nähe der besuchtesten und bekanntesten Rhein- und Maingegend zu den unbekanntesten Strichen von ganz Westdeutschland gehört, sondern auch weil man in einer Wirthsstube nicht pfeifen und singen darf, während die Stube in einem andern Wirthshaus des Landes gerade ihren historischen Ruhm darin sucht, daß dort einmal so schön gesungen, und dann seit vielen Jahren fort und fort so fröhlich wieder nachgesungen worden ist.

In der Krone zu Großgerau nämlich ist oben hinauf ein Erkerstübchen, wo Claudius, der Wandsbecker Bote, im Jahr 1777, als er Oberlandescommissär zu Darmstadt war, sein Rheinweinlied gedichtet haben soll. Da aber die Kritik bezweifelt, ob Claudius überhaupt dieses Lied gedichtet, und nicht

bloß zum Abdruck befördert habe, so stehen wir nun freilich auch in dem Erkerstübchen der Krone wieder auf dem bekannten schwankenden Gerauer Boden.*) Allein das thut nichts zur Hauptsache. Denn die Wirthin als Augen- und Ohrenzeugin versicherte mir: Hunderte von fröhlichen Menschen haben geglaubt, daß hier im Herzen des berühmten Sauerkrautlandes das Lied gedichtet worden sey, und haben in diesem Glauben gar manche Flasche Wein in diesem Erkerstübchen getrunken, und das Rheinweinlied dazu gesungen und auf den Wandsbecker Boten angestoßen. Und wenn der geneigte Leser einmal hinkommt, so darf er's auch thun; denn das „Singen und Pfeifen" ist dort zur Zeit noch erlaubt.

*) Das hier öfters gebrauchte Wort vom „schwankenden Gerauer Boden" hat sich inzwischen als in ungeahnter Weise prophetisch erwiesen durch die fortdauernden Erdbeben des Novembers 1869, welche unter Groß-Gerau ihren Centralherd hatten.

(Note zur 2. Aufl.)



VIII.

Aus dem Leithawinkel.

(1868.)

Erstes Kapitel.

Rohrau.

Ich ging von Hainburg — der letzten reindeutschen Donaustadt — stromaufwärts nach Petronell und bog dann gen Süden auf den Feldweg, welcher über einen flachen Höhenrücken nach Rohrau an der Leitha führt. Schon aus ziemlicher Ferne erblickt man die niedrigen Strohdächer des Dorfes, vorn überragt von der Thurmruine der (1865) abgebrannten Kirche, im Hintergrunde von Baumgruppen des gräflich harrachischen Schloßparks. Die sanft zur Leitha absteigende Thalsenkung ist baumlos, mit feuchten Aeckern und nassen Wiesen rechts und links, die Flußufer sind eben, und Schilf und Rohr erinnern oft genug an den Namen des Dorfes.

Wir denken uns den Geburtsort großer Künstler so gern mit landschaftlicher Poesie geschmückt, und da sieht dann dieses Rohrau, von Norden betrachtet, gar nicht darnach aus, als ob es die Wiege eines der besten Meister deutscher Kunst, und vollends gerade eines rechten Meisters der Naturpoesie in der Kunst, gehegt habe. Nur der Hainburger Berg, gen Nordost in großen und schönen Formen abschließend, deutet auf verheißungsvolle Fernen.

Rohrau liegt auf dem linken, niederösterreichischen Leitha-Ufer, hart am Wasser; ein Gang über die Brücke würde uns sofort auf ungarischen Boden bringen. Wir bleiben aber auf

der deutschen Seite und durchschreiten die ganze lange Hauptstraße des Dorfes bis zum letzten Hause linker Hand, wo der Fahrweg nach Bruck ins Freie führt. Eine Steintafel, in die Mauer jenes Hauses gelassen, trägt die seltsam lakonische Inschrift: „Zum Haydn.“ Es ist Joseph Haydn's Geburtshaus, arm, niedrig, schmal, den andern Bauernhäusern des Dorfes aufs Haar ähnlich, bloß aus einem Erdgeschoß mit vier Fenstern bestehend, Stall und Wohnräume gemeinsam von dem langgestreckten Strohdache bedeckt. Eine Steinbank vor den Fenstern bildet neben jener Tafel das einzige unterscheidende Wahrzeichen.

Wir gehen durch das überwölbte Thor, welches geradeaus in den kleinen Hof und Garten führt; ein im Hofe spielender Bauernbube erräth schon was wir suchen, und deutet auf die Thüre links im Thorgange, auf die Küchenthüre, allein durch die Küche kommen wir dann in das Wohn- und Schlafzimmer, das einzige Zimmer des Hauses, ein mäßig großes, reinliches Gemach, mit weißgetünchten Wänden und brauner niedriger Holzdecke.

Hier also wohnte vor hundert und mehr Jahren der ehrsame Wagnermeister Matthias Haydn mit seinen zwanzig Kindern, hier soll sein ältester Sohn Joseph (1732) geboren seyn. Wie aber eine solche Familie Platz gefunden in diesem Häuschen, das gehört auch noch zu den vielen Räthseln, die auf Haydns Lebensgeschichte ruhen. Allein zunächst denkt man an gar keine Räthsel, man ist vielmehr überrascht, Alles genau so zu finden, wie man sich's ungefähr vorgestellt hat; die enge aber gemüthliche, altmodische aber nette und reinliche Bauernstube kommt uns ja ganz bekannt vor, so bekannt wie die Geschichte von dem alten Wagnermeister Matthias, der am Sonntag Nachmittage dort hinten am Ofen saß und mit Maria, seiner frommen Hausfrau, Lieder sang und auf der Harfe begleitete, und der kleine fünfjährige Sepperl saß auf dem Boden daneben und spielte die Geige dazu, indem er mit des Vaters Zollstab auf dem linken Arme auf und nieder strich. Da tritt dann der Schulmeister

von Hainburg, der Vetter, durch die Küche zur selben Thüre herein, durch welche wir auch eingetreten sind und sieht, daß der Kleine seinen Stab vollkommen tactgerecht führt, und da jeder wahre Schulmeister als ein Prophet in Kinderaugen und Kinderseelen muß lesen können, so ahnet er in dem tactfesten Aermchen auch gleich den künftigen Musiker und nimmt den kleinen Joseph mit nach Hainburg, wo es so viel schöner ist als in Rohrau, wo sich Stadt und Fluß und Berge und Burgen zu einem großen Prachtbilde aufthun und das arme Bauernkind Gottes schöne Welt zum erstenmale so recht groß und reich erschaut und allerlei große Dinge lernt: den Katechismus und Lesen, Schreiben und Rechnen und Singen, Geigen und Blasen, ja sogar das Paukenschlagen.

Allein die Hausfrau weckt uns aus unserm Traume — es ist nicht mehr Frau Maria Haydn, die vorhin dort in der Ecke sang, sondern die Frau Bürgermeisterin Prucker — und reicht uns ein grün eingebundenes großes Fremdenbuch, in welches wir unsern Namen schreiben sollen, und viele Leute in Rohrau glauben, das schöne Buch mit der Unzahl von Namen und „literarischen Bemerkungen" sey eigentlich das merkwürdigste im ganzen Hause. Das Buch erinnert uns, daß inzwischen bereits hundertunddreißig Jahre unmerklich durch dieses Zimmer gezogen sind, und daß seitdem bereits drei fremde Familien in vier Generationen das Haus besessen und bewohnt haben, und nun erst gewahren wir auch an der Wand eine mittelmäßige Lithographie, die den kleinen Joseph selber wiederum als den alten Haydn darstellt, und dieser alte Haydn ist dann auch schon vor bald sechzig Jahen gestorben.

So schweben wir mitten inne zwischen Vergangenheit und Gegenwart; dennoch aber bleibt bei uns der freundliche Gedanke Herr, daß die Zeit mit wunderbar schonender Hand an dem armen, engen Heiligthum vorübergegangen sey, und daß sich gar selten wohl das Vaterhaus eines berühmten Mannes aus so lange vergangenen Tagen finden dürfte, welches uns heute noch

so ursprünglich und unberührt anblickt wie das Haus in Rohrau. Man hat es nicht aus literarischer Pietät erhalten oder restaurirt, wie andere „Geburtshäuser," sondern es blieb eben stehen wie es stand, weil es so einsam und abgelegen steht. Wie das Haus des kaiserlichen Rathes am Hirschgraben in Frankfurt mit seinen behäbigen, wohlgeordneten, sinnig ausgestatteten Gemächern nicht als die zufällige Stätte der Geburt, sondern als der nothwendige Ausgangspunkt der ganzen Entwickelung Goethe's uns bedeutsam erscheint, so mußte Haydn auch in diesem strohgedeckten Bauernhause mit der einzigen Stube geboren werden, um ganz zu werden was er geworden ist.

Allein das Leben Haydns ist bis auf diesen Tag noch reicher von Mythen durchwoben als irgend eines andern unserer großen Tonmeister. Mythen reden im Kerne die Wahrheit, während sie in jedem äußeren Zuge uns aufs anmuthigste belügen können. So ist nun aber auch Haydns Geburtshaus nur noch im Kerne, ich meine im Gesammtbilde, ächt und unberührt. Namentlich ist es eine fromme Täuschung, daß jenes niedere Zimmer, welches gerade so aussieht, wie wir's uns gedacht haben, das Geburtszimmer des großen Meisters gewesen sey. In den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts verwüstete eine Ueberschwemmung das Haydnhaus und machte einen Umbau nöthig, und das ächte Geburtszimmer soll nicht links sondern rechts von der Thorfahrt gelegen haben, wo sich jetzt gar kein Wohnraum mehr findet. Die Wohnstube ist demnach verloren gegangen; das Haus blieb uns aber doch in seinem historischen und poetischen Charakter treu erhalten, und nicht bloß das Haus, auch seine Umgebung, die Straße, das Dorf. Die Bibliothek des „Vereins der österreichischen Musikfreunde" zu Wien bewahrt ein Oelgemälde, welches Haydns Geburtshaus vor der Ueberschwemmung darstellt: mit künstlerischem Auge betrachtet, ist es ganz dasselbe Haus, wie es jetzt noch im Dorfe steht; das Auge des Kritikers aber widerspricht, es zählt die Fenster und findet fünf auf dem Bilde und in Wirklichkeit nur noch vier. Das

sind nun verschiedene Standpunkte. Welcher ist der oberflächlichere?

Ich sagte, nicht bloß Haydns Geburtshaus blieb innerlich unversehrt, sondern auch ganz Rohrau. Kein fremdartiger Neubau, keine Fabrik, keine Eisenbahn stört den alterthümlichen, bescheidenen Charakter des Bauerndorfes. Die Leute wissen auch, daß jenes Haus das Merkwürdigste in ihrem ganzen Orte war und blieb. Noch haut der gegenwärtige Wagnermeister von Rohrau mit einem krummen Beile seine Radfelgen aus, in dessen Eisen die Buchstaben M. H. und die Jahreszahl 1727 eingeschlagen sind, und behauptet, es sey das Beil des alten Matthias Haydn, alle Wagner des Dorfes hätten es seitdem gebraucht. Die vordere Hälfte des Eisens war schon öfters abgebrochen, ein neues Beil zu kaufen wäre besser und billiger gewesen; allein man hat immer wieder ein neues Vorderstück an das alte Beil geschweißt, dem alten Haydn zu Ehren.

Der Name des großen Tonsetzers ist in Rohrau ausgestorben und von seiner Familie lebt dort nur noch ein Glied, seine Großnichte, die Schmiedmeisterin, eine Frau in den sechziger Jahren.

Von vier Dingen erzählten mir die Bauern als den historischen Denkwürdigkeiten ihres Dorfes: von der großen Ueberschwemmung, vom großen Brande, von der Cholera, die bei ihrem ersten Weltgange Rohrau zuerst in ganz Deutsch-Oesterreich besucht habe, und von Joseph Haydn. Er schien die einzige Lichtgestalt unter so vielen Trauerbildern. Der schönste Tag aber soll gewesen seyn, als man vor zwanzig und mehr Jahren die Gedenktafel an Haydns Geburtshaus enthüllte; die blasende Musikbande, welche damals dem Festzuge voran die Straße heraufzog, lebt heute noch als etwas Einziges in älterer Leute Gedächtniß. Benachbarte Liedertafeln feiern manchmal in Haydns Geburtsort ein Frühlingsfest und sorgen also dafür, daß wenigstens ein schwächerer Abglanz jenes großen Tages sich zeitweise wieder erneuere.

Als von all dieser musikalischen Herrlichkeit geredet wurde, fragte ich die Erzähler, ob sie denn auch schon Haydn'sche Musik gehört hätten? „Ja wohl,“ erwiderten sie, „in der Kirche, wunderschöne Messen.“ Den Bauern von Rohrau scheint Haydn nur als Kirchencomponist bekannt zu seyn, während ihn die große musikalische Welt in dieser Eigenschaft am wenigsten kennt. Nun ist jene Antwort höchst begreiflich, denn wo sollten die Bauern auch Haydn'sche Symphonien, Quartette oder Oratorien gehört haben? Dennoch lockt sie zu einem tieferen Gedankengange, für welchen ich nur in einem Satze den Weg andeuten will: Haydns eigentliche Kirchenmusik erinnert überall daran, daß der Componist von Haus aus ein österreichisches Bauernkind gewesen ist; seine übrigen Hauptwerke zeigen den universell deutschen Meister; in der Kirche ist Haydn volksthümlich wie ein provinzieller Dialektdichter, im Concertsaal ist er volksthümlich wie ein nationaler Dichter der Weltliteratur.

Ich habe aber bis hierher Rohrau nur von Einer Seite betrachtet, indem ich mich von Norden näherte und so das Dorf bis zum Südende, bis zu Haydns Geburtshause durchschritt. Mit diesem äußersten Hause aber ändert sich die ganze Scenerie, wir treten in eine liebliche, baumreiche Landschaft. Nur eine kleine Wiesenfläche trennt das Haus von dem gräflich harrachischen Schlosse, dem namengebenden Schlosse der ehemaligen Reichsgrafschaft Rohrau. Das gegenüberliegende Bauernhaus gab uns ein Künstler-Brüderpaar, Joseph und Michael Haydn; die Geschichte des Grafenschlosses führt uns unerwartet zu einem Schwesterpaar, welches durch Künstlerhand verklärt, allem deutschen Volke bekannt ist — wenigstens all unserm Volke, das seinen Schiller liest —: zur Gräfin Terzky und zur Herzogin von Friedland. Karl von Harrach, Ferdinands II. Staatsminister, erlangte vom Kaiser die Erhebung seiner Herrschaft Rohrau zur Reichsgrafschaft (1627); seine beiden Töchter waren die Gemahlinnen Wallensteins (in zweiter Ehe) und Terzky's. Ob die Urbilder dieser Frauengestalten, welche nun auf der

Bühne leben und leben werden, hier im Schlosse selbst geboren sind, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls entstammten sie diesem Hause und bezeichnen mit ihrem Vater den rasch erreichten und überschrittenen Höhepunkt des historischen Glanzes der Rohrauer Linie.

Das Schloß ist tiefgelegen; Graben und Brücke deuten auf den Grundplan einer ehemaligen Tiefburg, jetzt freilich ist ein mäßig großer, traulicher Herrensitz daraus geworden, im Style des achtzehnten Jahrhunderts nicht ganz architektonisch schmucklos aufgebaut, von hohen Bäumen und Alleen umschattet, von einem wohlgepflegten Garten umgeben. Ich habe ein besonderes Gefallen an solchen gemüthlichen Fürsten- und Adelsschlössern der Zopfzeit. Andere denken dabei gleich an Feudalität, Fürstendespotie, Adelsübermuth, junkerliche Liederlichkeit und Bauernschinderei, und Schlossers ganze Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts tritt ihnen sofort leibhaftig vor Augen. Mit dem milden Sinne des Wanderers sehe ich dagegen im Frieden solch schöner Herrenhäuser viel lieber, was Schlosser nicht gesehen hat, und vorab fällt es mir allezeit gleich ein, wie die keineswegs untadelhaften Edelleute dort vor hundert Jahren sich so vergnügliche Symphonien haben spielen lassen und Quartette und Trios dazu, und wie da Alles symphonisch blies und geigte vom Grafen bis zum Bedienten und Bodenwichser hinab, und das war doch auch etwas Gutes. Ohne die tausend deutschen Adelssitze des vorigen Jahrhunderts hätten wir keine haydn'sche und mozart'sche Symphonie, und die beethoven'sche wäre dann später auch ausgeblieben.

Wenn ich nun schon beim Anblick anderer alter Schlösser gerne an solchen Gedanken hänge und Gärten, Säle und Zimmer darum befreundet mich anschauen, wie viel mehr beim Schlosse von Rohrau. In der That, Bauernhaus und Herrenhaus bilden zusammen die richtige Signatur vom Geburtsorte Haydns, des volksthümlichen, aber auch des vornehmen, feinen, klassischen Meisters. Im Bauernhaus stand seine Wiege, die Wiege seiner

klassischen Kammermusik aber stand in den Adelsschlössern. Zu Bauernhaus und Herrenhaus kommt aber in Rohrau endlich noch ein Drittes: Park und Wald, und den Wald dürfen wir auch bei Haydn, dem Naturpoeten unter den Musikern, nicht vergessen.

Ich ging eigentlich zum Schlosse, um das Denkmal Haydns aufzusuchen, welches in der angränzenden waldigen Au gegen die Leitha hinüber stehen sollte. Die Bauern im Dorfe sagten mir, der Weg dahin sey zwar strenge verboten, allein für Leute „meinesgleichen" gelte das wohl nicht; übrigens sey der Weg auch schwer zu finden. Ein Denkmal, so aufgestellt, daß man's nicht finden kann und obendrein nur auf verbotenem Wege erreichbar, — das paßt wieder ganz für Haydn, der so unendlich viel still verschwiegene Anerkennung, so viel heimliche Liebe und Treue gefunden hat, der fleißig und unverdrossen gesucht seyn will und sich nirgends entgegendrängt. Und wie manchmal nannten die musikalischen Parteien des Tages selbst dieses Suchen schon einen verbotenen Weg: allein die Parteien versanken mit dem Tage und Haydn wird immer und immer wieder gesucht.

Ich wandte mich also in die waldige Au. Schlagbäume, die den Weg versperrten, bei jeder Kreuzung ein Pflock mit der Aufschrift: „Verbotener Weg," eine Marder-Falle quer über meinen Pfad gestellt, zeigten mir, daß ich auf der rechten Spur zum Haydn-Monumente sey. Es ward immer stiller, heimlicher, waldeinsamer, Rehe grasten am Saume der Lichtungen; ich ging wie in einem Zaubergarten, umrauscht von der Waldpoesie frühlingsfreudiger haydn'scher Symphonien, der verbotene Weg ward im Grase immer unsichtbarer und hörte zuletzt völlig auf, ein Weg zu seyn, ich gerieth ins Dickicht — weit und breit keine Spur von einem Denkmal, — und stand endlich vor einem tiefen Wassergraben, in dessen dunkler Fluth Schilf und Binsen und überhängende Zweige sich spiegelten. Hinüber konnte ich nicht und schlug also seitwärts auf gut Glück eine veränderte Richtung ein.

Aus hohen Baumgruppen hervortretend stand ich plötzlich vor einem Jägerhause; drei große Hunde begrüßten mich mit wüthendem Gebell, eine Magd, welche unfern arbeitete, lief auf mein Anrufen davon und floh, statt zu antworten, ins Haus hinein. Ich folgte ihr. Da trat mir unter der Thüre eine anmuthige junge Frau entgegen, begleitet von einem zahmen Reh. Sie erwiderte meine Frage nach dem Wege zu Haydns Denkmal mit der zürnenden Gegenfrage, ob ich denn nicht gelesen habe, daß alle Wege hierher verboten seyen? wollte mir auch die Richtung nicht angeben, indem ich mich doch nicht zurechtfinden würde. Allein auf dem Wege meiner Haydn-Forschungen haben mich weder die Alt- noch Neuromantiker, noch selbst die Zukunftsmusiker jemals zurückgeschreckt: wie sollte ich mich jetzt von einer schönen jungen Frau zurückschrecken lassen?

Also erklärte ich ihr, ich sey über hundert Stunden Wegs weit hieher gekommen, um Haydns Geburtshaus und sein Denkmal zu sehen, und würde daher jetzt auch gewiß nicht halbverrichteter Sache wieder umkehren. „Schon als Knabe," fuhr ich fort, „lange bevor Sie auf der Welt waren, habe ich von dem Denksteine zu Rohrau gehört und gelesen und die Noten, welche auf dem Sockel stehen viele hundertmale gespielt, gepfiffen und gesungen, und die darunter eingegrabenen Verse von den „holden Philomelen" und der „reizenden Schönen am schmelzenden Klavier" im Stillen hergesagt: jetzt will ich diesen Rohrauer Lapidarstyl endlich auch einmal in den wirklichen Stein gehauen sehn!"

Meine wohlgesetzte Rede schien keinen Eindruck zu machen: die Frau mit dem Reh würdigte mich nicht einmal einer Antwort, ging ins Haus zurück und ließ mich stehen. Allein ich täuschte mich. Es hatte sie doch wohl gerührt, daß der Ruhm ihres verbotenen Heiligthums hundert Stunden weit gedrungen sey. Nach wenigen Minuten kam sie zurück, ein Tuch um den Kopf geschlungen (der Märzsturm tobte gewaltig draußen), und erklärte mir, sie wolle mir selbst den Weg zeigen. So gingen wir nun selbander in die waldige Au zurück und kamen bald zu

einer zwischen Bäumen versteckten kleinen Insel, in deren Mitte ein schlichter Steinwürfel steht, gekrönt von Haydns Büste. Am oberen Theile des Sockels ist das Andante-Thema aus einer der älteren D-Symphonien des Meisters eingehauen mit den vorhin schon fragmentarisch angedeuteten unterlegten Versen, deren größter Vorzug gegenwärtig darin besteht, daß man sie, vom Regen ausgewaschen, nicht mehr recht lesen kann. Die Hauptinschrift besagt, daß Karl Leonhard Graf von Harrach diesen Denkstein im Jahre 1794 habe setzen lassen. Der Kunstwerth des Werkes ist gering, aber es wird verklärt durch die Poesie des Ortes. In dem schweigenden Dickicht spricht es uns rührend und erhebend zum Herzen, und von wie vielen Meisterwerken der Monumental-Plastik kann man das Gleiche sagen?

Doch nicht bloß der Ort, auch noch zwei andere Umstände machen den Denkstein merkwürdig. Er wurde dem Künstler bei Lebzeiten gesetzt und zwar zur Zeit seines zweiten Londoner Aufenthaltes, das heißt in den Tagen, wo man in Deutschland durch die Ruhmesspenden des Auslandes erst recht anfing zu merken, was der Sohn der eigenen Heimath werth sey. Ich weiß keinen andern deutschen Tonsetzer des achtzehnten Jahrhunderts, dem man bei Lebzeit schon ein Monument daheim errichtet hätte.

Andererseits wird es aber auch in jenem Jahrhundert kaum wieder vorgekommen seyn, daß ein Reichsgraf einen noch lebenden Bauernsohn seines Dorfes im eigenen herrschaftlichen Parke monumental verherrlicht hat. Jener Graf Karl Leonhard von Harrach (geb. 1765, gest. 1831) führte neben anderen hohen Titeln das Prädicat eines „k. k. Hof-Musik Grafen." Die Oesterreicher sind in der Erfindung abgeschmackter Titel noch um ein klein wenig fruchtbarer als die übrigen Deutschen. Ein in seiner Kunstverehrung so vorurtheilsloser Graf wie jener Harrach soll aber von der Nachwelt mit dem noch erhöhten Prädicat eines „wirklichen k. k. Hof-Musik-Grafen" ausgezeichnet werden.

Am Fuße des Denksteines hielt ich im Geiste eine Ueberschau der ganzen Scenerie: drüben hinter den Baumwipfeln die Strohdächer des Bauerndorfs, — dann das alte Herrenschloß, — ringsum Park und Wald und Wiese und Au, — und im Vordergrund ein anmuthiges Frauenbild: das waren die ächtesten anregenden Motive von Haydns Künstlerschaft, wofern man sie nur ein wenig mit seinem kindlichen, frommen, lebensfrohen Gemüthe zu erfassen vermag. Ich hatte mich Rohrau genähert im Anblick eines beschränkten, kargen Daseyns, und war Schritt für Schritt in ein reizendes, poesiegetränktes Idyll hineingewandert. Die schöne Frau aber, anfangs so strenge und wortkarg, war auch zusehends freundlicher und artiger geworden, als sie sah, daß wirklich nur die tiefe, durchs ganze Leben treu bewahrte Jugendliebe für den Sohn ihres Dorfes mich auf die verbotenen Wege geführt. Sie hatte mich anfangs wohl für eine Art Landstreicher gehalten und verabschiedete sich von mir wie von einem ganz achtbaren Manne. Und doch hatten wir nur über Joseph Haydn miteinander gesprochen.

Als ich in's Dorf zurückgekehrt war, erzählte mir der Wirth, die Wilddiebe schlichen sich gerne in den Park, darum verbiete man die Wege, und der Graf sey ein melancholischer Herr, der die tiefste Einsamkeit in seinen täglichen Spaziergängen beim Haydn-Denkmal suche Ueberhaupt dünke die verwachsene Au gar manchem etwas unheimlich. „In meiner Knabenzeit," so fuhr er fort, „hat der Platz ganz anders ausgesehen, da war unfern der Insel, wo jetzt Busch und Wald, noch die freie offene Pußta.*) Dort haben wir Kinder gar oft gespielt und sprangen dann, wann es so halb dunkel zu werden begann, nach der bu-

*) Wie der Nordschweizer selbst die kleinste Flachlandswiese gerne eine „Matte" oder ein „Mätteli" nennt, da wir bei Matten doch zunächst nur an eigentliche Alpenweiden denken, so ist dem ungarischen Gränznachbar auch die kleine Haide oder Weidefläche bereits eine „Pußta," ohne daß sie entfernt jene unabsehbare baumlose Fläche zu seyn brauchte wie die Pußten im Innern Ungarns.

schigen Insel, um uns dort am rechten Schauer und Grausen zu ergötzen: denn wir glaubten, der Haydn mit seiner Zopfperücke sey einer von den biblischen Heiden, die das Gesetz nicht haben, und doch thun des Gesetzes Werk, und schauten scheu von allen Seiten nach dem gespenstigen Götzenbild, schlichen gebückt rundum, Einer den Andern erschreckend, und wenn uns dann die Angst recht kalt über den Rücken lief, platzten wir plötzlich auseinander und jagten mit dem lauten Geschrei: der Heid', der Heid' in die Pußta zurück."

Durch manchen helltönigen Haydn'schen Satz klingt es leise wie eine Verahnung jener Accorde des süßen Schauers der romantischen Schule. Und so erscheint zur Vollendung des Idylls Haydn, der die Kindersymphonie geschrieben, den Kindern seines eigenen Dorfes als die im Schrecken magisch fesselnde Gespenstergestalt eines Kindermärchens.

Das Alles kann man bei einer Wanderung durch Rohrau sehen und erleben. Es ist schade, daß der alte Haydn nicht selber mitgegangen ist; ich vermochte die Eindrücke nur in trockenen Worten zu schildern: er hätte gleich eine Symphonie in D dur daraus gemacht.

Zweites Kapitel.

Eisenstadt.

Rohrau und Eisenstadt liegen nur einen mäßigen Tagemarsch von einander entfernt.

Man geht bis Bruck längs der Leitha, die hier und noch eine Strecke weiter aufwärts einen wirklichen Gränzfluß zwischen deutschem und ungarischem Lande bildet, während sie sich im Ganzen vielmehr als ein Fluß darstellt, dessen Oberlauf durch reich bevölkertes deutsches Industrieland, dessen Unterlauf durch volkarmes ungarisches Weide- und Sumpfland zieht. Doch hat man in unserer Zeit die Ausdrücke Trans- und Cisleithanien nicht ohne tieferen Grund und nicht bloß um des Wohlklanges willen gewählt. Die Leitha ist kein Gränzfluß und war es auch wohl niemals: allein der ganze Leithawinkel, durch das Leithagebirge, den Fluß und den Neusiedlersee bezeichnet, ist ein Uebergangsgebiet, wo dreifacher Gegensatz der Bodenbildung und des Volksthums so vielfach in einander greift, gleichsam in einander verzahnt ist, wie auf gar keinem anderen Punkte der deutsch-ungarischen Gränze.

Bei Bruck aber, wo eine Hauptstraße und eine Haupteisenbahn aus Niederösterreich nach Ungarn führt, kann man das vielberufene Wort „diesseit und jenseit der Leitha" allerdings im Doppelsinne gebrauchen, denn die Leithabrücke, welche dem

Städtchen den Namen gab, verbindet Deutschland unmittelbar mit Ungarn.

Nun bietet sich dem Fußwanderer ein zwiefacher Weg von Bruck nach der ungarischen Gränzstadt Eisenstadt. Ein Fußpfad, einsam schattig und angenehm zu gehen, folgt dem Höhenzuge des Leithagebirges und führt uns durch eine ächt deutsche Mittelgebirgslandschaft. Die andere Straße, fahrbar, aber ein großer Umweg, zieht durch die Ebene längs des Nordwestrandes des Neusiedlersees und gibt uns schon den vollen Vorschmack ungarischer Scenerien.

Ich wählte diesen letzteren Weg, fuhr mit der Raaber Eisenbahn nach der ersten ungarischen Station Parndorf, und kreuzte noch ein gutes Stück ostwärts in die Parndorfer Pußta hinüber um wieder zurück gegen die Nordspitze des Neusiedler Sees zu laviren. Welch ein Contrast mit der hochromantischen Stromlandschaft von Preßburg, Theben, Hainburg, die ich in den vorhergehenden Tagen geschaut hatte, und gegen die Idylle von Rohrau! Und doch war ich nur wenige Stunden Wegs von allen diesen Orten entfernt. Ein furchtbarer Nordweststurm, den mir nachgehends selbst die Leute der Gegend für unerhört heftig erklärten, fegte über die kahle, baumlose Fläche, Schneewirbel untermischt mit Regenschauern vor sich hertreibend; die bergigen und hügeligen Hintergründe, welche sonst gen Norden und Westen abschließen mögen, waren nicht zu sehen, alle Formen zerflossen in tonloses Wolken- und Nebelgrau und nur der braune Boden der noch winterlichen Haide breitete sich unabsehbar vor meinen Füßen. Nun war ich doch gewiß in Ungarn, und begann im Voranschreiten ganz unvermerkt meine Kleidung zu magyarisiren. Den Hut ließ mir der Sturm keine Minute auf dem Kopf; also drückte ich ihn zusammen, zwängte ihn in die Reisetasche und setzte ein Hauskäppchen auf, welches auf die Entfernung ungefähr wie eine ungarische Mütze aussah, und die Ungarn nannten es später wirklich meine „deutsche Kucsma"; das hielt gegen den Wind. Die Hosen steckte ich in die Stiefel

nach Art der Ungarn, denn alle Augenblicke sank ich bis über die Knöchel in den durchweichten Boden oder trat in eine Pfütze; den Rockkragen stellte ich auf, daß er zum stehenden ungarischen Kragen wurde, nicht aus Vorliebe für das Magyarenthum, sondern damit ich die Ohren nicht erfror; und da ich bei Preßburg gesehen hatte, wie zweckmäßig sich die slavischen Bauern der Umgegend durch eine Kapuze von Schafspelz gegen den Wind schützen, so schwang ich meinen Plaid als eine Kapuze um den Kopf und verband Mund und Nase mit dem Taschen tuch, weil es mir sonst unerträglich gewesen wäre im schnellen Schritt den eisigen Wind einzuathmen, der mir den ganzen Tag unablässig in's Gesicht schlug.

Nachdem ich mich solchergestalt völlig nationalisirt hatte, ging es lustig weiter, bis mich Pferdegetrappel aus meiner stillen Beschaulichkeit weckte. Es war eine Reihe kleiner Leiterwagen, mit zwei bis drei Pferden bespannt und je von einem Kroaten geführt, welche nach Neusiedel zu Markte fuhren. Die Leute, bis über den Kopf in ihre Röcke aus Schaffellen gewickelt, bedeuteten mir aufzusteigen, da sie vermuthlich nicht ahnten, daß Jemand zum Vergnügen hier zu Fuß gehen könne. Allein ich lehnte es ab, bis mich ein verspäteter Nachzügler, der im scharfen Galopp von hinten heran kam, fast über den Haufen gerannt hätte. Das hielt ich für einen Wink des Schicksals und stieg auf, fand aber bald, daß es für einen geborenen Deutschen fast leichter sey zu gehen, als auf einem solchen Wagen zu fahren. Quer über das Vordertheil des Wagens war nämlich ein unbefestigtes Brett gelegt, worauf ich mich mit dem Kroaten derart schaukeln mußte, daß wenn der Eine plötzlich aufgestanden wäre, der Andere auf der entgegengesetzten Seite hätte hinunterschnappen müssen. Die kleinen, geschundenen, katzenartigen Pferde liefen von selber beständig Galopp, der Fuhrmann hatte keine Peitsche und gebrauchte nur selten den Zügel, die Räder sanken bald in ein Loch, bald stießen sie wider einen Erdhaufen, der Wind traf uns in immer gewaltsameren und plötzlicheren

Stößen, und da ich mich sonst nirgends anlehnen oder halten konnte, so schlug ich den Arm fest über die Schulter meines Kroaten, und in dieser freundschaftlichen Umschlingung begannen wir bald das lebhafteste Gespräch, natürlich auf deutsch; denn in dem Gränzstriche des ungarischen Leithawinkels, wo Deutsche, Magyaren und Kroaten unter einander wohnen, verbindet sie Alle doch wieder das gemeinsame Verständniß der deutschen Sprache. Der Mann fragte mich nach meinem Wanderziele; und da ich es für gut fand, ihm nur Oedenburg als solches zu bezeichnen, so rieth er mir, nicht den Streckweg durch den Neusiedlersee zu gehn, denn ich würde dort bis über die Kniee in den Schlamm einsinken.

Dieser See, welchen Geographen in der Studierstube wohl gar das Gegenstück des Bodensees am Ostsaume der Alpenausläufer genannt haben, existirt nämlich seit zwei Jahren nur noch auf den Landkarten; im trockenen Sommer verschwand er damals zum größten Theile. Uebergroße Sommerhitze, Regenmangel ist überhaupt die gefürchtetste Landescalamität für Ungarn. Der Kroat sagte, zwei Jahre habe der See gebraucht, um zu verschwinden, in zwei Jahren aber werde er wiederkehren; vor zweihundert Jahren sey es schon einmal geradeso gewesen. Die Fischer in den westlichen Uferdörfern verkauften jetzt Karpfen aus Wien, in zwei Jahren würden sie wieder ihre eigenen Karpfen nach Wien bringen. Denn der See sey doch nicht ganz verschlupft; ein großer Trichter in der Mitte des Beckens habe die Hauptmasse des Wassers verschlungen, einzelne stattliche Teiche bestünden noch. So beginnt der Volksmund bereits sagenhaft von dem verlorenen See zu reden. Wer freilich das äußerst flache Becken des Neusiedlersees betrachtet (die größte Tiefe betrug nur 13 Fuß) und die Gestalt des umliegenden Landes, welches durch Hügelketten auf der einen Seite fast alle Zuflüsse ablenkt und auf der andern in die unabsehbare Fläche des Hanság-Sumpfes verläuft, der begreift, wie der See, auch ohne jenen geheimnißvollen Trichter, bei der steigenden Austrocknung des Hanság gleichfalls ver-

trocknen mußte und sich auch in zwei Jahren schwerlich wieder füllen wird.

Der verlorene Neusiedlersee ist uns aber ein noch ächteres Wahrzeichen des Landes als da er mit dem schönsten Wasserspiegel erfüllt war. Sein Gestade sagt uns, daß wir inmitten einer deutsch redenden Bevölkerung dennoch bereits auf ungarischem Boden stehen. Ungarn ist kein Land der großen, klaren, tiefen Seen, sondern vielmehr der Sümpfe, Moräste und Binnenmarschen, die von alten verlorenen Seebecken übrig geblieben sind, und der Neusiedlersee mit dem Hanság verkündet uns als ein bis zur deutschen Gränze vorgeschobener Vorposten die großen Sumpfniederungen Centralungarns an der Theiß, am Körös, Maros und der Donau. Das westliche Ufer des Neusiedlersees mit seinem trockenen Hügelboden und den großen, theilweise ummauerten Ortschaften bietet uns noch deutschen Charakter in Volkes- und Landesart, das östliche mit den weit verstreuten kleinen Ansiedelungen des Hanság versetzt uns ganz auf ungarischen Boden und nähert uns rasch den Magyaren.

Dies aber ist das wunderbar Fesselnde des Gränzwinkels zwischen Preßburg und Oedenburg, daß hier nicht bloß Leute von dreierlei Nationalität durch einander verstreut wohnen, sondern daß auch zugleich auf engstem Raume die Hauptformen ungarischer Landesart, hart neben der deutschen, im Kleinen vorgebildet sind. Die Schütt und der sogenannte Heuboden bei Preßburg öffnet uns beim ersten Schritte auf ungarisches Gebiet die Perspektive auf das große Niederungsbecken des mittleren Donaulandes, die Parndorfer Haide gibt uns einen kleinen Vorschmack der Pußten, und der Neusiedlersee den Typus jener Sümpfe und Moräste, welche Ungarn kennzeichnen. Zugleich aber sehen wir diese dreifache Form des Tieflandes, welches sich gen Osten endlos in die Ferne verliert, gen Westen, das ist an der Gränze, von Bergen umsäumt: die kleinen Karpathen und die letzten Ausläufer des deutschen Alpensystems im Leithagebirge treten sich an der deutsch-ungarischen Strompforte von Angesicht zu Ange-

sicht gegenüber, nur durch die Breite des Donaubettes getrennt. Auch hierin liegt ein feines Wahrzeichen. Für Ungarn ist nicht schlechthin die Ebene charakteristisch, wie für Polen, sondern das Flachland in riesigem Bogen von Gebirgen umsäumt. Durch Gebirgspforten treten wir aus deutschem und slavischem Gebiet in die ungarische Tiefebene, Ungarns Doppelhauptstadt, Pesth-Ofen, liegt am letzten Vorberge des Bakonyerwaldes, die alte Krönungsstadt Preßburg am Fuße der kleinen Karpathen, die namengebende Stadt Unghvár vor den Ausläufern der großen Karpathen, im ungarischen Wappen trägt ein dreigipfeliger Berg das Patriarchenkreuz und die Ungarn haben ihren Krönungshügel und ihren heiligen Berg als besondere Nationalheiligthümer: Flachland am Vorgebirge oder mit den Bergen in blauer Ferne, das ist wenigstens eben so ächt ungarische Landschaft wie die endlose Fläche der Pußta.

Ein prächtiges Bild solcher berggesäumten Haide- und Sumpfflächen that sich vor mir auf, als ich, von der Parndorfer Haide herüberkommend, unsern Geoys den Nordrand des Neusiedlersees und die Preßburg-Oedenburger Landstraße gewann. Die Schneewirbel, welche bis dahin jeden Fernblick verschleiert hatten, zerstoben und gaben der Sonne Raum. Rechts zur Seite trat der letzte steile Vorhügel des Leithagebirges, mit einer Kapelle bekrönt, in den Vordergrund und seitab dehnten sich weithin die waldigen Leithahöhen gen Eisenstadt hinüber, vor mir breitete sich der grüne Boden des Seebeckens, von einzelnen blitzenden Wasserstreifen durchzogen, erst Ackerland, dann Wiesland, dann Sumpf, und weiterhin ein breit gedehnter brauner Sumpfboden, ferne von einer Schneefläche begränzt, die am äußersten Saume des Horizontes durch einen blau und grau verdämmernden Wald abgeschnitten wurde, welcher fast unmerklich mit dem graublauen Himmel zusammenschmolz. Es war ein wundersam ergreifendes Stimmungsbild: nur rechts im Vordergrunde die plastische Form, dann Alles formlos abgetonte Farbenscala in lauter gebrochenen Mitteltinten, ein unvergleichliches Problem für einen Coloristen.

Denn was eben die großen Coloristen am liebsten thun, das hatte hier die Natur geschaffen: aus lauter Schmutzfarben die reinste Farbenharmonie. Im Sommer mag diese Landschaft kälter seyn, die gebrochenen Töne werden sich in grelles Grün, Gelb und Blau verwandeln; jetzt im kalten März schwelgte ich in den warmen Farben dieser ächt ungarischen Palette, obgleich mir der Wind um die Ohren pfiff, daß ich kaum stehen bleiben konnte.

Von Preßburg bis Bruck ist die politische Gränze Ungarns zugleich eine landschaftliche: deutsches Hügelland auf der einen, ungarisches Flachland auf der andern Seite. Eine Volks- und Sprachgränze ist sie aber nicht, denn die überwiegend deutschen Ansiedelungen reichen hier bis in die Schütt und bis Raab hinüber; die Landschaft spricht also viel früher ungarisch als das Volk.

Südlich von Bruck läuft die politische Gränze theilweise auf der Wasserscheide des Leithagebirges und umspannt ein Bergland zwischen Leitha und Neusiedlersee, welches uns landschaftlich ganz in deutsche Mittelgebirgsscenerien versetzt. Den städtischen Mittelpunkt dieses Winkels bildet Eisenstadt, den südlichen Flügelpunkt bezeichnet Oedenburg. Hier haben wir also deutsche Landschaft auf ungarischem Boden.

Die Ortschaften dieses welligen Berg- und Hügellandes sind entweder deutsch oder kroatisch; die Ortsnamen deutsch und magyarisch. Die Deutschen haben die Cultur- und Sprachherrschaft; die Magyaren suchen hier wie anderswo mit ihrem neu gewonnenen politischen Regiment auch ihre Sprache und Sitte breiter einzubürgern, und da man heute schon sagt, daß Wien anfange halb ungarisch zu werden, so muß Eisenstadt, Oedenburg und Preßburg doch wohl auch ungarischer als vordem geworden seyn. Die Kroatendörfer erscheinen wie eingestreute

Colonien und ihre Bewohner wie ein absterbendes Volkselement. Früher rühmte man die Größe und Stärke der kroatischen Männer dieser Gegend und die Schönheit der Mädchen. Das soll jetzt anders geworden seyn. Die Leute arbeiteten sonst nur so viel sie mußten und producirten bloß, was sie brauchten. Inmitten der fleißigen, theilweise industriellen ungarisch-deutschen und niederösterreichischen Gränzbevölkerung kann sich ein so lässiges Naturvolk nicht lange mehr behaupten: durch die gesteigerte Wirthschaft wird sein nationaler Typus umgestaltet, oder es wird völlig hinweg gearbeitet. Seit die Kroatenkinder in die benachbarten Fabriken gehen, soll sich der ganze Volksschlag merklich verändern.

Alles zusammengenommen macht die Gegend am Leithagebirge und am Neusiedlersee den Eindruck einer deutschen „Mark“ im mittelalterlichen Sinne des Wortes, das heißt, wir finden uns auf fremdem Boden, aber dieser äußerste Saum fremden Landes steht unter deutscher Culturherrschaft, er ist ein zur Schutzwehr der wirklichen Gränze ins Ausland vorgeschobener Vorwall. Oesterreich hat noch viele solcher „Marken“: möge man ihre deutsch-nationale Bedeutung in Wien niemals vergessen.

Das sprechendste Sinnbild dieses deutschen Marken-Charakters des westungarischen Gränzsaumes bieten die Ortsnamen: fast alle Dörfer und Städte führen hier zwei Namen, einen deutschen und einen magyarischen. Nur im selteneren Falle ist der eine Name eine bloße Umbildung des andern, oder eine wörtliche Uebersetzung, weit öfter drücken beide einen ganz andern Begriff in völlig selbständigem Worte aus; Deutsche und Magyaren mögen sich viel leichter wechselweise unterdrücken als ausgleichend vermischen. Die deutschen Namen der Städte kennt man in der ganzen Welt, die magyarischen lernt man meist erst hier an Ort und Stelle kennen, und Poststempel, Eisenbahnfahrpläne, Ortstafeln und Wegweiser sorgen jetzt genügend dafür, daß wir erfahren, Preßburg heiße Posony, Oedenburg Sopron, Raab Györ, Wieselburg Mosony, ja Wien selber bleibe in Ungarn nicht

Wien, sondern heiße Becs *). So heißt Purbach am Neusiedlersee Fekete Város (Schwarzstadt), Donnerskirchen Feher Egyháza, Kroisbach Rákos, Holling Boz, daneben aber auch Weyden Védeny, Gols Gállos, Somarein in der Schütt Somorja in bloßer Lautumbildung.

In den meisten Fällen kann man nachweisen, daß die deutsche Form der Ortsnamen des ungarischen Leithawinkels älter sey als die magyarische; aber nicht in allen. Denn es haben hier, nach kleinen Strichen wechselnd, verschiedene Einwanderungen und Rückströmungen im Laufe der Jahrhunderte stattgefunden. So sitzen im Hügellande des Oedenburger Comitats die „Hienzen," deutsche Bauern, welche schon vor den Magyaren zur Karolingerzeit hier eingewandert sind, während die deutschen „Haidebauern" am Neusiedlersee erst im sechzehnten Jahrhundert, also lange nach den Magyaren kamen. Das treue Festhalten an den grundverschiedenen Doppelnamen aber bezeugt jedenfalls, daß der Einfluß der einen Nationalität niemals völlig und dauernd Herr zu werden vermochte über die andere.

Die „Hienzen" und die „Haidebauern" führen mich noch zu einer Bemerkung in Parenthese. Nach Czoernig sollen die Hienzen bayerischen, allemannischen und fränkischen Stammes seyn, die Haidebauern dagegen Schwaben. Wir erhalten also in der kleinen Gränzecke an der Leitha und dem Neusiedlersee neben den scharf abstechenden landschaftlichen Typen zugleich die bunteste Musterkarte der Volkselemente: Deutsche viererlei Stammes und Kroaten und Magyaren dazu.

Eisenstadt, welches ich auf so langem Umwege endlich erreiche, heißt auf magyarisch Kis Márton, das ist Klein-Martin,

*) Es ist bezeichnend für Oesterreich als die polyglotte Monarchie, daß nicht einmal die Hauptstadt bei allen Völkern des Reiches einen Namen von gleicher Wurzel hat. Zwar sagt der Italiener und Rumäne Vienna, der Böhme Viden, der Pole und Ruthene Wiédeń; der Slovene dagegen Dunaj, der Kroate und Serbe Bec, der Magyare Becs (sprich Betsch).

im Gegensatze zu Nagy Márton, Groß-Martin, dem jetzt kleineren Mattersdorf. Der kleine und der große Martin lockt mich aber zu einer Episode, womit sich diese Betrachtung über die deutsche Mark zwischen Preßburg und Oedenburg nicht unpassend abschließt.

Vor dem hohen Chore der Preßburger St. Martinskirche steht eine lebensgroße Metallstatue von Donner, also aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sie stellt den heiligen Martin von Tours dar, wie er vom Pferde herab mit seines eigenen Mantels Hälfte den nackten Bettler bekleidet. Der Heilige trägt eine ungarische Mütze und ungarische Sporenstiefel und zerschneidet den Mantel mit einem Husarensäbel. Obgleich die Gruppe der neueren Kunst angehört, war es doch ächt mittelalterlich, den gallischen Bischof des vierten Jahrhunderts als einen modernen Ungarn zu kleiden; denn der mittelaltrige Künstler plagte sich nicht mit culturgeschichtlichen Costümstudien, sondern gewandete seine Heiligen am liebsten nach eben gangbarer Landessitte. Hätte Donner denselben heiligen Martin für eine deutsche, französische oder italienische Stadt modellirt, so würde er ihm vermuthlich ein etwas verzopft antikes Gewand und römische Soldatenstiefel gegeben haben; für Ungarn taugte ihm die mittelalterliche Auffassung, welche den vor nahezu anderthalb tausend Jahren verstorbenen gallischen Bischof arglos in die ungarische Gegenwart rückt. Die eigensten Charakterzüge des Magyarismus waren und sind bis auf diesen Tag noch großentheils mittelalterlich.

Der Husarensäbel des heiligen Martin von Tours hat aber auch noch einen anderen Grund. Denn obgleich der berühmte Bischof im fernen Gallien die Stätte seiner historischen Thaten fand, war er doch in Pannonien geboren und zwar zu Sabaria, das ist das heutige Stein-am-Anger, welches die Magyaren Szombathely nennen. Freilich ist er darum noch kein geborener Ungar, weil es eben zu Kaiser Konstantins Zeiten überhaupt noch keine Ungarn im Eisenburger Comitat gegeben hat. Allein

wenn es nationale Besitz-Ansprüche gilt, dann greift ein für seine Nationalität begeistertes Volk gerade so ungenirt rückwärts über die Geschichte hinaus, wie es der Geschichte vorgreift. Und also hatten die Ungarn ganz recht, wenn sie sich den pannonisch-gallischen Martinus des vierten Jahrhunderts als einen ächten Magyaren des achtzehnten darstellen ließen. St. Martin ist ein ungarischer National-Heiliger; verschiedene Dörfer tragen ihren Namen von ihm, während sie auf deutsch ganz anders benannt sind, vor Allem aber ist der „heilige Berg der Ungarn," Szent Márton bei Raab, auf den Namen des Bischofs getauft; warum soll also ein Heiliger, der dem Lande so viele gute Dienste geleistet, nicht ungarische Stiefel tragen?

Diese Statue steht, wie gesagt, vor dem Chore der Preßburger Martinskirche, auf der Straße. Tritt man ins Innere des gothischen Gebäudes, welches eben in der Restauration halbwegs vollendet ist, so fesselt zumeist wiederum der Chor; — es ist der Ort, wo durch lange Zeit die ungarischen Könige gekrönt wurden. Eine Tafel in der Wand, noch moderner als die Statue draußen, besagt uns das und zählt die Namen der hier gekrönten Häupter auf — in deutscher Sprache.

Wenn der Ungar den Bischof von Tours als einen der berühmtesten Patrone des Landes seinen Landsleuten vorführen wollte, so costümirte er ihn ungarisch; wenn er aber aller Welt erzählen wollte, daß hier seine Könige gekrönt seyen, so mußte er's in deutscher Sprache thun.

Die alten deutschen Einwanderer haben Eisenstadt vor tausend Jahren seinen Namen gegeben; aber erst vor hundert Jahren hat der Wagnerssohn von Rohrau dem versteckten Städtchen einen Namen gemacht. Hier fand Joseph Haydn von 1760 bis 1790 die Stätte seiner kunstgeschichtlich epochemachenden Wirksamkeit, seines kräftigsten und eigensten Schaffens. Und obgleich

Haydn schon vor seiner Eisenstadter Zeit die ersten Quartette und Symphonien schrieb, so kann man doch Eisenstadt die Wiege des deutschen Quartetts und der deutschen Symphonie nennen; denn nicht der früheste halbreife Versuch, sondern die erste Stufe der Vollendung und des nachhaltig durchschlagenden Erfolges ist hier das Entscheidende. Von Eisenstadt aus eroberte Quartett und Symphonie die musikalische Welt; es begann eine neue Kunstepoche, die klassische Blüthezeit der reinen Instrumentalkunst, der absoluten Musik.

Welch ein Wechsel der Scenerie, wenn wir uns von Rohrau nach Eisenstadt versetzen! Rohrau, ein unscheinbares Dorf mit dem heimeligen Schloß und Garten versteckt sich in den Auen der Leithaniederung, Eisenstadt, die Bergstadt, unmittelbar vor dem höchsten Gipfel des Leithagebirges hoch gelegen, beherrscht die Gegend weithin, sein großer Thiergarten und die von alten Lindenalleen beschatteten Landstraßen verkünden dem Wanderer schon von fernher eine fürstliche Residenz im glänzenden Style des vorigen Jahrhunderts.

Wohin wir ringsum die Schritte lenken, zeigt sich die schönste Nachbarschaft: Weingärten, Waldberge und fruchtbare Hügel, verknüpft mit weiten, malerischen Fernsichten, die uns das sumpfige und öde Flachland eben nur als einen in Farbenharmonie verklärten duftigen Hintergrund malen. Vornehme Weine von mancherlei Art wachsen, wofern man den Schritt etwas groß nimmt, gleichsam vor der Thüre: der süße Ruster, ein Frauenwein, an die Rebe des Südens erinnernd, der geistvolle Odenburger, rheinweinartig, ein Trank für Männer, während der Eisenstadter (bei St. Georgen) wenigstens als bürgerlicher Haustrunk gelten mag für beiderlei Geschlecht. Ueberall eine heitere, reiche Natur, zum frohen Lebensgenusse stimmend und verschönt von der Kunst, welche uns in dem berühmten parkartigen Schloßgarten von Busch- und Baumgruppen zu Teichen, Wasserfällen, Felsen, Tempeln, Statuen, einer Allee von Rosenbäumen und zuletzt zu einem Berggipfel führt mit einer landschaftlichen Rund-

schau so schön und großartig, daß sich in keinem Herrengarten der ganzen österreichischen Monarchie ihres Gleichen finden soll. Wir stehen in einem abgelegenen Gränzwinkel, wir fühlen die tiefe Einsamkeit des Ortes und doch beschließt derselbe eine so reiche kleine Welt der Schönheit in sich, daß wir sagen müssen, für den still aus sich heraus ins Große schaffenden Künstler ließe sich kaum eine anregendere Stätte denken.

Das fürstlich Esterhazy'sche Schloß zu Eisenstadt versteckt sich nicht zwischen Bäumen, wie der trauliche Herrensitz von Rohrau; es thronet frei und hoch und schaut als ein Wahrzeichen weit ins Land hinein. Am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in großen Verhältnissen prächtig und prunkhaft aufgeführt, erinnert es an die imposanten Wiener Palastbauten und übertrifft an Masse und Schönheit die Residenz gar manches regierenden deutschen Fürsten. Der neue Anbau und Umbau vom Jahre 1805 mag zwar Vieles anders gestaltet haben, als es zu Haydns Eisenstadter Zeit gewesen, allein er bewahrte wenigstens die für uns merkwürdigsten Räume, die beiden Conzertsäle.

Gegenwärtig ist nun freilich der Glanz des Eisenstadter Hoflebens verblichen und es ruhet vielmehr die melancholische Poesie der versunkenen Herrlichkeit auf dem stolzen Schlosse. Seit der „Esterhazy'schen Katastrophe“, wie man hierzuland zu sagen pflegt, ward es gar stille in Eisenstadt, und der Reichthum des Fürstenhauses ist nicht mehr in dem Sinne sprüchwörtlich wie vor hundert Jahren, als man hohe Gäste von nah und fern mit wahrhaft königlichen kunstgeschmückten Festen ehrte. Die große Lindenallee, welche vom Neusiedlersee herüberführt, auf stundenweit den Herrensitz ankündend, fiel im Frühjahr 1868 unter dem Beile, da die Bauern dem Fürsten das Recht nicht mehr zugestehen wollten, ihre Grundstücke mit aristokratischen Bäumen zu beschatten, welche schmücken aber keine Früchte tragen. Statt der 197 Grenadiere, die noch vor sechzig Jahren die Wachmannschaft des Schlosses bildeten, sah ich nur einen einzelnen Diener

im Portale auf und niedergehen, und was jedenfalls bedauerlicher, die Mannschaft der einst so berühmten und zahlreichen Musikkapelle ist jetzt auf ein Trio, zwei Violinisten und einen Contrabassisten zusammengeschmolzen, welche aber immer noch unter einem fürstlichen Kapellmeister stehen, dem vierten und wie er selber glaubt, letzten Nachfolger Haydn's. Die Amtsthätigkeit des Herrn Kapellmeisters Zaitz, dessen freundliche Führerschaft mir meine besten Eisenstadter Eindrücke aufschloß, beschränkt sich dann auch nur noch auf die Leitung des Kirchengesanges und die Bewahrung des Musik-Archivs im Schlosse.

Die Esterhazy'schen Finanzen werden sich nun freilich wieder bessern und bei einem Majorate, welches in Ungarn allein 71 Quadratmeilen umfaßt und einen Kapitalwerth von eben so viel Millionen Gulden darstellt*) ist die Rückkehr des alten Reichthums vielleicht nur eine Frage der Zeit. Allein jene Herrlichkeit, von welcher das Schloß zu Eisenstadt erzählt, wird darum doch nicht wiederkehren; denn sie wurzelte in den politischen und Culturbedingungen einer begrabenen Epoche.

Die Geschichte des Hauses Esterhazy bietet Thatsachen, welche sich ungesucht in den Gedankengang dieses Aufsatzes fügen. Ich will sie wenigstens andeuten, bevor ich den Blick vom Eisenstadter Schlosse zur Stadt lenke.

Die Familie Esterhazy von Galantha, obgleich nach Name und Stamm magyarisch, fand Ausgang und Schwerpunkt ihrer Macht und ihres Besitzes im Preßburger und Oedenburger Comitat, das heißt auf überwiegend deutsch ungarischem Gränzboden. Der eigentliche Gründer der Größe des Hauses, Nikolaus Esterhazy (1582 bis 1645) hatte seinen Lieblingssitz bereits in Großhöflein bei Eisenstadt, und seine Nachfolger wählten Eisenstadt zu ihrer bevorzugten Residenz, obgleich sich ihre Güter nachgerade

*) Ich benütze hier wie bei den nachfolgenden historischen Notizen die gediegene Monographie über „das fürstliche Haus Esterhazy“ von K. v. Horvath und Emmerich v. Hajnik im dritten Jahrgang der „Oesterreichischen Revue.“

über fast ganz Ungarn ausbreiteten und zuletzt den fünfundzwanzigsten Theil der productiven Bodenfläche des ganzen Königreichs einschlossen.

Zwei Häupter des Hauses sind es, welche als Staatsmänner im siebzehnten Jahrhundert hervorragten und dem Hause eine bestimmte historische Signatur gaben: eben jener Nikolaus und dessen Sohn Paul (1635 bis 1721). Beide suchten fortwährend zu vermitteln zwischen den Interessen Ungarns und der habsburgischen Dynastie und leisteten dadurch dem österreichischen Kaiserhause die wesentlichsten Dienste in den verworrenen ungarischen Händeln jener Zeit. Diese große Rolle der beiden Esterhazy's spielt von den Tagen der Erwählung des nachmaligen Kaisers Ferdinand II. zum Könige von Ungarn (1618) bis zur Erringung des Erbrechtes der ungarischen Königswürde für das Haus Habsburg (1687). Nikolaus hat am 1. Juli 1618 dem Könige Ferdinand das Banner im Krönungszuge vorgetragen und Paul Esterhazy hat am 9. Dezember 1687 dem ersten erblichen Könige von Ungarn die Krone aufs Haupt gesetzt. Noch auf seinem Todesbette schrieb jener Nikolaus: „Ein Tollhäusler ist, wer da glaubet, daß ein für sich bestehendes Fürstenthum Ungarn" diese Nation und das Vaterland zu erhalten im Stande sey." Die dauernde Verbindung Ungarns mit dem deutschen Herrscherhause, das Gravitiren des Magyarenlandes nach Wien hinüber bezeichnet jene Periode, in welcher die Esterhazy's reich und mächtig wurden.

Doch vergaßen sie auch damals nicht, daß sie Magyaren waren. Und eben jener ältere Paul Esterhazy wurde zuletzt bei Seite geschoben, weil er den österreichisch-ungarischen Centralisationsplänen widerstrebte, wie sie unmittelbar nach dem Gewinn der erblichen Stephanskrone in Wien auftauchten. Sein Enkel Nikolaus, welchen man, wohl in Erinnerung an Lorenz von Medici, den „Prächtigen" nannte, schuf eine zweite Periode des Glanzes für das fürstliche Haus im achtzehnten Jahrhundert. Sie fällt wiederum bezeichnend in die Zeit wo Maria Theresia

klug und vorsichtig, Joseph II. rasch und unbedacht Ungarn deutsch und österreichisch zu machen suchten. Damals begann namentlich der Adel die ungarische Tracht und Sitte abzulegen und die heimische Sprache am Wiener Hofe zu verlernen. Damals wurde in Eisenstadt deutsche und italienische Kunst gepflegt, französischer Prunk entfaltet und in dem benachbarten Esterháza ein ungarisches Versailles geschaffen. Der Name Esterhazy wurde den Historikern der Kunst und der Malerei geläufig: den Einen, weil in Eisenstadt die Wiege der Wiener Tonschule stand, den Andern, weil jener prachtliebende Nikolaus und sein gleichnamiger Sohn die berühmte esterhazysche Gallerie nachmals in Wien gründeten, welche so lange als eine der ersten Kunstsammlungen Deutschlands galt, bis sie der ungarische Patriotismus des Hauses neuerdings nach Pesth verpflanzt hat.

So werden wir also auch bei der Geschichte des Hauses Esterhazy überall daran erinnert, daß wir uns in Eisenstadt auf deutschem Boden innerhalb der ungarischen Gränzen befinden.

Aber nicht bloß Schloß und Landschaft von Eisenstadt, auch das Städtchen hat seinen besondern Charakter und bedeutet etwas für sich: es ist die letzte ächt deutsche Kleinstadt dieses Gränzstriches. Die größeren Nachbarstädte Preßburg und Oedenburg sind zwar auch in ihrem Kerne deutsch, allein schon das bunte Gemisch der durch Handel und Verkehr dort zusammengeführten Slaven und Magyaren, an Physiognomie, Tracht, Sprache, ja am Fuhrwerk und den Pferden *) meist sofort erkennbar, gibt ihnen doch ein entschieden gemischteres, fremdartiges Gepräge. Nur die am unteren Eingange Eisenstadts isolirt zusammengebauten Scheunen muthen uns ausländisch an, und die untere Kirche mit ihren alten Vertheidigungswerken, eine kleine Festung, erinnert an die Gränzlage des Ortes. Dieser Eindruck

*) Der magyarische Bauer reitet auf einem Pferde, der deutsche Bauer führt auch hier wie bei uns den schweren biederen deutschen Ackergaul, der Kroat dieses Gränzwinkels fährt mit „Katzen;" allen Dreien aber ist der weiße, großgehörnte ungarische Ochse gemeinsam.

ist uns aber nicht mehr neu, denn er begleitet uns von Preßburg und Hainburg herüber längs der ganzen Leithalinie: Zwischen Preßburg und Hainburg winken die Trümmer der hohen Preßburger Veste den letzten Abschied aus Ungarn nach, während uns bei Wolfsthal die aus Waldesgrün aufragende Ruine einer Burg den ersten Gruß aus Deutschland entgegen sendet; den Donaupaß beherrschet alsdann die „Hainburg die alte", wie sie im Nibelungenliede heißt und eine lange Mauer, welche vom Burgberge längs der Stadt zum Strome nieder zieht, sperret den Landweg; dann dehnt sich stundenweit eine Kette alter Schanzen von der Donau bei Petronell bis zum Neusiedlersee, an der deutschen Seite des Sees zeigen selbst die Dörfer Ueberreste alter Befestigung, und gelegentlich sagt uns ein Heiligenstock mit der Inschrift: „Behüt' uns vor der Pest", oder ein Türkenkopf als Ornamentstück eines alten Baues, daß jene Gränzwehren nicht bloß zwischen Deutschen und Ungarn, sondern auch zwischen dem Abendlande und den Türken errichtet wurden.

Eisenstadt baut sich in ziemlich langer Linie einen Berg hinan; der untere Theil ist durch jene feste Kirche bezeichnet, in der Hochstadt erhebt sich das Schloß, über dasselbe hinaus bergaufwärts gruppirt sich aber noch eine Art Vorstadt um eine zweite Kirche, die Bergkirche.

In der Gruft dieses seltsam complicirten Rundbaues ruhen die Gebeine Joseph Haydns. Die meisten Leser werden Haydns Grab auf einem Wiener Kirchhofe suchen, wie noch in vielen Büchern gedruckt steht, und sie finden dort auch die Stätte des ursprünglichen Grabes, durch den Stein bezeichnet, welchen ein dankbarer Schüler, Sigismund Neukomm, seinem Meister setzen ließ. Allein der Sarg, welcher Haydns sterbliche Ueberreste umschließt, wurde elf Jahre nach seinem Tode auf Anordnung des Fürsten Esterhazy hieher übertragen. Ein einfacher Stein an der Innenwand der Kirche mit einer verhüllten Lyra und langer lateinischer Inschrift bezeichnet den Ort. Ich erfuhr erst später in Wien, daß man auch in die Gruft hinabsteigen könne, daß

es aber nicht sehr erbaulich da unten aussehe; Haydns Sarg stehe zwischen den Särgen eines Hauptmannes und einer Sängerin. Der Gedanke, dem Meister in Eisenstadt, der Stätte seines reichsten Wirkens, einen letzten Ruheplatz zu bereiten, war ohne Zweifel würdig und schön. Allein nicht in der alten, arg verzopften Bergkirche, sondern unter den Bäumen des herrlichen Parkes hätte der Frühlingsverkünder der neueren deutschen Tonkunst ruhen sollen, der Naturpoet der Instrumentalmusik, welcher nicht bloß in der „Schöpfung" und den „Jahreszeiten", sondern meines Erachtens viel reizender und tiefer noch in so vielen Symphonien und Quartetten seine helle Freude an Gottes frischer freier Welt bald jubelnd, bald kindlich andachtsvoll in alle Lande hinaus gesungen hat.

Das Haus, welches Haydn bewohnte, lag im mittleren Theile des Städtchens, nicht weit vom Schlosse. Das Schloß selbst aber, in welchem er drei Jahrzehnte lang musicirte und dirigirte, bewahrt uns seine besten Reliquien, seinen musikalischen Nachlaß.

Noch zeigt man im Schlosse den großen und kleinen Concertsaal. Der größere, ein stattlicher, hoher Raum von bereits etwas verblichener Pracht, war für die Opern und großen Concerte bestimmt, der kleinere gehörte der Kammermusik und dem kleinen Orchester. Die jetzige Generation erzählt davon freilich nur noch vom Hörensagen, denn die Musikherrlichkeit, welche auch nach Haydns Abgang noch geraume Zeit im Schlosse waltete, ist längst verklungen. Leuchtenden Auges berichtete mir mein Führer von dem letzten Concert, welches vor dreißig Jahren in diesen der hohen Muse der Symphonie geweihten Räumen gegeben wurde: „das war unvergleichlich schön; am einen Ende des Saales spielte Johann Strauß, der Walzerkönig, und dann abwechselnd am andern Ende eine Bande Zigeuner." So ändern sich die Zeiten.

Neben dem großen Concertsaale befindet sich das „Musik-Archiv", mit einem Original-Porträte Haydns geschmückt, welches

den Künstler lebensgroß, fast ganze Figur, sitzend darstellt. Es zeigt uns Haydn bereits als ältern Mann, dem Augenscheine nach etwa als Sechziger, ist ganz wacker gemalt und meines Wissens wenig bekannt. Haydn hatte Unglück mit seinen Porträten; die verbreitetsten Stiche und Büsten stellen den lebensmüden Greis dar mit allen entstellenden Zügen des fast kindischen hohen Alters, während der Kopf nach früheren, seltener vervielfältigten Abbildungen in jüngeren Jahren fein, geistreich, ja anmuthig gewesen ist. Berühmte Männer sollten in dem Bilde ihrer vollen frischen Manneskraft vor dem Auge der Nachwelt stehen.

Doch zurück ins Eisenstadter Musik-Archiv, welches man anderswo eine Bibliothek nennen würde; in Oesterreich ist man aber mit dem Worte „Archiv" sehr freigebig und selbst die Wiener Vorstadt-Theater haben ihr Archiv und ihren „Archivar". In seinen großen massiven Schränken birgt jenes Eisenstadter Archiv wirkliche Schätze. Eine reiche Auswahl von Musikwerken vorab des achtzehnten Jahrhunderts ist da aufgehäuft, darunter manches seltene und ungedruckte Stück, und die höchst mannichfaltige Auswahl, in welcher hier italienische und deutsche Meister vertreten sind, bezeugt, daß man in Eisenstadt wenigstens nicht einseitig musicirt hat.

Beim Einblick in die wohlgefüllten Notenschränke stieß ich auf ein erwähnenswerthes kunstgeschichtliches Phänomen. In überaus großer Masse liegen hier neben so vielem Anderem die handschriftlichen Werke Gregor Joseph Werners, des Vorgängers von Haydn in der Eisenstadter Kapellmeisterei. Dieser Componist war mir bis dahin nur bekannt durch seine burlesken sogenannten „Tafelstücke", musikalische Possenspiele mit Arien und Recitativen, welche unter dem Titel „Gemüthsergözendes Tafelconfect", der „Wiener Tandelmarkt" und die „Bauernrichterwahl" in den Jahren 1750 und 54 erschienen sind. Die Musikalien in Eisenstadt zeigen uns aber einen ganz andern Mann: hier ist der burleske Local-Komiker ein höchst ernsthafter, musikalisch orthodoxer Kirchencomponist, der im strengen Satze einen ganzen Berg

von Messen und verwandter Cultusmusik geschrieben hat. Ein ähnliches Doppelgesicht, unterschieden wie Tag und Nacht, haben aber auch andere oberdeutsche Musiker aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. So der Freisinger Placidus Camerloher, den Gerber als einen Vorverkünder des deutschen Streichquartettes namhaft gemacht hat: er springt gleich Werner mit beiden Füßen von der übervolksthümlichen Burleske zur ganz gravitätischen contrapunktischen Scholastik, wie man aus seinen wunderlichen Symphonien auf der Münchener Staatsbibliothek und aus seinen in Freising aufbewahrten Kirchenwerken ersehen mag. Und dann Florian Gaßmann, der in seinen Streich-Trios oft die reinste und roheste Kirmeß-Musik gibt, in seinen fugirten Quartetten hingegen als der gestrengste Magister auftritt, jeden leisen Anflug von Gemüth, Witz und Humor sofort mit gelehrtem Stirnrunzeln verscheuchend. Das Geniale bei Haydn und Mozart beruht nun aber gerade darin, daß sie diese Gegensätze von Ernst und Lustigkeit, von volksthümlichem Tanz- und Liedeston und gearbeiteter Kunst in einander zu schmelzen und eben dadurch zu verklären wußten.

Ein ganz verwandtes Phänomen, wie es mir bei den beiden Eisenstadter Kapellmeistern Werner und Haydn vor Augen trat, zeigt sich übrigens in weit größerem kunsthistorischem Maßstabe, wenn wir die bald trocken gelehrte bald volksmäßig „grobianische" deutsche Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts mit jener Poesie des achtzehnten vergleichen, welche gleichfalls darnach rang, das volksmäßige und kunstmäßige endlich organisch zu verbinden, bis Goethe in seiner Frühperiode diesen Preis gewann und damit zugleich die höchste Weihe eines Klassikers.

Den interessantesten Bestandtheil der Eisenstadter Sammlung bildet Haydns musikalischer Nachlaß. Er wurde unmittelbar nach des Meisters Tode vom damaligen Fürsten Esterhazy angekauft und von Wien hiehergebracht, wo er bis vor wenigen Jahren verschlossen und unbenützt liegen blieb. Da ge-

lang es endlich dem trefflichen Wiener Musikhistoriker C. F. Pohl, dem Verfasser des Buches „Mozart und Haydn in London," diesen Nachlaß untersuchen, ordnen und literarisch benützen zu dürfen. Früchte dieser Untersuchungen liegen bereits vor in dem eben erwähnten Buche, noch reicher werden sie zu Tage treten in der ersten umfassenden und kritischen Biographie Haydns mit welcher Pohl eben beschäftigt ist, und die uns auch endlich einmal einen chronologischen Katalog der haydn'schen Werke bieten wird, und aus den Quellen geschöpftes Material statt der gangbaren oft genug mythischen Ueberlieferungen.

War es mir auch nicht vergönnt, Haydns Nachlaß in Eisenstadt gründlich zu prüfen, so bin ich doch Einer der Wenigen, die ihn gesehen haben und zwar in einer Weise, daß ich ein allgemeines Urtheil über seinen Inhalt schöpfen konnte.

Der Nachlaß soll, wie man versichert, diejenigen Werke des Meisters enthalten, welche er selber bei seinem Tode besaß. Nun ist das zwar eine stattliche Masse von Notenbündeln; allein trotzdem würde dann Haydn an seinem Lebensabend lange nicht die Hälfte dessen sein eigen genannt haben, was er während mehr als fünfzig Jahren geschrieben und in die Welt geschickt hat. Die meisten der hier vorhandenen Werke gehören seiner letzten Periode an und der weitaus größere Theil wurde schon bei seinen Lebzeiten veröffentlicht. Nur selten begegnet man dabei der eigenen Hand des Componisten; die meisten Manuscripte sind Abschriften eines Notenschreibers. Wer aber weiß, wie erbärmlich incorrect viele und oft bedeutende Werke Haydns gedruckt wurden und dann in weiteren Abdrücken mit einer immer wachsenden Schaar von Fehlern sich erfüllten, dem werden solche alte Copien aus dem Besitze des Meisters, und manchmal wenigstens durch seinen eigenhändigen Namenszug auf dem Titelblatte bestätigt, für die endliche Herstellung eines kritischen Textes doch nicht unwichtig erscheinen. Zeigte doch jüngst erst Franz Wüllner in der ersten correcten und vollständigen Partitur-Ausgabe der herrlichen Symphonie, welche Haydn bei seiner Doctor-

promotion in Oxford aufführte, was durch Handschriften-Vergleichung hier Alles noch zu gewinnen und zu leisten sey.

Es versteckten sich aber auch werthvolle Inedita in Haydns Nachlaß. Jene reizende Symphonie in H (vom Jahre 1772), welche vor zwei Jahren als ein völlig unbekanntes Werk von Rieter-Biedermann in Winterthur in Partitur gestochen und von Wüllner vierhändig bearbeitet wurde, stammt aus dem Eisenstadter Archiv. Auch die Partitur, nach welcher Lachner die Wiederaufführung des verschollenen Oratoriums Tobias in München unternahm und H. M. Schletterer den Klavierauszug (Wolfenbüttel bei Holle) verfaßte, findet sich hier.

Neben diesen und weiteren neuerdings gehobenen Schätzen berühre ich einen andern kleinen Schatz des Nachlasses, der noch seiner Hebung harrt und mir besonders in die Augen stach.

Man weiß, daß Haydn viele Compositionen für das Baryton, das Lieblingsinstrument seines Fürsten, geschrieben hat. Diese Arbeiten sind, wie es scheint, niemals veröffentlicht worden und waren wohl auch ausdrücklich bloß für den Fürsten verfaßt. Reiche Kunstfreunde hielten damals noch etwas auf solchen Alleinbesitz. Nun fand ich in Eisenstadt eine Sammlung von Trios für Violine, Baryton und Violoncell, sehr elegant abgeschrieben, prächtig eingebunden und in einer besondern Kapsel verwahrt; sie sind dem Fürsten gewidmet und tragen auf dem Titelblatte die Unterschrift von Haydns eigener Hand: di me Giuseppe Haydn. Es sind ausgesetzte Stimmen, die ich nur rasch durchblättern konnte; allein auch ohne Partitur sah ich doch, daß hier eine Anzahl anmuthiger Streich-Trios vorliegt, in jener freieren Form, welche man damals wohl auch „Serenade" nannte, aus größeren und kleineren Sätzen zusammengefügt, die gewiß noch geeignet wären, in weitesten Kreisen die Freunde einer feinen Hausmusik zu erfreuen. Die Quartettgeiger, welche zu Beethovens Trios und zu Mozarts Divertimento greifen, wenn etwa der vierte Mann ausgeblieben ist, vermissen eine ähnliche Aushülfe aus Haydns Feder. Sie könnte ihnen hier geboten werden.

Denn das Baryton, welches wir nicht mehr besitzen, ist in der Lage der Viola gehalten, und es bedürfte die Barytonstimme wohl nur einer Umschreibung in den Altschlüssel, um jene Trios auch für uns vollkommen spielbar zu machen. Aber nicht bloß wegen des dreistimmigen Satzes, sondern auch wegen der eigenthümlich gebauten Form scheinen mir die Baryton-Trios eine selbständige Ergänzung zu Haydns Quartetten, Klavier-Trios und Sonaten.

Auch ein Violinconcert fiel mir in die Hände, welches wahrscheinlich noch unbekannt ist und näherer Prüfung sicher würdig wäre. Hat doch Haydn's lange vergessenes Klavierconcert in D sich neuerdings wieder viele Freunde erworben und ist mit Erfolg öffentlich vorgetragen worden. Die Violine lag aber Haydn technisch weit näher als das Klavier, und an klassischen Violinconcerten haben wir wahrlich keinen Ueberfluß.

Zum Schlusse erwähne ich noch der italienischen Opernpartituren Haydns, welche uns aus dem Archive noch ein Stück Wegs über Eisenstadt hinaus führen sollen. Sie liegen in des Meisters eigener Handschrift vor, in jenen wohlbekannten kleinen, festen, eng gedrängten Noten, die in früheren und späteren Manuscripten immer wie mit derselben Feder, mit demselben Zuge geschrieben erscheinen, nur sehr selten durch eine Correctur oder Abänderung unterbrochen. Diese italienischen Opern waren für die Bühne von Esterháza bestimmt. Dort — am Südostrande des Neusiedlersees — in öder Einsamkeit zwischen Sumpf und Wald, hatte Haydns fürstlicher Gönner in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein prunkvolles Schloß erbaut und (so liebte es jene Zeit) in abgelegener Einöde mit stolzen Alleen und Sommer- und Wintergärten umrahmt. Der berühmteste Schmuck von Esterháza aber war das Operntheater, wo besonders die italienische Oper gepflegt wurde. Man legt der Kaiserin Maria Theresia das Wort in den Mund: „Wenn ich eine gute Oper hören will, so gehe ich nach Esterháza."

Längst schon ist es stille geworden in Esterháza, die Kunst-

schätze sind ausgewandert, das Theater ist verschwunden, die alte Herrlichkeit des erkünstelten Prachtsitzes versank. Auch Haydns italienische Opern sind verschollen und großentheils verloren, selbst die in Eisenstadt geretteten Opernpartituren sind lückenhaft, und nur eine Anzahl gedruckter Textbücher zeigt genauer, was früher vorhanden war und gibt Winke für die Chronologie von Haydns Werken. In Goldpapier geheftet erinnern uns diese Textbücher an die vornehmen Gäste, welche vordem in Eisenstadt und Esterháza mit Kunstgenüssen fürstlich bewirthet wurden — und das italienische Hofopernwesen jener Zeit erinnert uns dann selber wieder oft genug an Goldpapier. Die Gegenwart hat an Haydns italienischen Opern gewiß nicht viel verloren; sie beurkunden was der geschickte Mann im herkömmlichen Geschmacke der Zeit leicht und sicher machen, nicht was er über die Zeit hinaus aus der Tiefe seines Genius schaffen konnte. Dennoch war die Schulung durch die italienische Oper für Haydn wie für Mozart nothwendig; sie schmeidigte die Härte und Trockenheit der überlieferten deutschen Technik und führte beide Künstler zu jener Universalität des Schaffens, in welcher die Musik wie die Poesie unserer klassischen Periode die großen Kunstepochen anderer Völker überragt und nur mit dem gleich universalen Schaffen der großen italienischen Maler des sechzehnten Jahrhunderts vergleichbar ist.

Bei Esterháza beginnt die magyarische Sprachgränze und der Hanság-Sumpf; dieser Ort bildet also den äußersten Vorposten unsers ethnographischen wie nicht minder unsers musikalischen Leithawinkels. Man kann aber auch von einer musikalischen Leithalinie reden. Sie ist freilich keine Gränze, sondern eine topographische Basis für den Entwickelungsgang des Vaters der modernen absoluten Musik und seiner Schule. Der Leser kennt bereits die Orte, welche er verbinden muß, um diese Grundlinie zu erhalten, die der Musikhistoriker mit dem Auge des Culturhistorikers betrachten möge: Hainburg, Rohrau, Eisenstadt, Esterháza. Aus Hainburg stammte die Familie des alten Matthias

Haydn und war von da nach Rohrau gewandert, wo Joseph geboren wurde, der aber dann wiederum in Hainburg die ersten Lehrjahre seiner Kunst durcharbeitete; in Eisenstadt fand er die Stätte seiner eigensten und reichsten Entwickelung, und während wir hier die Fülle seines Schaffens bewundern, gemahnt uns Esterháza, wie Haydn als Operncomponist wohl auch seine Kraft verschwendet und doch nicht ganz fruchtlos verschwendet hat.

Der Leithawinkel ist eine Völkerscheide. Es sind aber drei durch ihren Volksgesang besonders ausgezeichnete Völker, welche hier zusammenstoßen: die Deutschen, und zwar von dem so besonders sangesreichen bayerisch-österreichischen Stamm, die Magyaren und die Slaven, und zum Anhang dürfen wir obendrein auch noch die Zigeuner als Instrumentalisten erwähnen. Mozart aus den Salzburger Voralpen und Haydn aus dem Leithawinkel waren schon durch ihre Geburtsheimath vorbestimmt, die scholastisch versteifte Kunstmusik durch den frischen Volksliederton zu verjüngen. Gar Mancher hat es bereits ausgesprochen, daß man aus gewissen Haydn'schen Rondos die wild feurige Tanzmusik der Pußta herüberklingen höre, während Haydn anderseits in vielen seiner Menuette geradezu einen niederösterreichischen Ländler aufspielt. Die Sache geht aber noch tiefer. Haydns größte Originalität ruht vielleicht in seiner neuen, immer wieder überraschenden Rhythmik. Ich weiß keine Gegend auf deutschem Boden, wo das Ohr des Eingeborenen von Kindheit an und ganz von selber derart für rhythmische Contraste sich schärfen könnte, wie in unserm Gränzwinkel zwischen Hainburg und Esterháza.

Von allen Punkten dieses deutschen und ungarischen Gränzlandes laufen nun aber die Hauptstraßen wie Radien zurück zum deutschen Centrum der Gegend, nach Wien; und so vollendete auch Haydn seine Hainburger Lehrjahre bereits in Wien, verbrachte dann in seiner Eisenstadter Periode dort alljährlich mehrere Wintermonate und siedelte endlich im letzten Zeitraum seines Schaffens ganz nach der Kaiserstadt über, um endlich doch wieder in Eisenstadt sein Grab zu finden. Obgleich nun Eisenstadt

zugleich auch der Ausgangspunkt der Schule Haydns, der Sammelplatz seiner älteren Schüler war, so spricht man doch nicht von einer Eisenstadter, sondern von einer Wiener Tonschule, denn in Wien fand die Schule aus dem Leithawinkel erst Ausbau und Vollendung und gewann neue Elemente durch Mozart und seinen Schülerkreis. Welchen Gegensatz bildet aber der örtliche Gang, welchen das Genie Mozarts genommen hat, zu dieser örtlichen Entwickelungsbahn Haydns! Mozart tritt schon als Kind in die große Welt und wir staunen, wie er im bewegten Reiseleben und oft genug von den widersprechendsten fremdartigen Eindrücken umrauscht, doch immer die rechte Sammlung in sich zu finden wußte und nie sich selbst verlor. Haydn kommt aus der Einsamkeit; aber in dem einsamen Eisenstadt umgibt ihn neben der prächtigen Natur doch bereits eine Fülle künstlerischer Eindrücke und Genüsse, die ihn befähigten, später in Wien und London auch die große Welt naiven Sinnes zu verstehen und seiner Kunst zu erobern. Das geht bei ihm Alles stätig und schrittweise auf zusammenhängender Bahn, nicht kühn und sprunghaft wie bei Mozart.

Und selbst das letzte Asyl Haydns, jenes kleine, nette Häuschen in einer stillen Seitenstraße der Mariahilf-Vorstadt zu Wien ist vor sechzig Jahren wohl eine Stätte fast ländlicher Einsamkeit gewesen hart neben dem Getümmel der großen Stadt. Wie Haydns Geburtshaus in Rohrau durch die Abgelegenheit des Dorfes noch in der Grundform seiner alten Gestalt sich erhalten hat, so bietet auch des Künstlers Sterbehaus in Wien noch wesentlich dasselbe Bild, welches Reichardt schildert, als er den lebensmüden Greis besuchte. Die Straßenfront ist noch ganz schlicht und ursprünglich, nur daß uns eine kleine Gedenktafel und ein Schild mit der Aufschrift: „K. K. Lederwaaren-Erzeuger“ derb genug in die Gegenwart versetzt. Noch sehen wir hinter dem Hofe das Gärtchen mit dem alten Gartenhause und betreten die jetzt freilich ganz leere und verödete Dachstube, in welcher die „Jahreszeiten“ componirt wurden. Mitten in der

Stadt konnte der Tondichter seinen Blick aus dem engen Fenster doch immer noch in Gottes freie Natur über die nächsten Gärten schweifen lassen. Die Gärten sind jetzt alle verbaut, nur der Garten vor Haydns Hause blieb erhalten. Die Wände des Stübchens sollen vordem über und über mit Noten beschrieben gewesen seyn: ein späterer Besitzer ließ sie übertünchen, und als einzige Merkwürdigkeit zeigt man nur noch die Thürschwelle, tief ausgeschnitten, angeblich von „Engländern," welche sich durch lange Jahre hier Spähne mitzunehmen pflegten, eingedenk des Weltruhmes, welchen sich der ehemalige Bewohner dieses einsamen Stübchens in ihrer Weltstadt London gewonnen hat. Jetzt kommen solche Engländer seltener.

Der bloße Geburtsort kann unter Umständen sehr gleichgültig seyn für die spätere Entwickelung eines bedeutenden Mannes; aber das Land, in welchem er lebte, lernte und arbeitete, wird uns den Schlüssel zu vielen Geheimnissen seines Schaffens geben.

Noch mancher deutsche Landstrich ist zu durchwandern, um aus seinem volksthümlichen und culturgeschichtlichen Charakter Thatsachen und leitende Gedanken für die Geschichte des Lebensganges unserer großen Männer zu gewinnen. Möchten Andere sich dazu angeregt fühlen durch diese Skizze.



